

FRANKENLAND

Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege
62. Jahrgang 2010

INHALT

I. Aufsätze

<i>Amthor, K.-Jürgen</i>	Bemerkungen zu Meiningen.....	79
<i>Bachmeier-Schraml, Dr. Ingrid</i>	Antonio della Porta und das Schloß in Erlangen – Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuths Versuche mit einem neuen Architekten.....	3
<i>Büttner, Willfried</i>	Aus der Geschichte Jüchsens.....	99
<i>Dümler, Christian</i>	Die Fassade Leonhard Dientzenhofers für die Neue Residenz Bamberg – Genese und Anspruch.....	12
<i>Endriß, Matthias</i>	Das Stadtarchiv Gerolzhofen – Kollektives Gedächtnis einer Kommune.....	337
<i>Erck, Alfred</i>	Das Meininger Theater und die Unterfranken.....	89
<i>Flachenecker, Helmut</i>	Ortschroniken in Unterfranken – ein historischer Überblick.....	364
<i>Frey, Martin</i>	Vom Handwerk zum Gewerbsverein.....	314
<i>Ders.</i>	Das ‚Landwirtschaftliche Bezirksfest‘ von 1851.....	319
<i>Ders.</i>	Vom ‚Bürger- und Gewerbeverein‘ zum ‚Förderkreis‘ – Vereine mit wirtschaftlichen Zwecken in Gerolzhofen im 19. und 20. Jahrhundert.....	325
<i>Hegel, Wolfgang</i>	Joseph Saint-Pierre und das Markgrafenpaar Friedrich und Wilhelmine.....	19
<i>Jäger, Wolfgang</i>	Die Herren von Lichtenstein und das Recht der Mainüberfahrt bei Haßfurt.....	151
<i>Ders.</i>	„O könnte ich nach Haßfurt fliegen“ – Der Lebensabend von Karl Alexander Heideloff (1789–1865) und die Restaurierung der Ritterkapelle in Haßfurt.....	385
<i>Langer, Renate</i>	Das Meininger Theater seit der Öffnung der Grenzen 1989/1990.....	97
<i>Michl, Eike</i>	Der Kapellberg bei Gerolzhofen – Archäologische Spurensuche in einem „vergessenen“ Bodendenkmal.....	291
<i>Papp, Alexander von</i>	„Der Nationalsozialismus klopft auch an Ihre Tür“. Die ‚Gleichschaltung‘ eines fränkischen Gesangsvereins....	238
<i>Paulus, Helmut-Eberhard</i>	Repräsentation im Protestantismus. Die Baumeisterfamilie Richter zwischen Thüringen und Franken. Schloß – Kirche – Stadt.....	26

<i>Rößner, Volker</i>	August Friedrich Graf von Luxburg und die Schriftstellerin Mechtilde Lichnowsky.....	369
<i>Schicklberger, Franz</i>	„Ehrenbaum“ oder „Freiheitsbaum“? Unruhen und politische Zwietracht in Eibelstadt um 1830	110
<i>Schmidt, Rainer F.</i>	Fishcode „Bleak“ – Die Strategie des „moral bombing“ im Zweiten Weltkrieg und die Zerstörung Würzburgs am 16. März 1945.....	121
<i>Schötz, Hartmut</i>	Der Ansbacher Heilig-Kreuz-Friedhof – Kleindenkmäler und Persönlichkeiten.....	244
<i>Schultz, Björn</i>	Germanische Göttinnenverehrung in Würzburg im 7. Jahrhundert.....	223
<i>Steidle, Hans</i>	Der Bürgerwald Gerolzhofen – Dingolshausen – 1250 Jahre Markgenossenschaft?.....	302
<i>Unterburger, Robert</i>	Ein kurzes Leben für die Lyrik: Der vergessene Dichter Heinrich Stadelmann (1830–1875) aus Barthelmesaurach.....	170
<i>Weiß, Dieter J.</i>	Impulse der Markgräfin Wilhelmine für die fränkische Hochschullandschaft.....	103
<i>Wickl, Bernhard</i>	Erinnerung an die Nürnbergsche Universität Altdorf – 200 Jahre nach ihrer Schließung.....	159
<i>Wulz, Gerhard</i>	Wunder wirkendes Wasser – oder Wasser wirkt Wunder	233
<i>Zwicker, Katharina</i>	Gedicht zum 16. März 1945.....	135

II. Frankenbund intern

Spende an den Frankenbund.....		36
<i>Süß, Peter A.</i>	Der Frankenbund gratuliert Dr. Franz Vogt und Edgar Sitzmann zum Geburtstag.....	37
Einladung zum 81. Bundestag am 8. Mai 2010 in Meiningen.....		39, 137
Bestellung der Einbanddecke für den Jahrgang 2009.....		39
Grußwort des Bürgermeisters der Stadt Meiningen zum 81. Bundestag des Frankenbundes am 8. Mai 2010.....		136
FRANKENLAND-Hefte des Jahrgangs 1986 gesucht!.....		138
<i>Süß, Peter A.</i>	Dr. Walter M. Brod 97jährig verstorben.....	138
Begrüßungsrede des 1. Bundesvorsitzenden Dr. Paul Beinhofer anlässlich des 81. Bundestages des Frankenbundes am 8. Mai 2010 in Meiningen.....		179
<i>Lintner, Eduard</i>	„20 Jahre Deutsche Einheit“. Ansprache zum Festakt des 81. Bundestages des Frankenbund e.V. am 08. Mai 2010 im Foyer des Meininger Theaters.....	181
<i>Hochstrate, Alfred</i>	Rede auf dem Bundestag des Frankenbundes e.V. am 08. Mai 2010.....	185
<i>Bergerhausen, Christina</i>	Bericht über den 81. Bundestag in Meiningen.....	191
<i>Süß, Peter A.</i>	Zum Tode von Frau Prof. Dr. Elisabeth Roth.....	196
Spende alter FRANKENLAND-Hefte.....		197
Dank an die Spender.....		197, 406

Einladung des 1. Bundesvorsitzenden zur 63. Bundesbeiratstagung in Gerolzhofen.....	253, 346
Ankündigung des Fränkischen Seminars 2010: „An den Wurzeln des Frankenbundes – Franken nach dem Ersten Weltkrieg“.....	255, 347
Dank an die Bayerische Volksstiftung.....	257
Grußwort der Bürgermeisterin der Stadt Gerolzhofen zur 63. Bundesbeiratstagung des Frankenbundes am 16. Oktober 2010.....	345
Süß, Peter A. Bericht über die 63. Bundesbeiratstagung am 16. Oktober 2010 in Gerolzhofen mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden.....	397
FRANKENBUND-Termine 2011	401
1. Fränkischer Thementag 2011: „Vor- und frühgeschichtliche Denkmale in Franken“	401
Süß, Peter A. Der Frankenbund ernennt Dr. Franz Vogt zum Ehrenvorsitzenden.....	402
Wirth, Axel Kulturpreis des Frankenbundes 2010 für die Kunststation Oepfershausen.....	403
 III. Kunst und Kultur	
Bar-Or, Judith Letzte Ausstellung von Cordula Kappner im „Haus auf dem Zeilberg“.....	267
Beinhofer, Paul Betrachtungen über „Franken in Bayern“.....	40
Biernoth, Alexander „Geschichte der Pfarrei Sachsen“ neu aufgelegt.....	266
Dippold, Günter Leben und Nachleben des Komponisten P. Valentin Rathgeber OSB.....	198
Dürrnagel, Willi Vor 1000 Jahren wurde der heilige Adalbero – der Namensgeber des „Sanderauer Domes“ – geboren.....	258
Ders. Zum 120. Geburtstag des Schriftstellers Anton Dörfler....	262
Ders. Ein Traum vom Glück – Johannes Brahms, die Familie Siebold und Würzburg.....	349
Ders. Emy Roeder, die bedeutende Bildhauerin des Expressionismus, kam vor 120 Jahren in Würzburg zur Welt.....	353
Eberth, Werner Die Zunftstangen in der St. Jakobuskirche Bad Kissingen	414
Falk, Werner Zum 100. Geburtstag des Bildhauers Oswald Zöller.....	264
Lusin, Jörg Das Mainviertel in Würzburg unter besonderer Berücksichtigung seiner Fischer.....	407
Papp, Alexander von Pionier und Meister des modernen Kirchenbaus – Zum 100. Geburtstag des Würzburger Dombaumeisters Hans Schädel.....	207
Ders. Fränkische Forscher in der Weltspitze der Solartechnik....	271
Schwierz, Israel Alte und neue Zeugnisse jüdischer Vergangenheit in Thüngen.....	269
Ders. Schüler der Realschule Ebern fertigen Dokumentation über den jüdischen Friedhof in Ebern/Unterfranken an....	418
Tomczyk, Leonhard Textilkunst im Spessart im 20. Jahrhundert.....	44
Treutlein, Josef Ein Weg, der viele(s) in Bewegung bringt – Der Fränkische Marienweg	351

IV. Aktuelles

Aufruf der Bayerischen Staatsbibliothek München.....	218
<i>Bartholomäus, Christine</i> Sieben Jahrhunderte Geschichte der Juden in Bayreuth. Ausstellung und Buch „Jüdisches Bayreuth“.....	285
Das Volkacher Salbuch	217
<i>Gollner, Gerhard</i> 13. Oberfränkische Malertage 2010.....	148
<i>Horling, Thomas</i> Ansbach und Kissingen als neue Bände des Historischen Atlas von Bayern.....	356
<i>Kistenfeger-Haupt, Irmi</i> Autorenverband Franken (AVF) tagte in Rothenburg ob der Tauber.....	431
<i>Konhäuser, Thomas</i> Goldmünze zeigt Würzburger Residenz.....	429
<i>Krieger, Julia</i> Kneißl, Gudrun, Geierwally – Heimatsfilm im Wandel der Zeit.....	428
<i>Papp, Alexander von</i> Eine fränkische Ordensschwester kämpft in Amazonien für den Regenwald.....	66
<i>Schäfer, Robert</i> Die Schleuse 94 des Ludwig-Donau-Main-Kanals. Ein technikgeschichtliches Denkmal von überregionaler Bedeutung wird wiederbelebt.....	143
<i>Süß, Peter A.</i> Königstraum und Massenware – Ausstellung 300 Jahre europäisches Porzellan.....	219
Welser-Ausstellung in Lauf an der Pegnitz.....	286
<i>Wickl, Bernhard</i> 775 Jahre Kammerstein.....	217
<i>Ders.</i> Förderung von Seminararbeiten durch den <i>FRANKENBUND</i>	87
<i>Ders.</i> Zur Nachahmung empfohlen: Studienfahrt in das Fichtelgebirge.....	358

V. Bücher zu fränkischen Themen..... 61, 139, 277, 420.

Aufsätze

Fürstliche Baumeister in Franken:

Dr. Ingrid Bachmeier-Schraml

Antonio della Porta und das Schloß in Erlangen –

Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuths Versuche

mit einem neuen Architekten 3

Christian Dümmler

Die Fassade Leonhard Dientzenhofers für die Neue Residenz Bamberg –

Genese und Anspruch – 12

Wolfgang Hegel

Joseph Saint-Pierre und das Markgrafenpaar Friedrich und Wilhelmine 19

Helmut-Eberhard Paulus

Repräsentation im Protestantismus. Die Baumeisterfamilie Richter

zwischen Thüringen und Franken. Schloß – Kirche – Stadt..... 26

Frankenbund intern

Spende an den FRANKENBUND..... 36

Der FRANKENBUND gratuliert Dr. Franz Vogt und Edgar Sitzmann zum Geburtstag 37

Einladung zum 81. Bundestag am 8. Mai 2010 in Meiningen..... 39

Bestellung der Einbanddecke für den Jahrgang 2009..... 39

Kunst und Kultur

Paul Beinhofer

Betrachtungen über „Franken in Bayern“..... 40

Leonhard Tomczyk

Textilkunst im Spessart im 20. Jahrhundert..... 44

Bücher zu fränkischen Themen..... 61

Aktuelles

Alexander von Papp

Eine fränkische Ordensschwester kämpft in Amazonien für den Regenwald..... 66

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Prof. Dr. Klaus Arnold	Obere Bachgasse 38/40, 97318 Kitzingen
Dr. Ingrid Bachmeier-Schraml	Oswald-Merz-Straße 4, 95444 Bayreuth
Dr. Paul Beinhofer	Regierungspräsident von Unterfranken Peterplatz 9, 97070 Würzburg
Dr. Christian Dümmler	Referent beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege Schloß Seehof Schloßstraße 22, 46049 Bamberg
Wolfgang Hegel M.A.	Promovend am Institut für Kunstgeschichte der Universität Würzburg Ernst-Reuter-Straße 17, 97080 Würzburg
Dr. Alexander von Papp	Publizist Euweg 8, 97236 Randersacker
Dr. Helmut-Eberhard Paulus	Präsident der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten Schloß Heidecksburg 1, 07407 Rudolstadt
Prof. Dr. Klaus Reder M.A.	Kulturdirektor des Bezirks Unterfranken Silcherstraße 5, 97074 Würzburg
Dr. Leonhard Tomczyk M.A.	Spessartmuseum, Schloßplatz 1, 97816 Lohr am Main
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart
Dr. Günter W. Zwanzig	Oberbürgermeister a.D. Eichenweg 12, 91054 Erlangen

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Antonio della Porta und das Schloß in Erlangen – Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuths Versuche mit einem neuen Architekten

von

Ingrid Bachmeier-Schraml

1. Einleitung

Das Schloß Erlangen und die Hugenottenstadt Erlangen, die 1701 in Christan Erlang umbenannt wurde, gilt als die eigentliche architektonische Hinterlassenschaft des Markgrafen Christian Ernst, der im Jahr 1661, in dem Jahr in dem auch Ludwig XIV. an die Macht kam, die Regierung der Markgrafschaft Brandenburg-Bayreuth übernahm und deren Geschicke bis zu seinem Tod 1712 über 50 Jahre lenkte. In ihrer Gesamtheit stellt die Erlanger Anlage mit Schloß (1700–1704 von Antonio della Porta), Orangerie (1705/06 von Gottfried von Gedeler) und Konkordienkirche (1708 als Gegenstück geplant, nur als Torso ausgeführt), Schloßgarten mit Hugenottenbrunnen (1708 Elias Rantz) und Reiterstandbild des Markgrafen Christian Ernst (1711/12 Elias Rantz) und späteren Nebengebäuden das erste neukonzipierte geschlossene höfische Bautenensemble des Barocks in Franken¹⁾ dar.

Christian Ernst war zum Zeitpunkt des Baues des Erlanger Schlosses auf dem Höhepunkt seiner militärischen und politischen Karriere. 1704 wurde er auf Reichstagsbeschluß zum protestantischen Reichsgeneralfeldmarschall ernannt, nachdem er bereits 1683 nach der Befreiung Wiens zum kaiserlichen Feldmarschall befördert worden war. Schon 1662, kurz nach seinem Regierungsantritt, hielt er sich eine Leibgarde von 40 Mann, die er zu einer eigenen Kompanie ausweitete und dem fränkischen Reichskreis, dessen Obrist er seit 1664 war, auf Kosten der Markgrafschaft zur Verfügung stellte. Die Teilnahme an den französischen, holländi-

schen und an den türkischen Kriegen erforderten eine oft lange Abwesenheit. Das stehende Heer, das Christian Ernst unterhielt, kostete auch in Friedenszeiten noch 8.000 fl. jährlich.²⁾

2. Die Gründung von Erlangen

1686, bereits kurz nach dem Erlass des Edikts von Nantes, kam es zur Gründung der Neustadt Erlangen südlich des bereits bestehenden Dorfes Erlangen. Christian Ernst entschloß sich als Vertreter des Protestantismus im Reichskreis zur Aufnahme französischer Glaubensflüchtlinge. Hier folgte er dem Vorbild seines Veters Kurfürst Friedrich Wilhelms, des „Großen Kurfürsten“. Obwohl von Historikern immer wieder als entscheidungsschwach und leichtgläubig eingeschätzt, setzt er sich hier gegen die Bedenken des Konsistoriums und auch der Landstände hinsichtlich der Sorge wegen einer Infiltrierung durch calvinistisches Gedankengut hinweg. Neben dem christlichen Anliegen versprach er sich vor allem einen Zuwachs an Bevölkerung, indem er ausschließlich wohlhabende Kaufleute und qualifizierte Handwerker anwarb, aber auch eine Hebung der Wirtschaftskraft durch Ansiedelung von neuen Gewerben und somit eine neue Finanzierungsquelle für seine Schulden.³⁾

3. Die Situation in der Markgrafschaft

Als Markgraf Christian Ernst 1661 nach dem Tod seines Großvaters Christian und einer Zwischenregierung durch seinen Onkel Georg Albrecht (1655–61) die Herrschaft

über die Markgrafschaft übernahm, waren die Folgen des Dreißigjährigen Krieges noch nicht überwunden. Durch den Bevölkerungsrückgang stagnierten Handel und Gewerbe. Die finanziellen Mittel waren stark eingeschränkt. Nach anfänglichen großen Ambitionen in der Organisation der Markgrafschaft übertrug Christian Ernst die Verwaltung zunehmend Beamten und Räten. Eine Vermischung des Kammerrats und Landschaftsdirektoriums verursachte unter Mißachtung der traditionellen Steuerbewilligungsrechte der Stände eine immer undurchsichtigere Finanzsituation des Landes. Die bereits beschriebene Konzentration der Interessen Christian Ernsts auf die Außenpolitik und der Versuch durch Kriegeruhm das eigene Ansehen und das der Markgrafschaft zu vergrößern, führten zu einer Totalüberschuldung der Markgrafschaft. Im Endergebnis sollen über eine Million Gulden Schulden, eine jährliche Passivbilanz von 200.000 Gulden sowie eine Belastung der Untertanen mit Steuern auf Vermögen und Einkommen von bis zu 41 Prozent bestanden haben.⁴⁾

Neben der Leidenschaft zum Militär kam noch Christian Ernsts Vorliebe für die Jagd, mit entsprechenden Kosten für Pferde, Hunde und Gesellschaften sowie anspruchsvolle Damen, hinzu. Nachdem seine erste Gattin Erdmuth Sophie, eine Tochter Johann Georgs II. von Sachsen, bereits 1670 verstarb, heiratete er 1672 Sophie Louise von Württemberg (1642–1702). Die Tochter Herzog Eberhards III. war von Stuttgart eine prächtige Hofhaltung gewohnt. Sie teilte die Prunkliebe und Verschwendungssucht ihres Mannes. Sie war vor allem auch durch ihre Spieleleidenschaft bekannt.

4. Planungen für Erlangen

Johann Moritz Richter d. J. (1647–1705), der zuvor in Thüringen tätig und seit 1684 als fürstlicher Oberbaumeister vor allem zum Ausbau des Bayreuther Schlosses verpflichtet worden war, wurde unmittelbar vor dem Eintreffen der ersten Flüchtlinge zum Entwurf einer Idealstadt direkt neben der Ortschaft Erlangen beauftragt.⁵⁾ Erlangen war somit die

erste in einer Reihe von selbständigen Planstädten in Deutschland. Die Ausmaße waren überproportional zur eigentlichen Größe der Markgrafschaft angelegt. Neu-Erlangen war als reine Manufakturstadt geplant und die Finanzierung durch die Refugiés selbst vorgesehen. Der Aufbau von 50 Häusern bereits im ersten Jahr war geplant. Da keine Baubehörde existierte, lagen die Entscheidungen direkt bei Christian Ernst. Die örtliche Bauleitung wurde dem Amtmann und Kammerrat Andreas Mösch übertragen.⁶⁾

Markgraf Christian Ernst versprach sich wohl hauptsächlich Ruhm als Städtegründer. Die Errichtung eines Schlosses bzw. eines Repräsentationssitzes des Landesherrn in der Stadt Erlangen war zu diesem Zeitpunkt jedoch nicht geplant. Der früheste Hinweis auf ein markgräfliches Bauvorhaben datiert vom 11. Juni 1698 mit der markgräflichen Anordnung, die Westseite des Marktes für eine Unterkunftsmöglichkeit der herrschaftlichen Familie freizuhalten. Als Anlaß für den Bau des Schlosses wird allgemein die Vermählung des Erbprinzen Georg Wilhelm mit Sophia von Sachsen-Weißenfels am 16. Oktober 1699 und die damit verbundene notwendige Gründung eines eigenen Hausstandes gesehen. Ob die Anregung dazu vom Erbprinzen oder dem Markgrafen selbst ausging, ist nicht geklärt. Die Grundsteinlegung erfolgte am 12. Juli 1700 in Anwesenheit des Markgrafen und seines Sohnes.⁷⁾ Bereits ab Juli 1701 wandte sich Georg Wilhelm mit dem Bau eines ersten Schlosses in St. Georgen einem eigenen Projekt zu, auf das er dann sein ganzes Augenmerk legte.

5. Der Bau

Ein Plan von 1701 zeigt die Einordnung des Schlosses in das Rastersystem der Stadt. Der langgestreckte Bau mit betonter Mitte liegt als Querriegel an der östlichen Querseite des Marktes. Die Baugestalt mit unterschiedlich breitem Mittelrisalit auf Markt- und Gartenseite ist bereits angedeutet. Die städtebauliche Dominanz der vor dem Schloß verlaufenden Hauptstraße als ‚Rue principale‘ wird beibehalten. Der östlich angrenzende Lust-



Abb. 1: Die Marktfassade des Schlosses Erlangen.

garten bricht das Raster auf, eine Baumallee führt über die eigentliche Stadtbegrenzung hinaus.⁸⁾

Das Schloß selbst präsentiert sich als dreigeschossiger langgestreckter Quaderbau mit zwanzig Fensterachsen und einem mittig gelegenen, eine Fensterachse tiefen Risalit. Der fünf Fensterachsen tiefe Bau wird von einem ein hohen Walmdach gekrönt. Das Erdgeschoß zeigt eine Bänderrustika, der nur auf der Marktfassade eine kolossale flache Pilasterordnung toskanischer Form zugeordnet ist, die die schmalen hochrechteckigen Fensteröffnungen vertikal gliedert. Die Fensteröffnungen im Hauptgeschoß sind alternierend durch Rund- oder Spitzbogenverdachungen ausgezeichnet. Die Fenstergesimse sind stark ausgeprägt, die Fensterrahmen sitzen auf den Geschoßgesimsen auf. Auf der Marktseite ist die Mittelachse des dreiachsigen Risalits durch ein gedoppeltes Fenster betont, während auf der Gartenseite keine weitere Akzentuierung erfolgt. Sowohl auf Garten- und Marktseite zeigt der Risalit einen Attikaufsatz mit freistehenden Figuren, der auf der

Marktseite zusätzlich durch einen Dreiecksgiebel über Portal und gedoppelter Mittelachse in Szene gesetzt ist.

Von seiner Form her müßte man das Schloß eigentlich als Palais bezeichnen. Als solches war es wohl auch ursprünglich geplant. Noch in dem Urkundentext, in dem Christian Ernst im September 1703 das Schloß von seinem Sohn zurückkauft, um es seiner neuen Gemahlin zu schenken, wird es als „zu Christian Erlang neuerbautes großes Steinernes Haus von 3en Gaden, wie es jezo ist mit sampt der am hinteren theil dieses Hauses gelegenen Allee von gepflanzten Lindenbäumen...“ bezeichnet.⁹⁾

Das Schloß ist komplett in Sandstein erbaut. Mit dem Verzicht auf eine farbige Fassung ist der Bau optisch in die städtebauliche Umgebung von Neu-Erlang eingebunden. Über die Innenraumgestaltung, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll, geben am besten zwei Grundrißpläne von 1712 Auskunft. Nach einem Brand im Januar 1814 blieben nur die Außenmauern und der Figurenschmuck un-

versehrt. Der Wiederaufbau und die Nutzung als Universitätsbibliothek und -Verwaltungsbau haben den Bau innerlich stark verändert. Auf eine bauzeitliche Innenausstattung mit Stuck oder Malerei gibt es leider keine Quellenhinweise.

6. Der Baumeister

Die Quellenlage zum Schloßbau ist sehr schlecht. Die Planung erfolgte jedoch wohl sehr kurzfristig. Am 18. März 1700, also vier Monate vor der Grundsteinlegung, beorderte Markgraf Christian Ernst den Baumeister Antonio della Porta für den 23. März 1700 nach Erlangen, „*umb eine gewisse arbeith mit Euch zu concertieren.*“¹⁰⁾ Diese Quelle ist der einzige bekannte Hinweis auf die Urheberschaft des Antonio della Portas für den Schloßbau. Bereits Anfang August 1702 starb der aus Manno bei Lugano stammende Antonio della Porta 71jährig, nachdem er bereits am 6. März 1702 in Erlangen erkrankt war. Er wurde am 3. August 1702 im Kloster Marienweiher beigesetzt.¹¹⁾

Bei Beginn seiner Anstellung in Bayreuth 1697 war Porta also bereits im Rentenalter. Interessant ist, daß auch der Vorgänger della Portas in dieser Position, Charles-Philippe Dieussart, 1691 als Oberbaumeister zum Ausbau der Bayreuther Residenz berufen, 1696 über 70jährig in seinem Amt verstarb. Johann Moritz Richter, von dem der Idealplan Erlangens stammt, war bereits 1689 ausgeschieden. Trotz seiner ungewöhnlich langen Regierungszeit hatte Markgraf Christian Ernst auf dem Höhepunkt seiner Regierungszeit keine funktionierende Baubehörde, sondern die Stelle des Hofbaumeisters mußte in sehr kurzen Abständen immer wieder neu besetzt werden. Bayreuth war also ein Sammelbecken für Baumeister unterschiedlichster Prägung.

Vermutlich bereits 1697 wurde della Porta vom Markgraf auf die Stelle des Oberhofbaumeisters berufen. Spätestens 1698 war er als hochfürstlicher Oberbaumeister benannt und wurde, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, als Meister im Zunftverzeichnis der Maurer und Steinhandwerker aufgeführt.¹²⁾ Er bildete während seiner Anwesenheit in Bay-

reuth fünf Lehrlingen aus, von denen jedoch nur einer bis zu seinem Tod freigesprochen werden konnte.

Warum läßt della Porta sich in seinem hohen Alter auf eine Tätigkeit in Bayreuth ein? Die Stelle des Oberhofbaumeisters in Bayreuth war aufgrund der finanziellen Lage nicht unbedingt attraktiv. Leonhard Dientzenhofer, seit 1690 in Diensten des Fürstbischofs von Bamberg, der 1697 nach dem Tod Dieussarts für die Fortsetzung der Innenhofgestaltung des Schlosses in Bayreuth angeworben wurde, beschwerte sich über die ausbleibende Bezahlung und hat wohl noch im selben Jahr den Rückzug angetreten.¹³⁾

7. Della Portas Tätigkeit in Böhmen

Della Porta kam über Österreich nach Böhmen. Dort verdingte er sich bei Graf Werdenberg, der wie Wenzel Eusebius von Lobkowitz und Kašpar Kaplíř ze Sulevic ein Mitglied des kaiserlichen Kriegsrates war. Portas erstes Bauwerk auf böhmischem Boden war vermutlich das Schloß und die Kirche, die sich Kaplíř in der Ortschaft Milleschau (Milešov) erbauen ließ.

Antonio della Porta war bis zu seinem Umzug nach Bayreuth für beinahe 30 Jahre in Raudnitz a.d. Elbe (Nordböhmen) ansässig. 1668 bis 1684 bezog della Porta ein festes Gehalt als Baumeister des Raudnitzer Schlosses. Anfangs erhielt er 300 fl., ab 1670 700 fl. jährlich.¹⁴⁾ Er wurde von Fürst Wenzel Eusebius von Lobkowitz (1633–1677) angestellt, um den 1652/53 von Francesco Carratti geplanten Neubau des Schlosses in Raudnitz fertig zu stellen. Nach neuesten Forschungen beschränkten sich die Entwurfsleistungen della Portas für diesen Bau auf ein Minimum; er war vielmehr vor allem als ausführender Baumeister der Ideen Fürst Lobkowitz' eingestellt, der sich zur Betonung seiner Stellung am kaiserlichen Hof einen königlichen Palast und eine Residenz nach französischem Vorbild bauen lassen wollte.¹⁵⁾ Nach Weggang des planenden Architekten wegen Geldmangels und einer längeren Bauunterbrechung wurde das Schloß bis 1684 erst unter dessen Sohn Ferdinand August von Lobkowitz fer-

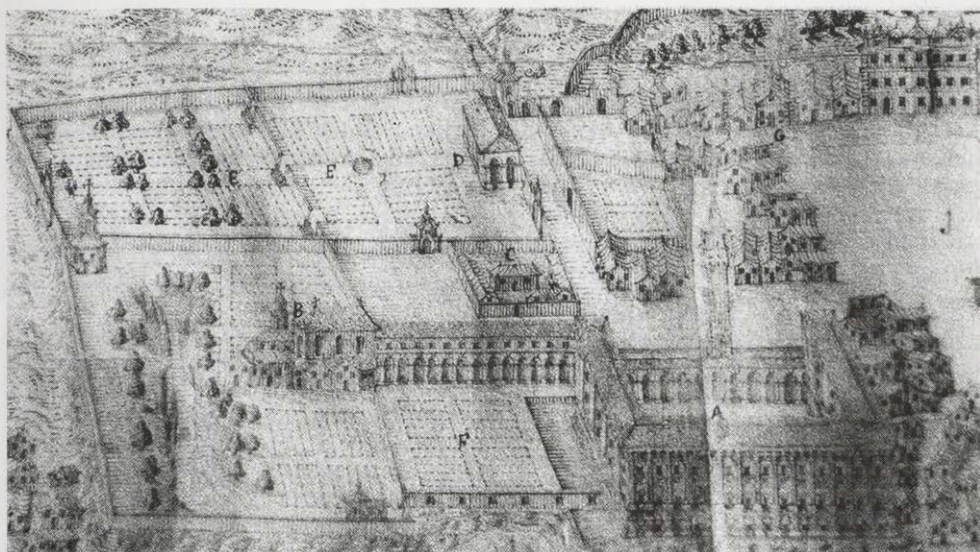


Abb. 2: Vedute von Raudnitz mit Schloß und Antonio della Portas Haus („G“).

tiggestellt. Von der Hand della Porta ist u.a. eine Idealvedute der Residenzstadt Raudnitz erhalten, auf dem auch sein am südlichen Teil des großen Marktplatzes gelegenes eigenes Haus eingezeichnet ist. Über dem profilierten Eintrittsportal aus Sandstein befindet sich ein zentrales Wappen, das ein durchstochenes Herz mit drei Zweigen zeigt.¹⁶⁾

Della Porta erbaute 1672 in Raudnitz auch das (nicht erhaltene) Brauhaus und fertigte Entwürfe für Brückenbauten an. Pläne für die geplanten Umbauten und die Innenausstattung des Schlosses in Raudnitz sind von ihm überliefert.¹⁷⁾ Auch ein Gedenkblatt von seiner Hand mit dem ‚Castrum Doloris‘ für den Fürsten Wenzel Eusebius von Lobkowitz zu dessen Tod 1677 hat sich erhalten.¹⁸⁾

Neben den Baumaßnahmen in Raudnitz übernahm della Porta 1670 auch die Ausführung des Schlosses in Sagan (Schlesien), einem Fürstentum, das sich Lobkowitz 1648 erkaufte und wo er ebenfalls einen Schloßneubau nach Plänen Carattis von 1652 plante.¹⁹⁾ Für die fürstlichen Besitzungen in Yvsky Chlumetz (Hochklumetz), Sedelcany und Enzowan waren ebenfalls Umbaumaßnahmen geplant, die jedoch größtenteils nicht realisiert wurden.²⁰⁾

Von Raudnitz aus leitete della Porta weitere Schloßbauten bzw. Umbauten für die Lobkowitz'sche Verwandtschaft in Bilina (1676–1688) und Lobkowitz (1679). Es handelt sich meist um Vierflügelanlagen, mit Längsfassaden ohne Versprünge und einer Fassadengliederung in Anlehnung an Schloß Raudnitz mit Kolossalpilasterordnung und Putzfeldern.

In den letzten Jahren seiner Arbeit hatte della Porta mit Erlaubnis seines Auftraggebers Fürst Lobkowitz auch Bauarbeiten für andere Adelige geleitet. Mit Schloß Libochovice 1683 bis 1690 für Gundaker von Dietrichstein hatte er Aufträge bis Ende der 1680er Jahre. Es wird ihm auch das Schloß Rotenhaus bei Gorkau zugeschrieben, das für Johann Adam Graf Harras 1670/1675 errichtet wurde.²¹⁾

Bereits 1679 bemühte sich della Porta um eine neue Position, wie ein Empfehlungsschreiben des Fürsten Lobkowitz belegt, das einen Tag nach dem Tod des kaiserlichen Baumeister Johann Domenico Ursini oder Orsini²²⁾ im Königreich Böhmen, nämlich am 13. Juli 1679, an General-Feldmarschall-Lieutenant Johann Franz Freiherr von Kayserstein gesandt wurde. Schon 1673, also noch zu Lebzeiten Wenzel Eusebius von Lobkowitz',

ersuchte er diesen um eine Empfehlung beim Hofkammerpräsidenten, um die vakant gewordene Stelle des verstorbenen Santini, des „Maestro di Corte“ der Schlösser seiner Majestät, zu erlangen.²³⁾ Es ist sehr wahrscheinlich, daß della Porta 1680 auch als ausführender Baumeister für Jean Baptiste Mathey, den gefeierten Architekt des böhmischen Adels, beim Bau des Schlosses Troja bei Prag für den Grafen Sternberg tätig wurde.²⁴⁾

Erst ab 1698, als sich Antonio della Porta wohl schon in Bayreuther Diensten befand, begannen die Baumaßnahmen zum Neubau des Schlosses in Neustadt a.d. Waldnaab (Oberpfalz), das jedoch schon seit 1684 geplant war. Ferdinand August von Lobkowitz erweiterte hier seinen Wohnsitz aus der Linie seiner Mutter.²⁵⁾

Es war wohl kein Zufall, daß Markgraf Christian Ernst auf dem Höhepunkt seiner militärischen Erfolge für Kaiser und Reich

ausgerechnet einen in diesen Kreisen tätigen Baumeister suchte. Eine Bekanntschaft mit dem kaiserlichen geheimen Rat und Kämmerer Ferdinand August von Lobkowitz, der kaiserlicher „Principalcommisar“ beim Immerwährenden Reichstag war, ist nicht auszuschließen.²⁶⁾

8. Della Portas Bauten in der Markgrafschaft Brandenburg-Bayreuth

Antonio della Porta scheint jedoch nicht direkt für den Bau des Erlanger Schlosses angeworben worden zu sein, wie der Zunft-eintrag aus der Zeit vor 1700 zeigt. Gleichzeitig mit dem Schloßbau in Erlangen erfolgte der Bau einer Kaserne in Bayreuth, die jedoch bereits 1737 als zu klein und baufällig wieder abgerissen wurde.²⁷⁾ Auch der Bau eines hölzernen Jagdhauses in Kaiserhammer wurde bereits 1756 durch einen Neubau von Gontard (1713–1791) ersetzt.



Abb. 3: Der Prinzenbau im Kloster Himmelkron.



Abb. 4: Das Schloß St. Georgen auf einem Kupferstich von ca. 1710.

Unmittelbar vor den Plänen für Erlangen begannen wohl die Arbeiten an einem neuen Anbau, dem sogenannten Prinzenbau, am alten Kloster in Himmelkron, wo Christian Ernst schon zu Beginn seiner Regierungszeit einen Hofgarten und eine Baille-Maille-Bahn anlegen ließ. Die Fertigstellung erfolgte erst unter Georg Wilhelm 1716 bis 1719, doch geht die Planung und Gestaltung der Schau-
fassade auf der Westseite eindeutig auf della Porta zurück. Über einem hohen Sockelgeschoß werden die beiden Obergeschosse mit einer gleichförmigen Reihung toskanischer Kolossalpilaster zusammengefaßt. Die zehn Fensterachsen sind identisch als Bahnen über dem Sockelgeschoß gestaltet. Eine Akzentuierung erfolgt nur durch die beiden Portalöffnungen im Erdgeschoß mit gesprengtem Segmentgiebel. Diese Portalgestaltung ist beinahe identisch mit der auf der Rückseite des Schlosses in Neustadt ausgebildet.²⁸⁾ Della Porta wandelte die einzelnen architektonischen Motive bei seinen Fassadengestaltungen nur wenig ab. Das Erdgeschoß, meist rustiziert, wird durch ein kräftiges Gurtgesims von den darüber liegenden Geschossen getrennt. Eine flache toskanische Pilasterordnung dient zur gleichmäßigen, fast monotonen Fassadengliederung und Zusammenfassung der Obergeschosse. Hochrechteckige Fenster mit profilierter Steinrahmung, einer kräftig gezeichneten Fensterbank und vertief-

tem Spiegel, der bis auf die darunter liegenden Geschoßgesimse reicht und die Fensterelemente zu vertikalen Bahnen verbindet, sind typisch für die Fassadengestaltung della Portas.

Nicht erhalten ist dagegen auch die für Erbprinz Georg Wilhelm errichtete erste Anlage des Schlosses in St. Georgen. Der Bau wurde in Fachwerkbauweise errichtet. Am 7. Juli 1701 erfolgte hier die Grundsteinlegung für eine kleine Schloßanlage mit Garten. Bereits 1723/1724 wurde der Bau della Portas durch eine massiv errichtete Anlage aus Stein von Johann David Rantz erneuert. Eine Ansicht hat sich jedoch nach einer Zeichnung von Paul Decker in den „Nürnbergischen Hesperiden“ von Johann Christoph Volkamer von 1714 erhalten.²⁹⁾ Das Schloß bestand demnach aus drei zweigeschossigen Gebäudeteilen, die durch ein gemeinsames rustiziertes, von Arkaden unterbrochenes Sockelgeschoß miteinander verbunden waren. Der neunachsige Mittelbau war durch ein fünfachsiges Zwerchhaus hervorgehoben. Die für della Porta fast obligatorische flache Pilastergliederung ist nicht eindeutig zu erkennen; es läßt sich jedoch ein alternierender Wechsel in den Fensterverdachungen feststellen, wie man ihn aus fast allen böhmischen Bauten kennt. Insgesamt erscheint der Mittelbau wie eine Nachbildung der Gartenfassade von Schloß Ro-

tenhaus bei Görkau. Neu dagegen ist die Gestaltung der beiden fast ebenso breiten Seitenbauten. Sie sind durch breite Risalite an den Außenseiten ausgezeichnet und haben einen hufeisenförmigen Grundriß. Diese Rhythmisierung der Baukörper und Betonung der Fassaden durch Vorsprünge ist völlig untypisch für das Werk della Portas, erinnert jedoch an das Gartenpalais in Schloß Troja. Stärker seinem Werk entspricht eine andere Darstellung dieses Baus auf einem anonymen Kupferstich von 1710/1712.³⁰⁾ Hier sind die Seitenflügel als rechteckige Baukörper ausgebildet, nur die drei Mittelachsen werden durch eine Pilasterordnung und eine aufsitzende Attika mit vier Figurenstatuen ausgezeichnet, wie wir sie auch gleichzeitig am Schloß in Erlangen finden.

Der zentrale, stark vortretende Fassadenrisalit am Schloß in Erlangen dagegen ist ein innovatives Element in der Architektur della Portas, der bei seinen Schloßbauten bisher die Form der Längenfassaden mit Kolossalordnung und Reihung von gleichförmigen Gestaltungselementen nach Vorbild von Schloß Raudnitz bevorzugte. Es ist hier der Palaistyp ausgebildet, wie er etwa zeitgleich in Wien durch Domenico Martinelli am Palais für den Fürsten Liechtenstein entsteht. Die konsequente Weiterentwicklung des Risalits mit aufsitzender Attika und Dreiecksgiebel über der Mittelachse greift eine Gestaltung auf, die auch Fischer von Erlach 1710/1712 für seine Fassadengestaltung des Palais Trautson in perfektionierter Form nach italienischem Vorbild im Stil des Wiener Hockbarocks nutzt.

9. Die Erlanger Fassadengestaltung

Markgraf Christian Ernst erhielt also ein Palais, wie es in Wien zu dieser Zeit höchst modern war. Interessant ist jedoch, daß in Erlangen die schlichte Kapitellgestaltung, die auch die böhmischen Bauten della Portas auszeichnet, beibehalten wurde. Auch die Gestaltung des Gebälks mit dem Konsolenfries wirkt etwas unglücklich. Die Konsolen sitzen alternierend über Fensterscheitel und Pilaster. Eine pointierte Abgrenzung nach oben zum

Dach fehlt. Die Gestaltungsweise der Längenfassade wirkt noch nach.

Genau diese Gestaltungsmängel werden in einer bauzeitlichen Fassadenzeichnung aufgegriffen und „verbessert“.³¹⁾ Die einzig bekannte Zeichnung aus der Erbauungszeit des Schlosses wird Gottfried Gedeler zugeschrieben, der nach dem Tod della Portas im August 1702 die verwaiste Stelle des fürstlichen Oberbaumeisters übernahm. Schon am 12. November 1702 erhielt er, obwohl „im dienst noch nicht recipiert“, den Auftrag, die herrschaftlichen Gebäude zu inspizieren. Kurz danach wurde er zum fürstlichen Obergeringieur und Oberbaumeister ernannt.³²⁾ Der königlich preußische Ingenieur Gottfried von Gedeler kam von Berlin, wie auch die dritte Gattin Markgraf Christian Ernsts. Die Heirat mit Elisabeth Sophie von Brandenburg fand am 30. März 1703 statt. Ihre Initialen sind auf dieser Zeichnung zu finden. Am 15. September 1703 schenkte Christian Ernst ihr das Schloß, das seither auch Elisabethenburg genannt wurde.

Der Plan Gleders zeigt eine ausgereifere Fassadengestaltung als die ausgeführte. Der Mittelrisalit ist verdoppelt, d.h., seitlich nochmals um je zwei Achsen erweitert. Der Übergang erfolgt mit gedoppelten Pilastern, die ihre konsequente Fortsetzung im Gebälk finden. Der Konsolenfries ist verschwunden und ein breiteres Abschlußgesims vorhanden. Der Dreiecksgiebel ist verbreitert und nimmt nun die gesamte Breite des eigentlichen Mittelrisalits ein. Interessant ist, daß die figürliche Gestaltung mit Wappenkartusche und liegenden Figuren genau der ausgeführten Darstellung entspricht: dem Allianzwappen des Markgrafenpaares Christian Ernst (brandenburgischer Adler mit Kaiserkrone) und seiner dritten Frau Elisabeth Sophie (preußischer Adler mit Königskrone) mit bekrönender Markgrafenkrone, flankiert von zwei wilden Männern als Schildhalter. Die bildhauerische Gestaltung des Bauwerks erfolgte also eindeutig unter der Regie Gleders, während die weiteren Umgestaltungen wohl nicht berücksichtigt wurden.

Erst durch die von Gedeler erbauten Nebengebäude und die Gartenanlage wurde der Palaisbau als Schloß aufgewertet und erhielt

den Status einer Nebenresidenz, nachdem Erlangen am 5. März 1706 zur sechsten Landeshauptstadt erhoben worden war. Indizien dafür, daß Erlangen, als nun modernste Stadt der Markgrafschaft, Bayreuth als Hauptstadt und Residenz ablösen sollte, gibt es keine. Das Markgrafenpaar hielt sich jedoch in sehr häufig in Erlangen auf, bis zum Krankenlager und Tod des Markgrafen Christian Ernst am 10. Mai 1712.

Anmerkungen:

- 1) Greiselmayer, Volkmar: Franken als Kulturlandschaft in der frühen Neuzeit, in: Blessing, Werner K./Weiss, Dieter (Hrsg.): *Franken. Vorstellung und Wirklichkeit in der Geschichte*. Neustadt/Aisch 2003, S. 217.
- 2) Zu Markgraf Christian Ernst vgl. u.a. Endres, Rudolf: *Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth, der Gründer der Hugenottenstadt Erlangen*, in: *Erlanger Bausteine* 34 (1986), S. 17–35.
- 3) Vgl. u.a. *300 Jahre Hugenottenstadt Erlangen. Vom Nutzen der Toleranz*. Ausstellung im Stadtmuseum Erlangen. Nürnberg 1986, darin Michael Peters, S. 93ff.
- 4) Vgl. Trübsbach, Rainer: *Geschichte der Stadt Bayreuth 1194–1994*. Bayreuth 1993, S. 89f.
- 5) Staatsarchiv Bamberg [künftig: StA Ba], T 3095 III, Idealplan 1686, Abb. u.a. in: Jakob, Andreas/Hofmann-Randall, Christina (Hrsg.): *Erlanger Stadtansichten. Zeichnungen, Gemälde und Graphiken aus sieben Jahrhunderten*. Erlangen 2003, S. 130.
- 6) *300 Jahre Hugenottenstadt Erlangen* (wie Anm. 3), darin Andreas Jacob, S. 193ff.
- 7) Wachter, Clemens: *Das Erlanger Schloß. Von der markgräflichen Residenz zum Sitz der Zentralen Universitätsverwaltung*. Erlangen 2005, S. 7ff.
- 8) Jakob, Andreas: *Die Neustadt Erlangen. Planung und Entstehung*, in: *Erlanger Bausteine zur fränkischen Heimatforschung* 34. Sonderband 1986, S. 67ff.
- 9) Hofmann-Randall, Christina (Hrsg.): *Das Erlanger Schloß als Witwensitz 1712–1817*. Ausstellung Universitätsbibliothek. Erlangen 2002, darin: Wachter, Clemens: *Zur Geschichte und Funktion der Erlanger Residenzgebäude*, S. 139ff.
- 10) StA Ba, GAB 2 A Vol. I, Nr. 1 i, f. 77.

- 11) Sitzmann, Karl: *Künstler und Kunsthandwerker in Ostfranken*. Bayreuth 1957.
- 12) StadtA Bayreuth, H.V. Ms.39, „Meisterbuch oder Verzeichnis aller zunfünftigen Meister des Mauerer und Steinhauerhandwerks in der Stadt und dem ganzen ambt Bayreuth, erneuert ao 1631“ (Nachdruck AVO 1930).
- 13) StA Ba, GAB, Nr.4766: *Collectanea Ellrodt*.
- 14) Dvorak, Max: *Geschichte des Raudnitzer Schlosses*. 1873, S. 69f.
- 15) Brunner-Melters, Monika. *Das Schloß von Raudnitz 1652–1684. Anfänge des habsburgischen Frühbarocks*. Worms 2002.
- 16) http://www.galerieroudnice.cz/porta_de.php (2009); weitere familiengeschichtlichen Forschungen in tschechischer Sprache sind noch nicht ausgewertet.
- 17) Brunner-Melters: *Raudnitz* (wie Anm. 15), S. 91, Taf. 14, Abb. 36.
- 18) Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Graphische Sammlung, Inv. Nr. HB 5383 Kapsel 1243 (vgl. Abb. Marburger Bilderindex).
- 19) Brunner-Melters: *Raudnitz* (wie Anm. 15); Patzak, Bernhard: *Das herzogliche Schloss in Sagan*, in: *Belvedere. Monatsschrift für Sammler und Kunstfreunde*. Bd. 9, 1930, S. 126–133, bes. S. 128ff.
- 20) Vgl. Lormanova, Latrina: *Antonio della Porta na Vysokem Chlumi (rukopis): nerealizovane projekty Antonio Porty pro rane barokni prestavbu hrdu Vysoky Chlumec a novostavbu zameku v Sedlcanech*. 2002, 96 S. sowie Tywoniak, J.: *Dva nerealizovane stavebni projekty Antonio Porty: zamek na Vysokem Chlumci a v Sedlcanech* [Zwei nicht realisierte Bauprojekte Antonio Portas: *Das Schloß in Hoch-Klumetz und Sedltschan*], in: *Sedlcansky sbornik* 3 (1979), S. 159–173.
- 21) Morper, Johann Josef: *Der Prager Architekt Jean Baptiste Mathey*. München 1927, S. 18.
- 22) Dvorak: *Raudnitzer Schloß* (wie Anm. 14), S. 105; zu Orsini vgl. Thieme-Becker: *Künstlerlexikon* Bd. 26, S. 59f.
- 23) Dvorak: *Raudnitzer Schloß* (wie Anm. 14), S. 107.
- 24) Morper: *Mathey* (wie Anm. 21), S. 24.
- 25) *Die Kunstdenkmäler des Königreiches Bayern*. IX. Oberpfalz: *Neustadt–Waldnaab* 1907, S. 90ff.
- 26) Vielleicht war er auch 1690 bei der Hochzeit des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden

- (Türkenlouis) mit Franziska Sybilla Augusta von Sachsen-Lauenburg eingeladen. Vgl. Brunner-Melters: Raudnitz (wie Anm. 15), S. 195.
- 27) Hofmann, Friedrich: Die Kunst am Hofe der Markgrafen von Brandenburg. Straßburg 1901, S. 142 sowie Herrmann, Franz: Kasernen, in: Allerlei (wöchentliche Beilage des Bayreuther Tagblatts), Jg. 3, Nr. 44.
- 28) Gansera-Söffing, Stephanie: Die Schlösser des Markgrafen Georg Wilhelm von Brandenburg-Bayreuth. Bauherr–Künstler–Schloßanlagen–Divertissements. Bayreuth 1992, S. 117ff.; sie will an den Segementgiebeln einen Einfluß Gottfried Gedelers ausmachen.
- 29) Gansera-Söffing: Schlösser (wie Anm. 28), S. 38f., Abb. 13, 81, Q 10, Fertigstellung bis 1707.
- 30) Müssel, Karl: Erbresidenz mit Planstadt St. Georgen am See. Ein Beitrag zum 300jährigen Jubiläum des Bayreuther Stadtteils, in: Archiv für Geschichte von Oberfranken, Bd. 81 (2001), S. 224f.
- 31) StA Ba, A 240 T 3095 II, Abb. in: Jakob/Hofmann-Randall: Stadtansichten (wie Anm. 5); vgl. auch Schmitt, Katharina: Das Schloß in Erlangen. Erlangen 1982, S. 60.
- 32) Hofmann: Kunst am Hofe (wie Anm. 27), S. 147 mit Quellenhinweisen.

Die Fassade Leonhard Dientzenhofers für die Neue Residenz Bamberg – Genese und Anspruch –

von

Christian Dümmler

1. Vorgeschichte

Die vormalige Domkurie St. Thomas in Bamberg wurde 1599 die offizielle Hofhaltung der Bamberger Fürstbischöfe. Damit verlagerte sich die Residenz endgültig von der heute sogenannten Alten Hofhaltung (ursprünglich Pfalz Kaiser Heinrichs II. [reg. 1002–1024, Kaiser seit 1014]) an die Nordostseite des Domplatzes.¹⁾ Fürstbischof Johann Philipp von Gebsattel (reg. 1599–1609) ließ anschließend die benachbarte und rückwärtige Bebauung der Domkurie St. Thomas auf Abbruch erwerben, um hier ab 1604 durch seinen Hofbaumeister Paul Keit (1560/65–1621) eine neue, zeitgemäße Hofhaltung errichten zu können. Dieser, nach seinem Bauherrn als „Gebsattelbau“ bezeichnete Teil der heutigen Neuen Residenz blieb zunächst unvollendet – Gegenreformation und Dreißig-

jähriger Krieg setzten eine historische Zäsur. Erst als der 1693 zum Bamberger Fürstbischof gewählte Lothar Franz von Schönborn (reg. 1693–1729) im April 1695 auch Fürsterzbischof von Mainz und damit Kurfürst geworden war, ließ dieser durch seinen Hofbaumeister Leonhard Dientzenhofer (1660–1707) die Gebsattel'sche Hofhaltung im Inneren fertig stellen und in den Jahren 1697 bis 1703 mit zwei Trakten gegen den Domplatz erweitern. Während der Baumaßnahme ordnete der Kurfürst zwei Planungsänderungen an, doch infolge des Spanischen Erbfolgekrieges (1701–1714) wurden die Arbeiten vorzeitig eingestellt. Will man die akademisch sorgfältige und handwerklich perfekt ausgeführte Fassade der Neuen Residenz angemessen würdigen, ist also die Planungs- und Baugeschichte in die Betrachtung einzubeziehen.²⁾

2. Die Residenzplanung von 1695

In der Staatsbibliothek Bamberg sind zwei Grundrisse zur Neuen Residenz von der Hand Leonhard Dientzenhofers erhalten.³⁾ Sie gehören zur ersten Planungsphase, die mit einer großen Baubesprechung in der Domkurie St. Thomas am 14. April 1695 ihren Anfang nahm.⁴⁾ Unter Erhalt von zwei Trakten des älteren Gebissattelbaues sollten im Nordwesten und im Nordosten des Domplatzes zwei neue Trakte entstehen, die den Platz einheitlich und vollständig eingefasst und auch im städtebaulichen Sinn wirklich zu einem „Platz“ – einem allseitig durch Gebäude eingefassten Freiraum – gestaltet hätten.⁵⁾

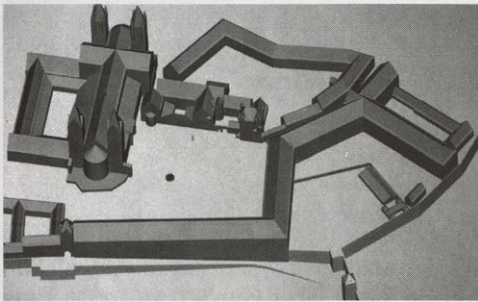


Abb. 1: Neue Residenz Bamberg mit Domplatz und Domplatzbebauung von Nordosten. Computersimulation der Planung Leonhard Dientzenhofers nach der Planung von 1695.

Erst wenige Wochen vor der Grundsteinlegung zum Schönbornbau wurde über die endgültige Fassadengestalt entschieden. Am 23. März 1697 hatte der in Mainz residierende Kurfürst von Leonhard Dientzenhofer zwei Fassadenrisse erhalten – eine ältere und eine neuere Version. Der Kurfürst befürwortete den neueren Riß, ordnete aber an, daß das gekuppelte Fenster über der Haupteinfahrt zu ändern wäre, weil dies „dem ganzen bau (...) einen notablen unformb geb[en] würde (...).“⁶⁾ Auch wenn uns diese Fassadenpläne nicht erhalten sind, unterrichtet diese schriftlich überlieferte Aussage doch das damalige Architekturverständnis des Kurfürsten. Sicher, die Fensterachsen im Bereich der Haupteinfahrt mußten wegen des Tores im Erdgeschoß weiter auseinandergezogen werden. Lothar Franz wollte dieses größere Joch allerdings nicht durch ein Doppelfenster gestaltet wissen, weil

es die regelmäßige Rhythmik der Fassade gestört hätte. Bevor Leonhard Dientzenhofer Anfang Mai 1697 zu einer abschließenden Baubesprechung nach Mainz reiste, ließ er den Kurfürsten wissen, er arbeite soeben noch eine dritte Fassadenvariante aus, die seiner Fürstlichen Gnaden gewiß noch besser gefallen werde.⁷⁾ Leider ist auch die Zeichnung dieser dritten Variante nicht erhalten, doch informiert uns zumindest ein Kostenanschlag für die notwendigen Steinmetzarbeiten vom 18. Januar 1698, daß „dreyimalig von Architectur auff einand[er] stehenden haubt gesimßßen“ vorgesehen waren.⁸⁾ Mit „Architektur“ sind hier die antiken Säulenordnungen gemeint, also eine Fassade in Superposition, indem die Säulen bzw. Pilaster in den drei Stockwerken übereinander gestellt sind.

3. Vorbilder und Abhängigkeiten

Ein wichtiges und allgemein bekanntes Vorbild für eine solche Fassadengestaltung zeigt mit der kanonischen Abfolge von dorischen, ionischen und korinthischen Halbsäulen das 80 n. Chr. eingeweihte flavische Amphitheater zu Rom, das heute sogenannte Colosseum, dem später noch ein viertes Attikageschoß mit einer Pilastergliederung in der Komposition aufgesetzt wurde. Diese Fassadengliederung der Superposition war zuvor bereits an anderen Theaterbauten verwandt worden, so zum Beispiel am römischen Marcellustheater. In der neuzeitlichen Architektur hatte erstmals Leon Battista Alberti (1404–1464) dieses antike Fassadenschema bei der Verkleidung des 1446 begonnenen Palazzo Rucellai in Florenz wieder aufgegriffen, hier allerdings ohne die kanonische Abfolge der Ordnungen zu berücksichtigen.⁹⁾

Die unmittelbaren Bezüge der Bamberger Residenzfassade sind zunächst im künstlerischen Umfeld Leonhard Dientzenhofers zu suchen, der sich, nach einer ersten Lehrzeit in Passau aufgrund familiärer Verbindungen nach Prag wandte, um seine Ausbildung im Prager Großbauunternehmen des Abraham Leuthner von Grundt (1640–1701) fortzusetzen.¹⁰⁾ In Prag lernte er eine Architekturauffassung kennen, wie sie sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Österreich und



Abb. 2: Fassade der Neuen Residenz Bamberg, Gesamtansicht.

Böhmen etabliert hatte. In diesem Kontext ist ein Architekturwerk zu erwähnen, das in den 1670er Jahren vom böhmischen Aristokraten und Architekturliebhaber Karl Eusebius Fürst von Liechtenstein (1611–1684) für dessen Sohn Johann Adam Andreas (1656–1712) verfaßt wurde. Das erst zu Anfang des 20. Jahrhunderts von Viktor Fleischer (1882–1951) im Liechtensteinischen Familienarchiv aufgefundene und veröffentlichte Konzept kann weder dem Kurfürsten Lothar Franz noch Leonhard Dientzenhofer bekannt gewesen sein. Es ist dessen ungeachtet von besonderem Interesse, weil es aus erster Hand über die damals in der österreichisch-böhmischen Aristokratie allgemein anerkannten Vorstellungen der Baukunst informiert. Man liest im Bezug zur Gestaltung einer Palastfassade unter anderem: „*Dan was brachtig ist in einem Gebeu, will ein Leng haben – und jehe' langer, jehe vornehmer – dan dises ist das greste Ahnsehen und Herligkeit, ein grosse Ahnzal der Fenster und der Seilen zu sehen (...)*.“¹¹⁾

Was Fürst Liechtenstein meinte, zeigt beispielsweise der von Kaiser Leopold I. (reg. 1658–1705) in den Jahren 1660 bis 1666 erbaute Leopoldinische Trakt der Wiener Hof-

burg, dessen Fassade als ‚klassisch‘ für ein Wiener Stadtpalais jener Zeit angesprochen werden kann. Über einem rustizierten Erdgeschoß fassen Kolossallisenen drei unterschiedlich hohe Obergeschosse zusammen. Die Fenster sind mit schmalen Putzbahnen zu lotrechten Streifen zusammengefaßt und bilden so ein zweites, vertikales Gliederungssystem aus. Die monotone Aneinanderreihung dieser immer gleich gestalteten Achsen erzeugte durch die beachtliche Längenerstreckung der Fassade repräsentative Wirkung.¹²⁾ Diese Entwicklung steigerte sich im seit 1669 errichteten Prager Palais Czernin ins Monumentale. Über einem rustizierten Sockelgeschoß fassen Dreiviertel-Kolossal-Säulen die beiden Haupt- und das Mezzaningeschoß der Platzfassade zusammen. In der akzentlosen Aneinanderreihung der Achsen erhält der langgestreckte Bau fast erdrückende Schwere.¹³⁾ Die Tatsache, daß das Czerninpalais vom Bauunternehmen des Abraham Leuthner erbaut wurde, sollte in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben.¹⁴⁾

In seiner ersten Planung von 1695 wollte Leonhard Dientzenhofer dieses Schönheitsideal des „*je länger, je vornehmer*“ muster-



Abb. 3: Neue Residenz Bamberg, Fassade des Nordosttrakts am Domplatz (Ausschnitt)

gültig umsetzen. Mit der Superposition und der Fensterarchitektur wurde jedoch auf Vorstellungen der italienischen Renaissance zurückgegriffen. Ein im Detail sehr wichtiges, wahrscheinlich sogar unmittelbares Vorbild für Bamberg war der Innenhof des nach 1530 von Antonio da Sangallo d.J. (1483–1546) und von Michelangelo Buonarroti (1475–1564) erbaute Palazzo Farnese in Rom, dessen Fassade der aus Holland stammende Architekt Carl Philipp Dieussart (um 1625–1696) in seinem Architekturwerk „*Theatrum architecturae civilis*“ abbildete.¹⁵⁾ Die Verbindung Leonhard Dientzenhofers zu Dieussart war – man darf es vielleicht so formulieren – nachbarschaftlicher Natur. Dieussart war in seinen letzten Lebensjahren fürstlicher Baumeister in Bayreuth und dort mit dem Umbau des Alten Schlosses befaßt. Sein Jahre zuvor herausgegebenes Architekturtraktat ließ Leonhard Dientzenhofer nach dessen Tode in einer vierten Auflage in Bamberg noch einmal drucken.

Leonhard Dientzenhofer ist nach heutigem Wissen nie in Italien oder in Rom gewesen, er kannte die italienische Palastarchitektur nur über die Vermittlung von Vorlageblättern bzw. durch Kupferstiche. So könnte ihm möglicherweise der nach einer Planung Bartolomeo Triacchini († 1584) in den 1560er Jahren erbaute Palazzo Malvezzi de Medici in Bologna¹⁶⁾ über ein Stichwerk bekannt ge-

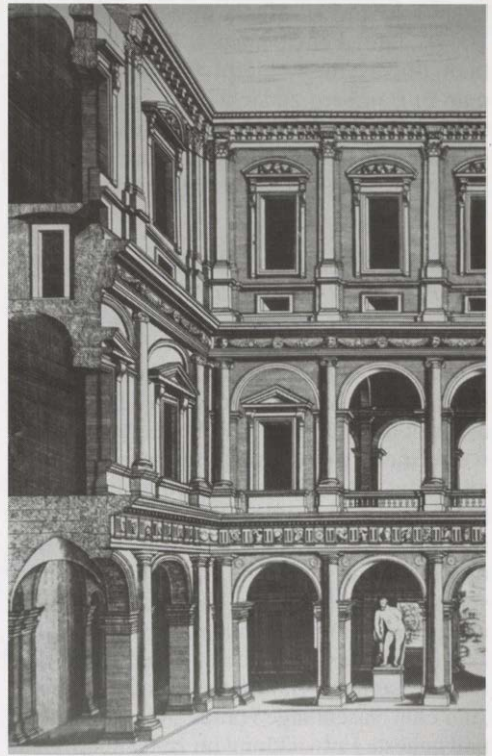


Abb. 4: Palazzo Farnese, Rom, 1516/1534–1573, Hoffassaden und Schnitt, Stich nach Antoine Lafré. Aus: Carl Philipp Dieussart: *Theatrum architecturae civilis*. Bamberg 1697.

wesen sein, zeigt dieser doch das beschriebene Gliederungsschema mustergültig auf. Vielleicht war auch die entsprechende, in Superposition gestaltete Fassade des 1628 begonnenen Kurfürstlichen Schlosses in Mainz vorbildhaft,¹⁷⁾ die, nach Bamberg transformiert, den hohen Rang des Bauherren im ‚Fränkischen Rom‘ manifestieren sollte. Zu beachten bleibt für den heutigen Betrachter, daß die im Historismus dekorativ bereicherte und damit verfremdete Mainzer Schloßfassade im Detail völlig anders ausgestaltet war und ist, als es Leonhard Dientzenhofer für die fast schon klassizistisch anmutende, akademisch-kühle Fassade in Bamberg entwickelte. Auch wenn die Superposition bereits zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine im deutschen Sprachraum gängige und weit verbreitete Fassadendekoration war, die nicht zuletzt der Architekturtheoretiker Joseph Furten-

bach d.Ä. (1591–1667) in seinen seit den 1640er Jahren entstandenen Traktaten mehrfach illustrierte,¹⁸⁾ bleibt festzuhalten, daß man in Bamberg zunächst auf ein Fassadenschema der Antike zurückgegriffen hatte, das sich wegen seines Alters für eine fürstliche Palastfassade offenbar besonders empfahl.

4. Änderungen der Residenzplanung 1698 und 1699/1700 durch Kurfürst Lothar Franz von Schönborn

Die Bamberger Residenz, bis heute von den gravierenden Veränderungen des Domplatzniveaus der Jahre 1776/77 beeinträchtigt,¹⁹⁾ wurde nicht nach der ursprünglichen Planung vollendet, denn Kurfürst Lothar Franz von Schönborn, der selbst begeisterter Kunstsammler und Kunstkennner war, hatte sich durch eifriges Studium architekturtheoretischer Schriften und im Kontakt zu zahlreichen Architektursachverständigen in kurzer Zeit ein solides Fachwissen angeeignet. Bald war er seinem Bamberger Hofbaumeister „um eine Nasenlänge voraus“, was die neuere und neueste Entwicklung im zeitgenössischen Palast- und Schloßbau betraf. So regte der Kurfürst schon ein Jahr nach Baubeginn die Verlegung und Umplanung der Haupttreppe und der Haupteinfahrt an, um die Raumorganisation im Inneren zu verbessern. Hiermit war auch die Verschiebung der Haupteinfahrt um drei Fensterachsen nach Nordosten verbunden. Während diese Planungsänderung den Entwurf Dientzenhofers in seinen Grundzügen noch nicht beeinträchtigt hatte, torpedierte die vom Kurfürsten geforderte zweite Änderung im Jahre 1699/1700 das in sich schlüssige Konzept: Nun sollte die Hofhaltungsplanung im Sinne einer französischen Ehrenhofanlage bzw. einer Dreiflügelanlage umgearbeitet, und ein dritter Trakt im Bereich der Alten Hofhaltung errichtet werden. Es war offenbar reiner Zufall, daß die erste Umplanung ohne Bruch in diese neue Bauidee eingefügt werden konnte, denn nun befand sich das verlegte Hauptportal ungefähr in der Mitte des Eingangstrakts, vorausgesetzt, man denkt sich diesen bis zu den Gebäuden der Alten Hofhaltung nach Südwesten verlängert (vgl. Abb. 1 und 5). Eine in den 1730er Jah-

ren im Auftrage des kurfürstlichen Neffen, des Bamberger und Würzburger Fürstbischofs Friedrich Karl Graf von Schönborn (reg. 1729–1746) entstandene Ausbauplanung, die das nie realisierte Ehrenhofprojekt noch einmal aufgriff, befindet sich heute im Besitz der Staatsbibliothek Bamberg.²⁰⁾

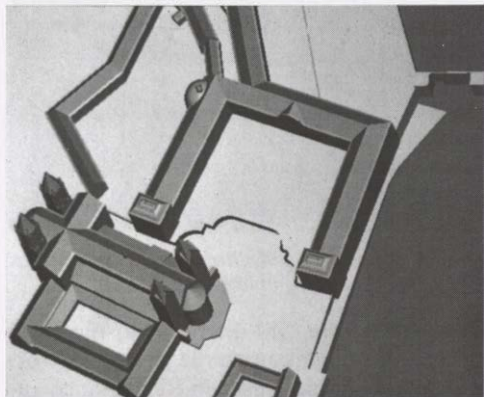


Abb. 5: Neue Residenz Bamberg. Computersimulation des so genannten „Ehrenhofprojektes“ nach einer Planung aus dem Umkreis Balthasar Neumanns von 1731.

Die mit ihrer regelmäßigen Abfolge immer gleicher Achsen gedachte Residenzfassade konnte eine entsprechende repräsentative Wirkung nur durch eine namhafte Längenerweiterung erzielen. Der Nordosttrakt mußte aber infolge der zweiten Planungsänderung um etwa 1/3 seiner ursprünglich gedachten Ausdehnung verkürzt werden, denn seine Ausdehnung wurde nun vom geplanten spiegelsymmetrischen Ehrenhofflügel bestimmt, dessen Längenerstreckung durch die nahe gelegene Domkirche begrenzt war. Der Nordosttrakt erhielt nach dem Vorbild anderer deutscher Schloßbauten, die damals bereits eine Ehrenhofsituation ausgebildet hatten,²¹⁾ als Abschluß einen viergeschossigen Kopfpavillon. Dieser tritt aber nur um eine Pilotiefe risalitartig vor die Fassade. Zur Hervorhebung der „neuen“ Mittelachse am Eingangstrakt wurden die drei Fensterachsen der Haupteinfahrt durch ein aufgesetztes Frontispiz bereichert, das wirklich nur ‚Fassade‘ ist, denn dessen drei Fenster belichten das dahinterliegende Dachtragwerk.



Abb. 6: Neue Residenz Bamberg. Fassade des Nordosttrakts am Domplatz in Schrägsicht.

5. Schlußbetrachtung

Das stereotype Wiederholen des immer gleichen Fassadenschemas an der Neuen Residenz Bamberg hat in der Forschung des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts niederschmetternde Kritik erfahren. Ganz von der Vorstellung einer durch Risalitbildung wie auch durch Säulen- und Fenstergruppen dynamisch gestalteten hochbarocken Architektur geprägt, die in der Nachfolge von Gian Lorenzo Bernini (1598–1680) und Francesco Borromini (1599–1667) im süddeutschen Sprachraum beispielsweise Architekten wie Johann Bernhard Fischer von Erlach (1656–1723) und Johann Lucas von Hildebrandt (1668–1745) vertraten, urteilte der bedeutende Kunsthistoriker und Begründer der deutschen Barock-Forschung Cornelius Gurlitt (1850–1938) vor gut einhundert Jahren über die Neue Residenz: „Das Schloß ist ein

Witz“.²²⁾ Heinrich Kreisel (1898–1975) erkannte 1942 treffender, daß der Residenzbau mit seiner klassisch-regelmäßigen und akzentlosen Fassade ein Bauwerk des Übergangs darstellt.²³⁾ Erst Thomas Korth hat im Zusammenhang mit seiner Untersuchung zur Architektur Leonhard Dientzenhofers für das nahe bei Bamberg gelegene Kloster Ebrach auf das Schönheitsideal langer Palastfassaden in der österreichisch-böhmischen Architektur des ausgehenden 17. Jahrhunderts hingewiesen²⁴⁾ und damit den entscheidenden Hinweis zum Verständnis der Bamberger Residenzfassaden gegeben: Die Neue Residenz folgte – insbesondere mit der ursprünglich auf 110 Meter Länge gedachten und mit 35 Achsen gleichmäßig gestalteten Fassade des Nordosttrakts – dem beschriebenen Schönheitsideal des „je länger, je vornehmer“. Im Zusammenklang mit der klassischen Gliederung in Superposition hatte Leonhard Dientzenhofer ein mustergültiges Exempel einer fürstlichen, mit zahlreichen Fenstern und Säulen bzw. Pilastern gestalteten Palastfassade vorgeschlagen, die den Vorstellung nach „größtem Ansehen und Herrlichkeit“ eines Fürsten Liechtenstein bzw. der österreichisch-böhmischen Aristokratie des ausgehenden 17. Jahrhunderts entsprach.

Anmerkungen:

- ¹⁾ Zu dieser Kurie umfassend Dümmler, Christian: Die Domkurie St. Thomas in Bamberg – Ursprung der Neuen Residenz. Mit einem Anhang: Inventar des Domherrenhofs von 1591, in: Beiträge zur fränkischen Kunstgeschichte 4 (2000), S. 153–178.
- ²⁾ Der vorliegende Beitrag wurde als Referat im Rahmen des Fränkischen Seminars des *FRANKENBUNDES* e.V. am 18. Oktober 2009 in Neuendettelsau gehalten. Er umfaßt einen Teilaspekt der Dissertation Dümmler, Christian: Die Neue Residenz in Bamberg. Bau- und Ausstattungsgeschichte der fürstbischöflichen Hofhaltung im Zeitalter der Renaissance und des Barock (= Veröffentlichung der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen: Forschungen zur Kunst- und Kulturgeschichte Bd. VII; zugleich Veröffentlichung der Gesellschaft für fränkische Ge-

- schichte e. V., VIII. Reihe: Quellen und Darstellungen zur fränkischen Kunstgeschichte, Bd. 13). Neustadt Aisch 2001.
- 3) Staatsbibliothek Bamberg [künftig: StB B], Inv.Nr. VIII.B.30 und 31. Abgebildet bei Dümmler: Neue Residenz (wie Anm. 2), S. 234f.
 - 4) Zu dieser Baubesprechung liegt ein umfassendes Ergebnisprotokoll vor: Staatsarchiv Bamberg [künftig: StA B], Rep. J 2, Nr. 71, fol. 20. Quelle bei Hantsch, Hugo/Scherf, Andreas: Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken unter dem Einfluß des Hauses Schönborn. Teil 1, erster Halbband (= Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte e. V.). Augsburg 1931, S. 3f., Nr. 5 und bei Dümmler: Neue Residenz (wie Anm. 2), S. 546f.
 - 5) Die neuen Trakte erforderten den Abbruch eines kurzen Eingangstraktes des Gebtsattelbaues, der sich ebenso wie die Domkurie St. Thomas und einige weitere Gebäude an der Nordostseite des Domplatzes befanden, so das Pfründhaus St. Veit, die Domkurie St. Kilian und die Kapitelschmiede. Zu diesen Gebäuden siehe Dümmler, Christian: Die abgegangenen Domherrenhöfe an Stelle der Neuen Residenz in Bamberg und deren Umfeld. Ein Beitrag zur Geschichte des Domberges, in: Bericht des Historischen Vereins Bamberg [= BHVB] 136 (2000), S. 47–116.
 - 6) StA Ba, Rep. B 71/I, Nr. 1, fol. 37f. vom 23. März 1697. Vgl. Dümmler: Neue Residenz (wie Anm. 2), S. 112f., Quelle ebd., S. 503.
 - 7) Schreiben des Statthalters und Domdechanten Carl Sigismund von Aufseß vom 19. April 1697 im StA B, Rep. B 71/I, Nr. 1 fol. 44. Vgl. Dümmler: Neue Residenz (wie Anm. 2), S. 113. Quelle z.B. Schönbornquellen (wie Anm. 4), S. 13f., Nr. 18 und Dümmler: Neue Residenz (wie Anm. 2), S. 503.
 - 8) StA B, Rep. J 2, Nr. 71, fol. 67ff. Vgl. Schönbornquellen (wie Anm. 4), S. 24ff., Nr. 28 und Dümmler: Neue Residenz (wie Anm. 2), S. 117, S. 552f.
 - 9) In der unmittelbaren Nachfolge des Palazzo Rucellai steht der 1573 vollendete Palazzo Piccolomini in Pienza.
 - 10) Vgl. Dümmler: Neue Residenz (wie Anm. 2), S. 94ff.
 - 11) Zitiert nach Fleischer, Victor: Fürst Karl Eusebius von Liechtenstein als Bauherr und Kunstsammler (1611–1684). Wien–Leipzig 1910, S. 180.
 - 12) Als Stich publiziert durch Kleiner, Salomon: Neue Wiener-Prospekte oder Ansichten (...). Wien 1795. Abgebildet bei Dümmler: Neue Residenz (wie Anm. 2), S. 348.
 - 13) Abbildung ebd.
 - 14) Zur österreichisch-böhmischen Palastfassade in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts umfassend Dümmler: Neue Residenz (wie Anm. 2), S. 307ff. mit weiterführenden Literaturangaben.
 - 15) Dieussart, Carl Philipp: *Theatrum architecturae civilis*. Güstrow 1679 und ²1682, Bayreuth ³1692, Bamberg ⁴1697. Der Stich des Innenhofes vom Palazzo Farnese wiederholt die entsprechende Hofansicht des französischen, in Rom wirkenden Kupferstechers Antoine Lafréri (1512–1577).
 - 16) Abbildung bei Dümmler: Neue Residenz (wie Anm. 2), S. 352.
 - 17) Der Entwurfsverfasser des zweiflügeligen Mainzer Residenzschlosses ist umstritten. Abbildung bei Dümmler: Neue Residenz (wie Anm. 2), S. 354.
 - 18) Zum Beispiel Palastfassade Nr. 15 in Furttenbach, Joseph: *Architectura recreationis*. Augsburg 1640. Nachdruck Berlin 1988.
 - 19) Hierzu Schrottenberg, Franz von: Der Domberg in seiner neueren Gestaltung. Ein Beitrag zur Geschichte des Domberges, in: BHVB 49 (1886/87), S. 95–124.
 - 20) StB B, Inv. Nr. H.V.G. 1/53. Abgebildet bei Dümmler: Neue Residenz (wie Anm. 2), S. 245.
 - 21) Zu nennen ist der ab 1690, wohl vom Schloß Friedenstein in Gotha angeregte Umbau und die Erweiterung der Ehrenburg in Coburg im Sinne einer Dreiflügelanlage. Coburg war möglicherweise sogar die Anregung zur zweiten Bamberger Planungsänderung.
 - 22) Gurlitt, Cornelius: Geschichte des Barockstils und des Rokoko in Deutschland (= Geschichte der neueren Baukunst, Bd. 5, 2. Abt., 2. Teil). Stuttgart 1889, S. 323ff. Gurlitts Manuskript birgt den Druckfehler, daß bei der Besprechung der Neuen Residenz in Bamberg die Stadt Würzburg genannt wird.
 - 23) Kreisel, Heinrich: Fürstenschlösser in Franken. Berlin 21942, S. 44ff.
 - 24) Korth, Thomas: Leonhard Dientzenhofers Ebracher Architektur, in: Festschrift Ebrach 1127–1997. Volkach 1977, S. 259–343, hier S. 322f.

Joseph Saint-Pierre und das Markgrafenpaar Friedrich und Wilhelmine

von

Wolfgang Hegel

Unter dem Markgrafenpaar Friedrich und Wilhelmine und ihrem Baumeister Joseph Saint-Pierre kam es Mitte des 18. Jahrhunderts zu einer grundlegenden Erneuerung des Bayreuther Stadtbildes. Dabei entstanden viele Bauten, die bis heute zu den bedeutendsten Denkmälern der Stadt zählen. Die Unternehmungen des Markgrafenpaares trugen dazu bei, die alten Stadtgrenzen sowohl geistig, als auch geographisch zu überwinden. Da in den vorherigen Generationen in Bayreuth selbst architektonisch nicht viel geschehen war, ist es um so erstaunlicher in welcher kurzer Zeit die zahlreichen Bauten entstanden sind, nämlich maßgeblich unter der baulichen Leitung Joseph Saint-Pierres, der zwischen 1741 und 1754 in Bayreuth tätig war.

Neben Saint-Pierre waren aber auch viele andere Künstler am Hof versammelt, zuvorderst Giuseppe und Carlo Galli-Bibiena, auf die der Bau des Opernhauses maßgeblich zurückgeht, zudem darf man auch den Einfluß der Stukkateure Giovanni Battista Pedrozzi und Adam Rudolph Albin nicht vergessen. So kam es zu einer kulturellen Blütezeit, in der Bayreuth trotz seiner verhältnismäßig geringen wirtschaftlichen Potenz eine Vorrangstellung nicht nur unter den fränkischen Städten einnahm.

Wenn man sich mit Gestalten der Macht auseinandersetzt, muß man zunächst überhaupt klären, wie der Begriff Macht in diesem Zusammenhang zu verstehen ist. Neben dem militärischen Aspekt muß bei der vorliegenden Fragestellung vor allem auch auf den kulturellen Machtanspruch der Bayreuther Markgrafen verwiesen werden. Denn in Bayreuth überwog deutlich das Interesse an künstlerischen Unternehmungen vor der Bewältigung oder Entfesselung militärischer Konflikte. Dies muß sicherlich darauf zu-

rückgeführt werden, daß ein kleines Fürstentum wie Bayreuth zu militärischen Großtaten nicht in der Lage war und die Markgrafen zudem zu einer zwischen den Interessen Preußens unter Friedrich II. und denen des Kaiserhauses unter Franz Stephan und Maria Theresia lavierenden Außenpolitik gezwungen waren. Statt ihr Fürstentum nun zwischen den Parteien aufzureiben, entschloß sich das kunstsinnige Markgrafenpaar für ein verstärktes kulturelles Engagement, dies allerdings in einem Maße, das die Mittel der Markgrafschaft völlig überforderte und schließlich an den Rande des Ruins brachte.

Im folgenden soll ein kurzer Abriß zur Geschichte des Markgrafenpaares und ihres Baumeisters gegeben werden. Anschließend wird auch die Situation Bayreuths vor dem Herrschaftsantritt knapp beleuchtet, um schließlich als Schlüsselbauten das Neue Schloß sowie das Opernhaus genauer zu untersuchen.

Friedrich (1711–1763) wurde nach dem Tod seines Vaters 1735 Markgraf von Brandenburg-Bayreuth. Bis 1730 hatte er an der Genfer Universität studiert und war danach durch Europa gereist, bevor er im Mai 1731 in Bayreuth ankam. 1735 wurde er Markgraf von Brandenburg-Bayreuth und regierte bis zu seinem Tod 1763. Sein Volk scheint ihm sehr gewogen gewesen zu sein.

Im November 1731 heiratete Friedrich die Schwester des preußischen Königs Friedrichs II. Wilhelmine. Dies war eine Hochzeit, die von Wilhelmines Vater, dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm, initiiert worden war und in die Friedrich wohl auch große finanzielle Hoffnungen setzte, welche allerdings später bitter enttäuscht wurden. Wilhelmine war künstlerisch äußerst talentiert und sehr belesen. Allerdings hatte sie es in Bayreuth anfangs vor allem aufgrund ihres unfreundli-

chen Schwiegervaters schwer und war kaum in der Lage, ihre Vorstellungen auch umzusetzen. Nach dem Tod des alten Markgrafen nahm sie jedoch die Zügel in die Hand und begann damit, Bayreuth nach ihren Vorstellungen umzugestalten. Die Ehe zwischen Wilhelmine und Friedrich verlief zwar weitgehend ruhig, war allerdings, wie das häufig der Fall war, durch das Fehlen eines Thronfolgers belastet. Die Interessen der beiden harmonierten jedenfalls hervorragend.¹⁾

Die Bauprojekte unter dem Markgrafenpaar umfaßten unter anderem den Ausbau der Eremitage, die Anlage des Felsengartens von ‚Sanspareil‘, den Bau des Opernhauses, die Anlage der Friedrichstraße und den Bau des Neuen Schlosses. Baumeister all dieser Projekte war Joseph Saint-Pierre, ein Architekt, der seine Schulung offensichtlich vorrangig in Frankreich erhalten hatte. In seiner Monographie zu Saint-Pierre legt Joseph Merten überzeugende Hinweise vor, daß der Baumeister ursprünglich aus Mannheim stammte und auch in Ludwigsburg tätig war.²⁾ Die Familie Saint-Pierres stammt jedoch ursprünglich aus Casale Monferato im Piemont. Wahrscheinliches Geburtsjahr des Baumeisters ist 1708 oder 1709, wie aus dem Sterbeeintrag Saint-Pierres hervorgeht, in dem er bei seinem Tod 1754 als 45 Jahre alt bezeichnet wird. Saint-Pierre arbeitete offensichtlich zunächst als Theaternaler. So war er 1731 in Ludwigsburg, um an der Ausstattung des dortigen Schloßtheaters mitzuarbeiten. Mertens Vermutung, Saint-Pierre könnte vor seinem Ludwigsburger Aufenthalt schon in Mannheim bei Cosmas Damian Asam oder Alessandro Galli-Bibiena gelernt haben, entbehrt allerdings sicherer Quellen. Erst 1741 wird Saint-Pierre dann als Architekt beim Prinzen von Carignan in Paris bezeichnet, von wo er wahrscheinlich schon im selben Jahr nach Ludwigsburg zurückkehrte, bevor er 1743 nach Bayreuth berufen wurde und dort zunächst eine befristete Stelle erhielt, die aber schon 1746 entfristet wurde. Joseph Saint-Pierre starb 1754 in Bayreuth und hinterließ ein reiches Œuvre in der Stadt und im Umkreis, wobei einige Bauten erst von seinem bedeutenden Schüler Carl von Gontard vollendet wurden.³⁾

Um zu verstehen, wie die Situation in Bayreuth beim Herrschaftsantritt war, ist es notwendig, sich auch mit den historischen Vorbedingungen kurz auseinanderzusetzen. So hatte Markgraf Christian die Residenz der Markgrafschaft 1603 von Kulmbach nach Bayreuth verlegt, was architektonisch allerdings lange Zeit folgenlos blieb. Wegen zweier Stadtbrände 1605 und 1621 sowie dem Dreißigjährigen Krieg war auch ein Großteil der Kräfte gebunden und an architektonische Großtaten nicht zu denken.⁴⁾ Das äußerst heterogene Alte Schloß fungierte damals als das Residenzschloß der Markgrafen, erhielt aber erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts von Jacques Dieussart zumindest eine einheitlichere Außengestaltung. Dabei wurde allerdings auf eine Zentralisierung ebenso verzichtet wie auf eine Akzentuierung einzelner Bauteile. Die desolate Situation der Residenz verbesserte sich auch in der Folgezeit nicht.⁵⁾

Friedrichs Vater Georg Friedrich Karl war nach dem kinderlos verstorbenen Markgraf Georg Wilhelm nur deshalb Markgraf von Brandenburg Bayreuth geworden, weil die fränkischen Fürsten, insbesondere Lothar Franz und Friedrich Karl von Schönborn, sich für seine Person eingesetzt hatten. Denn eigentlich wäre die Markgrafschaft nach dem Tod Georg Wilhelms an Preußen gefallen, wie es im Schönberger Vertrag von 1703 vorgesehen war, in dem die Kulmbacher Linie auf ihre Erbansprüche zugunsten von Preußen verzichtet hatte. Die fränkischen Fürsten setzten sich vor allem deshalb für Georg Friedrich Karl als Nachfolger ein, weil sie ein Eindringen Preußens in den Fränkischen Reichskreis befürchteten. Die erheblichen finanziellen Lasten, die schließlich mit Preußens Verzicht verbunden waren,⁶⁾ versuchte Georg Friedrich Karl durch einen rigiden Sparkurs unter Kontrolle zu bringen, weshalb in seiner Regierungszeit größere bauliche Unternehmungen ausblieben. Selbst Reparaturarbeiten am Alten Schloß wurden nicht unternommen, weshalb vor allem die Innenräume nicht mehr den Bedürfnissen des 18. Jahrhunderts entsprachen. Zudem bestand durch die Lage des Schlosses an der Stadtgrenze keine Möglichkeit einen größeren und repräsentativen Garten anzulegen, wie er zu



Abb. 1: Das Neue Schloß in Bayreuth mit dem Markgrafenbrunnen.

jener Zeit für ein modernes Schloß obligatorisch war.

Wilhelmines Eindruck beim Eintreffen in Bayreuth 1731 bestätigte den schlechten Zustand, in dem sich der Hof befand. Sie meinte, die Adligen seien ungepflegte, verlauste Vogelscheuchen und das Schloß sei schmutzig, mit verschlissenen Tapeten und kaum bewohnbar. Zudem gleiche der Hof eher einem Bauernhof und die Beköstigung sei unsagbar.⁷⁾ Auch wenn man nicht alle ihre Äußerungen wörtlich nehmen darf, wird hier deutlich, wie sehr sich Bayreuth damals von Wilhelmines preußischer Heimat unterschied. Aber sie scheint sich damals vorgenommen zu haben, allen Widrigkeiten zum Trotz vieles in der Stadt zum Besseren wenden zu wollen.⁸⁾

So wird ab 1747 erkennbar, daß auch Friedrich mit der alten Residenz nicht mehr zufrieden war. Einerseits erfahren wir, daß eine größere Reparatur des alten Schlosses geplant war, andererseits fällt in dieses Jahr der Kauf des Palais von Meyern an der Rennbahn, das Joseph Saint-Pierre nur ein Jahr zuvor dort

gebaut hatte. Gleichzeitig wurden auch die Arbeiten an der reformierten Kirche an der Rennbahn eingestellt, worauf später noch zurückzukommen sein wird. 1748 wurde der Markgrafenbrunnen, der sich ursprünglich im Ehrenhof des Alten Schlosses befand, zum Platz an der Rennbahn, wo er sich heute noch befindet, versetzt. Spätestens damit war klar, daß Friedrich auch über die Verlegung seiner Residenz nachgedacht hatte, denn der unter Markgraf Christian Ernst gebaute Brunnen ist ein Symbol für die militärische und geographische Bedeutung der Markgrafschaft und damit ein wichtiger Teil fürstlicher Selbstdarstellung. Zwei Jahre später, also 1750, zeigten Untersuchungen am Nordflügel des Alten Schlosses, daß dieser massiv baufällig war, und Saint-Pierre schlug vor, ihn komplett abzutragen und neu aufzubauen. Doch dazu kam es nicht mehr, denn im Frühjahr 1753 brach ein verheerender Brand aus, der das Alte Schloß zu großen Teilen zerstörte. Obdach fand das Markgrafenpaar anschließend in den neuerworbenen Häusern an der Rennbahn. Wilhelmine bezog zunächst gemeinsam mit ihrem Gatten das Meyern'sche Palais,

bevor der Markgraf für Wilhelmine das reformierte Pfarrhaus und das Haag'sche Haus erwarb. Einen von König Friedrich II. vorgeschlagenen Wiederaufbau der Alten Schlosses lehnte man ab. Schon sechs Wochen nach dem Brand schrieb Wilhelmine ihrem Bruder: „Ich habe mir das Vergnügen gemacht, den Plan meines Schlosses selbst zu gestalten,“ wobei man hier annehmen darf, daß sich diese Aussage maßgeblich auf den Innenausbau und die Gestaltung der Räume bezog. Man hatte den Bau des Neuen Schlosses offensichtlich von langer Hand geplant und war nun gewillt, die Pläne für einen Neubau schnellstmöglich umzusetzen. So muß es auch nicht verwundern, daß unmittelbar nach dem Brand in Bayreuth Gerüchte die Runde machten, der Markgraf hätte sein Schloß selbst angezündet.⁹⁾

Für das Neue Schloß entschied man sich also für den Platz an der Rennbahn, direkt am Hofgarten, der schon länger vom Hof genutzt wurde. Das neue Schloß ist somit kein Neubau im eigentlichen Sinne. Eher ist es ein Zusammenschließen und Erweitern schon bestehender Gebäude an der Rennbahn. Unter diesen war das Palais von Meyern, das Pfarrhaus der reformierten Gemeinde, die reformierte Kirche und das Haag'sche Haus. Die reformierte Kirche in der Mitte wurde bis auf die Grundmauern abgetragen und anschließend wurde darauf aufbauend der große Mittelpavillon errichtet, die anderen Gebäude blieben

in ihrem Äußeren bestehen und wurden nur im Inneren den neuen Bedürfnissen angepaßt.

Für die Gestaltung der Seitenflügel war die Außengestalt des Palais von Meyern maßgeblich, die beinahe spiegelbildlich auf den nördlichen Seitenflügel übertragen werden konnte. Beide Flügel wurden jeweils über einen dreiachsigen Verbindungsteil mit dem Mittelbau zusammengeschlossen. Bis heute lassen sich im Mauerverlauf deutlich die Bausnähte und damit die ehemaligen Begrenzungen der Bürgerhäuser und des Pfarrhauses ablesen. Daß die Angleichung überhaupt möglich war, zeigt, wie einheitlich die Gestaltung der Häuserfassaden am Rennplatz war, worin man entweder ein sehr strenges städtebauliches Konzept sehen oder den schon sehr früh aufkommenden Plan erkennen kann, die Häuser später zu einem Baukörper zusammenzuschließen.

So entstand mit dem Neuen Schloß ein sehr breit gelagerter Bau, dessen repräsentatives Zentrum der Mittelpavillon darstellt, der durch eine Erhöhung gegenüber den Seitenflügeln und zudem durch die hohen Rundbogenfenster auf niedrigem Sockelgeschoß eine äußerst dominante Wirkung erhalten hat. Durch die starke plastische Durchgestaltung und die kräftige Instrumentierung wirkt dieser dreiachsige, stark vorspringende Bauteil durchaus eigenständig. Die obere Zone mit den großen Bogenfenstern dominiert die ge-

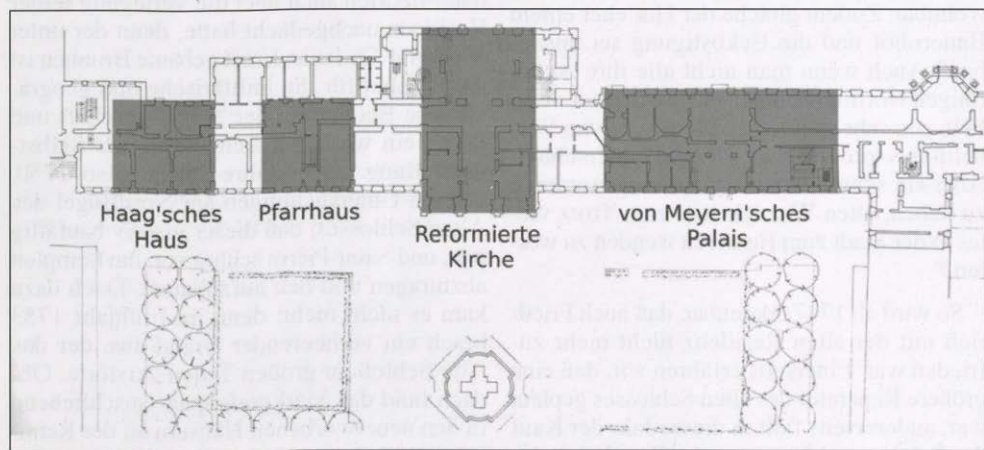


Abb. 2: Grundriß des Neuen Schlosses in Bayreuth mit den Vorgängerbauten.

drungene untere Zone, die ursprünglich angeblich drei Toreinfahrten besessen habe, von denen heute allerdings die beiden seitlichen verbaut seien. So wurde es bisher jedenfalls in der Literatur dargestellt. Bei Betrachtung des Grundrisses muß man sich allerdings fragen, ob die Seiten tatsächlich jemals offen waren, da nur die mittlere Durchfahrt auch tatsächlich genutzt werden konnte, während die seitlichen durch die Treppenaufgänge blockiert waren.

Besonders hervorgehoben und freistehend vor dem Bau sind die vier korinthischen Säulen der großen Ordnung, denen sich die kleineren ionischen Säulen in den Bogenfenstern unterordnen. Durch die vorgestellten Säulen und die Verkröpfung im Gebälk wird in der oberen Zone auf die Gestaltung antiker Triumphbögen angespielt, wie zum Beispiel ein Vergleich mit dem Konstantinsbogen in Rom deutlich macht. Hier wird also bewußt auf eine antike Würdeform zurückgegriffen, die den Bau und damit auch den Herrscher besonders auszeichnet. Man wird hier nicht notwendigerweise ein direktes Vorbild im Konstantinsbogen sehen müssen. Eher darf man annehmen, daß die Form der Triumphbögen zum Standardrepertoire der barocken Baumeister gehörte und hier als Zeichen herrschaftlichen Selbstverständnisses am Bau Verwendung fand. Trotz dieser Anspielung wirkt der Bau jedoch gerade im Bereich der Seitenflügel zur Stadtseite hin eher bescheiden und streng, was für die damalige Fassadengestaltung im protestantischen Bayreuth typisch war und auch in anderen protestantischen Fürstentümern zu beobachten ist.

Von der Gartenseite her gibt sich der Bau gänzlich heterogen. Auf jegliche Regularisierung oder auch eine Schaffung von Symmetrie wurde hier völlig verzichtet, wobei selbst die Gestaltung des Gartens keine Rücksicht auf die Mittelachse des Schlosses nimmt. Dies verwundert um so mehr, als dies vor dem Bau des Schlosses der Fall gewesen zu sein scheint, wie alte Pläne nahe legen. Auf Riedigers Plan, auf dem auch die reformierte Kirche an der Rennbahn eingezeichnet ist, erkennt man noch die ursprünglich regelmäßige und symmetrische Anlage des Gartens mit

Bezug auf die Mittelachse der Kirche oder umgekehrt.¹⁰ Es kam hier also nachträglich und ganz bewußt zu der festgestellten Unregelmäßigkeit, bei der der Garten schließlich maßgeblich auf den Teil des Schlosses ausgerichtet war, in dem der Markgraf wohnte, nämlich das ehemalige Palais von Meyern.

Allgemein läßt sich konstatieren, daß das Neue Schloß in seinem Äußeren für ein Residenzschloß eher bescheiden wirkt. Die fürstliche Repräsentation konzentriert sich zur Stadt hin ausschließlich auf den Mittelbau, wobei der Markgrafenbrunnen in seiner symbolischen und repräsentativen Funktion als Teil des Schlosses betrachtet werden sollte.

Für das Innere des Schlosses läßt sich feststellen, daß hier die ‚commodité‘ des Baues vorrangiges Gestaltungskriterium gewesen zu sein scheint und die eigentlich obligatorischen Verwaltungsräume sowie selbst eine Kapelle im Schloß völlig fehlen.¹¹ Die Zimmer sind zwar reich ausgestattet und stukiert, klassische Raumabfolgen werden aber kaum eingehalten, und die kleinen Zimmer wirken zudem teilweise beinahe bürgerlich.

Repräsentativ ist auch hier wieder der Mittelbau. Die doppelte dreiläufige Treppe war wichtig für das Zeremoniell. Der folgende „Reuther“-Saal steht in der typischen Tradition der Gardesäle und symbolisiert die militärische Seite der Staatsmacht. Allerdings vermag der folgende Festsaal nicht wirklich zu überzeugen. Eigentlich wird in der Dekoration des Festsaales eines Schlosses verstärkt Bezug auf die Dynastie und den Herrschaftsanspruch des Souveräns genommen. Im Neuen Schloß wirkt der Saal jedoch außerordentlich zurückhaltend und bescheiden, selbst ein eigentlich obligatorisches Deckenbild fehlt. Sylvia Habermann stellt in ihrem Beitrag zu „Repräsentation und Privatleben in den Schlössern von Markgraf Friedrich und Markgräfin Wilhelmine“ deshalb fest: *„Landesherrliches Selbstverständnis oder gar politische und dynastische Ansprüche manifestieren sich im Festsaal nicht.“*¹²

Das muß allerdings nicht verwundern, denn in Bayreuth gab es schon einen Bau, der maßgeblich repräsentativen Zwecken diente, näm-



Abb. 3: Der Innenraum des Markgräflichen Opernhauses in Bayreuth.

lich das Opernhaus. Das Bayreuther Opernhaus wurde vor dem Neuen Schloß gebaut und entstand unter der Leitung Saint-Pierres und der beiden Galli-Bibiena, Giuseppe und Carlo. Sicherlich der bedeutendste Bau in Bayreuth, nicht nur, weil er zu den wenigen erhaltenen Opernhäusern der Epoche überhaupt gehört, sondern auch zu den größten. Es wurde hauptsächlich für die Hochzeit der einzigen Tochter des Markgrafenpaares erbaut und 1748 anlässlich deren Hochzeitsfeier eröffnet.¹³⁾

Das Bayreuther Opernhaus wurde nicht in den Bau des Alten Schlosses integriert, son-

dern an bestehende daneben liegende Bauten, nämlich das alte Opern- bzw. Redoutenhaus und ein niedrigeres Bürgerhaus angebaut. Die Fassade wurde so in die Flucht der Opernstraße eingefügt, daß ein weiter Platz vor der Oper fehlt.

Wilhelmine hatte maßgeblich die Bauarbeiten betreut und sich speziell für die Galli-Bibiena entschieden, weil sie einen besonders repräsentativen und angemessenen Innenraum wollte und ihr der von Knobelsdorff gestaltete Innenraum des Berliner Opernhauses dafür zu nüchtern war. Das Wiener Opernhaus sollte hier Vorbild sein. Bei der Be-

trachtung des prächtig gestalteten Innenraumes, fallen zwei Dinge besonders auf. Zum einen ist dies die Fürstenloge, die, wie Volkmarm Greiselmayer klargemacht hat, Motive aus dem Bereich ephemerer Festarchitektur aufgreift. Zum anderen ist es das Deckenbild, welches nicht auf den Zuschauerraum bezogen ist, sondern auf die Bühne.¹⁴⁾ Die Gestaltung der Fürstenloge in Anlehnung an Festarchitektur braucht nicht zu verwundern, denn die Galli-Bibiena waren neben dem Theater auch für ihre ephemeren Aufbauten bekannt.¹⁵⁾ Zwar saßen die Fürsten für gewöhnlich nicht in der Loge, da sie die Musik lieber von der ersten Reihe aus genossen, aber es ist das Zitat einer Ehrenarchitektur, die hier bedeutsam ist und zusammen mit dem dort befindlichen Brandenburger Adler und der preussischen Krone das dynastische Selbstverständnis der Markgrafen unterstreicht. Mit den Tugend-Darstellungen über den Trompeterlogen und der Bühne wird zudem auf das gute Regiment der Herrscher angespielt.

Der zweite wichtige Punkt ist das Deckenbild. Es ist nicht auf den Zuschauerraum, auch nicht auf die Fürstenloge bezogen. Einen Sinn ergibt die Perspektive nur von der Bühne aus, was wohl mit den Hochzeitsfeierlichkeiten zusammenhing, bei denen eine F-förmige Tafel, an der gespeist wurde, im Bereich der Bühne stand. Der Raum des Opernhauses diente also maßgeblich der fürstlichen Repräsentation, was wohl besonders eindrucksvoll bei den pompösen Hochzeitsfeierlichkeiten 1748 zur Geltung kam. Im Opernhaus manifestieren sich also sowohl das landesherrliche Selbstverständnis als auch die politischen und dynastischen Ansprüche, die man im Festsaal des Neuen Schlosses vermißt. Der Innenraum des Bayreuther Opernhauses ist somit der eigentliche fürstliche Festsaal in Bayreuth, was einen zweiten prächtigen Festsaal im Neuen Schloß unnötig erscheinen ließ.

Auch der Außenbau des Opernhauses ist in diesem Zusammenhang wichtig. Trotz der Rücksichtnahme auf die älteren seitlichen Bauten, hebt sich das Opernhaus deutlich von den nebenstehenden Gebäuden ab, weil es einerseits eine deutlich stärkere plastische

Durchgliederung der Fassade aufweist, besonders im Bereich des dreiachsigen Mittelrisalits. Andererseits ist die Balustrade, die den oberen Abschluß der Fassade bildet, ein Alleinstellungsmerkmal, das durch die auf den Postamenten aufgestellten Figuren nochmals betont wird.¹⁶⁾ Das durchlaufende Gebälk bildet dabei ein horizontales Gegengewicht, zu den korinthischen Kolossalsäulen und -pilastern, von denen es getragen wird, wodurch die Fassade eine ausgewogene Erscheinung erhält. Durch den Rücksprung im Bereich der Fenster erhalten die Säulen zudem eine besondere Betonung. Überhaupt wirkt die Gestaltung des Risalits wie eine Rahmung für die Säulen, die mit ihren glatten Schäften zusätzlich auffallen. Hier wird also wiederum die Säule besonders betont.

Bei einem Vergleich der Fassade des Opernhauses mit dem Mittelpavillon des Neuen Schlosses werden bei allen Unterschieden auch die auffälligen Parallelen deutlich. Beide weisen drei Fensterachsen auf. Ein weiteres Verbindungsmerkmal sind die vorgestellten, vollrunden Säulen sowie die Balustrade mit den darauf errichteten Figuren. Auch die Proportionen zwischen der niedrigen Sockelzone und dem hochaufragenden Bereich darüber sind beinahe identisch. Als Baumaterial dient bei beiden Fassaden fränkischer Sandstein, was für die Tätigkeit Saint-Pierres in der Stadt allerdings typisch ist. Somit zeigt sich auch im Außenbau deutlich, daß das Neue Schloß und das Bayreuther Opernhaus als Pendants betrachtet werden müssen, wobei das Opernhaus den eigentlichen fürstlichen Festsaal und Repräsentationsraum darstellt.

Macht und fürstliches Selbstverständnis definieren sich somit in Bayreuth vorrangig kulturell. Man legt sehr viel Wert auf Kunst und die Musik, Militärisches tritt unter dem Markgrafenpaar Friedrich und Wilhelmine dagegen in den Hintergrund. Der Bau des Neuen Schlosses erschließt sich in seiner Vollständigkeit auch nur dann, wenn man es als Pendant zum Opernhaus versteht, wobei das Opernhaus als großer Festsaal, der gleich mehrere Funktionen erfüllte, diente. Zudem zeigt sich in Bayreuth – und das ist typisch für den Barock –, daß die Ehren- und Triumph-

architektur eine große Rolle bei der Gestaltung der Fassaden und auch der Innenräume spielte. Das konnte so weit gehen, daß ganze Schlösser eigentlich steingewordene Ephemer-Architektur darstellen. So wie dies wohl beim Neuen Schloß in der Eremitage der Fall ist.¹⁷⁾

Anmerkungen:

- 1) Siehe Mertens, Klaus: Der Bayreuther Hofbaumeister Joseph Saint-Pierre (1708/09–1754). Bayreuth 1964, S. 17–19.
- 2) Ebd., S. 9.
- 3) Ebd., S. 9–14.
- 4) Es existiert allerdings ein nicht ausgeführter Plan zur Fortifikation der Stadt, nach dem auch das Alte Schloß größere Umbauten erfahren hätte. Siehe hierzu Müssel, Karl: Bayreuths Anfänge als markgräfliche Residenzstadt zu Beginn des 17. Jahrhunderts, in: Archiv für Geschichte von Oberfranken, Bd. 84. Bayreuth 2004, S. 125–138.
- 5) Merten: Saint-Pierre (wie Anm. 1), S. 15f.
- 6) Es handelt sich um Reparationsforderungen aufgrund des Schönberger Vertrags von 1703.
- 7) Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. 2 Bde. Leipzig 1926, Bd. II, S. 15.

- 8) Siehe Habermann, Sylvia: Repräsentation und Privatleben in den Schlössern von Markgraf Friedrich und Markgräfin Wilhelmine, in: Berger, Günther (Hrsg.): Wilhelmine von Bayreuth. Bayreuth 2009, S. 283–288, hier S. 283.
- 9) Zur Vorgeschichte des Baues siehe Merten: Saint-Pierre (wie Anm. 1), S. 86–88.
- 10) Siehe Habermann, Sylvia: Gartenkunst unter Friedrich und Wilhelmine, in: Krückmann, Peter O. (Hrsg.): Galli Bibiena und der Musenhof der Wilhelmine von Bayreuth. Paradies des Rokoko. Bd. II. München–New York 1998, S. 65–69, Abb. 1.
- 11) Siehe Habermann: Repräsentation und Privatleben (wie Anm. 8), S. 285.
- 12) Ebd., S. 286.
- 13) Zur Geschichte des Baues siehe Merten: Saint-Pierre (wie Anm. 1), S. 49–54.
- 14) Siehe Greiselmayer, Volkmar: Der gebaute Triumph, in: Glaser, Silvia/Gluxe, Andrea M. (Hrsg.): Musis et Litteris. Festschrift für Bernhard Rupprecht zum 65. Geburtstag. München 1993, S. 329–353, hier S. 333ff.
- 15) Siehe hierzu Quecke, Ursula: Il teatro della festa, in: Krückmann: Galli Bibiena (wie Anm. 10), S. 110–116.
- 16) Es handelt sich um Apoll und Athena mit den sechs Musen Thalia, Melpomene, Erato, Terpsichore, Polyhymnia und Euterpe.
- 17) Siehe Merten: Saint-Pierre (wie Anm. 1), S. 74f.

Repräsentation im Protestantismus: Die Baumeisterfamilie Richter zwischen Thüringen und Franken Schloß – Kirche – Stadt

von

Helmut-Eberhard Paulus

Barockarchitektur wird gemeinhin mit Prachtentfaltung und Dekorationsreichtum in Verbindung gebracht, insbesondere, wenn es um fürstliche oder herrschaftliche Architektur geht, die repräsentative Aufgaben zu übernehmen hat. Ein Blick in die protestantischen Regionen Frankens und Thüringens läßt je-

doch offenbar werden, daß diese Verallgemeinerung so nicht aufrecht zu erhalten ist. Gerade die Bautätigkeit der thüringischen Baumeisterfamilie Richter erweist, daß protestantische Repräsentation in Residenz und Kirche, teilweise auch in Bürgerhaus und Stadtgestalt eigenen Prinzipien folgte, die zu-

mindest für das 17. Jahrhundert und das frühe 18. Jahrhundert eine konfessionelle Differenzierung der Repräsentationsaufgaben nahe gelegen sein lassen.

Viel ist bereits gewonnen, wenn für die Epoche des barocken Stils Architektur und Ausstattung nicht mehr einseitig nach dem Umfang an Pracht und Prunk bewertet werden, sondern neben dem Reichtum an Dekor und kostbaren Materialien auch die bewußte Enthaltbarkeit und Sparsamkeit in ihrer repräsentativen Funktionalität mit berücksichtigt wird. Das Zeitalter des Barock vermochte den Formenreichtum ebenso zu instrumentieren, wie die eher spröden Prinzipien der Ordnung, der Proportion, der Maß-Gerechtigkeit, der Harmonie und der Symmetrie. Die bewußte Wiederaufnahme altertümlicher Stilformen konnte ebenso repräsentative Funktion annehmen, wie das gestalterisch inszenierte Vakuum im Dekor oder die einseitige Beschränkung dekorativen Reichtums auf die Innenräume einer Residenz.

Gerade im Zusammenhang der fürstlichen Residenz, des gräflichen oder ritterschaftlichen Adelssitzes oder im Zusammenhang der Residenzstadt steht hinter dem Umgang mit den dekorativen Elementen immer auch eine Funktion. Zu den „*Regiae Virtutes*“, also den Tugenden der Herrschaft, gehörten neben „*Liberalitas*“, „*Abundantia*“ und „*Magnanimitas*“ eben auch „*Concordia*“, „*Pax*“, „*Iustitia*“, „*Temperantia*“ und „*Clementia*“. Ein barocker Fürst wie Herzog Ernst I. von Sachsen-Gotha-Altenburg, genannt der Fromme, verstand sich zwar auch als fürstlicher Herrscher mit der Verpflichtung zu standesgemäßer Hofhaltung, vor allem aber sah er sich als Landesvater streng protestantischer Prägung, der die Legitimität seiner Herrschaft aus dem vorbildhaften Zeugnis für Glaube und Gerechtigkeit ableitete. Aus seinem Verständnis von Herrschaft im Sinne väterlicher Fürsorge für die Landeskinder ging zwar ebenfalls die zentralisierte Residenz hervor, sie steigerte sich jedoch nicht zur übermenschlichen Apotheose, sondern bediente sich bewußt der menschlichen, bisweilen auch karg erscheinenden Maßstäbe. Davon abgesehen fand die „*Clementia Principis*“ als eine der herausragenden Herrschertugenden ihre repräsentative

Darstellung meist weniger im prunkvollen Reichtum der Wohnstatt des Herrschers als in der angemessenen Ausstattung von Kirchen, Hospitälern, Schulen, Wohltätigkeits-einrichtungen und Erziehungsanstalten. Neben der konfessionellen Differenzierung bedarf es also auch der funktionalen, bei aller angemessenen Interpretation der unterschiedlichen Formen fürstlicher oder höfischer Repräsentation.

Für die protestantischen Gebiete des nördlichen Franken fällt auf, daß während der Restrukturierung nach dem Dreißigjährigen Krieg sowohl Baumeister und Stukkateure aus Oberitalien als auch protestantische Baumeister aus Thüringen stark vertreten sind. Während es sich bei den italienischen Künstlern um den Einkauf von künstlerischem „Know-how“ handelt, dürfte die Vermittlung der Thüringer Baumeister wohl der engen konfessionellen und dynastischen Verknüpfung zwischen Franken und Thüringen zu verdanken sein. Auch das Wirken der Baumeisterfamilie Richter in Franken ist letztlich der engen Verknüpfung der protestantischen Höfe dieser Regionen geschuldet.

Die Baumeisterfamilie Richter und ihr Begründer Johann Moritz I.

Stellt man auf die präsent nachvollziehbare Wirkung der Baumeisterfamilie Richter in der südhüringischen und fränkischen Kulturlandschaft ab, so ist zweifelsohne Christian II. Richter (1647–1705) die bedeutendste Baumeisterpersönlichkeit innerhalb der Familie Richter. So bedeutende repräsentative Schloßbauten wie die Ehrenburg in Coburg, das herzogliche Schloß in Saalfeld und die Vollendung von Schloß Elisabethenburg in Meiningen gehen zumindest zu einem wesentlichen Anteil auf seine Urheberschaft zurück. Nicht zu vernachlässigen ist auch seine Mitarbeit am heute leider verlorenen Schloß Hildburghausen.

Andererseits kann die Künstlerpersönlichkeit von Christian II. Richter und sein Œuvre nur angemessen gewichtet werden, wenn man seine persönlichen Leistungen auch im familiären Zusammenhang der Familie sieht. Letztlich war es sein Vater, Johann Moritz I.

Richter, der als Sohn des Landschaftsmalers Christian Richter (1587–1687) die Dynastie der Baumeisterfamilie begründete. Er prägte auch seinen Sohn Christian stilistisch wie vom handwerklichen Duktus her entscheidend, zumindest wenn man vom heutigen Kenntnisstand ausgeht. Man muß also in allen Aussagen auch einschränken, denn wir stehen mit der Erforschung all dieser Beziehungen erst am Anfang. Während in den westlichen Ländern die fünfziger und sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts sehr fruchtbar für die Erforschung des Umfeldes der höfischen Baumeister des Barock waren, fand in der ehemaligen DDR diesbezüglich kaum Forschung statt. Dies war auch Auswirkung der gezielten Herabwürdigung des höfischen Kunstschaffens zu dieser Zeit.

Kommen wir zu Johann Moritz I. Richter (1620–1667), genannt der Ältere. Er genießt

eine praktische Ausbildung an Schloß Friedenstein in Gotha in den Jahren 1643 bis 1654 unter dem ausführenden Baumeister Andreas Rudolph (1601–1679). Der Einfluß von Schloß Friedenstein sollte für ihn zeitlebens und darüber hinaus für seine Söhne prägend werden. Schloß Friedenstein in Gotha wurde damit auch für Südthüringen und das nördliche Franken zu einem maßgeblichen Schloßtypus in der Zeit um 1700.

Man muß daher ein Stückweit auf Schloß Friedenstein in Gotha eingehen, jene Schloßanlage, die seit 1640 von Ernst dem Frommen (*1601, reg. 1640, †1675) anstelle der alten Festung Grimmenstein projektiert wurde. Die Zeichnung von Andreas Rudolph zeigt eine befestigte Residenz, die im Innern ein sehr fortschrittliches Schloß als Dreiflügelanlage beherbergt. Dieses Schloß nahm alle notwendigen landesherrlichen Funktionen in sich

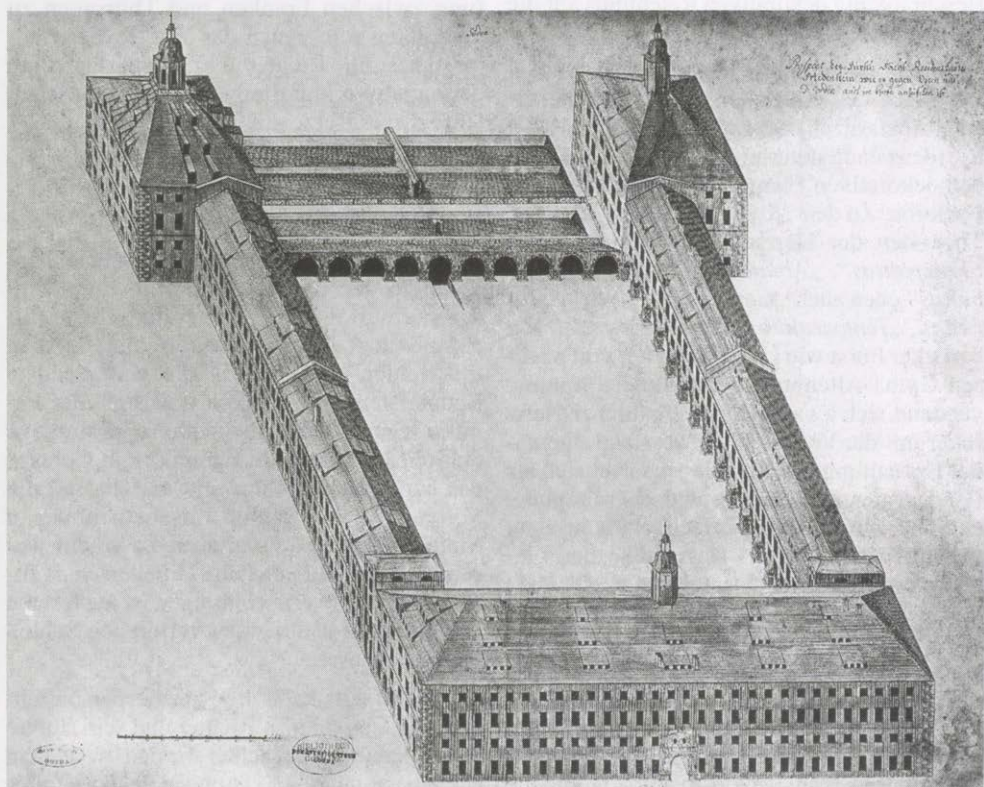


Abb. 1: Andreas Rudolph: Schloß Friedenstein aus der Vogelschau 1667
(Thüringisches Staatsarchiv Gotha).

auf. Die nach außen sehr wehrhafte Anlage ist zugleich aber auch Festung. Der Friedenstein zeigt sehr deutlich, daß der Übergang von der Burg und später von der Festung zum Schloß zunächst ein fließender war. Auch Wehrhaftigkeit war offensichtlich Teil fürstlicher Repräsentation.

Die Pläne für den Friedenstein lieferte Caspar Vogel (um 1600–1663). Das Schloß in seiner Größe sollte neben der Wohnung für den Fürsten zwei weitere Zwecke erfüllen: Es sollte die gesamte Staatsverwaltung unterbringen und es sollte das Land selbst in seiner Größe und seinem herzoglichen Anspruch repräsentieren. Somit ist das Schloß gestaltet als „Lutherisches Manifest“, in der Bauform eines subordinierten Schlosses. Subordiniert heißt einer Hierarchie unterworfen. Die Subordination ist also Ausdruck des Obrigkeitsstaates und repräsentiert die Obrigkeit. Konkret bedeutet dies, daß das Hauptgebäude größer ist als die Neben- und Seitengebäude. Das Hauptgebäude beherbergt den Saal und die Wohnappartements von Herzog, Herzogin und Erbprinz, also der Funktionsträger der Herrschaft. Dort befinden sich im Erdgeschoß auch die Symbole für Recht und Glauben, konkret räumlich manifestiert in Staatsarchiv und Schloßkapelle. So schlicht das Schloß Friedenstein in seinem Äußeren ist, so prunkvoll ist die Ausstattung im Innern. Der Riesensaal legt hiervon ebenso Zeugnis ab, wie die Schloßkapelle, in der die Ausstattung ihren Höhepunkt findet. Es ist eine besondere Form der Repräsentation, die hier zum Ausdruck kommt: Tugendgerechte Sparsamkeit und hierarchische Ordnung nach außen, fürstliche Repräsentanz nach innen, funktionsbezogenes Dekor zur Gesellschaft in Hof und Kirche.

Doch zurück zu Johann Moritz I. Richter. Das größte Werk von Johann Moritz I. ist ab 1615 bis 1662 die Umgestaltung des Entwurfes von Giovanni Bonalino für das Schloß Wilhelmsburg in Weimar. Auch hierbei dürfte für ihn das Vorbild von Gotha prägend gewesen sein. So wandelt er die Vierflügelanlage Bonalinos in die zeitgemäßere Form der Dreiflügelanlage um und läßt 1658 den Ausbau der Schloßkapelle folgen. Johann Moritz I.

Richter hat seine beim Schloßbau erworbene Routine außer in Weimar auch in Schloß Moritzburg zu Zeitz 1657 bis 1663 und Schloß Neu-Augustusburg in Weißenfels umgesetzt. Seine eigentliche Leistung aber dürfte darin bestehen, daß er sehr großen Einfluß auf die Entwicklung seiner beiden Söhne, Johann Moritz II. und Christian II., nahm. Diese Einflußnahme läßt sich allein schon stilistisch nachweisen. Johann Moritz I. Schloßbauten sind geprägt durch eine sehr dominante Geschoßeinteilung bei einer gleichzeitig unzählbaren Achsengliederung. Man kann geradezu sagen, er ist ein Meister des achsengliederten Geschoßbaues, eines Prinzips, dessen Verbindlichkeit er zweifellos aus dem Kanon des Gothaer Schlosses Friedenstein abgeleitet hat, was ihm aber auch den Vorwurf des Kasernenstils eingebracht hat. Die einzige Bereicherung in dieser streng klassisch ausgerichteten Gliederung sind die Zwerchhäuser und gewisse turmartige Elemente, meist mehrstöckige Zwerchhäuser, mit denen er die Bauten im Dachbereich gliedert. Dieses ausgesprochen karge und letztlich aber doch sehr funktionale Gliederungssystem bleibt für die Familie Richter insgesamt prägend. Prunkvolle Architektur, reiche Ausstattung gibt es nur in den Innenräumen und dort eben höfisch funktionsbezogen. Wichtig sind ihnen auch die Portalbereiche – wie etwa in Zeitz –, die wiederum sehr streng funktional ausgestaltet werden, aber eben auch den heraldisch artikulierten höfischen Pomp zitieren.

Dieses vom älteren Johann Moritz Richter entwickelte stilistische System wird prägend bei den Söhnen und von diesen kaum verändert. Besonders deutlich wird dies bei seinem ältesten Sohn, Johann Moritz II., der bei der Entwicklung der Stadtanlage von Erlangen dieses Gestaltungsprinzip zum städtebaulichen Prinzip erheben sollte. Entsprechend gilt für alle Schloßbauten der Familie Richter, daß sie in erster Linie schlichte, einfache, aber doch wohlproportionierte Funktionsbauten sind. Die Proportionierung an sich erlangt bei den Richters eine hohe Bedeutung. Man kann sagen, daß das Vermächtnis der Familie Richter für die Baukunst im nördlichen Franken und südlichen Thüringen der bisweilen

sehr strenge Umgang mit der Proportion ist, die mathematisch, zumeist aus dem Goldenen Schnitt entwickelt wird. Die starke Ausrichtung auf die funktionalen Zusammenhänge ist sicherlich auch mit dem protestantischen Selbstverständnis der maßgebenden Bauherrendynastien verbunden. Dies führt dazu, daß die Innenräume eine besonders reiche und anspruchsvolle Ausstattung erhalten, die Bauten nach außen aber nahezu auf ‚Understatement‘ angelegt sind. In der Baumeisterfamilie Richter gilt nicht das Prinzip der reichen Fassade, sondern das der angemessen anspruchsvollen, bei Bedarf durchaus prunkvollen Innenausstattung. Die Repräsentation findet nicht nach außen zur Straße statt, wenn man von den Portalen einmal absieht, sondern nach innen zur Gesellschaft, zu den Funktionsträgern von Hof und Kirche. Es handelt sich letztlich um das protestantische Prinzip der Verinnerlichung, das eben nicht nur den kirchlichen Ritus an sich, sondern auch das ganze Hofzeremoniell erfaßt. Darüber hinaus bekommt die Kargheit selbst repräsentative Funktion. Sparsamkeit, Fürsorge, „*salus publica*“ wird zum Staatsprinzip, ein Prinzip, das es zumindest den Anspruch nach in der Residenz darzustellen gilt. Im Innern aber gilt es, die „*Commodité*“ eines angemessenen fürstlichen Wohnens zu repräsentieren. Die unmittelbaren Attribute des Fürsten, gefaßt in die Künste, unterstreichen dabei den gottgewollten Standesunterschied. Der Fürst präsentiert sich in persona als Obrigkeit. Die reiche Ausstattung wird dabei zum Dekorum dieser Obrigkeit, besonders deutlich nachvollziehbar bei der Fürstenloge in Eisenberg.

Der Baumeister Johann Moritz II. Richter

Beide Söhne des älteren Johann Moritz Richter, Moritz und Christian, werden Baumeister. Damit kommt ein vom Vater offenbar schon favorisierter, innerfamiliärer Wettbewerb in Gang. Johann Moritz II. wird 1647 in Weimar geboren, studiert in Jena, erhält seine erste Praxis durch Mitarbeit an den Bauten des Vaters. Die Italien- und Frankreichreise hat er 1667 geplant. Sie kommt aber offenbar

nicht zustande, weil im gleichen Jahr der Vater stirbt. Der Sohn wird zudem unmittelbarer Nachfolger des Vaters auf der Landbaumeisterstelle in Sachsen-Weimar. Entsprechend wird er sofort eingebunden in die Vollendung der Arbeiten an Schloß Moritzburg in Zeitz bis 1678 und an Schloß Neu-Augustusburg in Weißenfels 1678 bis 1690.

Der Schwerpunkt der Tätigkeit des Johann Moritz II. Richter ist eindeutig auf den Profanbau und hier speziell den bürgerlichen Wohnbau und die Stadtbaukunst gerichtet. Erst später widmete er sich dem höfischen Bau, so 1667 mit Schloß Christiansburg in Eisenberg, das er von Christian Wilhelm Gundermann ausführen ließ. Er ließ das Schloß in der antiquierten Grunddisposition der Vierflügelanlage errichten. Anschließend widmete er sich Schloß Neu-Augustusburg in Weißenfels, einer stark vom Vorbild des Schlosses Friedenstein in Gotha geprägten Dreiflügelanlage.

Die zweifellos interessanteste Zeit ist seine Tätigkeit von 1684 bis 1689 am Hof des Markgrafen Christian Ernst von Bayreuth (1655–1712). Ihm wird zunächst die Errichtung des heutigen Alten Schlosses in Bayreuth übertragen. Ab 1686 obliegt ihm die Planung der Neustadt in Erlangen, eines besonderen Herzensanliegens des Markgrafen Christian Ernst. Richters Leistung besteht in erster Linie in der Entwicklung einer verbindlichen Bebauungsordnung und eines vorgegebenen Proportionssystems, das entlang der Hauptstraße von sogenannten Richthäusern, also exponierten Eckhäusern, geprägt wird. Sein Auftrag ist es, eine Idealstadt zu entwerfen, die schon anfänglich in sich komplett sein soll und den Anspruch von Vollendung zu erfüllen hat. Christian Ernst will sich als Stadtgründer und Idealherrscher darstellen, daher die konsequente Anwendung des idealen Goldenen Schnitts in Planung und Fassadenentwurf.

Eine seiner baulichen Hauptleistungen ist die Planung und Errichtung der reformierten Kirche in Erlangen. Die von 1686 bis 1688 errichtete, 1693 geweihte Kirche ist ein typisches Beispiel für seinen Baustil. Der quergelagerte Rechteckbau erhält seine Grunddisposition

direkt aus dem Stadtplan. Die Kirche bekommt also keine dominante Rolle in der Stadt, sie ordnet sich unter, sie wird eingewiesen in ein Planrechteck innerhalb des Stadtgrundrisses. Es entsteht ein schlichter tempelartiger Rechteckbau mit einem leicht abgestuften Walmdach. Fünf Achsen auf der Breitseite und drei Achsen auf der Schmalseite charakterisieren die Proportionen. Schlichter geht es einfach nicht, klarer ebenso nicht. Die Platzseite bleibt über Jahre hinweg zunächst ohne Turm in der Mittelachse, dafür mit einer vorgeblendeten Tempelfront.

Anspruchsvoller wird Richter trotz aller gebotenen Schlichtheit im Hinblick auf den reformierten Ritus erst im Innern. Dort wandelt er den Rechteckraum mittels der Emporenarkaden zu einem leicht elliptischen Zentralraum. Die eingestellten zwölf Arkadenpfeiler bilden ein Zwölfeck. Die Arkaturen sind im Bereich der Kanzel unterbrochen. Das Gestühl für die Gläubigen ist auf die Kanzel ausgerichtet. Sie, die Kanzel, bildet als Ort der Predigt dem reformierten Ritus entsprechend den Mittelpunkt der Liturgie. Das eigentliche

räumliche Zentrum aber bildet die Gemeinde selbst. Ganz dem reformierten Selbstverständnis entsprechend schart sich die Gemeinde im Kreis um sich selbst. Dieser innere Bereich wird im Bau von einem MuldenGewölbe, einer Flachdecke mit starker Voute zum einheitlichen Raum geformt.

Richters Leistung bei der reformierten Kirche in Erlangen ist die gekonnte Beherrschung der Funktionalität. Richter findet dabei im Zentralraum die angemessene Architekturform, einem verbindlichen Grundriß der dem barocken Kanon im Kirchenbau entspricht. Zugleich trägt er damit den liturgischen Erfordernissen des reformierten Ritus Rechnung. Die Erlanger Hugenotten wünschten sich ausdrücklich einen schlichten Raum, dessen Inneneinrichtung sie selbst nach ihren Vorstellungen bestimmen konnten. Gestühl und Kanzel entsprechen also deren Vorgaben. Die Architektur der Kirche spielte für sie eine untergeordnete Rolle. Entscheidend war die Aufeinanderbezogenheit von Kanzel und Gestühl, wie der 1685 zerstörte reformierte Tempel von Charenton bei Paris zeigt. Baulicher

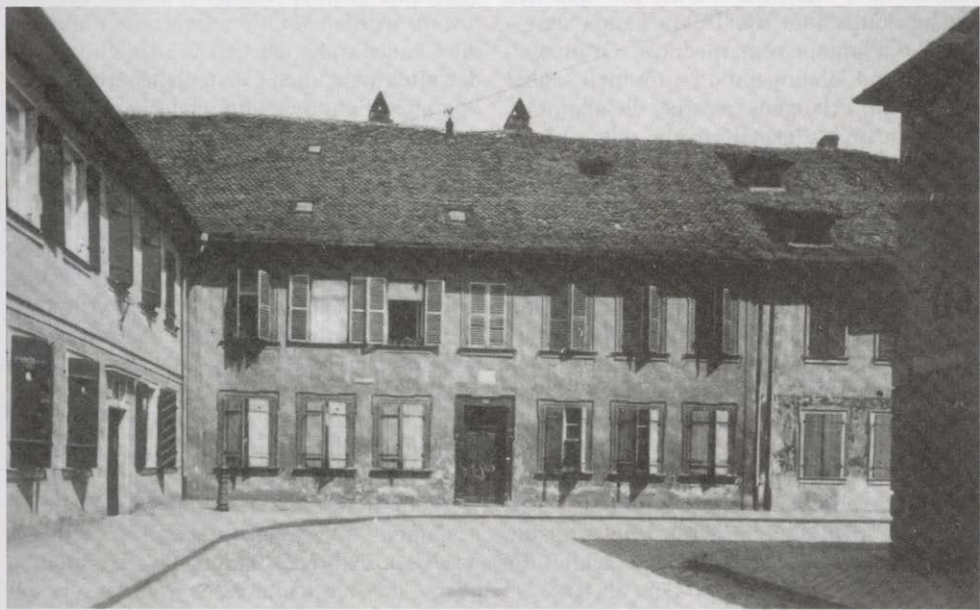


Abb. 2: Erlangen, geschlossener Winkel an Goethe- und Heuwaagstraße, historische Aufnahme (Stadtarchiv Erlangen, Abdruck aus: Andreas Jakob: *Die Neustadt Erlangen. Planung und Entstehung* [Erlanger Bausteine zur fränkischen Heimatforschung, Hg. Heimatverein Erlangen und Umgebung e.V. und Stadtarchiv Erlangen], 33/1986 Sonderband).

Kanon und Funktion finden auf diese Weise zusammen und lassen einen schlichten, in der einfachen Architektur überzeugenden Kirchenraum entstehen.

Der Baustil von Johann Moritz Richter II. ist ein ausgesprochen akademischer Stil, der sich auf das Proportionssystem verläßt. So wird weitestgehend auf architektonischen Dekor verzichtet, die Architektursprache wirkt teilweise erstarrt. Bei der Stadtanlage von Erlangen sollte sich die Verbindlichkeit des Richterschen Stadtplanes sehr bald relativieren, sei es durch das Eingreifen des Hofes mit der Errichtung der Schloßanlage ab 1700, insbesondere unter dem Kavaliersarchitekten Gottfried von Gedeler, sei es durch das Aufbrechen des starren Systems auf Grund der praktischen Bedürfnisse der Stadterweiterung. Heute ist Richters Baustil nur noch am geschlossenen Winkel von Heuwag und Goethestraße sowie am Wechsel der Rhythmen und Normalhäuser entlang der Hauptstraße nachvollziehbar geblieben. Die intendierte Geschlossenheit der Idealstadt ist verloren gegangen, weil aus der Idealstadt die real expandierende Neustadt wurde, die sich den Rechteckcharakter zum flexibel anpassungsfähigen Planungsprinzip erkor. Ordnungsprinzip und Homogenität bestimmen seither den Baustil Erlangens, weniger die ursprünglich angestrebte gestalterische oder stilistische Geschlossenheit.

Der Baumeister Christian II. Richter (1655–1722)

Im Unterschied zu seinem älteren Bruder ist Christian der begabtere und erfolgreichere Baumeister. Er wird 1655 in Weimar geboren und unternimmt nach seiner dreijährigen Universitätsausbildung eine dreijährige Studienreise ins Ausland. Er hat also die als unerlässlich gesehene Auslandserfahrung. Sie wird ihm zeitlebens zugute kommen. Auch überwiegen in seinem Werk eindeutig die Schloßbauten und die höfischen Bauten. Er beginnt seine Laufbahn mit dem ab 1680 errichteten Schloß Glücksburg in Römhild, engagiert sich mit an der Vollendung des Schlosses Elisabethenburg in Meiningen bis 1689 und findet ab 1690 Gelegenheit, den

Wiederaufbau des Schlosses Ehrenburg in Coburg zu übernehmen, neben Justinus Bieler, der eher die Funktion des Bauschreibers hat. Die Errichtung dieser Schloßanlage wird letztlich sein größter Auftrag sein. Entscheidend ist dabei die Umorientierung und städtebauliche Neuausrichtung des Schlosses Ehrenburg. Die Maßnahmen erfolgen 1690 bis 1700. Danach ist die ehrenhofbezogene Öffnung des Schlosses gen Norden gerichtet. Gleichzeitig wird der stadtseitige Westflügel bis 1693 neu aufgezogen und 1697 bis 1701 von Bartolomeo und Domenico Luchese neu stuckiert. Es entsteht von 1697 bis 1701 die Schloßkapelle nach dem Vorbild der von Gotha, die Stuckierung des Riesensaales von 1697 bis 1699, ebenfalls nach dem Vorbild des Riesensaals in Gotha.

Auslöser der Baumaßnahme ist ein großer Brand am 9. März 1690 in der älteren Ehrenburg. Er legt den zentralen Fürstenbau und die nach Norden zu anstoßenden Flügel in Schutt und Asche. Herzog Albrecht von Sachsen-Coburg (1680–1699) beklagt sich bitter darüber, „daß das größte und vornehmste Teil gedachter unserer Residenz ruiniert und verbrannt worden sei.“ Andererseits nimmt er die Chance wahr, die sich aus der Zerstörung des alten winkligen Fürstenbaus ergibt. Den von allen Seiten einlaufenden Kondolenzen der Verwandten und Bekannten antwortet er mit der Bitte um finanzielle Stiftungen oder Kredite. So kommen aus den Residenzen der Geschwister in Hildburghausen, Meiningen und Römhild je 1.000 Reichstaler, während sich die Stadt Nürnberg und sein Bruder Friedrich in Gotha verweigern. Letztlich ist aber nun einem barocken Neubau der Platz bereitet. Herzog Albrecht hat zwar mit dem aus der Position des Bauschreibers aufgestiegenen Hofbaumeister Justinus Bieler nominell einen Mann vor Ort. Doch ist dieser kaum geeignet, wird vor allem von den Handwerkern nicht ernst genommen und ist dem gesamten Unternehmen technisch nicht gewachsen. Albrecht beruft als Architekten eben Christian Richter aus Weimar, der für die Zeit seiner Arbeit in Coburg im sogenannten „Bäulein“, einem Teil der alten Wirtschaftsgebäude, Wohnung nimmt. Er übernimmt die technische Oberbauleitung über

den Residenzbau, dessen Grundstein am 23. Juni 1690 im Bereich der Hofkirche gelegt wird. Die Hofkirche bildet noch heute den Westflügel des neu geformten, nach Norden gerichteten Ehrenhofes. Auch hier wird die Stilsprache des älteren Johann Moritz Richter wieder spürbar, sei es im Turm des Fürstenbaus oder in den Ecktürmen an den Flügeln. Es entsteht eine klassische Dreiflügelanlage, indem auf den Dienerschafts- und Küchenbau im Norden verzichtet wird. Aus den Fundamenten des alten Fürstenbaus erwächst nun ein dreigeschossiges ‚Corps de logis‘, das mit Rücksicht auf verbliebene Mauern etwas aus der Achse gerückt erscheint. Seine Hauptzier bildet der durchaus etwas altertümlich wirkende, hervortretende Mittelurm, der das Treppenhaus enthält. Zwei annähernd parallel geführte, dreigeschossige Arme begrenzen den Hof nach Osten und Westen und münden beide in viergeschossige Eckpavillons, die historisch als Türme bezeichnet werden. Tore in ihrem Erdgeschoß

führen zu beiden Seiten in den neuen Ehrenhof. Der ehemals vordere Binnenhof wird nun ein rückwärtiger. In dieser Gliederung hat sich die Anlage bis heute erhalten, auch wenn sie sich durch den Umbau Schinkels in einem anderen Gewand zeigt. Bieler hat zum neu entstandenen Bau eine Serie von Grundrissen zusammengestellt, die den Überblick über Richters neuen Schloßbau geben.

Für Christian Richters Werk ist wiederum kennzeichnend, daß er sich äußeren Schmuckwerks weitgehend enthält. Die Coburger Ehrenburg kann also mit den nahe liegenden fränkischen Konkurrenten in Bamberg und Seehof nicht konkurrieren. Noch immer ist das System von Schloß Friedenstein in Gotha prägend: Mit Schlichtheit nach außen und Ausstattungsfreude nach innen. So enthält denn das Innere des Mitteltraktes die Wohn- und Repräsentationsräume des herzoglichen Paares. Der Ostflügel wird als Gästeflügel bestimmt. Im Westflügel aber wird die Hofkir-



Abb. 3: Coburg, Ehrenburg, Riesensaal

(Bayerische Verwaltung der Staatlichen Schlösser, Gärten und Seen).

che untergebracht und über der Hofkirche der große Festsaal. Diese Disposition entspricht ganz der thüringischen Tradition in der unmittelbaren Nachfolge von Schloß Friedenstein in Gotha. Entsprechend groß ist der Eifer zur Ausgestaltung der Ehrenhoftrakte im Inneren. Dem Zeitgeschmack entsprechend beruft man italienische Stukkateure, vorwiegend Wanderkünstler, wie sie zu dieser Zeit allenthalben am Werke sind. 1691 werden Girolamo Rossi und Nicolo Carcani genannt, die im Audienzgemach beschäftigt werden. Diese Dekoration ist heute durch eine jüngere von 1735/40 ersetzt (Andromedasaal). 1691/92 erscheint Giovanni Carcani, der zuvor 1689 an der Schloßkirche in Eisenberg tätig war. Seine Abrechnung betrifft das fürstliche Audienzgemach, es ist der heutige weiße Saal (Raum 6). Die Rechnung spricht ferner vom fürstlichen Betgemach und den übrigen sieben Gemächern. 1692/93 wird berichtet von Carlo Tagliata, der am Gemach der Herzogin und zwei benachbarten Kabinetten sowie am unteren Vorgemach des Herzogs arbeitet. Als Tagliata bereits zu Ende seines ersten Jahres abreisen muß, werden die Arbeiten seinem Kompagnon Domenico Carbonetti übertragen und von diesem vollendet. 1697 treten schließlich zwei bedeutende Stuckmodelleure auf den Plan, eben die Brüder Bartolomeo und Carlo Domenico Luchese aus Melide im Tessin. Sie übernehmen die Arbeiten noch während ihrer Beschäftigung an der oberpfälzischen Klosterkirche in Speinshart. Doch der Baufortgang vollzieht sich nicht reibungslos. 1697 treten an der Decke des Riesensaales Schäden auf. Dies ist die große Stunde des Baubürokraten Bieler, der einen Schwall von Beschuldigungen gegenüber allen anderen entfesselt. Noch Jahre später, 1701, beschimpft Bieler die Stukkatoren um Bartolomeo Luchese als die Verursacher allen Verderbens. Offensichtlich wird Bieler auch hier nicht ernst genommen, und Herzog Albrecht läßt nach den Grundvorgaben bis zu seinem Tode weiterbauen. Der Tod des Herzogs 1699 hinterläßt ein nur fast vollendetes Bauwerk. Die Herzöge von Gotha, Saalfeld und Meiningen, die zunächst gemeinsam die Herrschaft ausüben, streiten über die Art und Weise der Fortsetzung der Arbeiten. 1731 endlich können sich die beiden saalfeldischen Herzöge

Christian Ernst II. und Franz Josias dem Drängen nach Vollendung des Bauwerks und insbesondere der Schloßkirche nicht mehr verschließen. Winkt doch der Anschluß Coburgs an Saalfeld, der vier Jahre später tatsächlich erfolgt. Dies geschieht ein Jahrzehnt nach dem Tod von Christian II. Richter.

1698 hat er die Leitung des Saalfelder Schloßbaus übernommen, dem er den Seitenflügel anfügt, in dessen Inneres er ab 1704 die Schloßkapelle einrichtet, die 1720 geweiht wird. Sie gehört zweifellos zu den außergewöhnlichsten Schloßkapellen protestantischer Prägung in Deutschland überhaupt.



Abb. 4: Saalfeld, Schloßkapelle
(Landratsamt Saalfeld-Rudolstadt;
Photo: Peter Lahann).

*Johann Moritz III. Richter
(1679–1735) und sein Bruder Johann
Adolf (1682–1768)*

Der Sohn von Johann Moritz II. Richter, Johann Moritz III. Richter, spielt in der Ar-

chitekturgeschichte eine eher untergeordnete Rolle. Sein wichtigstes Werk ist der Abschluß der Turmhauben des Naumburger Domes 1711 und 1713. Wesentlich erfolgreicher sollte wiederum sein jüngerer Bruder Johann Adolf Richter werden. Johann Adolf Richter gelingt der Übergang zum Rokoko. Er gerät damit aber bald in Konkurrenz zu dem wesentlich bedeutenderen Gottfried Heinrich Krohne, dem neuen Baumeister-, Star' am Weimarer Hof, dem es um die Mitte und im dritten Viertel des 18. Jahrhunderts sogar gelingen sollte, teilweise zum Konkurrenten Balthasar Neumanns zu werden.

1724/26 tritt Johann Adolf Richter mit dem Fasanenhaus auf der Weimarer Eichenleite hervor, dem Vorgängerbau des Weimarer Belvedere. 1727 folgen die beiden Uhrenhäuser, schließlich die Kavaliershäuser, also das Prinzenhaus und das Marschallhaus. So schuf er die Grunddisposition und erste Ausbauphase des Weimarer Belvedere. Er zeichnet im wesentlichen die Pläne, die faktische Direktion aber hat sehr bald Gottfried Heinrich Krohne übernommen. Auf Richter geht auch das quadratische Jagdhaus zurück, heute Kern des 'Corps de logis' auf Belvedere, die seitlichen Pavillons stammen von Krohne. Der Bau erhält einen Altan mit kuppelbekrönter Turmstube, eine letztlich nur mäßig proportionierte Anlage, in der sich Richter allzu sehr von den eigenwilligen Vorstellungen des Bauherrn Ernst-August von Sachsen-Weimar-Eisenach leiten ließ.

1728 wird Richter dem Titel nach Oberlandbaumeister, die künstlerische Kreativität jedoch kommt bei allen seinen Folgebauten von Krohne, so bei Ettersburg ab 1728 und bei der Orangerie auf Belvedere von 1739 bis 1755. Mit dem Auftreten Gottfried Heinrich Krohnes geht die Epoche der Richters in Thüringen und auch in Franken zu Ende. Der streng klassische Barockstil protestantischer Prägung klingt aus. Der Siegeszug der Aufklärung führt zur Auflösung des strengen Konfessionalismus und insbesondere in den Innenräumen stilistisch zum individualistischeren Rokoko. Die Richters haben ihre Mission erfüllt. Eine Architektur nach Maß und Richtscheit, die Inszenierung des Ideals der Sparsamkeit, Klarheit und Übersichtlichkeit bleibt ihr künstlerisches Erbe.

Verwendete Literatur:

- Herbert Brunner/Lorenz Seelig: Schloß Ehrenburg Coburg. Amtlicher Führer, 5. Aufl., München 2002.
- 300 Jahre Hugenottenstadt Erlangen. Vom Nutzen der Toleranz. Ausstellungskatalog Stadtmuseum Erlangen. Erlangen 1986.
- Hermann Heckmann: Baumeister des Barock und Rokoko in Thüringen. Berlin 1999.
- Andreas Jakob: Die Neustadt Erlangen. Planung und Entstehung (Erlanger Bausteine zur fränkischen Heimatforschung, Bd. 33/1986 Sonderband). Erlangen 1986.

Spende an den *FRANKENBUND*

Der *FRANKENBUND* freut sich über eine Spende der Rechtsanwaltskanzlei Bendel & Partner, in deren Räumen die Bundesgeschäftsstelle bis zum Sommer 2009 untergebracht war. Am 10. Dezember 2009 übergab Herr RA Dr. Markus Schädler den Scheck in Höhe von 500 € dem 1. Bundesvorsitzenden Herrn Dr. Paul Beinhofer. Die Kanzlei möchte mit die-

sem Geld die Kulturarbeit des *FRANKENBUNDES* unterstützen.

Mittlerweile ist der Umzug der Bundesgeschäftsstelle abgeschlossen; sie befindet sich jetzt – ca. 600 m vom früheren Domizil entfernt – in der Hörleingasse. Die Postanschrift lautet: Stephanstraße 1, 97070 Würzburg.



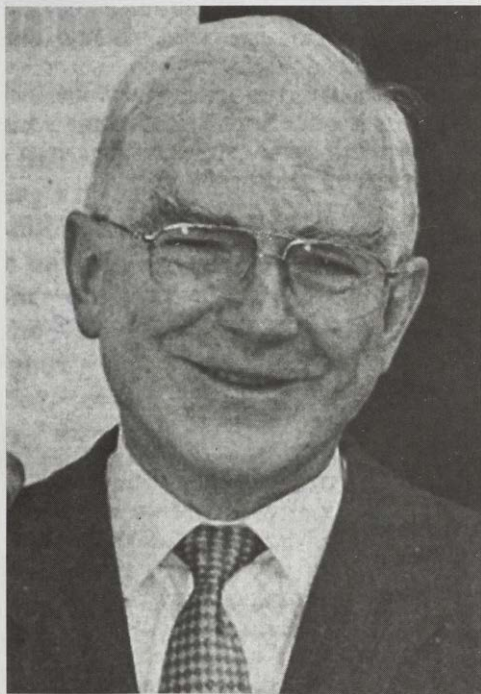
Abb.: Der 1. Bundesvorsitzende mit Herrn Dr. Schädler bei der Scheckübergabe.

Photo: Pressestelle der Regierung von Unterfranken.

Der FRANKENBUND gratuliert Dr. Franz Vogt und Edgar Sitzmann zum Geburtstag

*Der ehemalige Erste und Zweite Bundesvorsitzende unseres Vereines
vollendeten ihr 75. Lebensjahr*

Seinen 75. Geburtstag konnte am 9. Februar 2010 unser ehemaliger Erster Bundesvorsitzender, **Regierungspräsident a.D. Dr. Franz Vogt**, in seiner Heimatstadt Volkach begehen. In dem Städtchen an der Main-schleife hat Dr. Vogt das Licht er Welt erblickt und wuchs auch dort auf. Nach dem Abitur nahm er das Jura-Studium auf und wurde nach den erfolgreich abgelegten Examina und der Promotion in den bayerischen Staatsdienst aufgenommen, in dem er in verschiedenen bedeutenden und führenden Stellungen, u.a. als Regierungsvizepräsident, tätig war. 1985 wurde er schließlich zum unterfränkischen Regierungspräsidenten ernannt, welche verantwortungsvolle Tätigkeit er über 15 Jahre hinweg erfolgreich ausübte.



*Abb.: Unser früherer Erster Bundesvorsitzender
Dr. Franz Vogt.*

Schon gleich nach seinem Amtsantritt bei der Würzburger Regierung konnten wir ihn nach dem unerwarteten Tod unseres damaligen Ersten Bundesvorsitzender Dr. Helmut Zimmerer für dessen Nachfolge in der Frankenbund-Leitung gewinnen. Trotz seiner vielfältigen Verpflichtungen, die sein hohes Amt mit sich brachte, stellte er sich dem **FRANKENBUND** bereitwillig und uneingeschränkt zur Verfügung. Über 18 Jahre lang, bis zu seinem Ausscheiden aus dem Bundesvorsitz 2003 in Coburg hat sich Dr. Vogt mit großem Engagement und viel Begeisterung dieser Aufgabe gewidmet. Unter seiner Ägide wuchs der Frankenbund sowohl räumlich durch die Aufnahme neuer Gruppen als auch in der Mitgliederzahl erheblich. Besonders sei hier die Schöpfung des Kulturpreises des Frankenbundes, die in seine Amtszeit fiel, hervorgehoben. Mit ihm vermag unsere Vereinigung bis heute, deutliche kulturelle, wissenschaftliche und künstlerische Impulse in Franken zu setzen. Der gewiß nicht geringen Mühe und dem geforderten Zeitaufwand, die die Leitung eines so großen Vereines nach sich zieht, unterzog sich Dr. Vogt immer mit großer Freude und wußte mit seiner freundlichen, stets verbindlichen Art, ein geschätztes Gegenüber für alle Bundesfreunde und Außenstehenden zu sein. In großer persönlicher Bescheidenheit hat er dem **FRANKENBUND** einen guten Weg in die Zukunft gewiesen und bis in die Gegenwart wichtige Anregungen zu seiner Weiterentwicklung gegeben.

Bereits am 13. Januar 2010 feierte unser ehemaliger Zweiter Bundesvorsitzender, **Bezirkstagspräsident a.D. Edgar Sitzmann**, ebenfalls sein 75. Wiegenfest in seiner Geburtsstadt Bamberg. Ganz fränkisch bodenverwachsen und darin seinem früheren Mitvorsitzenden ähnlich, blieb auch er seinem Heimatort von der Schul- und Studienzeit über die berufliche Tätigkeit, zuletzt als Rektor der

Hugo-von-Trimberg-Schule, bis heute treu. Von seiner Ausbildung her ist Edgar Sitzmann Volksschullehrer und übernahm schon früh Verantwortung in Gesellschaft, Kultur und Politik. Besonders die Kommunalpolitik hatte es ihm angetan. So war Sitzmann über lange Jahre hinweg als Gemeinderat, Bürgermeister (in Untersteinach und Burgwindheim), Stadtrat in Bamberg, Bezirksrat und Vorsitzender der CSU-Fraktion im oberfränkischen Bezirkstag erfolgreich tätig. Bereits 1982 wurde er von diesem Gremium zu seinem Präsidenten gewählt und erfüllte diese bedeutende Aufgabe bis zum Jahr 2003 mit großer Gewissenhaftigkeit und Ausstrahlung.

Zeitgleich mit Dr. Franz Vogt, mit dem ihn ein freundschaftliches Verhältnis verbindet, übernahm Edgar Sitzmann 1985 die Position des Zweiten Bundesvorsitzenden des Frankenbundes. Damit stand ein als durchaus ideal zu bezeichnendes Duo an der Spitze unseres Vereines und konnte dessen Geschicke über eine lange Periode sehr positiv lenken. Obwohl Edgar Sitzmann in all der Zeit dienstlich und politisch stets stark beansprucht war, übte er dieses prägende Amt über 18 Jahre lang mit großer Umsicht und Verlässlichkeit zum Wohle unserer Vereinigung aus und schied erst 2003 auf dem Coburger Bundestag aus der Bundesleitung aus. Den Bundesfreunden ist er als immer offener und entgegenkommender Gesprächspartner im Gedächtnis geblieben, wobei ihm insbesondere seine herzliche, humorvolle Art half, sich bei jedermann schnell Sympathie zu erwerben. Seine Fähigkeit zu Integration und Problemlösung waren dabei dem *FRANKENBUND* sehr hilfreich.

Die Bundesfreunde Dr. Franz Vogt und Edgar Sitzmann haben den *FRANKENBUND* durch ihre je eigene Persönlichkeit, ihr Naturell und ihr großes Engagement nachhaltig geprägt und nehmen beide bis heute mit regem Interesse an der Tätigkeit und der Entwicklung unseres Vereines Anteil. So möchten es die Bundesleitung und die Schriftleitung, auch im Namen aller Bundesfreunde sprechend, nicht versäumen, ihnen noch lange Jahre voller Elan und Zufriedenheit verbunden mit bester Gesundheit zu wünschen!

PAS



Abb.: Unser früherer Zweiter Bundesvorsitzender Edgar Sitzmann.

Vorankündigung

Mit der vor zwanzig Jahren vollzogenen Deutschen Einheit wurden die Voraussetzungen geschaffen, um die Jahrhunderte alten Kulturbedingungen zwischen Franken und (Süd-)Thüringen wieder mit Leben erfüllen zu können. Aus diesem Anlaß findet der

81. Bundestag am 08. Mai 2010 in Meiningen

statt. Im Mittelpunkt der Festveranstaltung stehen die Ereignisse der Jahre um 1990 und ihre Auswirkungen auf Franken. Hierzu werden

- der damalige unterfränkische Mandatsträger im Deutschen Bundestag und deutschlandpolitische Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Herr Staatssekretär a.D. Eduard Lintner,
- der Landrat des Landkreises Schmalkalden-Meiningen, Herr Ralf Luther, sowie
- der Vorsitzende der Gruppe Haina, Herr Alfred Hochstrate,

sprechen. Musikalisch umrahmt wird der Festakt von dem Chor Viva la musica. Die Veranstaltung findet im Foyer des Meininger Theaters statt.

Beginn: 10.00 Uhr

Vorher gibt es ein mittlerweile zur Tradition gewordenes Begrüßungsfrühstück. Das Mittagessen kann im Theaterrestaurant eingenommen werden. Dort findet auch die nachmittägliche Delegiertenversammlung statt.

Für die Nichtdelegierten bleibt genügend Zeit, sich den geschichtsträchtigen und kulturhistorisch interessanten Ort Meiningen anzuschauen. Über ein Rahmenprogramm wird im nächsten Heft des *FRANKENLANDES* berichtet.

Bestellung der Einbanddecke für den Jahrgang 2009

Auch in diesem Jahr können Sie wieder eine Einbanddecke für das *FRANKENLAND* bestellen. Das Bestellformular finden Sie auf der Rückseite dieses *FRANKENLAND*-Heftes. Der Preis ist von der Buchbinderei nicht erhöht worden; allerdings hat sich nach Auskunft der Buchbinderei der Farbton des Deckels aufgrund eines Lieferantenwechsels geringfügig geändert.

Betrachtungen über „Franken in Bayern“ „Studio Franken im Gespräch“ am 11. November 2009 in Stein bei Nürnberg

von

Paul Beinhofer

Ein unterfränkischer Regierungspräsident ist unbestritten von Haus aus prädestiniert dafür, Betrachtungen über „Franken in Bayern“ anzustellen, zumal „sein“ Regierungsbezirk am weitesten von der Münchner Zentrale entfernt liegt. Aber kommen nicht Zweifel auf angesichts der Tatsache, daß er gebürtiger Münchner ist? Doch ich kann Sie beruhigen: Zum einen wurde mir schon im Elternhaus vermittelt, daß Staatsbayern mit „ay“ zu schreiben ist und daß es mehr ist als das mit „ai“ zu schreibende Altbaiern, daß dieses Staatsbayern nämlich der gemeinsame Staat der Franken, Schwaben und Altbaiern (leider nicht mehr auch der Pfälzer) sei. Zum anderen bin ich mit Leib und Seele unterfränkischer Regierungspräsident, ich kann mir keine schönere Aufgabe vorstellen und fühle mich hier auch heimisch. Außerdem werde ich hoffentlich, so Gott und die Bayerische Staatsregierung es zulassen, dieses Amt bis zu meinem Ruhestand ausüben, den ich auch unter der milden Sonne Mainfrankens zu verbringen gedenke.

Unser Thema „Franken in Bayern“ betrifft selbstverständlich Bayern mit „ay“, also den neubayerischen Staat, wie er in der Zeit Napoleons vor nunmehr 200 Jahren entstanden ist und zu dem Franken seither gehört. Das Verhältnis der Franken zu diesem neubayerischen Staat ist dabei bis heute nicht frei von Ressentiments, wobei der Anti-Münchneraffekt in Franken je nach dem im Freistaat gerade tonangebenden politischen Führungspersonal unterschiedlich stark ausgeprägt ist. So hatte er zuletzt Hochkonjunktur anlässlich des abrupten Endes der Ministerpräsidentenschaft

von Günther Beckstein, während er inzwischen angesichts des rasanten Aufstiegs eines Oberfranken zum bundesweit beliebtesten CSU-Politiker wieder abgeflaut zu sein scheint.

Dabei ist es eine Ironie der Geschichte, daß sich ein gesamtfränkisches Bewußtsein in der neueren Zeit eigentlich erst seit der Zugehörigkeit Frankens zum Königreich Bayern entwickelt hat. Vorher dachte man im Fürstbistum Würzburg eher „würzburgisch“, im Hochstift Bamberg „bambergisch“ und in Nürnberg oder Schweinfurt eben „reichsstädtisch“. Der fränkische Reichskreis, der am 2. Juli 1500 im Zuge der Reichsreform Kaiser Maximilians I. gebildet worden war und 24 fränkische Territorien zu einer politischen Institution zusammengefaßt hatte, war bei aller Ordnungsfunktion und staatspolitischen Bedeutung während der 300 Jahre seines Bestehens eher eine Art „UNO in Kleinform“; er verstand sich selbst nicht als Staat, sondern als Kernland des Hl. Römischen Reiches mit vielfältigen Verbindungen in alle Richtungen. Entscheidend für die überwiegend kritische Haltung der Franken gegenüber der Einverleibung in den neuen bayerischen Staat war deshalb wohl auch nicht, daß es nun keinen „fränkischen Reichskreis“ mehr gab; maßgeblich dürften für die damals tonangebenden Schichten in den vielen kleinen Zentren und Städten vielmehr handfestere Motive gewesen sein: War man es bislang gewohnt, in einer Residenzstadt mit entsprechendem Glanz und entsprechender Prosperität zu leben, war man nun auf den Status einer Provinzstadt fern der herrschaftlichen Metropole herabgesunken. Demgemäß schwanden für die bisher privile-

gierten Stände (den breit gefächerten Adel, der allein auch die höheren geistlichen Pfründen besetzen durfte, das städtische Patriziat, die „Hoflieferanten“) wirtschaftliche Chancen und Einflußmöglichkeiten. Für den größten Unmut bei den breiten Volksschichten sorgte daneben die von der neuen Obrigkeit konsequent betriebene, tiefgreifende Modernisierung des gesellschaftlichen Lebens im Geist der Aufklärung einschließlich der Säkularisation, die zwar nun den „Bayern“ angelastet wurde, in den ebenfalls neu gestalteten süddeutschen Nachbarstaaten (Baden, Hessen-Darmstadt, Württemberg) aber keineswegs milder, sondern meist noch härter durchgeführt wurde. Es mußte daher ein wichtiges Anliegen der bayerischen Herrschaft sein, die fränkischen Neubürger auf andere Weise zu gewinnen. Dementsprechend gehörte es zum politischen Programm des neuen bayerischen Staates, die neu hinzugekommenen Landesteile nicht nur als Anhängsel zum bisherigen altbayerischen Staatsgebiet zu betrachten, sondern das „neue Bayern“ bewußt als Staat der Altbaiern, Franken, Schwaben und Pfälzer anzulegen. Das setzte Achtung vor den regionalen Besonderheiten und Kenntnis der verwickelten Geschichte der fränkischen Territorien voraus, die man den Wirtelsbachern durchaus zubilligen kann. Gerade König Ludwig I. ließ es sich angelegen sein, die unter Montgelas gemachten anfänglichen Fehler in der Behandlung der fränkischen Gebiete zu korrigieren. Beispielhaft erinnern möchte ich an die 1837 vorgenommene Umbenennung der drei fränkischen Verwaltungsbezirke Obermain-, Untermain- und Rezatkreis mit den noch heute gültigen Bezeichnungen Ober-, Unter- und Mittelfranken. Dabei war es auch Ludwig I., der es den damaligen Regierungspräsidenten zur Pflicht machte, historische Vereine zu gründen, um die regionale Geschichte zu erforschen und das regionale Traditionsbewußtsein zu fördern. König Ludwig I. übernahm denn auch den Titel eines Herzogs von Franken und inkorporierte folgerichtig den „Fränkischen Rechen“ ins bayerische Staatswappen, den ehemals der Fürstbischof von Würzburg zum Zeichen dafür geführt hatte, daß er sich für sein eigenes Territorium – und nur für dieses – Herzog von Fran-

ken nennen durfte. Hätte jemand vor 1806 etwa in Nürnberg eine Fahne mit dem Fränkischen Rechen aufgezogen, hätte er vermutlich Schwierigkeiten mit der Obrigkeit bekommen, weil der Rat der Stadt dies als Zeichen für den Herrschaftsanspruch des Bischofs von Würzburg angesehen hätte.

Auch wenn die Franken also nicht als geschlossene Einheit in den neubayerischen Staatsverband gelangt sind, so lassen sich bei ihnen doch gewisse Mentalitätsmerkmale feststellen, die sie von den Altbaiern deutlich unterscheiden. Ich erlaube mir dabei, im folgenden deutlich zu überzeichnen: Der Altbaier strotzt gemeinhin vor Selbstbewußtsein und hält die Zustände, wie sie bei ihm sind, für unübertrefflich. Was um ihn herum geschieht, interessiert ihn eher weniger. Diese Einstellung ist wohl am trefflichsten in den Worten „Mir san mir“ zusammengefaßt. Etwas eleganter kommt sie in der berühmten Inschrift am alten Schloß in Eting an der Amper zum Ausdruck: „*Extra Bavariam nulla vita, et si est vita, non est ita.*“ Der Franke hingegen schaut gern über den eigenen Gartenzaun hinaus, und es ist ihm auch wichtig, was der Nachbar von ihm denkt. Theodor Heuss – bekanntlich ein Schwabe und deshalb in dieser Sache unverdächtig – hat die Franken so beschrieben: „*Sie sind offen für den Fortschritt, flexibel und einfallreich, gleichzeitig aber der Tradition verbunden.*“ Man könnte demnach auch vom monologischen Wesen der Altbaiern und vom dialogischen Wesen der Franken sprechen. Hans Max von Aufseß hat den Franken die Eigenschaften „*wendig, witzig und widersprüchlich*“ zugesprochen. Dieser Beschreibung des Franken liegt der seit nunmehr 25 Jahren jährlich am 11. November, dem Namenstag des Frankenheiligen Martin, stattfindenden Verleihung des Frankenwürfels durch die drei fränkischen Regierungspräsidenten an typisch fränkische Persönlichkeiten zugrunde.

Doch es gibt natürlich auch viele Gemeinsamkeiten zwischen den Franken und den Altbaiern (und übrigens auch den Schwaben) sowie auch Übergangsfelder (man denke etwa daran, daß die Stadt Nürnberg bewußt hart an der Grenze zum altbayerischen Nord-

gau gegründet worden ist und von dort auch stets beträchtlichen Zulauf erhalten hat). So sind das Fränkische, das Altbaierische und das Schwäbische allesamt oberdeutsche Dialekte, die untereinander halbwegs verständlich sind, während sie sich vom Niederdeutschen – etwa dem berühmten Platt – deutlich unterscheiden. Auch gibt es so etwas wie eine gemeinsame süddeutsche Kunstlandschaft, so daß man etwa vom „Süddeutschen Barock“ sprechen kann, während wir andererseits z.B. eine norddeutsche Backsteingotik unterscheiden. Dies hat denn auch den großen Historiker Karl Bosl zu dem Resümee gebracht: *„Das sogenannte Stammesproblem in der bayerischen Geschichte ist vor allem eine Frage der historischen Strukturen von Staat und Wirtschaft.“* Genau darin liegt des Pudels Kern: Franken war von Beginn der deutschen Geschichte an kein geschlossenes Territorium, sondern ein Kernland des Reichs, mit vielfältigen politischen und wirtschaftlichen Verflechtungen nach allen Richtungen. Der Bayreuther Landeshistoriker Dieter J. Weiß sagt hierzu: *„Besonderes Gewicht kam stets den Beziehungen der ‚königsnahen Region‘ Franken zum deutschen Königtum zu, und dies bildet das wohl wesentliche Kontinuum der fränkischen Geschichte.“* Altbaiern hingegen erreichte in seiner Randlage am Fuße der Alpen ein hohes Maß an territorialer Geschlossenheit und konnte darin auch sein Gelingen finden.

Daß es dann nach 1800 zur Bildung des neubayerischen Staates kam und Franken damit „bayerisch“ wurde, ist schlicht eine Folge des Umstands, daß sich die Bildung der modernen Staatlichkeit in Deutschland – anders als etwa in Frankreich und England – nicht vom „Reich“ her, sondern auf der Ebene der größeren Landesherrschaften vollzogen hat. Für Franken als dem zersplitterten Kernland des Reichs bestand deshalb nur die Alternative, an einen der benachbarten größeren Territorialstaaten zu gelangen oder unter diesen aufgeteilt zu werden. Dabei erwies sich die „bayerische Lösung“ für Franken durchaus als zukunftsfähig und so konnte der Architekt des zweiten Deutschen Kaiserreichs von 1871, Fürst Otto von Bismarck, anerkennend feststellen: *„Bayern ist vielleicht das einzige*

deutsche Land, dem es durch materielle Bedeutung, durch die bestimmt ausgeprägte Stammeseigentümlichkeit und durch die Begabung seiner Herrscher gelungen ist, ein wirkliches und in sich selbst befriedigtes Nationalgefühl auszubilden.“ Daß damit nicht nur Altbaiern gemeint war, versteht sich bei einem so ausgeprägten Kenner Frankens wie Bismarck, der seinen Sommerurlaub über Jahre hinweg in Bad Kissingen verbracht hat, von selbst. Daher ist es auch bezeichnend, daß es in dem vorangegangenen Krieg von 1866, in dem sich die preußische und die bayerische Armee in Unterfranken bei Würzburg und Bad Kissingen noch Gefechte geliefert haben, keine Überläufer zu den Preußen gegeben hat. Dabei war die „preußische Lösung“ für Franken gegen Ende des Alten Reiches durchaus auf der Tagesordnung gestanden, als der letzte Hohenzollern-Markgraf von Ansbach-Bayreuth, Karl Alexander, abdankte, um der Dame seines Herzens nach England zu folgen und seine Markgrafschaft der Berliner Verwandtschaft übergab. Doch kam eine dauerhafte Vereinigung dieser Territorien mit dem Königreich Preußen dann doch nicht zustande, weil sie sowohl den Interessen des nun maßgeblichen revolutionären Frankreich als auch der zu diesem Zeitpunkt noch bestehenden übrigen Stände des Fränkischen Reichskreises widersprach. Mit Preußen hätte Franken wohl auch weniger Gemeinsamkeiten gehabt als mit Altbaiern und Schwaben, und es hätte dort etwa im Verhältnis zu den wichtigen Industrieregionen des Ruhrgebiets und Oberschlesiens wohl keine große Rolle gespielt.

Franken hat die im neubayerischen Staat nicht zuletzt aufgrund der verhältnismäßig fortschrittlichen Verfassung von 1818 gegebenen Chancen genutzt: Beflügelt durch ein umtriebige Naturell ließ ein aufgeschlossenes, tolerantes und selbstbewußtes Bürgertum Handel und Gewerbe, Kunsthandwerk und Industrie erblühen. Es übertraf darin erheblich den altbaierischen Raum, der noch weitgehend agrarisch geprägt war und nur bescheidene Ansätze einer Industrialisierung kannte. Nicht umsonst entwickelte sich die Industrialisierung unseres Landes zuerst in Franken, mit seinen Kernen in Nürnberg und Fürth, im

östlichen Oberfranken und in Schweinfurt. Symbolhaft für diese Entwicklung stand die Fahrt der ersten deutschen Eisenbahn am 7. Dezember 1835 zwischen Nürnberg und Fürth. Doch auch Altbaiern profitierte von der Symbiose mit Franken, indem es in die Mitte Deutschlands hineinwuchs. Darüber hinaus war es einer der großen Nachkriegsministerpräsidenten Bayerns, der Franke Hans Ehard aus Bamberg, der die föderative Nachkriegsarchitektur der Bundesrepublik Deutschland maßgeblich mitkonzipiert und dem gesamt-bayerischen Staat damit im Nachkriegsdeutschland eine starke Position verschafft hat. Verbunden mit der wirtschaftlich starken Stellung Bayerns, an deren politischer Grundlegung mit Hanns Seidel ein weiterer aus Franken stammender Nachkriegspolitiker und Ministerpräsident hohen Anteil hatte, wurde „Bayern“ respektive „Bavaria“ so zu einer international bestens eingeführten und hoch geschätzten Marke, um die uns die Vertreter anderer Länder nur beneiden können. Franken ist selbstverständlich an diesem positiven Image beteiligt – ich nenne hier nur den in Erlangen entwickelten „MP 3-Player“ oder den aus Aschaffenburg stammenden „Airbag“. Auch wer die Anstrengungen beispielsweise Hessens betrachtet, sich international bekannt zu machen, wird leicht erkennen, wie töricht es wäre, als Franke nach außen nicht mehr unter der Dachmarke „Bayern“ aufzutreten.

Aber gibt es im Bayerischen Staat nicht doch das häufig zitierte „Süd-Nord-Gefälle“ und deutet dies nicht doch auf eine Benachteiligung der Franken hin? Nun, die Dinge liegen auch hier komplizierter, als manch einer denkt. So liegt etwa die aktuelle Arbeitslosenquote in Unterfranken unter dem bayerischen Landesdurchschnitt und gleichauf mit Oberbayern. Aber natürlich haben die klassischen Industriezentren auch in Franken mit den Folgen der Automatisierung und Globalisierung stärker zu kämpfen als die „Newcomer“ aus anderen lange Zeit agrarisch geprägten Landesteilen. Selbst wenn man die Regionalförderung des Bayerischen Staates betrachtet, so kommt man eher zu einem „Ost-West-Gefälle“, denn der weit überwiegende Teil der Mittel fließt in die Gebiete entlang der Ostgrenze – nach Oberfranken, in

die Oberpfalz und nach Niederbayern, während es doch durchaus auch an der Grenze zu Thüringen oder im westlichen Mittelfranken strukturschwächere Gebiete gibt. Es gibt also viele Felder, in denen es legitim und notwendig ist, örtliche oder regionale Interessen gegenüber der Münchner Zentrale zur Geltung zu bringen. Nur läßt sich das meist nicht auf das Schema „Altbaiern gegen Franken und/oder Schwaben“ zurückführen, wenn es etwa um den Ausbau von gleichermaßen bedeutenden Wissenschaftsstandorten wie Erlangen und Würzburg oder um die Entwicklung der ländlichen Räume im Verhältnis zu den städtischen Ballungsgebieten geht.

Woher kommt dann das immer wieder aufflackernde Unbehagen der Franken über die Altbaiern? Auch wenn das mancher Franke anders empfinden mag, so glaube ich nicht, daß die Altbaiern gegenüber den Franken Vorurteile hätten. Vielmehr – und damit komme ich auf den Anfang meiner Ausführungen zurück – nehmen die Altbaiern häufig einfach nicht wahr, was nördlich des „Weißwurst-äquators“ geschieht.

Die von Professor Heinrich Oberreuter in seiner Festansprache anlässlich des Bayerischen Verfassungstages 2008 festgestellte „gelungene staatsbayerische Integration“ (der in Bayern lebenden Stämme) bedarf einer steten Auffrischung der Kenntnis um das Werden des gesamt-bayerischen Staates und um die Vielfalt der verschiedenen Landesteile. Ein solches Bewußtsein muß in jeder Generation neu geformt und gefestigt werden. Die Gesellschaft mit ihren Bildungsträgern, Schule und Universität, sowie die Medien – und da spreche ich gerade auch den Bayerischen Rundfunk gezielt an – sind mit ihren Möglichkeiten aufgefordert, das Ihre dazu beizutragen. Der Bayerische Rundfunk leistet hier mit seinen über das ganze Land verteilten Studios gute Arbeit, wobei es nicht nur um die Berichterstattung aus der Region in die Region, sondern auch um das Aufgreifen und Aufbereiten regionaler Themen im Gesamtprogramm geht. Aber auch für Schulbuchautoren, für Heimat- und Geschichtsvereine und für andere Bildungsträger bietet sich hier ein weites Tätigkeitsfeld, um junge Menschen in diesem Sinne zu sensibilisieren.

200 Jahre nun gehen die Franken, Altbairern und Schwaben in einem Staat einen gemeinsamen Weg – politische Umbrüche großen Ausmaßes, Kriege mit sozialen und ökonomischen Verwerfungen bisher nicht gekannten Umfangs, aber auch Zeiten des Aufstiegs und des Aufbruchs waren gemeinsam durchzustehen und zu bewältigen. Eines ist dabei zu erkennen: Es war eine Gemeinschaftsleistung aller Stämme im bayerischen Staatsverband – der Weg Bayerns zum modernen Staat im 19. Jahrhundert ebenso wie der Aufstieg nach dem Zweiten Weltkrieg an die Spitze der Bundesländer. Der gesamtbayerische Rahmen hat sich bewährt und steht deshalb auch nicht ernsthaft zur Disposition. Sich dabei als Franke, Altbaier oder Schwabe zu bekennen und die eigene kulturelle Tradi-

tion zu pflegen, sollte nicht nur selbstverständlich sein, es ist für unsere Zukunft auch richtig und wichtig. Die Menschen am Main, im Fichtelgebirge und um die Regnitz sind zwar alle bayerische Staatsbürger, aber sie sind nun mal keine „Nordbayern“ – sie sind Franken. Auf diese Weise schließt sich der Kreis auch zu dem ersten Studio-Gespräch dieses Senders im Jahre 1966, als Thomas Dehler ausführte: *„Der Staat ist nicht die Heimat und kann sie nicht ersetzen. Die Heimat – das ist die Landschaft mit ihren Menschen, mit ihrer Sprache, ihrer Geschichte, ihren Gebräuchen, ihrer Tradition. Den Menschen, die sie nicht in sich tragen, die nicht versuchen, ihrer bewußt zu werden, fehlt eine Wurzel der Lebenskraft.“* Dem ist, wie ich meine, nichts mehr hinzuzufügen.

Textilkunst im Spessart im 20. Jahrhundert

von

Leonhard Tomczyk

Für jedes Kunstwerk gilt die Prämisse, daß die Technik ein ebenso wichtiges Kriterium der Aussage und Wirkung ist wie der thematische Inhalt. Diese Feststellung kommt im Bereich der textilen Kunst besonders deutlich zum Ausdruck. Die technische Palette reicht hier von der Vielfalt der Faserart über das Muster des Gewebes und das schier unbegrenzte Farbmuster bis zu den dreidimensionalen Gestaltungsmöglichkeiten in Form von Reliefs und Plastiken. Die Akzeptanz dieser Werke ist abhängig von der teilweise unterschiedlich aufgefaßten Definition eines Kunstwerkes und von dem Stellenwert der Kunst in der Gesellschaft. Bis zum 20. Jahrhundert waren textile Kunstwerke in erster Linie Gebrauchsgegenstände. Deren Wert wurde bemessen nach der Raffinesse der Ausführung, den verwendeten Materialien (edle Natur- und Metallfasern, Perlen etc.) und der geographischen Herkunft. Kostbare Kleider und Teppiche waren nicht nur teuer, sondern gleich-

zeitig auch „Kunst-Werke“, die neben den ästhetischen auch repräsentative bzw. „Zur-Schau-Stellungs“-Zwecke bestimmter Oberschichten der Gesellschaft (Adel, Kirche) zu erfüllen hatten. Ein Umbruch in dieser Beziehung ist in dem durch sozialen Aufstieg des Bürgertums und die rasant fortschreitende Industrialisierung geprägten 19. Jahrhundert zu beobachten. Eine entscheidende Rolle spielten hier die zahlreichen Welt- und ähnliche Ausstellungen. Raffinierte und exotische Erzeugnisse und Herstellungstechniken stellten die kunsthandwerkliche Sparte in ein neues Licht und beeinflussten stark deren Entwicklung, Ansehen und Verbreitung. Von großer Bedeutung für die Entwicklung der deutschen und französischen Textilkunst waren die Ideen des britischen Malers, Dichters und Kunstgewerblers William Morris (1834–1896), der eine Wiedergeburt der Kunst aus dem Kunstgewerbe anstrebte und die Meinung vertrat, daß echte Kultur nur dann bestünde,

wenn auch der geringste Gegenstand von Künstlerhand geschaffen werde.¹⁾

Eine allgemeine „Demokratisierung“ der Zugänglichkeit und des Gebrauchs der textilen Kunst trat erst im 20. Jahrhundert ein. Der textile Stoff wurde nun auch als Mittel der Ausdrucksformen der modernen Kunst angesehen. In den frühen 1920er Jahren begann man in der Weimarer Bauhaus-Werkstatt Wandbehänge mit abstrakten Motiven zu knüpfen.²⁾ Im Unterschied zu der auf Veranlassung von Justus Brinckmann (1843–1915) 1896 in Nordschleswig gegründeten Scherrebecker Webschule,³⁾ die mit bekannten Künstlern, wie Otto Eckmann (1865–1902), Heinrich Vogeler (1872–1942), Hans Christiansen (1866–1945) und Walter Leistikow (1865–1908) zusammenarbeitete, sollten im Bauhaus keine Kunstwerke entstehen, sondern vor allem ein Handwerk erlernt werden.⁴⁾ Nach dem Zweiten Weltkrieg schufen Ida Kerkovius (1879–1970), Elisabeth Kadow (1906–1979), Fritz Winter (1905–1976), Willi Baumeister (1889–1955) und Joseph Faßbender (1903–1974) mehrere Entwürfe, die meistens von den darauf spezialisierten Werkstätten, wie der Münchner Gobelin-Manufaktur,⁵⁾ der Nürnberger Gobelin-Manufaktur⁶⁾ und der Fränkischen Gobelin-Manufaktur in Marktredwitz,⁷⁾ ausgeführt wurden. Darin lag auch das große Verdienst dieser drei Manufakturen, daß sie es immer wieder verstanden haben, am Textilen interessierte Künstler zum Entwurf von Kartons heranzuziehen.

Die meisten Entwürfe werden heute von den Webern gefertigt, ein Vorgang, der in diesem Bereich lange Zeit sehr umstritten war. Manche Künstler hielten dieses Einvernehmen zwischen dem Maler und dem Weber für nicht konform, ja sogar für ausgeschlossen, nicht zuletzt aufgrund der unterschiedlichen Ausbildung und der damit verbundenen Aufgaben. Die Tapisseriekünstlerin Irma Goecke (1895–1976) scheiterte beispielsweise mit ihrer Teilnahme an der 1951 von der „Vereinigung Bildender Künstlerinnen Hamburg e.V.“ veranstalteten Ausstellung „Wandschmuck deutscher Weberinnen“, weil ihre Arbeiten nicht wie gefordert von ihr selbst, sondern von den Mitarbeitern der Nürnberger Gobelin-Manufaktur ausgeführt worden waren. Diese

vermeintlichen Gegensätze müssen sich jedoch nicht ausschließen, sondern können sich bereichern und den Endeffekt der parallel verlaufenden Arbeiten positiv beeinflussen. *„Die enge Zusammenarbeit zwischen dem Schöpfer des Kartons und dem ausführenden Weber, der die Übersetzung in die Technik vollzieht, ist eine echte Teamarbeit, unverändert wie seit alters her. Dazu bedarf es jedoch auch eine künstlerische Umerziehung der Wirker.“*⁸⁾ Darauf wies bereits in den 1930er Jahren Jean Lurcat (1892–1966) hin, der 1939 in Aubusson eine Manufaktur reorganisierte und eine Werk- und Zeichenschule ins Leben rief. Der französische Künstler Julien Coffinet (1907–1977) schrieb dagegen zu diesem Thema 1971 u.a.: *„In dem Maße, wie die Tapisserie eine echte Kunst ist und die Arbeit des Webers eine schöpferische Tätigkeit, gibt es wohl nur eine einzige Regel, die für alle anderen Künstler ebenfalls gilt: Er hat die unbeschränkte Freiheit, auf eigene Gefahr in einem täglichen, unablässigen Kampf mit seinen Geräten, seinen Materialien, seinen Methoden, seinen persönlichen Widerständen und Vorurteilen nach seinen eigenen Ausdrucksmitteln zu suchen.“*⁹⁾ In Deutschland wurde dieser Standpunkt nachdrücklich von der Malerin und Weberin Woty Werner (1903–1971) vertreten, für die der Bildwirker Entwerfer und Ausfühler in einer Person sein muß.¹⁰⁾

Eine revolutionäre Entwicklung auf dem Gebiet der modernen Textilkunst wurde in den 1960er Jahren von der Schweizerin Elsi Giauque (1900–1989) und vor allem von der Polin Magdalena Abakanowicz (*1930) in Gang gesetzt, deren selbst entworfene und auch selbst ausgeführte Kompositionen bereits 1962 auf der „Biennale de la tapisserie moderne“ in Lausanne für großes Aufsehen sorgten.¹¹⁾ Beide Künstlerinnen verließen die traditionelle zweidimensionale und meist rechteckige Grundform und schufen die ersten, teilweise bizarr und stark theatralisch wirkenden textilen Freiplastiken. In Deutschland wurde diese Ausdrucksart erst in den 1970er Jahren langsam populär. Den Grund für diese Unterrepräsentation der deutschen Textilkunst auf der internationalen Bühne erkannte Christoph Brockhaus in Folgendem: *„Im Gegensatz zu anderen Ländern etwa*

kennzeichnet die deutsche Textilkunst der Nachkriegszeit nicht die Entwicklung von Schulbildungen, sondern ein Individualismus von Stilen, der nicht zuletzt aus der Abgeschlossenheit des Wirkens resultiert, der sich auch mangels persönlicher Kontakte entsprechend lange gehalten hat“.¹²⁾

Die textile Kunst bzw. das textile Kunsthandwerk im Spessart entwickelte sich erst langsam nach dem Zweiten Weltkrieg. Wohl die ersten aktiven Vertreter auf diesem Gebiet waren Margot Krug-Grosse in Lohr am Main und ab ca. 1960 einige Nonnen der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz in Gemünden, andere folgten erst in den 1970er und 1980er Jahren. Besonders erwähnenswert in diesem Zusammenhang sind zwei Textilausstellungen, die 1981 in der ehemaligen Jesuitenkirche und auf Schloß Aschaffenburg stattfanden. Im Schloß wurden textile, reliefartige Behänge aus Baumwolle, Ziegenhaar, Kokosfasern und Sisal des Ehepaares Peter (*1935) und Ritzi (*1941) Jakobi gezeigt. In der Jesuitenkirche stellten 21 Künstler im Rahmen der zweiten Ausstellung der „Deutschen Gruppe Textilkunst“¹³⁾ unter dem Titel „Textile Räume“ Werke aus, die einem breitem Publikum in der Form bisher kaum bekannt waren. Vom 20. November 2009 bis 12. September 2010 findet im Spessartmuseum in Lohr am Main eine Sonderausstellung unter dem Titel „STOFF. Textilkunst und Textilgewebe im Spessart“ statt, die vom Bezirk Unterfranken finanziell unterstützt wird. Gezeigt werden ca. 50 Arbeiten in diversen Techniken von 18 Künstlern, die im Spessart aktiv sind oder waren. Neben dem künstlerischen Teil wird in der Ausstellung auch mit umfangreicher Präsentation von Rohstoffen, Werkzeugen und Verarbeitungstechniken auf das Textilgewerbe im Spessart eingegangen.¹⁴⁾

Bildwirkerei und Bildweberei

Die Herstellung eines Bildes in diesen beiden Techniken ist sehr mühsam, erfordert Konzentration und viel Geduld. Die vollen Ergebnisse dieses Prozesses sind erst nach mehreren Wochen, manchmal auch Monaten intensiver Arbeit am Webstuhl sichtbar. Man unterscheidet zwischen Bildweberei und Bild-

wirkerei (auch Tapisserie genannt). Der Begriff Gobelin geht auf eine von den Gebrüdern Jean und Philippe Gobelin in dem Pariser Vorort Faubourg Saint-Marcel geführte Scharlachfärberei zurück. Sie wurde 1607 von drei flämischen Bildwirkern erworben und zur „Manufacture des Gobelins“ umfunktioniert. 1663 ging sie in der im Auftrag des französischen Königs Ludwig XIV. (1638–1715) von seinem Finanzminister, Jean-Baptist Colbert (1619–1683), gegründeten „Manufacture royale des tapisseries et des meubles de la Couronne“ auf. Als Gobelins sind nur die in der Pariser Gobelin-Manufaktur hergestellten Tapisserien zu bezeichnen.

Die Weberei geschieht am Webstuhl, bei dem mindestens zwei Fadensysteme, die Kette (vertikal verlaufend) und der Schuß (horizontal verlaufend), rechtwinklig verkreuzt werden. Am Webstuhl muß eine Vorrichtung vorhanden sein, die es ermöglicht, daß abwechselnd ein Teil der Kettfäden angehoben, während ein anderer Teil gesenkt wird. Durch das somit entstehende sog. Fach wird der Schütze (schiffchenähnliches Gerät) mit aufgespultem Schuß hindurchgeführt. Als Schuß wird meistens Wolle verarbeitet und als Kette Leinen oder Baumwolle. Während bei der Bildweberei die Schußfäden von einer Kante zur anderen durch die gesamte Webbreite durchgezogen werden, werden diese bei der Bildwirkerei nur bis zum Rand der vorgegebenen Flächen hin- und zurückgewirkt. Die von einem Künstler gemachten Entwürfe werden in einer Tapisseriemanufaktur vom „Cartonier“ webgerecht auf eine Unterlage (Karton) übertragen. Nach dieser Vorlage erfolgt dann die Herstellung eines Webbildes am Hochwebstuhl (die Kettfäden sind senkrecht gespannt) oder am Flachwebstuhl (die Kettfäden sind liegend waagerecht gespannt). Die fertigen Webbilder sind jedoch „keine Kopien einer gegebenen Vorlage, sondern eine schöpferische Übersetzung eines Entwurfes in die textile Ausführung“.¹⁵⁾ Durch deren weiches und „warmes“ Material stellen sie im gewissen Sinne einen Ausgleich zu den kahlen und „kalten“ Wänden der sog. modernen Beton-Architektur dar.

Eine der bekanntesten Künstlerinnen auf diesem Gebiet im Spessart war **Margot Krug-**

Grosse (1912–1999).¹⁶⁾ Ihre künstlerische Laufbahn begann in Köln in den Jahren 1929 bis 1932, als sie in Ton modellierte und diverse Applikationen und Zeichnungen fürs Modefach fertigte. 1940 zog sie nach Nürnberg um, nahm Kunstunterricht bei den Bildhauern Konrad Roth (1882–1958) sowie Karl Gulden (1890–?) und widmete sich verstärkt der Textilkunst. Nach der Zerstörung ihres Hauses 1942 fand sie zusammen mit ihrem Sohn in Engenhausen im Zenngrund Zuflucht. Ihren Lebensunterhalt bestritt sie mit der Herstellung von diversen Applikationen, die sie über eine Heidelberger Galerie ins Ausland verkaufen konnte.¹⁷⁾ 1945 siedelte sie sich in Lohr am Main an. In der nicht nur für Künstler schwierigen Nachkriegszeit versuchte Krug-Grosse, trotz Mangels an Garnen und Wolle erneut auf dem ihr vertrauten Gebiet der Textilkunst Fuß zu fassen. Sie gestaltete aus Stoffresten Applikationen mit biblischen und mythologischen Szenen und setzte gleichzeitig ihre Arbeit am Webstuhl fort. Zu ihren ersten Kunden gehörten vor allem Soldaten der amerikanischen Besatzungstruppen. 1948 bekam sie durch Vermittlung der Mannheimer Kunstgalerie von Egon Guenther ihren ersten größeren Auftrag, einen Bildteppich nach einem Entwurf des Stuttgarter Kunstakademieprofessors Willi Baumeister (1889–1955) herzustellen. Diese abstrakte Komposition wurde erst 1953 vollendet und kurz darauf nach Johannesburg in Südafrika verkauft. In den späten 1950er Jahren kam auch ihre künstlerische Karriere auf dem Gebiet der Weberei langsam in Schwung. Margot Krug-Grosse orientierte sich vor allem an Werken von Jean Lurcat und von Franz Nagel (1907–1976), einem bekannten Monumentalmaler und Professor an der Kunstakademie in München.¹⁸⁾ Ihr künstlerisches Credo lautete „Ohne Licht kann man nicht leben“,¹⁹⁾ wobei sich diese Aussage nicht nur auf das Sonnenlicht bzw. auf die von ihr bevorzugten hellen und leuchtenden Farben bezog, sondern auch eine starke emotionale und religiöse Komponente enthielt. Sie arbeitete am Hochwebstuhl, als Schuß verwendete sie meistens Schafwolle und als Kette Jute. Die dargestellten Themen ihrer Wandgebilde sind stark symbolträchtig. Die Figuren sind ge-

genständlich aufgefaßt, jedoch in einer besonderen Manier, die es zum Ziel hat, den auf Hauptkonturen reduzierten Gegenstand mittels abgestimmter farbiger Flächen zu gestalten. 1965 schuf sie im Auftrag des Lohrer Industriellen Ludwig Rexroth und seiner Ehefrau Margot einen Wandteppich mit der Darstellung des Titans und Kulturbringers Prometheus, der auf einem Wagen der Sonne entgefahren. Nach der griechischen Mythologie soll er der Sonne das Feuer (und somit auch die Wärme) geraubt haben, das Zeus zuvor der Menschheit entzogen hatte, um es wieder zur Erde zu bringen. Dieses von Krug-Grosse absichtlich gewählte Thema des Feuers sollte symbolisch auch mit jenem Ort kommunizieren, an dem es nach der Fertigstellung aufgehängt wurde, d.h., im Empfangsraum des Eisenwerks G.L. Rexroth in Lohr am Main.

Als eine thematische Brücke von der Mythologie zur Gegenwart kann der 1983 geschaffene Wandteppich „Hermes“ betrachtet werden, der den Empfangsraum des Postgebäudes am Würzburger Bahnhof zierte. Er stellt den mythologischen Götterboten Hermes auf der Erdkugel sitzend dar. In seinen Händen hält er den Heroldsstab und einen Granatapfel. Im Hintergrund sind die markantesten Bauten von Würzburg angedeutet: Residenz, Dom, Stift Haug und Festung Marienberg.

Für die evangelische Pfarrkirche in Marktheidenfeld schuf sie zwei Tapisserien, die die Propheten Jesaja und Johannes den Täufer darstellen, als „Gegenüberstellung des Alten und des Neuen Testaments in enger Beziehung zu Christus“.²⁰⁾ Jesaja steht hier mit einem Fuß auf dem Wurzelstock aus dem das Reis sprießt – ein Hinweis auf Jesajas Ankündigung des Heilands: „Doch aus dem Baumstumpf Isais wächst ein Reis hervor, ein junger Trieb aus seinen Wurzeln bringt Frucht.“²¹⁾ Johannes der Täufer hält in den Händen ein Kreuz: „Es kommt aber einer, der stärker ist als ich. (...) Er wird euch mit dem Heiligen Geist und mit Feuer taufen.“²²⁾

Der Gesamteindruck von gewebten oder gewirkten Wandgebilden ist immer auch stark von der Art der verarbeiteten Fäden und von der Farbgebung abhängig, die die ästhetischen

Aussagen hervorheben und die damit verbundenen Emotionen beeinflussen können. Beste Beispiele dafür sind einige Arbeiten von Krug-Grosse in kalten Blau- und Grautönen, wie z.B. für die evangelische Kirche in Lohr am Main und für die evangelische Gemeinde der Elisabethkirche in Marburg, denen die Leuchtkraft jener Stücke mit warmen Gelb-, Rot- und Brauntönen fehlt, wie z.B. „Orpheus und Eurydike“ (1979), „Orpheus unter den Tieren“ (1964) und „Die drei Musen“ (1975). Vor allem die letzten beiden Werke verdienen besondere Aufmerksamkeit auch aufgrund der fast märchenhaft anmutenden Umsetzung der dargestellten Themen. Während das erste Stück für einen Privatauftraggeber geschaffen wurde, nehmen die auf dem dritten Werk dargestellten Musen der Dichtkunst (Kalliope), des Tanzes (Terpsichore) und des Gesangs (Euterpe) direkten Bezug zu ihrem Bestimmungsort, nämlich der Lohrer Stadthalle.²³⁾

Zu ihren anderen, erwähnenswerten Wandgebilden gehören u. a. ein dreiteiliges Werk „Auferstehung Christi“ für die evangelische Kirche in Neuwildflecken (1959), „Die vier Elemente“ für den großen Sitzungssaal des Arbeitsamtes in Aschaffenburg (1961), „Auferstehung der Toten“ für die evangelische Kirche in Weickersgrüben (1963), „Kostbare Form“ für das Kasino der Infanterieschule in Hammelburg, „Kosmischer Christus“ für den Speisesaal des evangelischen Kindergärtnerinnen-Seminars in Schweinfurt, „Jesus mit der Samariterin“ für den evangelischen Bet-saal des Maria-Theresia-Heims in Lohr am Main (1963), „Sappho und Genius“ (1966), und „Der Lebensteppich“ für das evangelische Gemeindezentrum auf dem Würzburger Heuchelhof (1979).

Sigrid Baerwind (*1940) ist ebenfalls in Lohr am Main aktiv. Die Anfänge ihres Interesses für die Textilkunst reichen in die späten 1970er Jahre zurück. Nach einer Ausbildung bei der Weberin, Malerin und Galeristin Metta Linde in Lübeck machte sie zuerst kleine Arbeiten für den häuslichen Eigenbedarf. Nach ziemlich kurzer Zeit gab sie diesen „Kleinkram“ auf und begann, Wandbehänge zu schaffen. Die Hauptthemen der Werke von

Baerwind sind die klassische Landschaft und das Meer. Die Inspirationen dazu gewinnt sie auf Wanderungen. Sie setzt sich mit der oberflächigen und der inneren Struktur dieser gewaltigen Naturbereiche auseinander, den optischen Erscheinungen und Veränderungen und verleiht ihnen einen persönlichen, ästhetisch verarbeiteten Wiedergabeeffekt. Die großen Flächen der Bilder werden in kleinere Elemente aufgelöst. Diese werden bestimmt von Flecken mit unregelmäßig verlaufendem Rand, Vierecken oder Streifen mit unterschiedlicher Breite und Länge. Sie sind aufeinander farblich abgestimmt, teilweise mit weichen Hell-Dunkel-Abstufungen. Die dominierenden Farbtöne sind Blau, Grün, Braun und Rot mit schier unendlichen Farbtonvariationen. Durch ihre geschickte Anwendung gelingt es Baerwind, effektvolle Farbmpressionen mit optischer Belebung der Elemente, der Motive und letztendlich der gesamten Komposition zu erzielen. Diese werden manchmal durch dezent hineingearbeitete und thematisch relevante Zusatzelemente, wie Stoffetzen, an Fäden hän-



Abb. 1: Ein Werk von Sigrid Baerwind
(Photo: Leonhard Tomczyk).

gende Korallen, Steine und Muscheln oder Baumstfragmente („Ostsee-Landschaft“), Moos und Laub („Spessart-Wald“) effektiv bereichert. Ihre Arbeiten sind bisher in der Öffentlichkeit nicht ausgestellt worden. Die meisten von ihnen befinden sich im Privatbesitz.

1933 kam **Hanne Vollmer** (*1930) mit ihren Eltern aus Frankfurt nach Aschaffenburg. Sie besuchte die dortige Lehrerinnenbildungsanstalt (bis 1949) und absolvierte 1952 eine Buchhandelslehre bei dem Verleger und Buchhändler Paul Pattloch. Im selben Jahr heiratete sie den Aschaffenburg-Maler und Graphiker Helmut Gehring (*1926). Bei Pattloch arbeitete sie bis 1954 und anschließend bis 1959 in der Kunsthandlung Lutz. 1966 heiratete sie zum zweiten Mal, nämlich den Schriftgraphiker Ernst Vollmer (1925–1991). Im Laufe der folgenden Jahre wuchs bei ihr das Interesse für Kunst immer stärker, insbesondere für die Bildweberei. 1979 bis 1980 machte sie eine entsprechende Ausbildung in der Werk Galerie „Hochwart“ von Gisela Fröhlich (*1939)²⁴⁾ auf der Insel Reichenau/Bodensee. 1992 bis 1993 besuchte sie die Akademie für Gestaltung im Handwerk in München und nahm am Keramikunterricht bei Jörg von Manz (1937–1997) teil. Sie arbeitete gerne mit befreundeten Künstlern zusammen, wie z.B. mit dem Aschaffenburg-Bildhauer Helmut Massenkeil (*1949), dem Kleinrinderfelder Bildhauer Willi Grimm (*1927) und der früher in Großostheim und heute in Nassau/Lahn lebenden Malerin Dorothee Brown (*1941), die in ihren Werken ebenfalls Textil verarbeitet. Wohl am erfolgreichsten und intensivsten war ihre Zusammenarbeit mit Ernst Vollmer. Seine perfekte Beherrschung der Kunst der Kalligraphie war eine reichhaltige Inspirationsquelle für viele ihrer Bildwerke.

Ihr erster Auftrag war ein Antependium und ein Kanzeltuch für die evangelische Christus-Kirche in Aschaffenburg nach einem Entwurf von Helmut Massenkeil. Bald folgten weitere Aufträge für gleichartige zweiteilige Tuchgarnituren von anderen, ebenfalls evangelischen Kirchen. Für die Kirche in Kairindach bei Erlangen schuf sie nach Entwürfen von

Ernst Vollmer zwei Antependien. Das eine stellt eine ockerfarbene Sonne mit konisch nach oben gebildeten Kreisandeutungen in Weiß, Grau und Blau dar. Das andere zeigt Weinberge in grünen Farbtönen als Symbol für die fränkische Landschaft und die biblischen Weinberge des Herrn. Die dazugehörigen Kanzeltücher wurden ausgeführt in Grün, Weiß, Rot und Violett – den vier Hauptfarben der evangelischen Liturgie. In den gleichen vier Farbvariationen schuf sie auch Garnituren für die Kirchen in Hösbach-Bahnhof (Pax-Christi-Symbol vor expressivem Hintergrund in Blau- und Gelbtönen) und in Bad Brückennau (mit Flammenmotiv). Das Hauptmotiv des Antependiums für die Petrus-Kirche in Laufach ist eine direkte Anspielung auf den Namensgeber der Kirche und auf einen wichtigen Abschnitt seines Lebens. Gemeint ist hier die Berufung des Petrus beim Auswerfen von Netzen zum ersten Jünger und zum „Menschenfischer“ durch Jesus Christus. Dargestellt wurde die Szene symbolisch durch ein weißes Fischernetz vor grünem Hintergrund auf das vom Himmel ein breiter gelblicher Sonnenstrahl fällt.

Die nach Entwürfen von Ernst Vollmer oder unter dem Einfluß seiner kalligraphischen Werke geschaffenen Bilder sind wie ein Peitschenhieb, ein kurzer Wasserstrahl oder ein Haiku-Gedicht,²⁵⁾ deren Inhalt und gleichzeitig Hauptmotiv mit wenigen Pinselstrichen zum Ausdruck gebracht wurde. In diese Reihe gehören auch sog. Wort-Bilder, wie z.B. die Meditationsteppiche „Amen“ und „Jahwe“ (in hebräischer Schrift) und ein Vokalteppich für die Aschaffenburg-Musikschule.

Die bereits erwähnten befreundeten Künstler belieferten Hanne Vollmer mit interessanten Entwürfen, die in gewebter Form vor allem unter Privatabnehmern großes Interesse fanden. Von Brown stammt u.a. ein Aquarell-Entwurf, bei dem Hanne Vollmer nicht nur die Farbtöne meisterhaft wiedergab, sondern auch die für diese Maltechnik charakteristischen Verlängerungen der Pinselstriche. Ebenfalls minutiös wirkt ein Webteppich in violetten Farbtönen, bei dessen Schaffung sie sich von der komplexen Struktur einer Buntsandsteinwand inspirieren ließ. Hanne Vollmer arbeitete am Hochwebstuhl und verwen-

dete Leinen als Kette sowie selbst gefärbte Wolle und Seide als Schuß. Sie schuf ihre Werke nach gezeichneten oder mit Aquarellfarben gefertigten Entwürfen, die jedoch nicht immer im Verhältnis 1 zu 1 ausgeführt wurden. Dies hing mit den während der Arbeit gesehenen oder „entdeckten“ besseren bzw. wirkungsvolleren Effekten in der Gesamtkomposition zusammen, aufgrund derer der Fadenverlauf oder die Fadenfarbe verändert werden mußte. Für deutliche positive Überraschungseffekte sorgte die Verwendung des Wolle-Seide-Gemisches. Während Wolle die Farben sehr gut aufnimmt, verhält sich Seide hier eher farbabweisend. Dies bewirkte,

daß in einem einfarbigen Stück die schlecht bzw. schwach eingefärbten Seidenfäden dem Gewebe stellenweise etwas hellere Farbtöne und gleichzeitig auch einen besonderen Glanz verliehen haben.

Udo Weiß (*1953) kam während seiner Tätigkeit als gelernter Maschinenbauer mit der Webkunst in Berührung. Eines Tages sollte er defekte Webstühle reparieren. Nachdem er sich mit den einzelnen Bereichen der Technik, der Funktion und somit auch den damit zusammenhängenden Prozessen der Entstehung von Webbildern bekannt gemacht hatte, begann er, sich auf dem Gebiet zu bilden und alte Arbeitsbücher sowie Aufzeichnungen von Webern (u.a. aus dem 18. Jahrhundert) zu studieren. Auf diesem Wege lernte er die Regeln und Geheimnisse dieser im Zeitalter der maschinell hergestellten Textilmassenware kaum mehr gefragten und vergessenen Kunst kennen. Als sehr hilfreich erwiesen sich auch seine Reisen nach Griechenland, Skandinavien und Sardinien, bei denen er den einheimischen traditionellen Webern und Textilgestaltern über die Schulter schauen und somit neue „Griffe“ lernen konnte.²⁶⁾ 1993 kaufte er zusammen mit seiner Frau Angelika (ebenfalls Weberin) in Lohrhaupten (bis zu diesem Zeitpunkt lebten sie in Aschaffenburg) ein kleines Gehöft und baute dessen ehemalige Wirtschaftsräume zur Weberwerkstatt aus.

Udo Weiß verwebt nur Naturmaterialien, wie Wolle, Baumwolle, Seide und Leinen. Die von Schafen aus der Umgebung von Lohrhaupten stammende Rohwolle wird von ihm direkt vor Ort verarbeitet, d.h., mit Quellwasser gewaschen, luftgetrocknet und mit Mineralfarben, Salz und Essig gefärbt. Sein Arbeitsgebiet umfaßt sowohl gewebte Kleidung, Schals und Taschen als auch Wandwebbilder und Paramente für Kirchen. Für jedes Gotteshaus schafft er individuelle Entwürfe in Absprache mit den Auftraggebern. Die Farben zu den auszuführenden Entwürfen werden direkt vor Ort im Kirchenraum bestimmt und auf den Schablonenflächen, meistens in Form von entsprechend gefärbten Wollfäden, eingetragen. Somit kann die Wirkung von Lichtverhältnissen im geschlossenen Raum auf die Entfaltung der Farbtöne

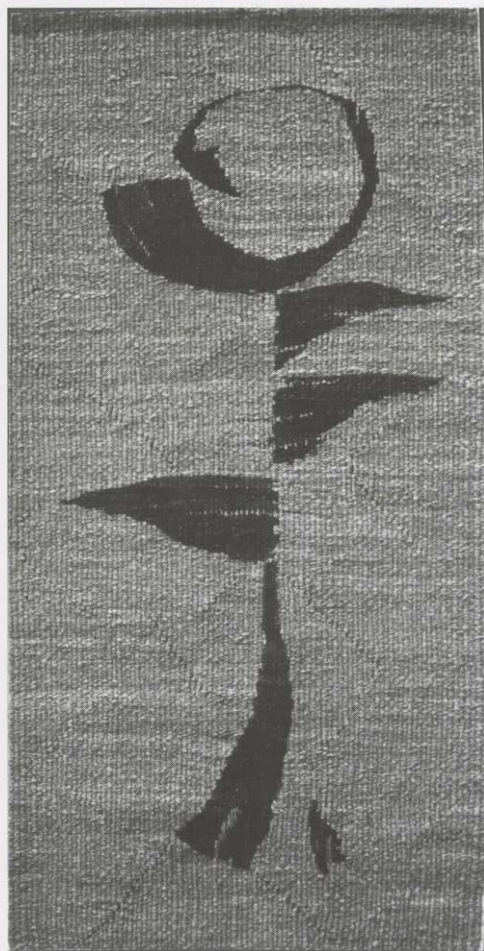


Abb. 2: Ein Werk von Hanne Vollmer
(Photo: Hanne Vollmer).

optimiert werden. Udo Weiß arbeitet aber auch mit einer Musterpalette, die eine optische und ästhetische Wandlung eines Motivs aufgrund von Anwendung unterschiedlicher Fasern, Ketten, Schüsse und deren Dichte möglich macht. Von seinen bekannten Werken sind vor allem Antependien für die St. Paul-Kirche in Aschaffenburg und für die evangelische Kirche in Marktheidenfeld-Glas-Ofen zu erwähnen.

Textilapplikationen

Mit dieser Technik beschäftigt sich die Aschaffenerin **Anneliese Blum** (*1935) seit Jahren. Die überwiegend religiösen oder abstrakten Motive entwirft sie sehr oft zusammen mit ihrem Ehemann, dem Bildhauer und Maler Willibald Blum (*1927). Zu ihren wichtigsten Arbeiten gehören u.a. ein appliziertes Triptychon im Meditationsraum des Clemensheims in Aschaffenburg (1984) und ein gewebtes Tuch „Erlösung“ in der St. Immaculata-Kirche in Goldbach (1980). Besondere Aufmerksamkeit verdienen die applizierten Arbeiten. Blum bedient sich hierbei Stoffelemente mit weicher Oberflächenstruktur, vor allem Velours mit unterschiedlich langem Flor. Sie werden miteinander an den Rändern zusammengenäht, wodurch sich ein mosaikartiges Bild ergibt. Das Miteinbeziehen der Oberflächenstruktur in die Gesamtkomposition verleiht ihr einen eigenartigen und cha-



Abb. 3: Ein Werk von Anneliese Blum
(Photo: Leonhard Tomczyk).

rakteristischen Glanz, der gleichzeitig auch effektiv die Farben belebt. Diese Komponente kommt bei spezifischen Bildmotiven, wie Feuerflammen und Sonnenstrahlen oder im Zusammenwirken mit anderen Materialien, wie Eisen und Glas, besonders stark zum Ausdruck.

Patchwork und Quilt

Patchwork („Flickwerk“) ist ein Stoffstück, das aus vielen kleinen Stoff- oder Lederteilen zusammengesetzt ist. Die Stoffteile werden aneinander (Mosaik-Patchwork) oder aufeinander (Applikation) genäht. Diese Technik war schon im 1. Jahrtausend v. Chr. in Ägypten und Zentralasien bekannt. Nach Europa gelangte das Patchwork mit den Kreuzrittern, ebenso wie die aus China stammenden Quiltstoffe. Beim Quilt („Steppdecke“) handelt es sich meistens um Decken oder Wandbehänge, die aus drei Schichten bestehen: Die Oberseite, auch Top genannt, kann in der Technik des Patchworks ausgeführt sein, die Unterseite sollte farblich zur Oberseite passen. Dazwischen liegt ein Volumenvlies. Die drei Schichten werden verbunden mit Quiltstichen (kleine Vorstiche), die dem Quilt die besondere Note geben. Im 19. Jahrhundert wurde das Anfertigen von Quilts in Nordamerika zu einer Art Volkskunst. Zu seiner starken Verbreitung trugen vor allem die hauptsächlich aus Deutschland, Holland und der Schweiz im 18. Jahrhundert eingewanderten Glaubensgemeinschaften der Mennoniten und der Amish bei, die diese Technik perfektioniert und in bestimmte geordnete, symmetrisch aufgebaute Muster- und Farbenspielbahnen gelenkt haben. „Diese ‚Modernität‘ und zum Teil meisterliche graphische Reduktion und ‚Typisierung‘ einzelner Motive lassen staunen und diese Quilts zeitlos werden. Desgleichen resultieren aus der künstlerischen Kreativität der amischen Frauen (Variabilität der Muster und Farben, Experimentierfreudigkeit der ‚westlichen‘ Amish People) immer wieder überraschende Kompositionen und Meisterwerke.“²⁷⁾

Die wohl bekannteste Meisterin des Quilts und des Patchworks im Spessart ist die in Gemünden lebende **Wilma Aderbauer** (*1929).

Von 1952 bis 1958 arbeitete sie als Lehrerin für Hauswirtschaft und Handarbeit an der dortigen Staatlichen Mittelschule. Danach siedelte sie nach Baden-Württemberg um. In den 1960er und 1970er Jahren besuchte sie diverse Kreativkurse für Weben, Seidenmalerei, Batik, Stoffdruck, Puppen- und Bärengestaltung. 1984 stellte sie zum ersten Mal ihre Arbeiten im Rathaus von Kirchheim/Teck der Öffentlichkeit vor. Fünf Jahre später kam es zu einem Umbruch in ihrer künstlerischen Laufbahn. Während eines Ausstellungsbesuches 1989 in Stuttgart richtete sich ihr ganzes Augenmerk auf die dort gezeigten Quilt- und Patchworkarbeiten. Fasziniert und begeistert begann sie nun Stoffreste zu sammeln und versuchte, nach den eben kennengelernten Vorbildern eine Bettdecke für ein Doppelbett zu machen. Der Anfang war, wie sie selbst bald merkte, nicht leicht. Doch durch den Kontakt mit anderen, in den beiden Techniken erfahrenen Frauen, konnten die Anfangsschwierigkeiten überwunden werden. Nach 15 Monaten intensiver Arbeit wurde das erste Werk schließlich fertig. Aderbauer legt immer großen Wert auf die Zusammensetzung der verwendeten Farbe und die sich dadurch ergebenden ästhetischen Effekte. Neben traditionellen textilen Stoffresten benutzt sie auch ausgefallene Elemente, wie z.B. CDs, Metallklammern, Muscheln, Fossilien, mit diversen Geldnoten und Münzen bedruckte Stoffe, Etiketten, Reißverschlüsse und diverse Kleidungsstücke, wie Hosentaschen oder Krawatten. Letztere gehören zu ihrem Lieblingsmaterial, sie sind oft aus edlen Stoffen hergestellt, haben interessante Muster und Farbzusammenstellungen. Thematisch decken ihre Arbeiten ein breites Spektrum ab. Dieses reicht von abstrakten Kompositionen über afrikanische und orientalische Motive, Hommagen an bestimmte Künstler (Paul Klee, Friedensreich Hundertwasser) bis hin zu Stadtansichten. 1995 während eines kurzen Aufenthaltes in Berlin gelang es ihr an Fragmente der von dem Künstler Christo (*1935) geschaffenen Verhüllung des Reichstags heranzukommen. Die drei silbrigglänzenden Stücke verarbeitete sie in einem Quilt „Unter dem Regenbogen“, der in Nürtigen auf der dritten „Quilt-Art“-Ausstellung gezeigt wurde.²⁸⁾ Auch per-

sönliche Erlebnisse werden in Ihren Arbeiten verarbeitet, wie z.B. im Quilt „Der Riß, Gemünden 1945“, eine Erinnerung an die Tage vor und nach der Zerstörung Gemündens im Jahre 1945. Die Oberseite enthält auf Stoff kopierte alte Photos, Postkarten und Zeitungsbilder mit Ansichten aus der Zeit vor über 60 Jahren. Das Quilten verleiht ihren Arbeiten zusätzlich einen eigenartigen reliefhaften Charakter mit Licht-Schattenspielen. Neben Wandbehängen und Decken schafft sie auch Kopfkissen, kleine Dosen, Alben und Taschen, verziert sie mit gestickten und aufgesetzten textilen Motiven, entwirft aber auch Puppen und Kleidungsstücke.

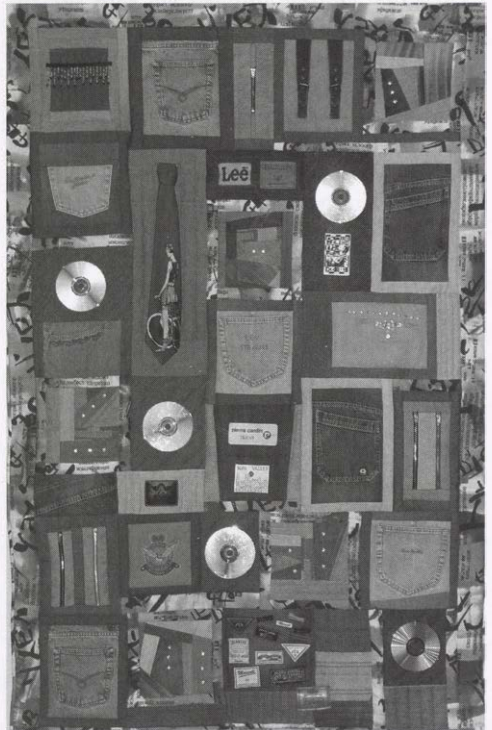


Abb. 4: Ein Werk von Wilma Aderbauer
(Photo: Leonhard Tomczyk).

Die Gemündenerin **Ingrid Blum** (*1935) gab bereits in den 1980er Jahren die Grundlagen der Quilt- und Patchwork-Techniken an zahlreiche Schüler in Kursen an der von ihr geführten Volkshochschule Gemünden weiter. Im Laufe der Zeit bot sie gleiche Fach-

und Kreativkurse für Erwachsene auch in Königsberg und Karlstadt an. Ihre Entwürfe sowohl für Decken und Wandbehänge als auch für Taschen und Bekleidung sind variationsreich in der Mustervielfalt und Farbenpracht. Neben „klassischem“ Patchwork schafft sie auch Arbeiten im Crazy-Patchwork und im sog. viktorianischen Stil. Ähnlich wie Wilma Aderbauer gestaltete sie einige Arbeiten unter Verwendung von textilfremden Stoffen, wie Gliedern einer Halskette aus Kunststoff und Glas oder Knöpfen aus Kunststoffen und Perlmutter.

Textilcollagen

Auf Textilcollagen ist die Aschaffenburg Künstlerin **Sabina Friedrich** (*1955) spezialisiert. 1978 bis 1983 nahm sie Unterricht im bildnerischen Gestalten bei Maria Boes-Runze und 1980 bis 1983 in der Technik der Collage, Farbenlehre, Formen und Gestalten bei dem israelischen Künstlerehepaar Ella und Shmuel Raayoni (1905–1995). Friedrich benutzt bei ihrer Arbeit hauptsächlich sehr dünne, farbige und meistens durchscheinende Textilstücke, die sie auf eine feste Unterlage neben- und übereinander klebt. Das Muster oder die Farbe der Stücke übernehmen auch die Rolle der Farbe und Dekorationen der dargestellten Objekte, der Hintergründe und Licht-Schatten-Effekte. Bestimmte Kompositions- oder Motivelemente gestaltet Friedrich nur unter Anwendung von Fäden, wodurch sie einen besonderen zarten Akzent bekommen. Als klassisches Beispiel kann hier eine Serie von Portraits mehr oder weniger bekannter Persönlichkeiten dienen, wie z.B. von Johann Wolfgang von Goethe oder von Urban Priol. Die Raffinesse und Kühnheit ihrer Bilder liegt sicherlich nicht nur in der Gestaltungstechnik, sondern vor allem in der Farben- und Musterwahl der textilen Elemente. Sie meidet schrille oder stark gegensätzliche Farbtöne. Diese sind vielmehr aufeinander ausgewogen abgestimmt und ergeben somit ein ästhetisch betontes, teilweise verträumtes Bild. Manche dieser Bilder sehen durch ihre Art der Fadenziehung und der Stoffetzen Zeichnungen und Aquarellen täuschend ähnlich. Sie vermitteln teilweise auch das Gefühl der Erinnerung an eine fast verlorene, imagi-

näre schöne Zeit bzw. Welt voller Ruhe und Entspannung. Die Wahl der Themen und Motive ist unterschiedlich und reicht von Portraits über Stilleben und Landschaften bis hin zu abstrakten Kompositionen. Sie selbst beschreibt die Leidenschaft zur textilen Arbeit als Medium, das sie gefunden und nicht mehr los gelassen hat. *„Die Suche nach Materialien, zuzulassen, daß man auf der einen Seite limitiert ist (was z.B. die Farbübergänge angeht), aber auf der anderen Seite durch bestehende Farbkombinationen und Muster zu neuen Puzzles angeregt wird – macht einen Teil des Reizes dieser Technik aus. Von völlig abstrakten Ausdrucksweisen bis hin zur realistischen Auffassung – jeweils immer eine neue Herausforderung.“*



Abb. 5: Ein Werk von Sabina Friedrich
(Photo: Sylvia Scholtka, Aschaffenburg).

In Kleinostheim (früher in Aschaffenburg) ist **Hilde Keller** aktiv. Zentrales Thema ihrer Arbeiten ist und bleibt der Mensch in seiner vielfältigen Ausdrucksweise, dargestellt mittels diverser bunter Stoffteilchen, die mit bewußt sichtbaren Nahtfäden miteinander verbunden sind. Ihre technische Vorgehensweise bei der Schaffung eines Bildes beschreibt sie folgendermaßen: *„Die Visionen entstehen zunächst in der Zeichnung auf dem Papier in Originalgröße. Im zweiten Abschnitt werden die Silhouetten der Motive auf eine noch ungespannte lose Leinwand übertragen. In die so angedeuteten Elemente werden unzählige*

kleine filigrane Stoffteilchen wie in einem Puzzle drapiert, in vielen Schichten übereinander gelegt, verschoben und verwebt bis die Darstellung eigenen Charakter erhält und Dynamik entwickelt. Die so vorbereitete Synthese, die noch von unzähligen Stecknadeln gehalten ist, wird dann von Hand mit Nadel und Faden fertig gestellt.“²⁹⁾

Batik

Diese über 1400 Jahre alte Technik ist zwar weniger zeitaufwendig als z.B. die Bildwirkerei, dafür jedoch um so raffinierter im Prozeß des Entstehens. Als die Wiege der Batik gilt die indonesische Insel Java.³⁰⁾ Etwa gleichaltrige Batikfragmente wurden auch in anderen Ländern gefunden. Schriftliche Quellen belegen, daß im 7./8. Jahrhundert n. Chr. in Japan zwei verschiedene Wachsbatik-Verfahren bekannt waren und die ältesten, in Ägypten gefundenen Batikgewebe aus dem 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. stammen.³¹⁾ Nach Meinung vieler Fachspezialisten, u.a. Marie-Louise Nabholz-Kartaschoff, „hat die echte Wachsbatiktechnik auf Java in der Verfeinerung der Verfahren und Ausgestaltung der Formen eine Entwicklung durchgemacht, mit der sich kein anderes Gebiet auf der ganzen Welt messen kann.“³²⁾ Batik ist unter den diversen Techniken der Stoffreservierung wohl die bekannteste Art. Auf dem textilen Grundstoff (Baumwolle, Leinen, Seide) wird zuerst mit einem weichen Bleistift das Bild vorgezeichnet. Die Linien und Flächen des Bildes werden dann mit heißem flüssigen Wachs abgedeckt, das beim Färbegang keine Farbe annimmt. Als Werkzeug benutzt man dabei ein „Tjanting“ (andere Schreibweise „Canting“), ein kleines kännchenähnliches Metallgefäß aus Kupfer oder Messing mit Holzgriff. Das Gefäß ist mit einer schmalen Tülle ausgestattet (manchmal auch mit zwei Tüllen), aus denen das flüssige Wachs auf die Stofffläche aufgetragen wird. Nach dem Trocknen wird dieser Vorgang so oft wiederholt, bis die gewünschten Motive und Farbtöne gefertigt sind. Das Wachs wird anschließend entfernt. Beim Färben wird von der hellsten bis zur dunkelsten Farbe gearbeitet und auf die möglichen Nebeneffekte geachtet, die beim Mischen von bestimmten Farbtönen entstehen

können (z.B. entsteht beim Mischen von Gelb und Blau Grün). Ein charakteristisches Merkmal der Batiktechnik sind Craquelés – ein durch das Eindringen von Farbe in die Bruchstellen im Wachs hervorgerufenen feines dunkles Liniennetz. Alternativ zur Wachstechnik können vor allem abstrakte Muster durch gezieltes Abbinden oder Verknuten des Stoffes mittels Schnur, Kabelbinder, Draht oder Klammern erzielt werden.

Klaus Braun-Heilmann (*1944) machte 1961 bis 1963 eine Positivretuschierausbildung beim Würzburger Vogel-Verlag. 1970 schrieb er sich an der Fachhochschule Würzburg für Graphik-Design ein. Nach drei Semestern brach er das Studium ab und versuchte seine künstlerischen Interessen und Fähigkeiten auf einem anderen Wege zu entfalten. Er entschied sich für die Batikkunst, ein Gebiet, auf dem bereits seit mehreren Jahren seine Pflegemutter Rita Heilmann erfolgreich aktiv war. Sie eröffneten in Würzburg gemeinsam in einer nicht benutzten Waschküche eine Werkstatt, die aber sehr bald zu klein wurde. Sie zogen nach Bergtheim und acht Monate später nach Werneck um. Dort gab es 1975 im eigenen Atelier die erste Ausstellung. Es folgten weitere in Thüngen, Wertheim, St. Ingbert, Würzburg, Margetshöchheim und Zürich (zusammen mit der Malerin Maria-Mathilde Freiin von Thüngen). 1982 erhielt er für „hervorragende handwerkliche Leistungen“ den Bayerischen Staatspreis für Kunsthandwerk. 1986 erweiterte Klaus Braun seinen Nachnamen um Heilmann.

In den Anfangsjahren gehörten zum Hauptrepertoire von Braun-Heilmann hauptsächlich Batiktücher und -schals in Abbindtechnik mit feinen und groben Craquelé-Mustern, teilweise auch mit diversen anderen Motiven, die sich damals insbesondere unter jungen Leuten großer Popularität erfreuten. Die Palette der verarbeiteten Motive ist jedoch sehr unterschiedlich. Sie reicht von Abstrakten bis zur gegenständlichen Motiven, wie z.B. Tieren, Pflanzen, Orts- und Landschaftsdarstellungen, aber auch religiöse Szenen und Heilige. Dementsprechend zeichnet sich im Schaffen von Braun-Heilmann eine kontinuierliche künstlerische Weiterentwicklung ab. Neben klassischen Batiken schafft er auch Batik-

Collagen, die aus zusammengefügt und auf festem Textiluntergrund aufgeklebten Batik-Fetzen, bzw. -Stoffteilchen, bestehen. Aufgrund der guten handwerklichen und künstlerischen Qualität konnte er für seine Arbeiten auch Interessenten im Bereich der öffentlichen Institutionen und Kirchen gewinnen. Dementsprechend wurde sein Angebot auch um Antependien, Kanzeltücher und Priestergewänder erweitert. Mehrere Gemeinden, Vereine und Banken bestellten bei ihm Wand- und Glasfensterbilder mit historisch bezogener Thematik.

Fast jedes Batikbild wird nach vorher gemachten Zeichnungen geschaffen, wobei es dabei nicht selten zu bewußten Abweichungen vom Original kommt. Das Ziel des Arbeitsprozesses ist nicht die Schaffung einer Kopie, sondern einer mit Sinnen und künstlerischer Phantasie kontrollierten und gesteuerten optimal wirkenden Variation.

Neben Textilarbeiten schuf Braun-Heilmann auch zwei Glasfenster für die Volksbank in Würzburg-Heidingsfeld (1988) und für die Sparkasse in Bürgstadt. Etwa zur gleichen Zeit begann er, auch mit Textilcollagen zu arbeiten. Die Motive werden aus meistens dünnen Stoffen herausgeschnitten und aufeinander bzw. nebeneinander geklebt. Ab 2006 verwendete er Textilstreifen, die aufeinander abgestimmt geometrisierende Kom-

positionen ergeben. Als Untergrund dienen sowohl flache Tafeln als auch Plexiglaszylinder, die als Wandschmuck oder als Lampen im Raum aufgestellt oder aufgehängt werden können.

Batikarbeiten gehörten auch zum Standardrepertoire des Lohrer Künstlerpaares **Susanne** (1931–1999) und **Burghard Jördens** (1924–1984). Unter den Hauptmotiven der leider viel zu wenig bekannten Batikarbeiten von ihnen findet man sowohl realistische Motive, wie Ortsansichten und herausragende Gebäude in Lohr und Umgebung, als auch abstrakte „Vernetzungen“ (vor allem von Burghard Jördens), durchzogen mit „träumerischen Wellenbewegungen“ und „perlenden Spielen“, die „einen lebendigen Austausch ergeben“. ³³⁾ Susanne Jördens schuf außer Batik-Bildern vereinzelt auch beeindruckende Batik-Kleidungsstücke, Schals und Halstücher sowie Zeichnungen und Buchillustrationen, u.a. für ein 1989 erschienenes Buch mit eigenen Gedichten und Kurzgeschichten unter dem Titel „Seiten des Lebens“.



Abb. 6: Ein Werk von Klaus Braun-Heilmann
(Photo: Leonhard Tomczyk).

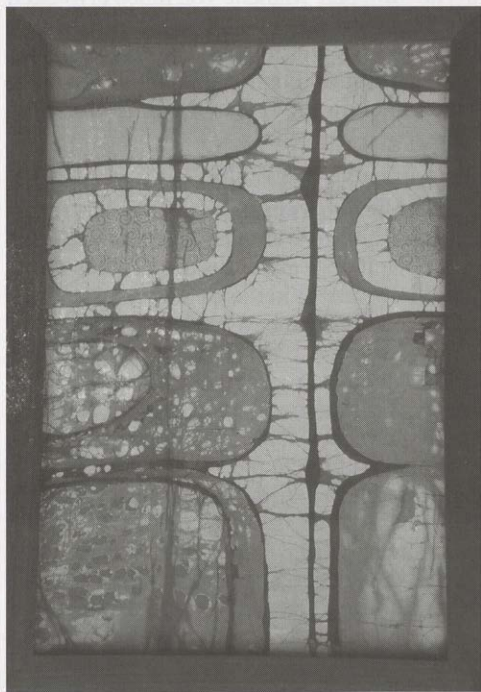


Abb. 7: Ein Werk von Burghard Jördens
(Photo: Leonhard Tomczyk).

Seidenmalerei

Die frühesten Werke der Seidenmalerei, bemalt unter Anwendung von Tusche und Erdpigmenten, wurden von den Archäologen in freigelegten Gräbern Adelliger in der Provinz Hunan in China gefunden. Sie stammen aus der späten Zeit der „Streitenden Reiche“ (475–221 v. Chr.) und den ersten Jahren der frühen Han-Dynastie (202 v. Chr.–6/8 n. Chr.). In der Seidenmalerei werden verschiedene Techniken angewandt, z.B. Verdünntechnik (Anwendung von Farbverdünner), Naß-in-Naß-Technik (die Farben werden auf nasser Seide feucht ineinander gemalt) und Trennmitteltechnik (begrenzte Farbflächen werden mit graphischer Wirkung bemalt).

Zu den wohl wichtigsten Künstlern auf diesem Gebiet im Spessart gehörte die Aschaffenburglerin **Jutta Ritter-Scherer** (*1961), heute als Malerin unter ihrem neuen Namen „Juvena Lawall“ bekannt. Thematisch findet man in ihren Werken aus den 1980er und 1990er Jahren sowohl Blumen als auch klassische Stilleben. Manche von ihnen erwecken den Eindruck eines collageartigen Aufbaus. Nicht selten wurden die Motive auf das Passepartout und den Rahmen ausgeweitet, die dadurch in die Gesamtkomposition miteinbezogen wurden.

Von 1996 bis 2009 wirkte in Frammersbach **Margarete Schwarzkopf** (*1935). Die Inspirationen für ihre Werke holte sie sich sehr oft in der Natur oder malte aus der Phantasie heraus. Sie benutzte keine Schablonen und arbeitete nach einem bestimmten Vorgang: Die Motive werden entweder mit Leimfarben konturmässig vorgezeichnet oder direkt mit Pinsel und Farbe auf das in einem Rahmen mit Reißzwecken, Dreizackstiften oder Spannklemmern aufgespannte Seidentuch aufgetragen. Die Seide wird angefeuchtet und das überschüssige Wasser mit einem Lappen abgenommen. Um die Konturen der Flächen und Motive deutlich zu machen oder die verschiedenen Flächen klar abzugrenzen wird Gutta (eingetrockneter Milchsaft des Guttaperchaumes) verwendet. Die Gestaltung eines Tuches kann zwischen einer halben Stunde und mehreren Tagen dauern. Zu berücksichtigen dabei ist stets die Vermeidung des Verlaufs

der Farbe, es sei denn, sie ist gewollt. Zu den Lieblingsmotiven von Schwarzkopf gehören Landschaften, Blumen und Früchte. Die Gestaltungsart reicht von realistisch bis stark vereinfacht in der Form.

Eine Vorliebe für abstrakte und abstrakt wirkende Motive zeigt in ihren Batiken und Seidenmalereien aus den 1980er und 1990er Jahren auch die Gemündenerin **Ursula Weber** (*1949). Erwähnenswert auf dem Gebiet der Seidenmalerei sind auch die Johannesberger Malerin **Rosemarie Kretschmer** (*1943) und die Aschaffenburglerin **Karin Randelzhofer** (*1944), die sich außerdem auch mit Weberei, Textildruck, Textildesign und Stoffpuppen befaßt hat.

Stickerei

Diese Kunst war bereits im 2. Jahrtausend v. Chr. in China und Ägypten bekannt. Ursprünglich beschränkten sich die Motive auf geometrische Figuren, die Assyrer begannen, auf ihren Vorhängen und Kleidern auch Tier- und Menschengestalten darzustellen. Von ihnen lernten die Griechen, und von diesen die Römer. Im Mittelalter wurde die Stickerei in den Klöstern gepflegt und erreichte ihren Höhepunkt im 14. Jahrhundert. Die Zentren der europäischen Stickkunst befanden sich hauptsächlich in England und in Burgund.

Man unterscheidet zwischen Buntstickerei und Weißstickerei. Die Buntstickerei kann entweder auf einen dichten Grund, wie Leder, Leinwand und Seide, oder auf einen eigens dazu gefertigten, siebartig durchlöcherten Stoff aufgesetzt sein. Es werden dabei gefärbte Wolle, Seide oder Gold- und Silberfäden verwendet. Die Weißstickerei beschränkt sich auf Verzierungen der Wäsche und des Tischzeugs in Leinwand oder Baumwolle, daher auch oft Leinenstickerei genannt. Die Hauptzentren der Weißstickerei in Deutschland liegen im Vogtland (hauptsächlich Plauen), Erzgebirge, Oberfranken und im Schwalm in Hessen. Bei der Ausführung bedient man sich diverser Techniken, wie z.B. Kreuzstich, Bargello, Kelimstich, Nadelmalerei, Ajour-Stickerei, Hardanger und Richelieu. Als Werkzeuge verwendet man Garne und Fäden aus

diversen Materialien, Nadeln und Stickrahmen. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang auch mehrere, an Nonnenklöster angegliederte kunsthandwerkliche Lehrwerkstätten, die für erstklassige Ausbildung im Bereich der Herstellung und Gestaltung von Paramenten und Meßgewändern bekannt sind bzw. waren.

In Bürgstadt ist auf diesem Gebiet seit 1997 die Kunsthandwerkerin **Ursula Hoffrichter** (*1942) tätig. 1957 bis 1960 wurde sie in der Lehrwerkstatt für kirchliche Textilkunst bei den Franziskanerinnen von Nonnenwerth in Bad Honnef zur Paramentenstickerin ausgebildet. 1960 bis 1966 leitete sie die dortige Lehrwerkstatt und legte 1967 die Meisterprüfung ab. Bei ihrer Arbeit verwendet sie Materialien, die relativ teuer und schwer zu beschaffen sind, wie echte Goldfäden, Seide, Goldgarn, kleine Perlen, Samtbänder, Goldlederstreifen, Silberlitzen und Brokatapplikationen. Zu ihrem Repertoire gehören Arbeiten mit sowohl religiösen als auch mit weltlichen Themen, wie z.B. Decken mit Hessenstickerie. Religiöse Motive und Symbole zieren in erster Linie diverse Paramente des Altares, wie Humerale, Corporale, Antependium und Segensvelum, liturgische Gewänder, wie Kasel, Stola, Dalmatik und Mitra, sowie Stickbilder. Die Stickarbeit beginnt mit dem Skizzieren der äußeren Konturen von Figuren und Ornamenten auf Pergamentpapier. Die Konturen werden mit kleinen Stichen perforiert, dann auf den Stoff gelegt und mit sog. Blaupulver eingerieben. Nach der Entfernung des Papiers werden die eng zusammenliegenden Pünktchen auf dem Werkstoff fixiert. Der Stoff kommt anschließend auf einen „Holmenrahmen“ (ein entsprechend großer oder kleiner Holzrahmen) und das Sticken, auch des Innenlebens, kann beginnen.³⁴⁾

Große Verdienste um die Verbreitung der Kunst der Stickerie im Spessart, insbesondere im kirchlichen Bereich, erwarb sich **Schwester Inviolata Gajdics** (*1935). Sie besuchte 1958 bis 1961 die Textilwerkstatt der Augustiner Chorfrauen in Essen, anschließend legte sie in Düsseldorf die Meisterprüfung ab. 1962 kam sie nach Gemünden in die im selben Jahr neu errichtete Klosteranlage der Barmherzi-

gen Schwestern vom Heiligen Kreuz. Das Ergebnis ihrer „*Gebete mit der Sticknadel*“ sind überwiegend Meßgewänder für Primizianten, Priester und Diakone sowie Antependien und Baldachine. Sie restauriert aber auch historische Textilien und gelegentlich nimmt sie „weltliche“ Aufträge an, z.B. Fahnen für diverse Vereine nach neuen oder alten Entwürfen herzustellen. Ihre Arbeiten entstehen auf



Abb. 8: Ein Werk von Sr. Inviolata Gajdics
(Photo: Leonhard Tomczyk).

der Grundlage einer Bestellung, meistens nach bestimmten vorgegebenen Vorstellungen. Diese müssen dann von Schwester Inviolata im Einklang mit konkreten theologischen Inhalten bzw. biblischen Zitaten künstlerisch umgesetzt werden, damit der Auftraggeber sich mit der fast täglich benutzten Kasel und Stola auch identifizieren kann. Die auf den Meßgewändern gestickten Symbole und Szenen spiegeln nicht nur den vom Auftrag-

geber eingeschlagenen Lebensinhalt wider, sondern sie werden in gewisser Weise auch zum bildlichen Bindeglied zwischen dem Geistlichen und dem von ihm an die Gemeinde verkündeten Wort Gottes. Die Palette der Ausdrucksmöglichkeiten bewegt sich zwischen einfachen Linien und Kreisen bis hin zu realistischen Nadelmalerei-Elementen, die an gemalte Bilder erinnern. Bei der Umsetzung der Entwürfe verzichtet Schwester Inviolata auf jegliche überflüssige Schnörkel, Hintergrundmuster und stark expressive Akzente. Dennoch zeichnen sich ihre Arbeiten durch einen beeindruckenden dezent-dekorativen Charakter aus. In den 1970er Jahren schuf sie auch Arbeiten in der Technik der Batik und der Seidenmalerei und experimentierte mit bestickten Lederapplikationen. Ihre Arbeiten findet man sowohl innerhalb als auch außerhalb des Spessarts in vielen Pfarreien.

Textile Reliefs und Plastiken

Eine Sonderstellung im Bereich der textilen Kunst nimmt der Aschaffener **Walter Helm** (1925–1987) ein. 1935 zogen seine Eltern von Mainz nach Glattbach und vier Jahre später nach Aschaffenburg. Nach dem Notabitur 1943 leistete er freiwilligen Kriegsdienst in der Normandie. 1946 kehrte er nach zweijähriger Kriegsgefangenschaft in Nordfrankreich und in den USA heim. Noch im gleichen Jahr nahm er Malunterricht bei dem Glattbacher Landschaftsmaler Alois Bergmann-Franken (1897–1965), einem Freund seiner Familie. Im Wintersemester 1947/48 schrieb er sich in die 1943 nach Ellingen ausgelagerte Nürnberger Akademie der Bildenden Künste ein und studierte Zeichnen und Malerei bei Hermann Wilhelm. 1948 wechselte er in die Fachschule für Textilindustrie nach Lambrecht in der Pfalz. Ein Jahr später nahm er Arbeit in der väterlichen Agentur für Futterstoffe in Aschaffenburg auf. Ab 1956 unternahm er regelmäßige Reisen nach Frankreich, Spanien und Marokko. In den folgenden Jahren knüpfte er Kontakte zu anderen Aschaffener Künstlern und Galeristen, u.a. Anton Bruder (1898–1983), Paul Romberger (1899–1978) und Wolfgang Xaver Fischer (*1941). Er schuf seine Werke nach

Feierabend in fast absoluter Isolation von der Öffentlichkeit. Zu Lebzeiten stellte er seine Werke eigentlich nur zwei Mal aus: so 1963 in der Galerie Lutz in Wiesbaden und 1986 in der Jesuitenkirche in Aschaffenburg. Letztere Ausstellung, zu der er von Freunden und seinen Kindern fast gedrängt wurde, fand wenige Monate vor seinem Tod 1987 statt. Diese Ausstellung enthüllte sein bisher dem Publikum vorenthaltenes, wahres künstlerisches Genie auf diesem Gebiet.

Der Werkstoff Textil begleitete Walter Helm bereits seit seiner Kindheit. Sein Vater Benedikt war Textilkauflmann, und auch er selbst lernte diesen Beruf durch den Besuch der Textilschule und seine Tätigkeit in- und auswendig kennen und schätzen. Diese enge Beziehung wurde wohl nicht zuletzt deswegen von ihm auf seine Werke übertragen. In seinen Werken verarbeitete er nicht nur einfache Stoffreste, sondern auch Teile von Kleidungsstücken, wie Hemden oder Hosen mit Knöpfen oder Schnursenkel, in die, wie Wolfgang Xaver Fischer meinte, „*anscheinend auch geschwitzt und geblutet wurde*.“³⁵ Er experimentierte mit allen nur denkbaren künstlerischen Medien und Materialien, deren abenteuerliche Fülle immer wieder aufs Neue frappiert.³⁶ Sie wurden aufgeklebt, aufgenäht und ausgestopft, ergänzt um filigrane Zeichnungen mit Bleistift oder Kugelschreiber und anschließend bemalt in Grau, Beige, Rot oder Schwarz, auch mit Akzenten in anderen Farbtönen. Die etwas „flacheren“ Bilder wurden aus stellenweise aufgerissenen, zerschnittenen und verknoteten Jutesäcken gestaltet, in die auch andere Materialelemente, wie Papier, Draht, Schnüre und Fäden hineinkomponiert wurden. Es handelt sich in beiden Fällen um teilweise dreidimensional gestaltete bizarre Gebilde, die sich in menschliche Gliedmaßen oder Landschaften verwandeln, aber auch Assoziationen an phantastische Welten mit dämonischen und metamorphen Wesen eines Hieronymus Bosch (um 1450–1516) oder Pieter Bruegel d.Ä. (um 1528–1569) hervorrufen. Hans Völkl beschrieb Helms Gebilde so: „*Meistens dreidimensional, mit den einfachsten Materialien, wie Pappkarton, Jutesäcke, Maschendraht, Wäschereste, alles fast ohne Farben, nur Braun und Grautöne, ab*

und zu ein Rot. Seine „Bilder“ – Verknotungen, Zerschneidungen, Deformierungen, häufig Abgebranntes, Angesägtes, Zerrbild, Abbild einer zerstörten Welt, dabei nicht selten formal streng“.³⁷⁾



Abb. 9: Ein Werk von Walter Helm (Photo: Leonhard Tomczyk).

Anmerkungen:

- 1) Roh, Juliane: Deutsche Bildteppiche der Gegenwart Darmstadt 1955, S. 11.
- 2) Führend auf diesem Gebiet in der Bauhaus-Werkstatt war u.a. Gunda Stölzl (1897–1983).
- 3) Die Scherrebecker Webschule wurde 1903 geschlossen.
- 4) Giachi, Arianna: Wandteppiche aus Deutschland 1965–1975. München 1975, S. 20–22.
- 5) Erstgründung 1604, Neugründungen 1718, 1908 und 1946.
- 6) Gegründet 1941. Die Mitgesellschafter der Nürnberger Gobelin-Manufaktur waren neben der Stadt Nürnberg und dem Zweckverband Reichsparteitag auch die Textilkünstlerin und Leiterin der Fachklasse für Textilkunst an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg Irma Goecke.

- 7) Gegründet 1975 von der Malerin und Textilkünstlerin Ursula Benker-Schirmer (*1927).
- 8) Zander-Seidel, Jutta: Nürnberger Gobelin-Manufaktur. 50 Jahre. Nürnberg 1992, S. 14–15.
- 9) Jarry, Madelaine: Wandteppiche des 20. Jahrhunderts. München 1975, S. 175, zitiert aus: Coffinet, Julien: Arachné ou l'Art de la Tapisserie. Genf 1971.
- 10) Roh: Bildteppiche (wie Anm. 1), S. 17.
- 11) Mundt, Barbara: Textile Objekte. Berlin 1975, S. 7.
- 12) Brockhaus, Christoph: Avantgardistische Ansätze in der deutschen Textilkunst des 20. Jahrhunderts, in: Jenderko-Sichelschmidt, Ingrid: Textile Räume. Aschaffenburg 1981, S. 11 (nach einem Artikel in: Kunsthandwerk in Europa, H. 1 (1977)).
- 13) Die Gruppe präsentierte sich der Öffentlichkeit erstmals 1979 in München.
- 14) Das Konzept des textilgewerblichen Teils der Ausstellung wurde von der Volkskundlerin Barbara Grimm M.A. vom Spessartmuseum in Lohr am Main erarbeitet.
- 15) Gomringer, Eugen: Gewebte Bilder. Landsberg 1984, S. 6.
- 16) Krug-Grosses ausführlicher Lebenslauf mit Werken in: Tomczyk, Leonhard: Die Textilkünstlerin Margot Krug-Grosse (1912–1999), in: Frankenland H. 1 (2009), S. 63–68.
- 17) Treutwein, Karl: Margot Krug-Grosse, in: Frankenland Heft 4 (1968), S. 100.
- 18) N.N.: Des Feuers wohlthätige Macht symbolisiert, in: Lohrer Zeitung, 10.12.1965.
- 19) N.N.: „Ohne Licht kann man nicht leben“, in: Lohrer Echo, 11.10.1999.
- 20) N.N.: Kunstwerk in Deutung der Heiligen Schrift, in: Lohrer Zeitung (Beilage), 17.09.1964. Die geistige Aussage der beiden Wandteppiche wurde von M. Krug-Grosse nach einem Gottesdienst in der Kirche erklärt. Zusammenfassung in: N.N.: Gobelins schmücken die Kirche, in: Main-Post, 16.09.1964.
- 21) Altes Testament, Buch Jesaja 11, 1.
- 22) Neues Testament, Lukas-Evangelium 3, 16.
- 23) Die Stadthalle in Lohr am Main wurde 2006/2007 abgerissen.
- 24) Gisela Schröder-Fröhlich (*1939) gehört zu den führenden deutschen Textilkünstlerinnen. 1977–1987 hatte sie ihre eigene Handweberei und Werkalerie Hochwart auf der Insel Rei-

- chenau/Bodensee. 1994 eröffnete sie die „Galerie Gunzoburg“ in Überlingen.
- 25) Haiku sind japanische Kurzgedichte.
 - 26) Kleine-Rüschkamp, Heinz: Schatzkammer Spessart. Hanau 2005, S. 126.
 - 27) Wurzer, Adelheid u. Hannes: Das Faszinosum „Amish Quilt“, in: Fleischmann-Heck, Isa/Tietzel, Brigitte: Quilt der Amish aus Privatbesitz. Krefeld 2008, S. 15f.
 - 28) Dehm, Wolfgang: Faible für mannshohe Kravatten, in: Main-Post, 12.03.1998.
 - 29) Der Text wurde einem Prospekt der Künstlerin mit dem Titel „Hilde Keller. Textilkunst“ entnommen.
 - 30) Es konnte bis heute nicht endgültig geklärt werden, ob die Batiktechnik in Java erfunden oder nach Java eingeführt wurde.
 - 31) Romeo, Irene: Batiken aus Baumwolle und Seide, in: Ommen, Eilert (Red.): Seide und Batik. Nienburg 1996, S. 75f.
 - 32) Nabholz-Kartaschoff, Marie-Louise: Batik, Formen und Verbreitung eines Reserveverfahrens zur Musterung von Textilien. Basel 1970, S. 7.
 - 33) Euler, Anneliese: Unterschiedliche Ausprägung und lebendiger Austausch, in: Lohrer Echo, 30.11.1994.
 - 34) Bayerl, Renate: Ein Handwerk zu höheren Ehre Gottes, in: Frankfurter Rundschau, 24.12.1982.
 - 35) Fischer, Wolfgang Xaver: Kleine Rede zur Eröffnung der Walter-Helm-Ausstellung „Botschaften“ in der Galerie Casa Arte am 12.06.1999, in: Schad, Brigitte: Walter Helm. Spuren. Aschaffenburg 2000, S. 24.
 - 36) Jenderko-Sichelschmidt, Ingrid: Walter Helm und Wolfgang Xaver Fischer „Reflektionen zweier Zeitgenossen“, in: Aschaffener Jahrbuch. Bd. 25 (2006), S. 197.
 - 37) Völkl, Hans: In memoriam Walter Helm, in: Schad: Spuren (wie Anm. 35), S. 19.

Hermann Mengler/Hildegard Mondon/Jürgen Sandweg/Andi Schmitt: Das Buch vom jungen alten Silvaner. Würzburg (Echter Verlag) 2009. ISBN 978-3-429-03083-4, 112 S., inkl. 47 Bilds., weitere Abb., geb., 20. – Euro.

Wenn der Frankenwein als exzellenter Botschafter Frankens gilt, so erfüllt diese Aufgabe mit besonders kräftiger Stimme der Silvaner. Zur Zeit ist er national und international „auf dem Vormarsch“. Seit 1659 wächst diese Rebe in Frankens Weinlagen. So können die fränkischen Winzer heuer „350 Jahre Silvaner“ feiern und dabei natürlich nicht nur die Geschichte, sondern vor allem den Geschmack und die „Genußkomponenten“ dieser „fränkischen“ Traube herausstellen. Als „alt“ kann man den Silvaner einstufen wegen dieser 350jährigen Verwurzelung in Franken. Als „jung“ empfinden ihn die Autoren im Blick auf die über 1300jährige Geschichte des fränkischen Weinbaus, und als „noch jünger“, weil er erst in den letzten zwanzig Jahren als die fränkische Rebsorte neu „kultiviert“ wird. Genügend Gründe also für ein Loblied auf den jungen/alten Silvaner, das die Autoren Hermann Mengler (Weinbaufachberater beim Bezirk Unterfranken) und Jürgen Sandweg (Kurator des Kunstmuseums Erlangen) hier vorlegen, gleichermaßen als Sachbuch wie als Kunstbuch gestaltet.

Eingangs stellen die Verfasser die Silvanerrebe als die fränkische Rebsorte vor, die sie wegen ihres hohen Potentials dem „König Riesling“ als ebenbürtige „Königin Silvaner“ zur Seite stellen. Konzentriert und informativ skizzieren sie die kulturhistorischen und oenologischen Besonderheiten der in vielen Synonymen bekannten Traubensorte und das historische Umfeld ihrer Einführung in Franken.

Da der Untergrund, auf dem die Reben wachsen, großen Einfluß auf Qualität und Charakter des Weines hat, erläutern sie in einem Kapitel „Erdgeschichtliches“ die geologische Entstehung und Formation der

Böden im Weinland Franken. Ein weiterer Abschnitt ist den sechs „Top-Lagen“ des fränkischen Silvaneranbaus gewidmet. Vorgestellt werden die charakteristischen Besonderheiten von Homburger Kallmuth, Würzburger Stein, Randersackerer Pfülsen, Eschendorfer Lump, Iphöfer Julius-Echter-Berg und Casteller Schloßberg. Es folgen Ausführungen zur Anbaugeschichte in Franken („Der Weg vom alten zum jungen Silvaner“) sowie zu weinbautechnischen und geschmacklichen Eigenarten („Silvaner-Profile“).

Diese insgesamt sechs Textabschnitte sind eingefügt in 42 Bildseiten mit 19 Landschaftsgemälden („Silvanerbilder“) des Randersackerer Künstlers Andi Schmitt und 23 Schwarz-Weiß-Photoseiten („Rund um den Silvaner“) der in Erlangen lebenden Photographin Hildegard Mondon. Den Band beschließt eine kleine Portraitgalerie der „Silvaner-Köpfe“ von 27 renommierten fränkischen Weinproduzentinnen und Weinproduzenten. So wollen die Autoren anregen „zu eigenen Erkundungen in Weinlagen und Weinbaubetrieben“.

Alexander von Papp

Carlheinz Gräter/Jörg Lusin: „dem got genat“. Steinkreuz und Bildstock in Kunst und Literatur. Würzburg (Echter Verlag) 2008. ISBN 978-3-429-03051-3, 128 S. m. 15 Farb- und 62 S/w Abb., geb., 14,80 Euro.

Sie zieren wie selbstverständlich die Landschaft und sind Träger und Symbole von Geschichte und Tradition. Steinkreuze und Bildstöcke sind in der Historie Frankens verwurzelt und spiegeln diese wider. Ursprung und Bedeutung dieser Glaubens- und Kulturzeugnisse sind der Kernpunkt des Buches. Mit Liebe zum Detail gehen die Autoren auf die Entstehung und Entwicklung der unterfränkischen Bildstock- und Steinkreuztradition ein und zeigen, daß diese Gebilde mehr als nur Denkmäler am Wegesrand sind. Sie stellen Abbilder des Glaubens und der Lebens-

art ihrer Auftragsgeber und deren Gemeinden dar. Sie sind Zeugen ihrer Zeit, erzählen Geschichte(n) und bauen eine Brücke zwischen Vergangenheit und Heute, laden ein zum Verweilen, Beten und Nachdenken.

Klaus Reder

Wiltrud Wößner: Johannisgeschichten – ein Lesebuch für Schweinfurter über die Johanniskirche und über Menschen, die in ihr wirkten. Schweinfurt 2008 (Vier-Türme GmbH – Benedict Press, 97359 Münsterschwarzach – Abtei). 176 S., 39 meist ganzseitige Abb., davon 26 in Farbe, 14,95 .

Die Schweinfurter Stadtkirche ist die älteste und bedeutendste evangelische Kirche Unterfrankens. Wiltrud Wößner ist die profundeste Kennerin dieser Kirche. Aus diesen Zutaten ist ein wahrhaftes Elixier geworden, denn Frau Wößner war von 1964 bis 2002 Mitglied im Kirchenvorstand und hat die Innensanierung der Kirche 1984 bis 1992 intensiv begleitet und dokumentiert. Auch bei der Außensanierung von 1999 bis 2002 hat sie mitgewirkt. Sie hat bereits in der Vergangenheit über die Kirche veröffentlicht: 1992 „Die Johanniskirche“ im Rahmen „450 Jahre Reformation in Schweinfurt“, ein Werk von 311 Seiten. Im selben Jahr schrieb sie einen Beitrag zu „Hatten zum Wort Verlangen“, ebenfalls zum 450-jährigen Jubiläum evangelische Kirche in Schweinfurt. 1997 folgte der Kirchenführer und 1999 das Modellbauheft. Außerdem hat sie über Olympia Fulvia Morata (1526–1555) – einer wichtigen Frau nicht nur in Schweinfurts Stadtgeschichte – weitere Veröffentlichungen vorgelegt. Die Qualität der Johannisgeschichten ist also un-
zweifelhaft.

Der Inhalt streift die Baugeschichte, z.B. mit den Kapiteln: „Was ein Chorbogen alles erzählen könnte“, „Die wehrhafte Nordseite der Johanniskirche“, „Bauen, ausbauen, anbauen, einbauen“ und „Probleme am Bau“. Die Stadtgeschichte ist überall mit dabei, etwa in: „Das Rittergrabmal von Konrad von Seinsheim – wer war Konrad von Seinsheim?“ im Kapitel „...für die Stadt nützlich und gut.“ Aber auch die drei Stadtverderben

und ihre Auswirkungen auf die Kirche und der Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg werden besprochen. Die sakrale Bedeutung kommt nicht zu kurz, z.B. in „Das grüne Parament“. Besonders sympathisch wird das Buch aber dadurch, daß uns viele Menschen begegnen, so als Stifter, oder „Lauter zugezogene Schweinfurter“, Pfarrerpersönlichkeiten, Künstler, Musiker, die in und an der Kirche gewirkt haben. Besonderes Verdienst gebührt Frau Wößner für ihre Ausführungen zur Individualität der Schweinfurter Johanniskirche. Sie beinhaltet keine Stilreinheit, sondern ist ein Bilderbuch der Kunstgeschichte und steht originär für die ehemalige Reichstadt. Darauf kann man stolz sein und dies auch versuchen zu vermitteln, was der Autorin sehr gut gelingt.

Das Lesebuch Johannisgeschichten besteht aus locker aneinander gefügten Kapiteln, in denen in unterhaltsamer Form Informationen über die Johanniskirche gemischt werden mit Lebensbildern von hervorragenden Persönlichkeiten, die in ihrer Zeit in Kirche und Stadt gewirkt haben – so wird in der Einladung zur Subskription geworben. Diese locker aneinander gefügten Kapitel streben aber einem Höhepunkt zu: Dem Heiligen Abend in St. Johannis, einem Ereignis, das man nicht vergißt, wenn man es erlebt hat.

Dem Buch merkt man an, daß Frau Wößner auch eine erfahrene Kirchenführerin ist, die den Fragen ihrer Zuhörer nachgeht. Das Buch wendet sich über die Widmung (*„Gewidmet allen alten Schweinfurtern, um mit ihren Erinnerungen zu teilen, und allen neuen Schweinfurtern, um ihnen zu helfen, bei uns heimisch zu werden“*) hinausgehend, an alle, deren Interesse geweckt wurde. Einen solchen Kirchenführer habe ich mir für die Johanniskirche seit langem gewünscht. Die Kirche ist nicht aus einem Guß, sondern scheint „zusammengewürfelt“. An St. Johannis haben jahrhundertlang die Bürger der Stadt gebaut und gestaltet. Die Reichstadt war Stadtstaat und hatte die Kirchenhoheit. In und an dem Gotteshaus kann dies abgelesen werden. Das aufzuzeigen ist Frau Wößner hervorragend gelungen. So wird z.B. nachvollziehbar, warum sich in einem gotischen Chorraum ein

barocker Hochaltar mit zwei klassizistischen Urnen und ein modernes Altarbild von Adolf Kleemann befindet. Es war Kleemanns letztes gegenständliches Bild, geprägt vom Zweiten Weltkrieg, was in diesem Zusammenhang einen besonderen Sinn bekommt. Denn an St. Johannis und besonders an Schweinfurt sind die Spuren des Krieges ablesbar. Das letzte Kapitel endet mit den Worten „Licht ist ihr Kleid“ und schließt somit den Kreis zum ersten Kapitel „Licht ist dein Kleid“.

Das Buch ist also ein erweiterter Kirchenführer in kleinen, leicht verdaulichen Erzählungen. Er erzählt von Menschen, geschichtlichen und anderen Zusammenhängen und von Stein gewordenen Verhältnissen – und das sehr menschlich. Die Johannisgeschichten sind für alle zu empfehlen, die über die Schweinfurter St. Johanniskirche mehr erfahren wollen und dies (zunächst) nicht über wissenschaftliche Aufarbeitungen. Man sollte sich auf das Buch einlassen, es wird dieser ungewöhnlichen Stadtpfarrkirche gerecht. Ein lange erwünschtes Buch nicht nur für Schweinfurter!

Thomas Voit

Altfränkische Bilder. Neue Folge. 4. u. 5. Jahrgang 2009 bzw. 2010. Bearbeitet von Erich Schneider. Hrsg. von der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Würzburg. ISSN 1862-7404. Bezug über: Wissenschaftlicher Kommissionsverlag, Alter Festplatz 14, 96135 Stegaurach (www.franken-im-buch.de) und den Buchhandel. 27 Seiten, 6.– Euro.

Es gibt sie wieder – die „Altfränkischen Bilder“! Seit dem Jahr 1894 war diese Traditionsreihe der „Altfränkischen Bilder und Wappenkalender“, herausgegeben von Theodor Henner, im Würzburger Verlag Stürtz erschienen. Seither haben sich die eher schmalen Bändchen im Hochfolio-Format, zusammengehalten durch ein farbiges, golddurchwirktes Bändchen, bei den geschichtsbeflissenen und bald auch bibliophilen Sammlern von Franconica etabliert. Eine anhängliche und wachsende Leserschaft wußte Inhalt und Präsentation dieser Veröffentlichung zu schätzen, in der in einem knappen

Dutzend gut lesbarer und stets reich bebildeter Aufsätze die besten Kenner meist wenig bekannte Schätze der fränkischen Kunst- und Kulturgeschichte vorstellten.

Geprägt wurden die Veröffentlichungen vornehmlich durch die jeweiligen Herausgeber und wissenschaftlichen Bearbeiter der Altfränkischen Bilder – wie im langen Zeitraum seit 1939 und in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg bis 1963 durch den Historiker Wilhelm Engel. Mit dem 68. Jahrgang 1969 erscheint der unvergessene Direktor des Mainfränkischen Museums Max H. von Freeden als Bearbeiter, seit 1980 abgelöst von seinem Nachfolger in der Leitung des Museums, Hanswernfried Muth. Seit dem 63. Jahrgang 1964 wurde die Publikation „Herausgegeben von der Universitätsdruckerei H. Stürtz AG Würzburg in Verbindung mit der Gesellschaft ‚Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte‘ und der ‚Gesellschaft für Fränkische Geschichte‘“. 1991 jedoch wurde die Reihe ungeachtet aller gegenteiligen Bemühungen durch den Stürtz-Verlag eingestellt. Der Neuanfang geht zurück auf die Initiative der Gesellschaft für fränkische Geschichte. Seit dem Jahrgang 2006 erscheint die Reihe wieder, nunmehr herausgegeben in Verbindung mit den Freunden Mainfränkischer Kunst und Geschichte, dem Historischen Verein Bamberg, dem historischen Verein für Mittelfranken, dem historischen Verein Schweinfurt und weiteren historischen Vereinen in Franken, bearbeitet von Hanswernfried Muth (bis 2008) und Erich Schneider.

Nun also liegt der fünfte Jahrgang dieser „Neuen Folge“ vor, betreut vom derzeitigen Wissenschaftlichen Leiter der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Erich Schneider. Der „Wappenkalender“ ist (auch aus dem Titel) verschwunden, ebenso das – durch Handarbeit heute recht kostenintensive – rotgoldene Bändchen. Ansonsten jedoch bleiben die Tradition und die alten Tugenden bewahrt: Mit dem Ziel, ganz Franken in seinen Teilen (einschließlich der Randregionen) zu repräsentieren, haben die Autoren im vierten Jahrgang 2009 gut bebilderte Artikel zu den folgenden Themen beigetragen: Die romanischen Löwenkopf-Türzieher des Würzburger Domes; eine frühe Ansicht der Stadt Ochsen-

furt; die gute „Policey“ in Franken; über ein Stammbuch des 18. Jahrhunderts aus dem Umfeld der Familien von Eyb/von Fechenbach; den Wappenkalender des Ritterstifts Sankt Burkard in Würzburg auf das Jahr 1794; zwei allegorische Bildnisse Wilhelmines und Friedrichs von Bayreuth; ein Kinderporträt des Friedrich von Fechenbach zu Laudenbach, 1795 sowie einen Würzburger Musiktitel (zu sechs Klavierstücken des Würzburger Komponisten Johann Franz Xaver Sterkel vom Ende des 18. Jahrhunderts).

Der aktuelle, nunmehr fünfte Jahrgang 2010 umfaßt: Das Bild eines Kinderbischofs aus Bamberg; einen Bamberger fürstbischöflichen Wappenkalender auf das Jahr 1582; die Vorstellung der Epitaphien und der Wappendecke in der Kirche von Altenschönbach; einen Würzburger Ratsbecher aus der Mitte des 18. Jahrhunderts; die Ehegattenporträts des Würzburger Hofgärtners Johann Prokop Mayer von 1786; neu entdeckte Altarentwürfe für die barocken Klosterkirchen in Amorbach und Münsterschwarzach; die Deutschordensballei Ellingen; ein Selbstporträt E.T.A. Hoffmanns; frühe Nennungen des Namens „Unterfranken“ und „Oberfranken“ sowie eine frühe Ansicht des Dorfes Beyerberg im Sommer 1848.

Möge diesen wiedererstandenen „Altfränkischen Bildern“ ein langes Leben beschieden sein!

Klaus Arnold

Schrenk, Johann/Zink, Karl Friedrich: Gottes Häuser. Kirchenführer Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen. Treuchtlingen – Berlin (Wek-Verlag) 2008 (= Reihe Gelbe Taschenbuch-Führer).

Als 1972 im Zuge der Gebietsreform der Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen gebildet wurde, kamen Gebiete mit sehr unterschiedlichen Traditionen zusammen: die ehem. Freie Reichsstadt Weißenburg, der brandenburgisch-ansbachisch geprägte ehem. Landkreis Gunzenhausen sowie der ehem. Landkreis Weißenburg, der die Deutschordensstadt Ellingen, die Grafschaft Pappenheim, Teile

des Hochstiftes Eichstätt und brandenburgisch-ansbachische Ortschaften einbrachte.

Es war das besondere Anliegen des damaligen langjährigen Landrates Karl Friedrich Zink, diese Gebiete durch ein gegenseitiges Verständnis für die Vielfalt der Kultur und der Geschichte zu einen. Als sensibler Jurist mit Zusatzstudium der kirchlichen Kunstgeschichte brachte er dafür die besten Voraussetzungen mit. Zink hat nun zusammen mit Johann Schrenk, ebenfalls ein ausgezeichnete Kenner Altmühlfrankens, einen Kirchenführer verfaßt, der in dieser Form einmalig sein dürfte. Die Reichhaltigkeit dieser Kulturlandschaft von der Romanik bis zur Moderne ist durch einen knappen, fundierten und gut verständlichen Text sowie durch einprägsame Bilder erschlossen. Dazu kommen weiterführende Hinweise zu den einzelnen Pfarreien.

Besonders für die Besucher des Fränkischen Seenlandes und des Naturparks Altmühltal kann der Kirchenführer als handlicher Urlaubsbegleiter empfohlen werden. Aber auch für die Einheimischen in Mittelfranken bringt er viele Anregungen zur Erschließung der engeren Heimat.

Günter W. Zwanzig

Für mich ist Franken alles. Photographien von Erika Groth-Schmachtenberger. Text von Reinhard Worschech. Hrsg. von Josef Röhl. Dettelbach (J.H.Röhl Verlag) 2009, ISBN 978-3-89754-337-9, 104 S. mit rund 100 s/w-Photos, Hardcover, 29,90 Euro.

Erika Groth-Schmachtenbergers Photographien aus den 1930er, 1940er und 1950er Jahren faszinieren und bewegen noch heute. Ihre überwiegend ungekünstelten Aufnahmen „miten aus dem Leben“ dokumentieren vor allem Menschen, ihren Alltag, ihre Heimat – und die Vergänglichkeit der Zeitläufte. Ihre Bilder haben Vergangenes eingefangen und festgehalten. Nicht als „Idylle“, sondern als Eigenart und Lebenswirklichkeit einer zurückliegenden Epoche. Besonders eindringlich zeigen das ihre Bilder aus Franken, von denen der vorliegende Bildband eine geglückte Auswahl präsentiert, und in denen ein „prägnan-

ter Blick für diese Landschaft am Main, für das städtische und bäuerliche Leben, das Handwerk, für Bräuche, Feste und fränkische Besonderheiten“ zum Ausdruck kommt (siehe auch *FRANKENLAND* 5/2008 und 4/2006).

Erika Groth-Schmachtenberger war eine weitgereiste Bildberichterstatlerin. Sie hat in ihrem langen Berufsleben zahlreiche Länder besucht und dort viele eindrucksvolle Szenen photographisch aufgezeichnet. Immer wieder hat es sie hinaus gezogen. Doch zutiefst verbunden war und blieb sie ihrer fränkischen Heimat. „Für mich ist Franken alles, Heimat bleibt für mich Unterfranken“ sagte sie 1991, kurz vor ihrem Tod, in einem Interview mit dem Bayerischen Rundfunk Welle Mainfranken. Diese Heimat hat sie seit den Anfängen ihrer Berufstätigkeit in den 1930er und 1940er Jahren über die Phase des Kriegs und der Nachkriegszeit bis in die 1960er Jahre immer wieder mit besonderer Liebe durch die Kamera betrachtet. Damit hat sie für die Nachwelt ein Panorama des damaligen Lebens aufgezeichnet. Gerade weil die Photographin sich in Franken „zu Hause“ fühlte, suchte sie hier in besonderer Weise „ihre“ Themen: den Alltag, die einfachen Dinge und Situationen. „Ein Leben lang habe ich versucht, das Leben und die Schönheiten der Natur mit meiner Kamera einzufangen. (...) In meiner photographischen Besessenheit habe ich ja vieles im Bild schon damals festgehalten, was vielleicht sonst unbeachtet geblieben wäre; und das hat sich für die Nachwelt gelohnt,“ schreibt sie in ihren Erinnerungen.

Dieses umfangreiche und gerade auch für Franken einzigartige photographische Schaffen dokumentiert der sehenswerte Bildband in rund hundert Schwarz-Weiß-Bildern. Allein schon das flüchtige Durchblättern weckt die Lust auf eingehenderes Betrachten. Darüber hinaus entfalten die ausgewählten Photos ihre eigene Wirkung: sie faszinieren, ziehen in Bann, bieten Schaugenuß. Außerdem lenken sie das Augenmerk auf unaufhaltsame Veränderungen, auf Vergangenes und Verlorenes und regen zum Nachdenken an.

Letzteres will auch der einleitende Artikel „Franken als Heimat“ provozieren. Verfaßt hat ihn der ehemalige Kulturreferent und Heimatpfleger des Bezirks Unterfranken. Reinhard Worschech will klarmachen, daß „ohne jegliche Tradition eine völlig andere Welt entstehen würde: Sterilität, Allerweltsgeschehen, Langweiligkeit und Gleichmacherei.“ Den Bildband sieht er sozusagen als Appell, „alles darein zu setzen, nicht heimatlos zu werden und ohne ein gezieltes Traditionsbewußtsein leben zu wollen.“ So entwickelt er einen ganz persönlichen Aufruf zu Heimatliebe, Heimat erleben, Traditionspflege und Identitätsbewußtsein. Schließlich macht der Verleger im Vorwort darauf aufmerksam, daß „man beim Betrachten historischer Photos wie denen von Erika Groth-Schmachtenberger nicht außer acht lassen darf,“ was Photographieren in der Pionierzeit bedeutete und erforderte und welcher dokumentarische Schatz in ihren Aufnahmen steckt.

Alexander von Papp

Eine fränkische Ordensschwester kämpft in Amazonien für den Regenwald

von

Alexander von Papp

Amazonien erscheint dem Besucher atemberaubend schön. Das größte Regenwaldgebiet der Erde, größer als ganz Westeuropa, wirkt mit seinem außerordentlichen Reichtum an Pflanzen und Tieren und seinem tropischen Fluidum wie das Sinnbild einer üppigen Lebenswelt. Doch mächtige Interessen – Konzerne, Großgrundbesitzer, Spekulanten und Politiker – sind dabei, diesen unersetzlichen Schatz rücksichtslos auszubeuten. Sie zerstören dabei nicht nur Natur und Ökosystem, die „Lunge der Erde“, sondern auch den Lebensraum der dort beheimateten Menschen und insbesondere auch der Ureinwohner. Viele Leute, Organisationen und Initiativen kämpfen für den Erhalt des Regenwaldes, für die unterdrückten Menschen, für die Rechte der indigenen Völker. Vor Ort engagieren sich auch viele Priester¹⁾ und Ordensfrauen, oft unter Morddrohungen und Lebensgefahr.²⁾ Hier kämpft an vorderster Front auch eine fränkische Schwester: die aus einer Winzerfamilie in Randersacker bei Würzburg stammende Franziskanerin Brunhilde Henneberger.³⁾

An Amazonien hatte im traditionellen Weinort Randersacker wirklich niemand gedacht und an eine „Regenwald-Kämpferin“ schon gar nicht, als Gertrud Henneberger 1940 in ein altes Winzergeschlecht geboren wurde. Die aufstrebende junge Frau begann 1959 an der Pädagogischen Hochschule in Augsburg das Lehramtsstudium und trat dort im darauf folgenden Jahr in die Kongregation der Franziskanerinnen von Maria Stern ein. 1961, kurz nach der Profeß mit dem Ordensnamen Schwester M. Brunhilde, ging sie nach Brasilien. Dort lebt sie jetzt schon ein halbes Jahrhundert. Amazonien wurde ihre Berufung, ihr Zuhause, ihr Leben.

Trotzdem blieb sie in der fränkischen Heimat verwurzelt. Für die Randersackerer ist sie noch immer „unsere Gertrud“. Viele Einwohner kennen sie und bewundern ihre Arbeit, von der sie ganz bescheiden berichtet, keinerlei Aufhebens macht. Die große Verwandtschaft, die Pfarrgemeinde sowie viele Einzelpersonen und Gruppen, etwa der Weltkreis-Laden, sowie die Diözese Würzburg unterstützen ihr Wirken über all die Jahre hin.

Tätigkeit ist wahrlich weitgespannt. „Regenwald-Kämpferin“ ist sie, wie noch näher gezeigt wird, in einem sehr umfassenden Sinne: mit einer umfangreichen sozialen Basisarbeit, die menschliche, aber auch bürgerliche Aufklärung, Bewußtseinsbildung und Aktivierung bis hin zum mutigen Eintreten für die Rechte der Menschen und für die Erhaltung ihres Lebensraumes⁴⁾ einschließt. Das macht die in ihrer Umwelt sehr beliebte „Irmā Brunilde“ weithin bekannt – und auch zum Ziel von Drohungen. Die nimmt die agile Franziskanerin gelassen. Sie sorgt sich nicht, denn sie geht in der Sorge für andere Menschen vollständig auf, und sie vertraut auf Gott. Zu den sichtbaren Erfolgen ihres unermüdlichen Einsatzes gehört, daß sich in ihrem Wirkungskreis längst auch die betroffenen Menschen selbst gegen die massive Bedrohung ihrer Heimat wehren. Dabei steht ihnen die nunmehr 70jährige Ordensfrau immer noch aktiv und kämpferisch zur Seite.

Arbeitsplatz im Herzen Amazoniens

Dafür setzt sie ihr großes Talent ein: sehr viel menschliches Geschick, Einfühlsamkeit, Verständnis für die Menschen am Amazonas. Das Einwachsen in diese „ganz andere Welt“

hat ihr ihre brasilianische Ausbildung erleichtert. Sie hatte ihr in Augsburg begonnenes Lehrerstudium, „weil ich ja wußte, daß das deutsche Examen nicht anerkannt würde,“ in Brasilien von 1961 bis 1963 weiter- und zu Ende geführt. Danach war sie als Lehrerin an der Volksschule der Kongregation in Recife tätig, hatte daneben an der staatlichen Universität noch Sozialpädagogik und Soziologie bis zum Diplom studiert. „Aber die Arbeit in der Schule, in der Riesenstadt, war nichts für mich. Deshalb habe ich mich für den Amazonas entschieden,“ sagt sie rückblickend. So kam sie 1970 in das seinerzeit weltabgeschiedene Jurutí.

Das Munizip⁵⁾ Jurutí, Schwester Brunhildes Lebens- und Aktionsraum, liegt im Herzen Amazoniens, in einem landschaftlichen Paradies – noch.⁶⁾ Traumhaft schön erleben Besucher schon die Anreise auf dem Hängemattendeck des kleinen Personen- und Frachtdampfers. Von der 1.000 Kilometer entfernten Metropole Belém am Amazonasdelta tukert das Schiff drei Tage flußaufwärts bis Santarém, das als regionales Zentrum auch per Flugzeug erreichbar ist. Von hier dauert es wiederum gut 15 Stunden bis nach Jurutí.

Das bis Ende der 1990er Jahre verträumte Städtchen liegt direkt am mächtigen Strom. Etwa 5.000 Menschen wohnten damals im Stadtbereich, etwa dreimal soviel in den rund hundert Siedlungen im umliegenden Gemeindebezirk, einem meist unwegsamen Waldgebiet. „Einige Orte sind über holprige Landpisten, die meisten aber nur mit dem Boot über die vielen Seitenarme und Zuflüsse erreichbar,“ berichtete die Schwester. „Arbeitslosigkeit und Not waren groß. Den Menschen fehlte es an allem: an ausreichender Ernährung und Kleidung, an wind- und wasserdichten Behausungen, an Medikamenten, Gesundheitsdienst und ärztlicher Versorgung, an Schulen und Schulausbildung, an sauberem Trinkwasser usw. Viele waren Halbanalphabeten. Außer in der Fischerei und der traditionellen familiären Landwirtschaft gab es kaum Arbeitsplätze.“

In den letzten Jahren ist im Städtchen die Bevölkerung stark gewachsen.⁷⁾ Seit 2001 zog und zieht das Bauxit-Großprojekt (s.u.)

viele Arbeitssuchende an. Heute leben in dem 8.300 qkm großen Munizip etwa 35–40.000 Einwohner. Der enorme Zuwachs hat die Versorgungsengpässe und Infrastrukturprobleme noch vergrößert, außerdem zu erheblichen Preissteigerungen in allen Sektoren geführt. „In fast allen Bereichen des täglichen Lebens herrscht großer Mangel – Mangel an ausgewogener Ernährung, an zuverlässiger medizinischer Versorgung, an qualifizierten Lehrern, an Entfaltungsmöglichkeiten für die Jugend. Geregelter Einkommen haben allenfalls Händler sowie der Öffentliche Dienst – Lehrkräfte, Sekretärinnen, Straßenkehrer, Krankenschwestern, Verwaltungshilfen. Ein Großteil der Jugendlichen träumt von einem solchen Job.“ Kein Wunder, daß viele Leute jede noch so schlechte Arbeit selbst zu miserabelsten Bedingungen annehmen.

Entwicklung von unten

In Jurutí machte sich die Franziskanerin mit Engagement, ansteckender Begeisterung und großer Sensibilität an ihren pastoralen Auftrag, den sie gehorsam, aber auch in selbstbestimmter Freiheit ausfüllt. Zunächst leitete sie die Volksschule der Pfarrgemeinde. 1972 übernahm sie den Aufgabenbereich Sozialarbeit und Kindergärten. „Wir wollen,“ sagte sie mir 1978 bei einem Rundgang durch „ihr“ Städtchen, „möglichst nahe bei den Menschen sein. Wir sehen und spüren, wo die Menschen ‚der Schuh drückt‘, was sie wirklich und dringend brauchen.“

Das waren und sind elementarste Bedürfnisse, um die die Schwestern sich bis heute kümmern: Gesundheitsdienst, Kindergarten, Schulen, Ausbildung der Kinder, Probleme der Frauen, sauberes Trinkwasser, Gemüseanbau usw. Sie organisierten familiäre Häuserbaugruppen, die in gemeinsamer Arbeit stabile Häuser errichteten – mit geringster staatlicher Hilfe (5 Prozent), gegen heftigsten Widerstand der politischen Autoritäten. Intensiv arbeitete Schwester Brunhilde mit ihren Mitschwestern (u.a. Schwester Gertrud) und vor allem mit den Frauen zusammen. Sie zeigten, übten und verbesserten z.B. Koch- und Ernährungsgewohnheiten, berieten bei der Pflege und Erziehung der Kinder. Über-

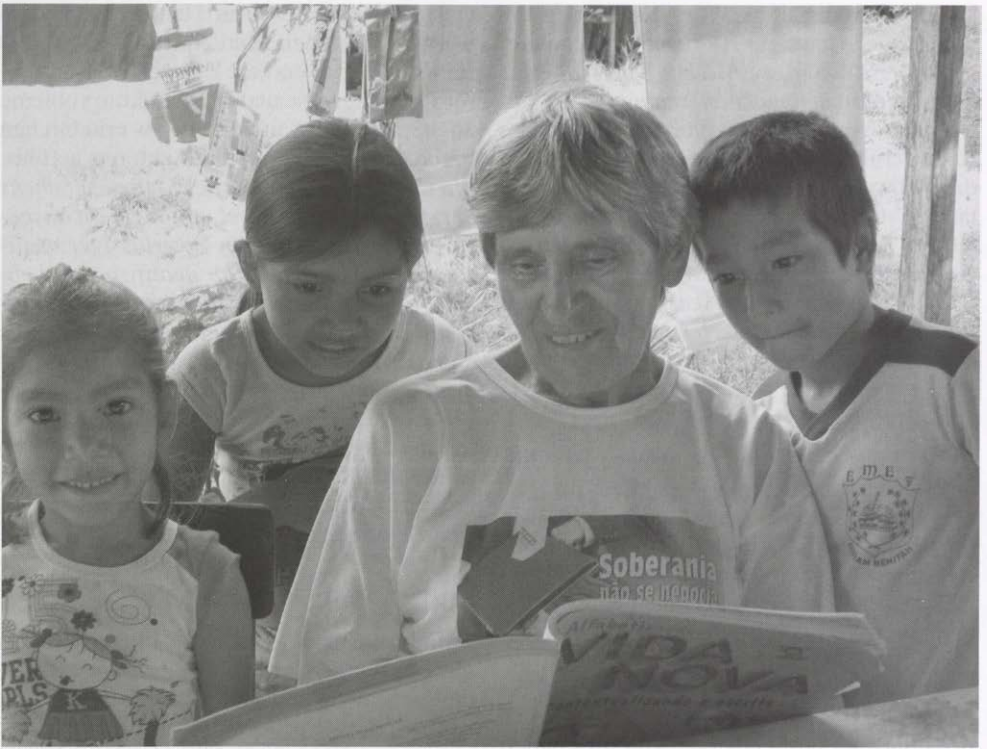


Abb. 1: Auf ihrem Weg mit den Armen Amazoniens kämpft die fränkische Franziskanerin Brunhilde Henneberger für die Rechte der ansässigen Bevölkerung. Besonders setzt sie sich für die Kinder ein (Photo: Christiane Hetterich).

haupt die vielen Kinder! Denen schenkte Schwester Brunhilde einen Schwerpunkt ihrer Liebe und Mühe. Unter anderem errichtete sie 1976 mit der Bevölkerung, mit einer Förderung durch die staatliche Sozialhilfe LBA – Legião Brasileira de Assistência – sowie mit vielen Spenden die ersten Kindergärten. Im Laufe der Jahre hat sie 36 Kindergärten aufgebaut, die mittlerweile in die kommunale Trägerschaft übergegangen sind.

Bei allen Bemühungen standen und stehen für sie und ihre Mitschwestern zwei elementare Grundsätze im Vordergrund: zum einen – ganz im Geiste der brasilianischen Basisgemeinden – die Suche nach gemeinsamen, von den Menschen selbst erkannten Lösungen; zum anderen der Gemeinschaftsfaktor, die Gemeinwesen-Arbeit. „Dazu machen wir viel puxirum,“ sagt Schwester Brunhilde und zeigt dazu bei ihrem Vortrag einige Bilder.

„Dieses eigentlich unübersetzbare Wort bezeichnet eine Aktion, bei der viele Leute gemeinsam eine Arbeit verrichten: fröhlich, lachend, singend. Mehr noch: sie verfolgen gemeinsam ein Ziel, lernen, an einem Strang zu ziehen, und vollbringen ein Werk, das einer allein nie fertigbringen würde.“

Zu dieser Basisarbeit gehört auch bürger-schaftliche, politische Arbeit. Die Schwestern informieren die Menschen über ihre Rechte und Möglichkeiten, unterstützen sie beim Umgang und Kampf mit Bürokratie, Unrecht und Korruption⁸⁾ oder ermuntern nach Wahlen, die zuvor zugesagten verlockenden Wahlversprechen einzufordern. Dazu braucht es langen Atem, aber der Erfolg bleibt nicht aus. „Damit hat der Bürgermeister nicht gerechnet,“ erzählt die Schwester bei ihrem jüngsten Besuch lachend ein aktuelles Beispiel. „Heute erhalten die Kinder in unseren Kindergärten

wie versprochen ein kostenloses Mittagessen. Die Leute haben sich nach der Wahl versammelt und mit den ‚Herrschaften‘ gerungen. Dieses Geld jedenfalls versickert nicht in den Taschen der Politiker.“

Im Laufe der Jahre und Kämpfe erstarken die Bewegungen der Stadtbewohner und der ländlichen Kleinbauern. Schon Anfang der 1980er Jahre gelang es, eine freie, unabhängige Gewerkschaft zu gründen. 2004 gelang dann eine „historische Wende“: Die seit 20 Jahren regierende Partei und ihr Bürgermeister wurden wegen ihrer skandalösen Korruptionsgeschichten mit großer Mehrheit abgewählt. Zu solchen tiefgehenden „Revolutionen“ haben die Schwestern mit ihrem beharrlichen Wirken und Beispiel wesentlich beigetragen. „Nur dann,“ bemerkt Schwester Brunhilde immer wieder, „wenn die Menschen bewußt und dann selber aktiv werden, kann sich etwas verändern.“

Noch tiefer in den Urwald

1991 zog die Franziskanerin mit ihrer fränkischen Mitschwester Johannita Sell aus Hammelburg aus dem relativ „komfortablen“ Städtchen ins entferntere Gemeindegebiet, „tiefer in den Urwald hinein, einen Seitenarm des Amazonas und dann ein Stück Nebenfluß hinauf“ – nach Jurutí Velho (zu deutsch: Alt-Jurutí), von den Indianern „Muirapinima“ genannt, vier Stunden im Motorboot entfernt.⁹⁾ Zwei Jahre dauerte es, bis sich die Schwestern dort dauerhaft wohnlich „einrichten“ konnten. „Landschaftlich wirkte der Ort auf mich wie ein Paradies,“ erzählt sie, „mitten drin im Urwald, an einem wunderschönen, 30 Kilometer langen See. Die Grande Enciclopédia de Amazonia zählt ihn zu den schönsten Seen in Amazonien. Als ich hinkam, erlebte ich traumhafte weiße Strände, klares Wasser und einen enormen Reichtum an Fischen, und die Strände gingen nahtlos über in den ausgedehnten tropischen Primärwald mit seinem unglaublichen Artenreichtum.“ Außerdem sei die Gegend uralter indianischer Siedlungsraum, wie Fundstücke aus der indianischen Amazonaskultur belegen.

Inzwischen haben Holzkonzerne und Rinderzüchter die leicht zugänglichen Flächen

um den See größtenteils entwaldet, fast nur illegal. Der See wurde kommerziell überfischt. Die lokalen Kleinfischer können während der tropischen Hochwasserzeiten oft tagelang nichts fangen. Ein einmaliger Naturschatz geht verloren, bevor z.B. die ideale Eignung für einen sanften Ökotourismus ein alternatives Entwicklungsmodell hätte werden können.

Am Wasser liegen verstreut über 40 kleine Siedlungen, offiziell „Comunidades“. Die Schwestern suchen diese Comunidades immer wieder auf. Insgesamt wohnen hier über 9.000 Menschen, Nachfahren des indigenen Volks der „Mundurucu“. „Das sind,“ sagt die Ordensfrau, „sehr arme Menschen, von der Politik und öffentlichen Verwaltung vernachlässigt, wie das im Hinterland von Amazonien fast überall der Fall ist. Fluß und Wald prägen ihr Dasein. Sie leben von der Fischerei, vom traditionellen Anbau von Manjok und Bananen und vom Sammeln der Waldfrüchte, vor allem der Paranaß – in großem Einklang mit dem Ökosystem und den Jahreszeiten.“

Auch für dieses Gebiet lautet ihr Auftrag: Pastoral- und Sozialarbeit sowie Bewußtseinsbildung. Die neue Wirkungsstätte fordert abermals viel Einsatz, Geduld und vorgelebtes Beispiel – soziale Kärmerarbeit. Bis heute ist das Haus der Schwestern, wie auch in Jurutí, tägliche Anlaufstelle für die Kinder und die Erwachsenen. Sie kommen mit allen erdenklichen Bitten, Fragen, Problemen und Klagen.

Jurutí Velho konfrontiert Schwester Brunhilde aber auch viel unmittelbarer und massiver mit den „großen“ Problemen Amazoniens: Abholzung und illegaler Holzeinschlag, auch in geschützten Gebieten; Brandrodung riesiger Flächen für Rinderzucht oder Sojafarmen (Amazonien als „Sojareserve“ für die amerikanische und europäische Viehzucht); umweltzerstörender Bergbau; Vertreibung der Menschen. Landspekulanten, Großunternehmen der Landwirtschaft und multinationale Konzerne reißen sich um den Dschungel.

Engagement im Kampf um die Landrechte

Es ist eine ganz neue Herausforderung, in der die sonst stille und bescheidene Ordensfrau erst recht Partei ergreift für die betroffene

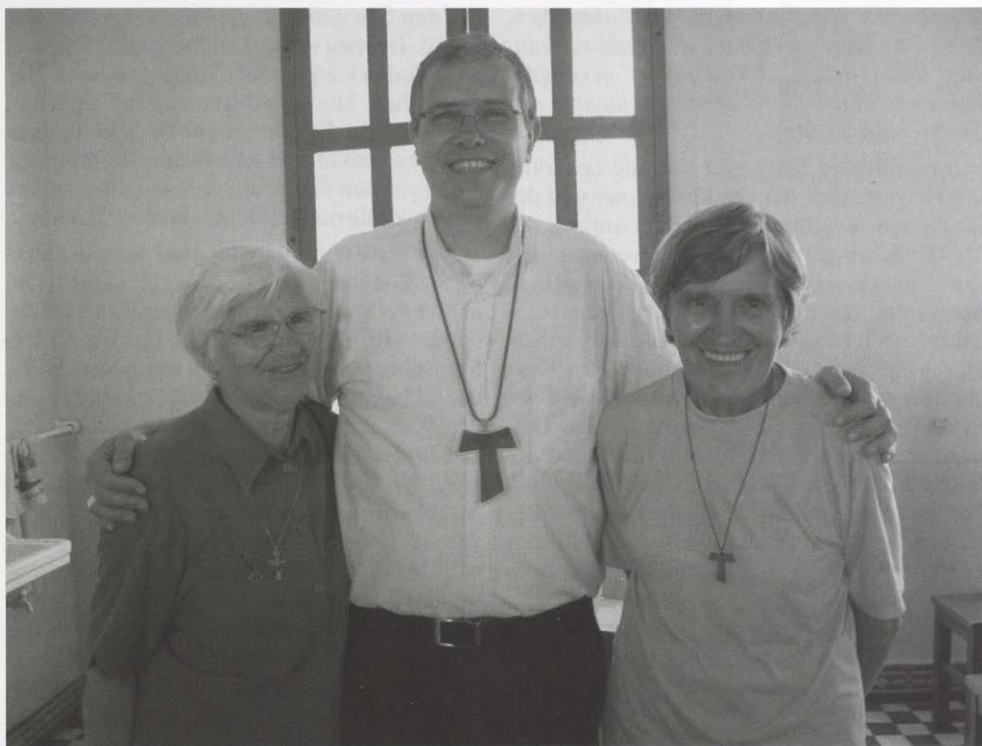


Abb. 2: Beide Ordensfrauen stammen aus Franken: Schw. Brunhilde Henneberger (re.) und Schw. Johannita Sell haben den „Außenposten“ in Juruti Velho aufgebaut. Hier im Mai 2009 bei der Amtseinführung des neuen Bischofs von Obidos, Bernardo Johann Bahlmann (Photo: Christiane Hetterich).

nen Menschen. Zum Beispiel bei den Landkonflikten. Das Bodenrecht ist ja ein „Grund“-Problem – im wörtlichsten Sinne – in ganz Brasilien und insbesondere in Amazonien. Zum Hintergrund: Ein ganz kleiner Teil (8 %) der Bevölkerung besitzt riesige Ländereien, 80 % der landwirtschaftlichen Fläche, wobei ein Großteil (bis zu 60 %) ungenutzt liegt. Die überwiegende Mehrheit der ländlichen Bevölkerung hat wenig oder gar kein Land. Die in Verfassung und Regierungsprogrammen angekündigten Agrarreformen verfallen im Sande, weil es am politischen Willen mangelt. Dabei steht das Bodenrecht eigentlich auf Seiten der „Kleinen“: Nach 30 Jahren Bearbeitungszeit ist der Boden Eigentum. Schon nach einem Jahr und einem Tag bestehen Entschädigungsansprüche, darf nicht vertrieben werden usw. In Amazonien kommt eine eigene, sehr spezielle Gesetzes- und Interessenlage hinzu – dort „dürfen“ z.B. nur 20 %

der Besitzfläche landwirtschaftlich genutzt werden, die restlichen 80 % müßten ursprünglich bewaldet bleiben.¹⁰⁾ „In der Praxis funktioniert das aber nur für die Kleinen,“ merkt Schwester Brunhilde an.

In Juruti Velho nun leben die Menschen seit Generationen auf ihrem Land. Deshalb haben sie sich auch nie um Besitztitel und Kataster-einträge gekümmert, auch nicht die Behörden. Da aber bei Konflikten, bei Behörden, bei Banken usw. „Papiere“ notwendig sind, stehen die Landbewohner dann auf verlorenem Posten. Diese Situation eröffnet Land-spekulanten, Großgrundbesitzern oder Unternehmen die Möglichkeit, große Flächen in Besitz zu nehmen und die dort wohnenden Menschen zum Verlassen ihres Landes „zu bewegen“ oder mit Gewalt zu vertreiben. So erhebt ein – in der Region lange völlig unbekannter – Unternehmer aus dem 5.000 Kilo-

meter entfernten Sao Paulo für sich allein einen Besitzanspruch auf den Großteil der Region (230.000 Hektar).

Geradezu „revolutionär“, jedenfalls für die örtlichen Verhältnisse und Machtinteressen, entwickelte sich da die Arbeit der fränkischen Ordensschwester. Schon als sie an den Amazonas gekommen war, hatte sie sehr schnell diese zentrale Problematik erfaßt und bereits Anfang der 1980er Jahre begonnen, die Kleinbauern immer wieder anzustoßen, sich um Grundbesitzdokumente zu bemühen. Dabei stand sie ihnen aktiv zur Seite, seit 2003 unterstützt von einer brasilianischen Mitschwester, M. Fatima de Souza Paiva, die Juristin ist. Auf die verschleppende, oft unwillige Arbeit der Behörden und der Politik antworteten die Bewohner mit Versammlungen, Petitionen, Unterschriftenaktionen, statistischen Erhebungen und Vermessungen, wozu die Schwestern erhebliche Beiträge leisteten. In einem sozusagen jahrelangen „Training“ haben sie die Menschen „fit“ gemacht, ihre Rechte aktiv einzufordern und zu verteidigen.

Das frühzeitige Bemühen um Rechtstitel für die ansässigen Landbewohner war weit aus mehr als ein Schritt in die richtige Richtung. Es war geradezu weitsichtig, visionär. Denn in diese Kämpfe trat alsbald ein „Goliath“ ein, der gegen die armseligen „Davids“ ein gigantisches und überlegenes „Waffenarsenal“ und „Wettrüsten“ aufbieten konnte.

Schon seit 1962 hatten Bauxit-Konzerne im Urwald Prospektionen durchgeführt. 2001 kam dann der amerikanische Konzern ALCOA (Aluminium Company of America) nach Juruti Velho. Südlich des Sees begann er mit Probebohrungen. Dafür stellte er rund 300 ungelernete Kräfte aus der Region ein. Mit einem solchen „Signal“ sowie mit einer offensiven Werbekampagne und großen Versprechungen gelang es ihm zunächst, die „öffentliche Meinung“ zu gewinnen.

Das Mineral liegt in nur wenigen Metern Tiefe. Der Abbau erfolgt deshalb im Tagebau – ein „Todesurteil“ für den Wald sowie für die Felder der ansässigen Bauern- und Fischerfamilien. Im ersten Abbau-Plateau sollten 8.000 Hektar Wald abgeholzt werden. Inzwischen sind bereits 17.000 Hektar gerodet. Außer-

dem sind jeweils 60 Kilometer Straße und Eisenbahn zu einem neuen Hafen für Überseeschiffe in Juruti gebaut worden. Dazu bemerkt Schwester Brunhilde bei ihren Vorträgen: *„Jeder weiß, daß sich ein tropischer Dschungel mit sechsmonatiger Regenzeit nicht zum Straßenbau eignet. Solche Schneisen und Pisten sind Milliardengräber, ein Flop für das Gemeinwesen, aber nicht für die Politiker, denen die Straßenbaufirmen und Transportunternehmen gehören.“*

Deutsche Besucher in Juruti konnten 2008 miterleben, wie die tropischen Regengüsse große Strecken der neugebauten Piste wegschwemmten. Bleibt anzumerken, daß Amazoniens Regenwald inzwischen nicht nur von staatlichen Straßen – wie der „Transamazônica“ (Ost-West) oder der neuen Nord-Süd-„Sojastraße“ (BR 163) –, sondern auch von geschätzten 170.000 Kilometern illegal gebauter Pisten durchzogen ist.¹¹⁾

Der Bauxit-Konzern

Im November 2001 kam ein Vertreter der ALCOA zu den Schwestern zum „Gespräch über soziale Projekte“. Da sie schon länger vor Ort seien, könnten sie doch sicher der Firma wertvolle Tips geben, Anregungen und Vorschläge einbringen. Der Konzern wolle *„nicht über die Köpfe der Bevölkerung hinweg entscheiden, und Schwester Brunhilde möge als Vermittlerin und Beraterin mitwirken.“* Diese Geste der Firma schien die Chance zu eröffnen, daß man für die Betroffenen wenigstens etwas an Kompensation für das, was sie verlieren, erkämpfen könnte. Aber dazu müssen die Leute selbst aktiv werden. Nur gemeinschaftlich haben sie gegenüber dem Riesen eine Chance. *„Die meisten kennen ja ihre Rechte gar nicht, nehmen alles als unabwendbares Schicksal hin.“*

Die Bewußtseinsarbeit der Schwestern, zusammen mit der Entwicklungshelferin Tamara Höcherl,¹²⁾ trägt zunehmend Früchte. In kleinen Booten waren sie in die Comunidades gefahren, um die Menschen zu informieren und immer wieder auf die Wichtigkeit der Besitztitel hinzuweisen. Nun kommt hinzu, sie zum Verteidigen ihrer Rechte gegenüber dem Konzern zu ermuntern sowie dafür ge-

meinsam entsprechende Eingaben an Konzern und Behörden zu formulieren. Darüber hinaus haben die Schwestern Kontakte hergestellt zu den vielfältigen, kaum überschaubaren Regierungsstellen und Behörden sowie zu Nichtregierungsorganisationen, und sie haben Netzwerke entstehen lassen. Finanzielle Hilfe bekommen sie, wie eingangs bereits angesprochen, aus Deutschland: von Heimatpfarreien und -diözesen, Initiativen, Einzelpersonen.¹³⁾ Auch in der Region engagieren sich immer mehr Personen für diese Arbeit. Manche informieren nach gründlichen Recherchen und Besuchen vor Ort über andere Großprojekte Amazoniens und deren Auswirkungen.

Viele Bewohner waren anfänglich vom „Fortschritt“ und von den Geschenken des Konzerns begeistert. Von manchen Seiten wurden die Schwestern angefeindet, als Gegner des Fortschritts bezichtigt, gar des Kommunismus verdächtig. Langsam begreifen aber

immer mehr Einheimische, daß auch ihr Urwaldgebiet nach der Abholzung zur Wüste verkommen wird, daß die Raffinerie und die Schmelze Wasser und Luft vergiften werden, daß ihrem Lebensraum irreversible Schäden drohen, daß ihr gewohntes Leben nicht mehr möglich sein wird. Schon passiert das in unmittelbarer Nähe, bei einem Großprojekt im angrenzenden Bezirk. Sie erfahren auch, daß dort die vom Gesetz vorgeschriebene und von der dortigen Firma zugesagte Wiederaufforstung ein sichtbarer Reinfall, ein Märchen ist. Breiter bekannt wird auch, wie sehr die für ihr eigenes Gebiet zu befürchtenden Folgen nicht allzu weit entfernt, am Rio Trombetas, in der weltgrößten Bauxit-Mine, wo gleichfalls ALCOA beteiligt ist, längst eingetreten sind. Neben all diesen Umweltschäden bringt der übliche Bauxitbergbau auch unkalkulierbare soziale Folgen,¹⁴⁾ wie sich das in dem Städtchen Jurutí gleichfalls bereits abzuzeichnen beginnt.



Abb. 3: Auf dem Weg in die Comunidades. Die meisten Siedlungen sind nur mit dem Boot zu erreichen (Photo: Christiane Hetterich).

David kämpft gegen Goliath

Doch für den Nachweis der Betroffenheit und für einen eventuellen Ausgleich werden weiterhin die schon erwähnten Landbesitzdokumente vorausgesetzt, sowohl von der Firma als auch von den Behörden. Bei denen freilich kommt der Anerkennungsprozeß weiterhin nicht voran. So wurde in Jurutí Velho im März 2004 schließlich – durch die Initiativen von Schwester Brunhilde und der juristisch versierten Schwester Fatima, die ständig unterwegs war und beraten hat, – die Bürgerinitiative und Genossenschaft ACORJUVE (Associação das Comunidades da Região de Jurutí Velho) gegründet, der etwa 2.000 Menschen von 45 Siedlungen beitraten. ACORJUVE will eine Legalisierung des bestehenden Landbesitzes erreichen sowie die Lebensbedingungen sichern und verbessern. Außerdem will sie, wenn schon das Bergbauprojekt nicht gestoppt werden kann, so wenigstens die schlimmsten Folgen verhindern und angemessene Entschädigungen (für die benutzten Flächen sowie für die schädlichen Auswirkungen und für Beeinträchtigungen) erwirken. Den Landtitel will sie – im Hinblick auf die spezifische Lebens- und Wirtschaftsweise der Bevölkerung – als Kollektiveigentum zuerkannt bekommen. Letzteres kommt nur zögerlich voran – mit vielen Einzelbesitzern haben die mächtigen Interessenten viel leichteres Spiel.

Die Bürgerinitiativen erreichten öffentliche Anhörungen bei Regierungsstellen, z.B. am 6. August 2004 in Santarém. Sie schafften es, unter den vielen beteiligten staatlichen Stellen das Ministério Público – „Anwalt des Volkes“ in der Regierung – für ihre Seite zu gewinnen. Als der Konzern 2005 die obligatorischen Umweltverträglichkeitsstudien vorlegte, fanden drei öffentliche Anhörungen statt: in Jurutí selbst (12. 3.), in Santarém (8. 4.) und in Belém (20. 4.). Das Ministerium prüfte die Studien kritisch. Es beanstandete große Mängel in der wirtschaftlichen Kalkulation, das Fehlen einer Umweltverträglichkeitsprüfung für die verkehrlichen Maßnahmen oder das Ausblenden der Auswirkungen auf die regionalen Wassersysteme sowie auf die 3.500 Familien in den 40 betroffenen Comunidades.

Festgestellt wurden ferner falsche Ortsangaben auf den Landkarten der ALCOA.¹⁵⁾ Viele Kritiker vermuten, daß der Konzern verschleiern wolle, wie sich der Bauxitabbau tatsächlich auf die bestehenden Siedlungen auswirkt und wie viele Menschen wirklich von den Umsiedlungen betroffen sein werden.

Gleichwohl erhielt der Konzern 2005 von der Regierung offiziell die „Vorläufige Genehmigung zum Bauxitabbau in der Region Jurutí in den nächsten 50 bis 70 Jahren“. Der Beginn des Abbaus wurde nunmehr für 2008 geplant. Außerdem baut die Firma, da das Bauxit gewaschen werden muß, mitten im Urwald riesige Förderbänder und ein mehrere Hektar großes Bassin. Das benötigte Wasser soll aus dem See von Jurutí Velho abgezapft und hinterher wieder zurückgeleitet werden. Für das gewaschene Bauxit entsteht ferner eine gigantische Trockenanlage. Die Anwohner ahnen inzwischen, was das für ihren See, für das Grundwasser und für ihre Lebensumwelt bedeutet. Unterstützt von den Schwestern veranstalten sie gewaltlose Protestaktionen, Kundgebungen, Demonstrationen und Seminare in Jurutí und Santarém. Sie finden auch internationale Aufmerksamkeit, es kommen Besucher von Umweltbewegungen und Entwicklungsorganisationen. Nichtsdestoweniger verschleppen Konzern wie Behörden den Entscheidungsprozeß über die Anliegen der Menschen.

Das Jahr 2006 brachte einen ersten Erfolg. Der Bürgerinitiative ACORJUVE wurden 109.000 Hektar Land als Kollektiveigentum zugesprochen. Diese Zusage umfaßte zwar weniger als die Hälfte des beantragten Landes. Aber sie verbietet ab sofort Großgrundbesitzern, Rinderzüchtern, Holzfirmen usw., in diese Gebiete vorzudringen. Allerdings hatte der Konzern in diesem Bereich bis dahin bereits 40 Hektar abgeholzt.

Im Jahr 2007, nach abermaligen Anhörungen der Bürgerinitiative am 2. und 3. Mai, kritisierten die Ministérios Públicos des Bundes und des Staates in einer gemeinsamen Erklärung das Vorgehen des Konzerns, u.a. das Eindringen seines Personals in die Grundstücke der Kleinbauern. Sie wiesen darauf hin, daß in beiden Anhörungen Abholzungen

in nicht genehmigten Gebieten angezeigt worden seien. Beide Ministerien unterstreichen die Sorge der Menschen, daß die Aktivitäten des Konzerns, die Abholzungen, der Arbeitslärm und die Wasserverschmutzung die Lebensgrundlagen der Familien massiv beeinträchtigen. Dann fährt die Erklärung fort: *„Wir wollen, daß kein Baum mehr fällt, kein Tier vertrieben und keine einzige Comunidade wegen dieses Projektes Schaden erleidet, forderte Schwester Brunhilde Henneberger von der Kongregation der Franziskanerinnen von Maria Stern, die seit mehr als 30 Jahren in Amazonien lebt.“* Abschließend hob die Erklärung beider Ministerien hervor, daß die zuständige Genehmigungsbehörde die Ministerien aufgefordert habe, die Lizenz für das Abbauprojekt der ALCOA wegen dessen Auswirkungen auf die Siedlungen aufzuheben. Das werde nun von den Generalstaatsanwälten des Staates und des Bundes geprüft.¹⁶⁾

Dies freilich dauert an. Die Bürgerinitiative kämpft weiter, moniert immer wieder, daß der Konzern den Dialog mit den Betroffenen verweigert. Das Unternehmen seinerseits hebt in Verlautbarungen seine Gesprächsbereitschaft hervor, verweist auf das 2006 in Juruti Velho durchgeführte Treffen der „New Yorker Führungsspitze von ALCOA mit etwa 30 Einwohnern.“ Im Juli 2008 kam sogar Klaus Kleinfeld, der frühere Siemens-Chef und inzwischen oberste ALCOA-Präsident, nach Juruti Velho. Da jedoch die Delegation mit erheblicher Verspätung eintrifft, erklären ihr die Einwohner: *„Das Treffen ist vorbei.“*¹⁷⁾

Ende Januar 2009 fand in Belém das Weltsozialforum statt. Die Bürgerinitiative nutzte diese Gelegenheit, um die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit und damit auch Brasiliens zu erreichen und vom Konzern Zugeständnisse zu erzwingen, die seit vier Jahren im Raum stehen. Rund 1.000 Menschen aus 30 Comunidades stimmten dafür, „strategische Punkte“ zu besetzen: die Zufahrt zum Firmengelände (ab 28.1.) und anschließend auch die neue Zufahrtsstraße (ab 30.1.). Die Firma erstattet bei der Polizei Anzeige und behauptet eine Besetzung privaten Besitzes. Als Täter nennt sie neben dem Koordinator

der Bürgerinitiative auch Schwester Brunhilde Henneberger.

Später wurde die Anzeige zurückgezogen, die Bundesregierung in Brasilia drängte den Konzern nachdrücklich zum Dialog mit den Bürgern. Bereits am 4. Februar 2009 saß die Leitung der Firma (angeführt von ihrem Präsidenten für Lateinamerika Franklin Feder) in Juruti Velho mit Repräsentanten aller wichtigen Stellen von Bund, Staat und Kommune zusammen an einem Tisch mit den Vertretern der Bürgerinitiative – *„zum ersten Mal in solcher Runde“*, wie Franklin Feder in einer Pressemitteilung der ALCOA vom 4. Februar 2009 kommentierte. Über das Ergebnis des Gesprächs und die Konsequenzen des Unternehmens schweigt sich die Pressemitteilung aus. Kurz danach meldete die Firma, daß die Gespräche einen *„bedeutenden Fortschritt in der Suche nach Lösungen für die Fragen der Menschen“* gebracht hätten. In einer weiteren Pressemitteilung vom 13. April 2009 bezeichnet die Firma das Projekt als problemfrei, umweltverträglich und voll integriert. ALCOA werde *„in Juruti, einem unter sozialen und ökologischen Gesichtspunkten höchst sensiblen Gebiet, das weltbeste Bergbauprojekt verwirklichen.“*

Bleibt nachzutragen, daß die Firma am 15. September 2009 in einer festlichen Zeremonie in Juruti – anwesend waren u.a. die regionale Ministerpräsidentin (Gouvernadora) sowie der Bundesminister für Bergbau und Energie – die Erlaubnis erhielt, Bauxit auszuführen. Von der Bürgerinitiative ACORJUVE waren aus Juruti Velho rund 700 Mitglieder gekommen. Sie forderten von der Gouvernadora, daß *„der Konzern seine Zusagen einhalten muß; wenn nicht, wird die Ausfuhr gestoppt.“* Die Gouvernadora hat dem zugestimmt.

Auf Hoffnung setzen – die Landwirtschaftsschule

All diese Probleme tragen dazu bei, die ohnehin große Landflucht zu verstärken. Um dagegen ein Zeichen zu setzen und der Jugend eine Perspektive zu eröffnen, konzipierten Schwester Brunhilde und Tamara Höcherl 2002 das Projekt einer Landwirtschafts-

schule in Muirapinima. Sie benutzten den traditionellen Namen von Jurutí Velho, um die guten Zukunftsaussichten eines Verbleibs in der Heimat zu unterstreichen. „Eine Landwirtschaftsschule ist das einzige, was wir den Bewohnern bieten können, um die agrarische Struktur der Region zu verbessern und zukunftssträchtiger zu gestalten, den Urwald zu erhalten, eine nachhaltige Bodennutzung zu gewährleisten, eine ausgewogene Ernährung zu erreichen und damit gleichzeitig die Lebensqualität zu erhöhen und die Landflucht zu bremsen.“

Als Modell für ihr Konzept wählten sie das Schulprojekt CASA FAMILIAR RURAL, das vor 50 Jahren in Frankreich entwickelt wurde und sich in vielen Ländern bewährte. Es verbindet Theorie und Praxis. Die Schülerinnen und Schüler haben Unterricht nach dem Schulplan der 5. bis 8. Volksschulklassen, dazu noch in landwirtschaftlichen Techniken und Methoden, die sie in Feld und Garten der Schule lernen und dann in der eigenen Familie anwenden sollen. Zusätzlich erhalten sie Ausbildung in Ernährung. Wichtig ist ferner die Aufklärung über Menschen- und Bürgerrechte und Umweltbewußtsein. Die Schule soll die Jugendlichen auf christliche Werte orientieren und zu bewußten Bürgern und erfolgreichen Bauern erziehen. Das soll sie befähigen, auch als kleine Bauern in der modernen Welt ihr Auskommen zu finden.

Im Juli 2005 hat die Stadt Jurutí die Schule übernommen. Im Juni 2008 bekamen 26 Schüler das Abschlußzeugnis. Derzeit besuchen 20 Schüler diese technische Landwirtschaftsschule. Ein Jugendlicher aus Jurutí Velho konnte dank großer Unterstützung durch Tamara Höcherl auf die „Escola Técnica“ in Manaus gehen. Heute arbeitet er als „Técnico Agrícola“ in Jurutí Velho bei einer staatlichen Einrichtung.

Ende gut ... ?

In einem Rechtsakt am 30. August 2009 wurde endlich der Landtitel der Bevölkerung von Jurutí Velho als Kollektiveigentum übergeben. Die Einwohner haben das mit einem großen Fest gefeiert. Den Vertrag hat neben

dem Sprecher der Bürgerinitiative auch Schwester Brunhilde unterschrieben, „mit einem lachenden und einem weinenden Auge, weil die Menschen endlich ihren Landtitel und damit auch Rechte auf Entschädigungen erhalten haben. Andererseits wird die Mine auf Dauer, wenigstens 60 Jahre, bleiben, und ihre Dimensionen wie ihre Folgen sind unvorstellbar.“

Zutiefst ist die Franziskanerin Brunhilde Henneberger Amazonien, ihrer Region Jurutí verbunden. Hier hat sie ihr Zuhause, ihre Bestimmung. Hier lebt sie auf authentische Weise eine christliche Botschaft, die auch im 21. Jahrhundert überzeugt. Sie liebt die dort lebenden Menschen und erleidet mit ihnen, daß sie von der Politik übergangen werden. Für sie und mit ihnen hat sie, mutig, beharrlich und gewaltlos einen Widerstand zuwege gebracht, den die meisten Freunde, aber auch die mächtigen Gegner für nicht möglich gehalten haben. Diese Menschen will sie auch weiterhin „in ihrem Kampf nicht allein lassen“: friedlich, doch energisch, unbeirrbar – und persönlich zurückhaltend. Jedes Aufhebens um ihre Person ist ihr zuwider. Die Menschen ihrer Comunidades schätzen „Irmã Brunilde“ und wollen mit ihr in diesem Jahr das 50jährige Amazonas-Jubiläum feiern. Ja, und was sagt die Bibel dazu, im Buch der Sprichwörter? „Eine tüchtige Frau, wer findet sie? Sie übertrifft alle Perlen an Wert.“

Anmerkungen:

- ¹⁾ Viele wurden weltbekannt, wie z.B. der inzwischen 70jährige Amazonas-Bischof Erwin Kräutler, auf den Großgrundbesitzer ein hohes Kopfgeld ausgesetzt haben. Bei seinem Besuch in Würzburg im Mai 2009 berichtete der Bischof über diese Arbeit. Vgl. den Artikel „Die Situation ist bedrohlich“, Volksblatt, 18.05.2009, S. 2. – Aktuell dazu auch das Buch von Erwin Kräutler: Rot wie Blut die Blumen – ein Bischof zwischen Tod und Leben. Salzburger 2009.

- 2) Neben vielen anderen Opfern wurden auch im Umfeld von Bischof Kräutler verschiedentlich Mitarbeiter ermordet, so 2005 die amerikanische „Urwaldnonne“ Dorothea Stang. Darüber berichteten weltweit die Medien, z.B. Die Welt: „Tod einer Missionarin“, 19.02.2005, S. 29. – Der Mörder wurde zu 27 Jahren Gefängnis verurteilt, der Hauptauftraggeber ist auf freiem Fuß. Gegen ihn soll aufgrund neuer Beweise der Prozeß noch 2009 wiederaufgenommen werden. – Zum Mordfall Stang siehe auch National Geographic, Jan. 2007, S. 50, S. 60f. Dort auch weitere Hinweise auf andere Morde und Morddrohungen.
- 3) Im Sommer 2007 hat sie zuletzt ihren Heimatort besucht. In Vorträgen und Gesprächen erzählte sie von ihrer Arbeit. Daraus stammen auch die Zitate in diesem Aufsatz. Berichtet über sie hat auch Christiane Hetterich: „Das Leben am Amazonas. Das bedrohte Paradies am wasserreichsten Fluß der Erde“, in: Würzburger Katholisches Sonntagsblatt, 19.10.2008, S. 20f.
- 4) Letzteres, Hauptthema dieses Artikels, wurde jüngst sehr anschaulich und zugleich eindringlich dokumentiert in der Fernseh-Reportage „Aufstand am Amazonas“ (WDR-Fernsehen am 25.10.2009). Die Autorin der Reportage hat auch einen Beitrag für PUBLIK-FORUM geschrieben.
- 5) „Munizip“ bezeichnet die kommunale Ebene Brasiliens, politisch/administrativ strukturiert wie unsere Gemeinden, flächenmäßig eher den Kreisen oder Bezirken vergleichbar.
- 6) Über die Situation und zerstörerische Ausbeutung Amazoniens informieren zahlreiche Studien, Artikel und Meldungen. Hier sei hingewiesen auf den Titel-Bericht „Last of the Amazon“, in: National Geographic, Jan. 2007, S. 40–71.
- 7) Allein im Jahr 2005 ist in dem kleinen Urwaldstädtchen die Bevölkerung laut amtlicher Statistik (IBGE) innerhalb eines Jahres um 5.886 Einwohner gestiegen.
- 8) Beispielsweise wenn der Bürgermeister „seinen“ Lehrern/innen den Lohn über Monate nicht auszahlt und sie dann mit einem Bruchteil abpeist, aber die volle Summe quittieren läßt.
- 9) Moderne Schnellboote schaffen den Weg inzwischen in einer Stunde, doch ist der Fahrpreis für die meisten Menschen unerschwinglich.
- 10) Die Landproblematik wird u.a. regelmäßig in den brasilianischen Medien aufgegriffen. Sehr engagiert wirken hier auch die Brasilianische Bischofskonferenz CNBB, deren Kommission für Landpastoral CPT oder der Indigenen-Missionsrat CIMI. – Aktuell gibt es z.B. sehr viel Widerstand gegen ein in Brasília im April 2009 erlassenes Gesetz („MP 458“) zur großzügigen Vergabe von illegal besetztem Staatsland in Amazonien. – Erschwerend wirkt, daß weite Landstriche noch gar nicht kartographisch erfaßt sind. Die große Tageszeitung „Folha de Sao Paulo“ berichtete am 27.07.2009 über ein geplantes Projekt zur erstmaligen kartographischen Erfassung eines Gebietes so groß wie Deutschland.
- 11) Siehe dazu u.a. National Geographic, Jan. 2007, S. 49.
- 12) Von 1999 bis 2005 war sie in der Schwestern-gemeinschaft als Praktikantin tätig. Die Mathematiklehrerin lebt in Oberbayern.
- 13) U.a. auch aus der Darmstädter Heimatpfarrei der in Juruti wirkenden Priester. So wurde z.B. 2008 der „33. Ökumenische Hungermarsch“ Böhl-Iggelheim zugunsten der Arbeit in Juruti veranstaltet.
- 14) Analysiert in zahlreichen Studien von Wissenschaft, Entwicklungsorganisationen, kirchlichen Institutionen usw. Ein Beispiel ist die Diplomarbeit von Lars Hildebrand: Die globale Güterkette der Aluminiumindustrie. Weltmarktintegration als Entwicklungsstrategie? Erfahrungen aus Brasilien. Universität Hamburg – Institut für Geographie, Okt. 2007. – Speziell für die Region Juruti untersucht diese Problematik die Forschungs-Dokumentation von Susanna Schäfer: „Soziale Auswirkungen des Bauxitabbaus im brasilianischen Regenwald im Bundesstaat Pará in Juruti“. Universität Kassel, FB Soziologie, 2007.
- 15) Ein Fehler, den auch die Forschungs-Dokumentation von Susanna Schäfer (wie Anm. 14) feststellt. In ähnlicher Weise enthalten die Umweltstudien auch Behauptungen, daß beanspruchte Flächen kein Urwald seien, dort keine Menschen lebten. – Siehe dazu auch die TV-Reportage „Aufstand am Amazonas“ (wie Anm. 4).
- 16) Pressemeldung des Ministeriums vom 26.7.2007.
- 17) Nach dem Bericht von Aline Ribeiro: A promise for Juruti, im brasilianischen Wirtschafts-magazin „Epoca Negocios“, März 2009.

Aufsätze

Meiningen und Südthüringen

K.-Jürgen Amthor

Bemerkungen zu Meiningen..... 79

Alfred Erck

Das Meininger Theater und die Unterfranken..... 89

Renate Langer

Das Meininger Theater seit der Öffnung der Grenzen 1989/19..... 97

Willfried Büttner

Aus der Geschichte Jüchsens..... 99

Dieter J. Weiß

Impulse der Markgräfin Wilhelmine für die fränkische Hochschullandschaft..... 103

Franz Schicklberger

„Ehrenbaum“ oder „Freiheitsbaum“? Unruhen und politische Zwietracht
in Eibelstadt um 1830..... 110

Rainer F. Schmidt

Fishcode „Bleak“ – Die Strategie des „moral bombing“ im Zweiten Weltkrieg
und die Zerstörung Würzburgs am 16. März 1945..... 121

Katharina Zwicker

Gedicht zum 16. März 1945..... 135

Frankenbund intern

Grußwort des Bürgermeisters der Stadt Meiningen zum 81. Bundestag
des Frankenbundes am 8. Mai 20..... 136

Einladung zum 81. Bundestag am 8. Mai 2010 in Meiningen..... 137

FRANKENLAND-Hefte des Jahrgangs 1986 gesucht!..... 138

Peter A. Süß

Dr. Walter M. Brod 97jährig verstorben..... 138

Bücher zu fränkischen Themen..... 139

Aktuelles

Robert Schäfer

Die Schleuse 94 des Ludwig-Donau-Main-Kanals. Ein technikgeschichtliches
Denkmal von überregionaler Bedeutung wird wiederbelebt..... 143

Gerhard Gollner

13. Oberfränkische Malertage 2010..... 148

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Dr.med.habil. K.-Jürgen Amthor	In der Helba 3, 98617 Meiningen
Willfried Büttner	Leiter Museum Jüchsen Lessingstraße 1, 98631 Jüchsen
Prof. Dr. Alfred Erck	Leipziger Straße 75, 98617 Meiningen
Gerhard Gollner	Stadtrat Siegmundstraße 11, 95445 Bayreuth
Renate Langer	Leiterin der Öffentlichkeitsarbeit des Staatstheaters Meiningen Bernhardstraße 5, 98617 Meiningen
Robert Schäfer M.A.	Schleusenweg 30, 96114 Hirschaid
Dr. Franz Schicklberger	Stadtarchivar, Vorsitzender des Heimatvereins Kapellensteige 9, 97246 Eibelsstadt
Prof. Dr. Rainer F. Schmidt	Institut für Geschichte der Universität Würzburg Am Hubland, 97074 Würzburg
Lothar Schnabel	Kressenstraße 19, 90419 Nürnberg
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart
Prof. Dr. Dieter J. Weiß	Lehrstuhl für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte Universitätsstraße 30, 95440 Bayreuth
Johanna Welzel	Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte, Institut für Geschichte der Universität Würzburg, Am Hubland, 97074 Würzburg

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

„Meiningen hat was“

(Meininger Werbespruch)

„Stadt Meining an der Werr berümbt
Der Franken Pfort ihrn Anfang nimmt.“

(Güths Meininger Chronik 1676)



Abb.: Ansicht von Meiningen in der Güthschen Chronik von 1676.

Bemerkungen zu Meiningen

von

K.-Jürgen Amthor

Es klingt in mir ein Kinderreim:
„Daheim, daheim ist doch daheim!“
Sie sangen's in den Gassen.
Ich selber sang's wohl tausendmal
in meinem grünen Werratal
und hab' es doch verlassen.

Das schrieb der Meininger Poet und Botaniker Dr. phil. Rudolf Baumbach, der 1885 aus Triest wieder nach Meiningen zurückkehrte. Ich bin demnach nicht der erste, der aus weiteren Gefilden in das engere Tal zurückkam. Hat also Meiningen etwas, wie es unsere Werbung verkündigt?

Es muß schon im Jahre 982 etwas gehabt haben: Damals vermachte Kaiser Otto II. während der Kämpfe in Italien Meiningen, einen unbefestigten Ort in der Hand des Reiches, zu Gunsten seines treuesten Kampfgefährten Herzog Ottos von Schwaben, dem Stift St. Peter- und Alexander in Aschaffenburg (damals noch Stift St. Peter). Der Kaiser befand sich in einer äußerst schwierigen Situation, besonders nach der tragischen Niederlage gegen die Sarazenen unter Albucasem am Kap Colonne. Unter solchen Umständen verfügt man zugunsten des besten Gefolgsmannes nicht über Bedeutungsloses. Meiningen muß also mindestens einen gewissen Wert an Ländereien, Vieh und Menschen gehabt haben.

Diese Menschen waren Geschöpfe der Völkerwanderung, Reste der von Ost nach West durchziehenden Sueben und anderer germanischer Kampf- und Wanderverbände, die zusammen mit den Hermunduren von den Römern „*Alamanni*“ genannt wurden. Schon seit dem frühen 8. Jahrhundert waren sie Bewohner der Königsprovinz Ostfranken – „*orientalis Francia*“ – des Vielvölkerstaates Franken und lebten unter einer sehr dünnen „echten“ fränkischen Besatzungstruppe, die aus dem nördlichen Frankreich und dem Niederrhein bis hierher vorgedrungen war und inzwischen Europa zwischen Pyrenäen und Lech beherrschte.

1008 müssen wir immer noch etwas gehabt und bedeutet haben und wieder in der Hand des Reiches gewesen sein, denn nun wurde Meiningen, die Meininger Mark und Walldorf vom späteren Kaiser Heinrich II. zur Beruhigung dem Bistum Würzburg vermacht, das er zugunsten des Bistums Bamberg kräftig beschnitten hatte. Soweit klare Verhältnisse.

Aber dann begann schon bald der Investiturstreit Kaiser Heinrichs IV., der 1122 für das Reich mit dem Wormser Konkordat unter Kaiser Heinrich V. endete, während sich seine Folgen für Meiningen als Zankapfel zwischen den Hennebergern (Parteigänger Heinrichs IV.) und Würzburg länger hinzogen. Poppo I. von Henneberg war 1078 in der Schlacht bei Mellrichstadt auf der Seite König Heinrichs

IV. gefallen. Es war einer der Kämpfe Heinrichs im Investiturstreit gegen den auf der Seite des Papstes Gregor VII. stehenden Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden, Herzog von Schwaben (Im Investiturstreit ging es darum, ob hohe Geistliche vom Kaiser oder vom Papst in Besitz und geistliches Amt eingeführt werden dürften).

Nach dieser Schlacht zeigte sich Heinrich IV. gegenüber Gotebold I. von Henneberg, dem Bruder des gefallenen Poppo I., sehr dankbar: Die Henneberger erhielten das Burggrafenamt von Würzburg und damit die Amtslehen dieses Amtes (Meiningen, Mellrichstadt und Stockheim), dazu Reichslehen, besonders Forsten, außerdem Kirchenlehen von Fulda, Hersfeld, Bamberg und Würzburg. Daß der König Reichsgut an seine Parteigänger vergab, war seine Sache; die Verteilung von Kirchenlehen mußte zum Streit mit der Kirche führen, d.h., in unserem Fall mit Würzburg.

Dem Würzburger Bischof wurde nach 1078 mit Gotebold I. von Henneberg als Burggraf und Stiftsvogt eigentlich ein Gegner als Aufpasser zur Seite gestellt und überdies mit Land des Bistums belehnt. Der damalige Bischof Adalbero von Lambach war aus religiösen Gründen vom Gefolgsmann des Königs zum Verfechter der päpstlichen Linie geworden. Als Burggraf war der Henneberger militärischer Befehlshaber im Bistum, als Stiftsvogt hatte er sich um die weltliche Verwaltung und Rechtsprechung zu kümmern, da die Kirche sich weltlicher Dinge enthalten sollte.

In der Stauferzeit war, besonders durch Bischof Gebhard von Henneberg (1150–1159), ein enges Verhältnis des Bistums zu Kaiser Friedrich I. Barbarossa geschaffen worden. Das zeigte sich nicht nur durch mehrere Reichstage und die Hochzeit des Kaisers mit Beatrix von Burgund in Würzburg, sondern vor allem durch die Bestätigung der herzoglichen Rechte des Bischofs von Würzburg in seinem Bistum auf dem Reichstag in Würzburg 1168. Von der mit einem goldenen Siegel versehenen Zweitschrift rührt der Begriff der „Gülden Freiheit“ her; golden vor allem für die Bischöfe. Es ist eine gewisse

Ironie des Schicksals, daß nicht zuletzt die Verdienste eines Hennebergers als Bischof zur Einschränkung der Macht der Henneberger Grafen im Würzburgischen führte, denn für einen Bischof mit Herzogswürde waren Burggrafen und Vögte überflüssig.

Poppo VII. (1190–1242) mußte schließlich auf das Burggrafenamt verzichten, hat aber die zum Amt gehörenden Lehen nicht abgeben wollen. Die Folge waren heftige Fehden zwischen Henneberg und Würzburg, in deren Verlauf Meiningen, Mellrichstadt und Stockheim wieder zum Bistum kamen.

1432 stürmten die Meininger die Bischofsburg, weil sie sich von den damaligen Amtleuten ausgeplündert fühlten. Trotz ihrer Steuern und sonstigen Einnahmen mußten Fürsten und geistliche Herren ihre Ländereien hin und her verpfänden bzw. mit Sicherung von Rückkaufsrechten verkaufen, da das Geld für die oft aufwendige Hofhaltung nicht reichte. So war Meiningen 1434 bis 1494 wieder einmal hennebergisch.

Nach Rückkauf Meinings wurde 1511 mit dem Wiederaufbau der Burg begonnen. Daran erinnert der Denkstein neben dem parkseitigen Tor des „Bibrasbau“ (Bischof Lorenz von Bibra 1495–1519): *„Im 1511. Jahr ist dieser Bau von Bischof Lorenzen durch Christoffel Pfnör als Baumeister vollbracht.“*

1525 überstanden die Meininger den Bauernkrieg und die Strafaktion des Würzburger Bischofs Konrad von Thüngen mit teilweiser Schleifung der Stadtmauer, Einsetzung eines vom Bischof ausgewählten Rates, Verbot des Waffentragens für Bürger, Einziehung eines Drittels ihres Vermögens und Hinrichtung solcher, *„so an der Auffruhr Schuld hatten“*. Auch der alte, verehrte Pfarrer Kellermann wurde geköpft. Ein unglückliches Ende einer großen Sache.

„Der bischove hatte vernommen, das die Gemainde zu Mayningen zum merer thayl ain hartnecket, seltzam volk wäre, das sich leichtlich uffbringen lies...“, schrieb Lorenz Fries in seiner Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken. Es war ja weniger um bäuerliche Not gegangen, als um Rechtsgleichheit, wie es

am klarsten in den Artikeln des fränkischen Bauernheeres im Mai 1525 formuliert wurde: *„Es sollen auch all die Geistlichen und Weltlichen, Edlen und Unedlen hinfüro sich des gemeinen Bürger- und Bauernrechts halten und nit mehr sein, dann was ein ander gemeiner Mann tun soll.“*

1542 wurden die Meininger wieder hennebergisch: Wilhelm IV. von Henneberg-Schleusingen befand sich nach dem Bauernkrieg – in dem er eine höchst zweifelhafte Rolle gespielt hatte – in großen finanziellen Nöten. Deshalb tauschte er sein Amt Mainberg bei Schweinfurt, das die Würzburger schon lange im Auge hatten, gegen Meiningen mit den dazugehörigen Dörfern und 170.000 Gulden zur Tilgung seiner Schulden. Der Vertrag mit Bischof Konrad von Bibra enthielt aber eine Klausel, nach der Meiningen an Würzburg zurückfiel, wenn die Henneberger aussterben sollten, was 1542 bereits abzusehen war.

1544 wurde Meiningen unter dem Fürstgrafen von Henneberg Georg Ernst evangelisch. *„Cuius regio, eius religio“*. Bald waren die Henneberger wieder hoch verschuldet. Nun schlossen sie mit den Ernestinern den Erbvertrag von Kahla 1554: Die Ernestiner tilgten die Schulden der Henneberger, die trotz der erhaltenen 170.000 Gulden aus Würzburg inzwischen wieder 130.470 Goldgulden (3 Goldgulden = 1 schlachtreifes Schwein) betrugen, und erwarben dafür die Anwartschaft auf die Grafschaft Henneberg im Falle des Aussterbens der Henneberger Grafen.

Das gleiche war aber bereits 1542 dem Bistum Würzburg juristisch verbindlich zugesagt worden. Die Albertiner und die Ernestiner sind seit der Leipziger Teilung 1485 die beiden Linien des Fürstengeschlechtes der Wettiner, benannt nach ihrer Stammburg Wettin an der thüringischen Saale nordwestlich von Halle.

An den zweiten Markgräflerkrieg unter Albrecht Alcibiades erinnert in der Meininger Stadtkirche das Denkmal des Lorenz Reps vom Meister HH oder IH. Reps hatte als Stadtschultheiß den mit Albrecht Alcibiades

verbündeten Braunschweigern 1554 trotz Schießerei den Einmarsch in die Stadt verweigert. Das Leid und die Verwüstungen der Grafschaft Henneberg im Markgräflerkrieg, besonders durch Truppenbewegungen nach dieser Schlacht, sind von K. Lehmann eindringend beschrieben worden.

Am Ende der Grumbachischen Händel 1567, in die sich der Ernestiner Johann Friedrich der Mittlere eingelassen hatte, war der Albertiner Kurfürst August von Sachsen über kaiserlichen Anwartschaftsbrief und als Vormund der Söhne des inhaftierten Johann Friedrich praktisch Erbe des Vertrages von Kahla. Der hennebergische Kanzler Michael Strauß (Gedenktafel in der Stadtkirche rechts vom inneren Eingang) war nebenbei bezahlter albertinischer Beobachter am Hof des letzten Hennebergers gewesen. Nach dessen Tod trat er sofort in Kur- und Fürstlich Sächsischen Dienst und vertrat kräftig die Interessen Sachsens.

So kam nun Meiningen nach dem Tode von Georg Ernst von Henneberg am 27. Dezember 1583 – nicht ohne bedenkliche albertinische Schliche – an die Ernestiner, zunächst 1584 unter eine Kur- und Fürstlich Sächsisch-Hennebergische Regierung mit Sitz in Meiningen. Der juristische Streit wegen der zwei Erbverträge zwischen dem Herzogtum Sachsen-Meiningen und dem von Napoleon geschaffenen Großherzogtum Toskana-Würzburg (1806–14) wurde erst am 20. Juni 1808 durch einen Staatsvertrag beendet. Erst damit wurde die Lehensabhängigkeit der Stadt, des Schlosses und des Amtes Meiningen von Würzburg aufgehoben. Das Fürstbistum Würzburg war 1803 mit der Säkularisation erloschen. 1945 brachte diese Entscheidung den Meiningern nach der Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten 45 Jahre roter Diktatur ein.

Da nach dem Augsburger Religions- und Landfrieden 1555 der Landesherr die Religion seiner Untertanen bestimmte, kamen aus den Ländern der Gegenreformation tüchtige Anhänger der lutherischen Lehre nach Meiningen wie Christoph Nöth aus Saal an der Saale bei Bad Königshofen und Jobst von Hagen aus Westfalen, unter denen Weberei

und Färberei in Meiningen einen weiteren Aufschwung nahmen. Wohlstand und Bevölkerungszahl stiegen. Das schöne Treppentürmchen an der Marktseite des Nordturmes der Stadtkirche ist eine Stiftung der Weberzunft.

Dann kam der fürchterliche 30jährige Krieg, an dessen Ende von 834 Familien bzw. 4.800 Einwohnern des Jahres 1634 noch 335 Familien und 1.300 Einwohner übrig waren. Von 669 Häusern standen noch 352. Aber Zahlen sagen nichts über die fürchterlichen Einzelschicksale aus!

1680 wurde Meiningen Hauptstadt des selbständigen Herzogtums Sachsen-Meiningen unter Bernhard I., einem Sohne Ernsts des Frommen von Sachsen-Gotha. Auf ihn geht der Bau des Schlosses Elisabethenburg unter Einbeziehung der alten Würzburger Burg (Bibrasbau) zurück. Geld war knapp, und so wurden Steine der Festung Landeswehre (Landsberg) und des Außenwerkes der Festung Maßfeld (Zuchthaus Untermaßfeld) mit verbaut. Der Herzog versuchte auch, die im Mittelalter florierenden Weinberge am Osthang des Werratales über dem Schloß wiederanzulegen, die im 30jährigen Krieg verwüstet worden waren. Der Name der Lage „Herrenberg“ ist auf den ganzen Hang übergegangen. Aber der Wein geriet nicht gut, so daß die sehr enttäuschte Frau Holle nach einem Schoppen in der „Gans“ am Töpfermarkt die Weinstöcke erfrieren ließ. So überliefert es unser Poet Dr. Rudolf Baumbach in seinem „*Lied vom Hütes*“. Bekannt ist den Deutschen sein Gedicht „*Der Wagen rollt*“ (Hoch auf dem gelben Wagen). Prosaiker meinen jedoch, daß der Weinbau ein Opfer der sogenannten kleinen Eiszeit (etwa zwischen 1550 und 1750) wurde.

1705 kam es zur Erhebung der Lateinschule zum „*Lyceum illustre*“, der Keimzelle des heutigen Henfling-Gymnasiums, ohne daß sich am Lehrplan viel änderte. Bernhard I. soll gesagt haben: „*Denkt, daß, wenn die Untertanen für uns beten sollen, sie nicht über uns seufzen dürfen.*“ Von seinen Söhnen war Anton Ulrich zwar der gebildetste und intelligenteste, lebte aber leider vorwiegend weit ab von Meiningen mit sich

selbst beschäftigt.

Daher lagen die Sorgen für die Stadt im Siebenjährigen Krieg 1756 bis 1763 auf den Schultern des hervorragenden Oberbürgermeister Johann Melchior Derk. Die Sorgen und Nöte waren durch wiederholte Truppendurchzüge, Plünderungen und Belagerung nicht gering. So ist es kein Wunder, daß wir aus der Epoche des Rokoko kaum Bausubstanz haben. Auf Derk gehen u.a. die gegen Widerstand durchgesetzte Bepflanzung des Walles zwischen den alten Befestigungsgräben (Bleichgräben) mit Kastanien und das Totenregister für den alten Friedhof um die jetzige Gruftkapelle zurück. Derk war von Beruf Glocken- und Stückgießer.

Die Söhne Anton Ulrichs Karl und Georg I. beseitigten große Teile der Stadtbefestigung und veränderten die Stadt beträchtlich. Aus heutiger denkmalpflegerischer Sicht gingen sie etwas weit. Goethe sah das offenbar ähnlich und schrieb im Mai 1782 an Charlotte von Stein: *„Die Herzöge wenden Erde und alte Mauern um und machen Torheiten, die ich ihnen gern verzeihe, weil ich mich meiner eigenen erinnere.“*

Georg I. (regierte 1782–1803) hat für Stadt und Land viel getan. Er begann die Anlage des „Englischen Gartens“ als Landschaftspark. Aus dieser Zeit stammt noch das künstliche Ruinentor am Westeingang. Als überzeugter Anhänger der Aufklärung förderte er Land- und Forstwirtschaft, Straßenbau, Schulwesen und Industrie. Er veranlaßte die Gründung der Forstakademie unter Matthäus Bechstein in Dreißigacker. Typisch für seinen Eifer als Aufklärer war die Gründung eines „Institutes zur Beförderung sittlicher und bürgerlicher Vervollkommnung“. Wie sein Vater schätzte er die Künste, förderte neben anderen die Maler (und Organisten) Gottlieb Friedrich Bach und seinen Sohn Johann Philipp, den Maler Thierry und die Liebhaberbühnen. Auch die Meininger Damen hat er sehr verehrt. Daß ihn sein Jähzorn bei einem Kutschenüberholmanöver zwischen Inselfeld und Brothode in eine Schlägerei verwickelte, schädigt sein Ansehen nicht erheblich. Jähzorn sei das Alibi der Gutmütigen, hat ein Psychiater gesagt.

Seine Witwe Louise Eleonore hatte die schwierige Napoleonische Zeit durchzustehen. Auch die Meininger mußten den Franzosen Truppenkontingente stellen. Eines von 300 Mann kämpfte 1809 an der berühmten Sachsenklemme am Eisack zwischen Graßstein und Franzensfeste und danach im grauenhaften spanischen Feldzug Napoleons. 1811 kehrten 28 Soldaten, 3 Unteroffiziere und 3 Offiziere zurück.

Bernhard II. regierte von 1821 bis 1866. Die Stadt wurde als Kreuzungsort der wichtigen Zollvereinsstraße Erfurt – Oberhof – Meiningen – Würzburg und der alten Fernstraße von Norden über Eisenach – Meiningen – Würzburg, der heute weitgehend die B 19 folgt, ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt. Die Bevölkerungszahl nahm wieder zu. 1837 hatten wir 6.137 Einwohner. 1858 nahm die Werrabahn ihren Betrieb auf. Es kam zu einer beachtlichen Bautätigkeit: Gymnasium Bernhardinum, die beiden Palais vor dem unteren Tor, das Könitz'sche Haus (dort 1908 die Strupp'sche Villa) und viele beachtliche Häuser in Marien- und Bernhardstraße entstanden neben der Gruftkapelle (6. Kirchenbau an dieser Stelle) und dem neuen Friedhof am Osthang über der Stadt.

Das Revolutionsjahr 1848 brachte dem Land statt der alten Ständevertretung einen gewählten Landtag, Gemeinde- und Rechtsreform und 1850 ein Gesetz über die Befreiung des bäuerlichen Besitzes von allen Feudallasten. Bernhard II. hatte auch die Bedeutung der Banken erkannt und förderte ihre Gründung.

Meiningen war immer fränkisch orientiert gewesen und hatte bis 1806 zum fränkischen Reichskreis gehört. Folgerichtig stand Bernhard II. 1866 im „Deutschen Krieg“, auf der Seite Bayerns und damit leider auf der Verliererseite (Gefechte hier im Juni 1866 bei Bad Kissingen und Roßdorf). Preußen kämpfte damals zusammen mit den norddeutschen Staaten gegen Österreich, Sachsen, Hannover, Bayern und die süddeutschen Staaten um die Vorherrschaft in Deutschland.

Bismarck wollte Meiningen schon annektieren. Zum Glück hatte aber Bernhard seinen Sohn Georg beim preußischen Militär dienen

lassen, und Georg hatte den Dienstrang eines preußischen Generals. Bernhard II. trat zurück und der Sohn wurde als Georg II. Herzog. Einem preußischen General konnten die Preußen schlecht das Land wegnehmen. Zur Sicherheit wurden aber zwei Bataillone des IR 32 als ständige Besatzungstruppe nach Meiningen gelegt. Hatte Bernhard II. die Lage völlig falsch eingeschätzt? Friedrich Engels hatte den Sieg Österreichs prophezeit. „*Hätte Preußen die Schlacht von Königgrätz verloren – dazu fehlte aber gar nicht viel –, so wäre Bismarck als entlarvter Abenteurer im blutigen Nebel der Niederlage verschwunden*“, meint Golo Mann in seiner „Deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“.

Georg II. trat also als Retter des Vaterlandes an und starb 1914 unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg, vor dem er immer gewarnt hatte. Er war der bedeutendste der Meininger Herzöge, weil er guten politischen Sinn, verwaltungstechnisches Wissen sowie künstlerisches Talent und Können zum Wohl des Landes mit Erfolg einsetzte. Das Regietheater im guten Sinne ist ein Werk Georgs II. „*Meiningen war der Welt damals noch nicht durch die Meininger bekannt*“, schrieb Wilhelm Raabe in „Gutmanns Reisen“ (1860 zur Generalversammlung des deutschen Nationalvereins in Coburg verfaßt). Gemeint ist Georgs Schauspieltruppe mit ihren Gastspielen in der ganzen Welt.

Die Stadt veränderte sich weiter, besonders durch den Bau der Bahnstrecke nach Schweinfurt mit der Anlage von Tunnel, Lindenallee und Charlottenstraße. Das Bankenviertel in der Leipzigerstraße wurde erbaut. Auch wurde der Englische Garten durch den alten Friedhof erweitert, was nicht alle Meininger erfreute. Außerdem bekamen wir statt der alten Stadt- und der Schloßbrauerei mehrere Privatbrauereien: Röder (später Hack), Völler (jetzt Meininger Privatbrauerei), Zeitz, Taglauer und die Kreutzbergbrauerei.

Das Reichsbahnausbesserungswerk entstand und zog später vom Bahnhof in das Gelände des jetzigen Meininger Dampfkloswerkes. 1874 gab es einen verheerenden Stadtbrand. Dank des Ansehens des Meininger Theaters kamen Spenden aus der ganzen Welt;

über eine Million Mark. Die Straßennamen Berliner- und Leipziger Straße sind ein Zeichen der Dankbarkeit für Spenden aus diesen beiden Städten. Außerdem sind die Hauptspender mit ihren Wappen am Gebäude der ehemaligen Bank für Thüringen, Leipziger Straße 2, angebracht (auf dem Gelände der von den jüdischen Familien Sulzbach und Strupp 1858 gegründeten Mitteldeutschen Creditbank). Der aus dieser Familie stammenden Dr. Gustav Strupp – seinerzeit einer der reichsten Männer Thüringens – hat immer auch auf Kultur, Kunst und Künstler geachtet und dies auch finanziell unterstützt. Auf der Brandfläche der Stadt entstand eine neue Innenstadt, auf allerhöchsten Wunsch nur noch Massivbauweise bei einheitlicher Höhe und Straßenbreite, weitgehend dem Historismus verpflichtet; wenigstens die Fassaden.

Die Grundbesitzer wurden enteignet und konnten das Grundstück nur teuer zurückkaufen, weil die Kosten für die „*grundhafte Erneuerung*“ (erstmalig Tiefkanalisation) der Straßen dazu kamen. Da viele „Abgebrannte“ dazu nicht in der Lage waren, entstanden besonders im Süden der Stadt vorübergehend Notbehausungen. Alte Meininger kennen noch die Bezeichnung Indianerviertel. Insgesamt kommt mir der nach dem Brand von 1874 wieder aufgebaute Teil der nördlichen Altstadt etwas langweilig vor; aber nicht so einfallslos wie der jüngste Neubau in der Bernhardstraße gegenüber dem Theater.

Das wuchtige Gerichtsgebäude am Bleichgraben auf dem Gelände des Parkhauses war noch einmal Gerichtssitz für die fränkischen Kreise des Herzogtums, für Sachsen-Coburg und für die preußischen Kreise Schleusingen und Schmalkalden. Es sei „*von Oberbaurat Hoppe noch aus Mitteln der französischen Kriegsschädigung 1871 errichtet worden und 1945 wieder als Bombenopfer des Krieges verschwunden*“, sagte der Meininger Jurist und Heimatforscher Werner Hoffeld.

1918 dankte der letzte Meininger Herzog Bernhard III. ab und Meiningen wurde Kreisstadt im 1920 neu gebildeten Freistaat Thüringen. Die „*goldenen Zwanziger Jahre*“ waren in Meiningen von Arbeitslosigkeit und Inflation geprägt. Als unter den Nationalsozia-

listen die Wirtschaft wieder in Schwung kam und die Arbeitslosigkeit verschwand, übersah man, daß auch Meinungsfreiheit und Menschen verschwanden.

Beide Weltkriege brachten Not und Tod. Beim Angriff der US-Airforce am 23. Februar 1945 kamen über 200 Meininger um. Die Gesamtzahl der gefallenen, umgekommenen und vermißten Meininger in beiden Weltkriegen ist nicht bekannt. Die Gedenktafeln für die verschleppten Juden am Haus in der Ludwig-Chronegk-Straße gegenüber der Commerzbank und für Frau Elisabeth Schumacher, die mit 38 Jahren als Mitglied der Schulze-Boysen-Harnack-Gruppe 1942 hingerichtet wurde, am Haus Schulstraße 4 erwecken in mir noch heute Grauen vor dieser ersten deutschen Diktatur.

Das Ende des Krieges 1945 brachte uns mit der Teilung Deutschlands die Trennung einer alten zusammengehörenden Kulturlandschaft. Sachsen-Coburg, das sich 1920 für Bayern entschieden hatte, kam mit in die Bundesrepublik. Wir landeten in der zweiten deutschen Diktatur DDR. Diese hielt von Meinungsfreiheit soviel wie die erste und auch von Bewegungsfreiheit nicht viel. Der wirtschaftliche Erfolg stand infolge ideologischer Scheuklappen nicht im Verhältnis zu Fleiß und Intelligenz der Bürger. Die Bausubstanz verahrloste. Die ausgezeichneten Meininger Denkmalpfleger konnten nicht überall sein und hatten nicht immer das Material, das sie brauchten. Bald setzten einflußreiche Funktionäre die guten Handwerker dieses Betriebes auch für ihre privaten Arbeiten ein.

So protestierten im Herbst 1989 etwa 10 Prozent der Meininger gegen Stasi, für Meinungsfreiheit, vernünftige Wirtschaftsführung, Reisefreiheit und – als sie sich abzeichnete – auch für die Wiedervereinigung Deutschlands, nicht für Bananen, wie Herr Minister Schily glaubte. Auch wenn die Demokratie in der Berliner Republik durch Bürokratie und Parteienfilz (vornehmer Netzwerk; mit zu vielen alten Ja-Sagern und neuen Stromlinienförmigen) beschnitten und die Meinungsfreiheit „politically correct“ überwacht wird, sehe ich in der Wiedervereinigung ein Wunder, für das ich sehr dankbar

bin, und ich hoffe sehr, daß Meiningen erlebt, was Werner Hoßfeld (1880–1957), Amtsgerichtsrat, Heimatforscher und verdienstvoller Vorsitzender der Frankbundgruppen in Römhild und Meiningen, 1954 schrieb: *„wenn die künstlich gezogenen Schranken fallen würden. Dann würde Meiningen wieder die mächtige Pforte nach Franken in einem geeinten friedlichen Deutschland sein.“*

Zurück zum Werbespruch. Was haben wir, was man sehen sollte?

Ich würde mit einem Spaziergang durch den „Englischen Garten“ beginnen. Die Denkmale erinnern an die vielen Künstler, die über die Herzöge nach Meiningen kamen. Goethe und Schiller fehlen. Der erste kam dienstlich nach Meiningen, der andere auf der Flucht nach Bauerbach zunächst nur durch Meiningen (Gedenktafel gegenüber der Kirche, Anton-Ullrich-Straße). Auf dem schönen Sockel des Denkmals mit Bronzereliefs am Südwesteingang gegenüber dem Sächsischen Hof fehlt Herzog Bernhard II. Ausgerechnet das Bronzestandbild dieses Preußengegners haben die roten Meininger Bilderstürmer 1949 vernichtet und damit das schöne Denkmal von Kaspar Ritter von Zumbusch empfindlich beschädigt.

Der Bechsteinbrunnen „Waldnympe und Gnom“ oder „Waldgeheimnis“ von Robert Diez ist ein vom Meininger Bauamt und Museumsleuten mühsam organisierter Nachguß. Vom „Gänsemännchen“, Original in Nürnberg um 1540 von Pankraz Labenwolf in Messing gegossen, hat Friedrich-Ernst, Prinz von Sachsen-Meiningen, der Stadt Meiningen eine weitere Kopie geschenkt. Es steht jetzt gegenüber dem „Sächsischen Hof“ zwischen kleinem Palais und den alten Befestigungsgräben der Stadt. Beide Denkmale waren 1990/91 gestohlen worden. Schließung von Betrieben und gut organisierter Kunstraub waren eine unerwartete Begleiterscheinung der Wiedervereinigung Deutschlands.

Das Theater muß von innen und außen besucht werden, doch ich denke, daß es auch ein Meiningen außerhalb des Theaters gibt! Deshalb sollte man im schönsten Biergarten Meiningens am „Henneberger Haus“, an sehr historischem Ort, bei einem guten Schoppen

in einem Stadtführer blättern! Dort sitzt man zwischen zwei der ursprünglich drei Stadtgräben im Bereich der alten Befestigungsanlage am unteren Tor hinter dem Haus, das von E. Fritze am ungefähren Standort des unteren Tores und auf Resten des alten Franziskanerklosters erbaut wurde. Im Süden verläuft der Graben an den Mauern des ehem. Zeughauses, einem Überrest des Klosters. Über den nördlichen Graben sieht man zum „Sächsischen Hof“, der eine Geschichte für sich hat; von der Kaserne, Gasthaus und Poststation zum Hotel mit Restaurant. Bei Regenwetter bietet sich die Rast im „Ernestiner Hof“ mit Blick auf eines der bei uns seltenen Häuser mit Rokoko-Stuckdekoration an. Diese stammt wahrscheinlich von einem der besten unterfränkischen Stukkatoren, von Bernhard Hellmuth (1725–1810) aus Untereßfeld, der vom großen Würzburger Hofstukkator Antonio Bossi beeinflusst ist. Interessenten können von Meiningen aus leicht seine Arbeiten in den Kirchen von Eysershausen und Ipthausen bei Bad Königshofen im Grabfeld ansehen.

Das Schloß und die verschiedenen Meininger Museen sollte man nicht nur bei Regenwetter besuchen. Dort besitzen noch zwei Räume freigelegten Rokoko-Stuck; er war in der DDR als feudal-absolutistisches Symbol überputzt worden.

Jetzt sollte ein Altstadtbummel folgen. Nach den fürchterlichen Stadtbränden von 1475, 1478 und 1874 haben wir nicht mehr viel alte Bausubstanz; man muß etwas suchen. Das Büchner'sche Haus mit bestem fränkischen Fachwerk ist nicht das einzige sehenswerte. Das „Schlundhaus“ ist das von E. Fritze nachgebaute Haus des Christoph Nöth „Zum gulden Einhorn“, das vor dem Brand von 1874 in der Georgstraße stand. Das Hauszeichen ist eine Erinnerung an das dort abgebrochene Haus „Zum Stern“. Auch darf man das Postgäßchen nicht vergessen und die ehem. Posthalterei in der Ernestinerstraße mit Hinweis auf den „Wasunger Krieg“ 1747/48. Ein lächerlicher Krieg, ausgelöst durch den Streit zweier Damen wegen des Vorrangs bei Hofe; damals aber leider nicht lächerlich für die betroffenen Wasunger und das Land.

Vom „Skyline-Restaurant Monte Christo“ im Dachgeschoß auf dem Erweiterungsbau der ehemaligen Fronveste von 1843 (Stadtgefängnis) an der Oberen Mauer (Gebäude stehen auf der äußeren Stadtmauer) fällt der Blick auf die Reste und die Sanierung des 1874 nicht abgebrannten südlichen Teiles der Altstadt, auf die beiden noch erhaltenen Verteidigungsgräben und auf Berge und Hänge des Werratales. Noch immer ist von hier erkennbar, daß 1989 der Zusammenbruch der DDR im wahren Sinn des Wortes unmittelbar bevorstand.

Auf dem Weg zum Markt steht an der Anton Ullrichstraße 1 ein sehr schönes Fachwerkhaus, das den Brand von 1874 überstanden hat. Es war einst Apotheke, um 1900 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges die schöne Bäckerei Lind, dann Laden für alles Mögliche und nach der Wiedervereinigung das Gasthaus „Ratsstube“. Sehr schön! Aber leider mit fränkisch „unzulässigem“ Namen, denn das Schlundhaus heißt doch bei uns Ratsstuben oder -keller. Dieses haben wir aber schon lange; in dem hat Frau Holle den „Mäningern“ die „Hütes“ beigebracht.

Schließlich gelangt man zu Kirche und Markt, der z.Zt. einem baumlosen Exerzierplatz mit Bauzaun ähnelt. Mit Hilfe des heiligen Kaisers Heinrich II. auf dem Marktbrunnen wird sich das hoffentlich ändern. Beim Rundgang auch die vielen anderen Brunnen beachten! Zunächst aber ein Blick auf und in die Kirche. Wenn auch möglicherweise am Platz der heutigen Gruftkapelle im Englischen Garten eine ältere Kirche stand, die eigentliche Meininger Kirche ist für mich diese Stadtkirche St. Marien. Außerdem ist sie in vielen Teilen das älteste noch stehende Bauwerk Meiningsens. Die Türme stammen bis zum romanischen Fries über der Uhr aus der romanischen Zeit, wobei der Südturm beim Umbau der Kirche 1884 bis 1889 von Oberbaurat Hoppe um 3,5 m nach Süden versetzt wurde. Ein neuer gotischer Chor entstand nach Brand 1380, die Einwölbung um 1440. Die wesentlichen Bauherren sind mit Schlußsteinen gewürdigt: Bischof Gottfried Schenk von Limpurg und das Herzogtum Franken, die Grafen von Henneberg und die

Tuchmacherzunft, wahrscheinlich der Hauptgeldgeber. Auf dem Weg nach innen kommt man am originalen romanischen Türklopfer (der linke) vorbei. Die Steinerne Madonna, das Wahrzeichen unserer Kirche, ist vermutlich ein Geschenk Kaiser Ludwigs d. Bayern, als er 1344 Meiningen besuchte und die „Schweinfurter Rechte“ verlieh. Sein Geschenk traf aber erst viel später ein. Figuren des Meisters IH, über den man immer noch nichts weiß. Links vom inneren Eingang findet man drei eiserne Gedenkplatten der Familie Schröter, eine davon für Jacob Schröter. Er war ein Enkel des 1567 nach Beendigung der Grumbachischen Händel auf dem Markt von Gotha gevierteilten Dr. Christian Brück, Rat und Kanzler des Ernestiners Johann Friedrich d. Mittleren.

Außen ein Blick auf den sogenannten Kreuzpfennig am nordöstlichen Strebepfeiler des Chores, eins der „Wahrzeichen Meiningens“. Übermeißelung, Wetter und Sandstrahl haben ihm arg zugesetzt. Er ähnelt dem Brunomonogram am Würzburger Dom sehr, ist aber schwer einem bestimmten Bischof zuzuordnen. Jedenfalls ist er ein Zeichen der engen Verbindung der Stadt mit Würzburg.

Kurzer Gang auf dem Wall zwischen den Bleichgräben, Reste der Stadtmauer und eines Schalenturmes gegenüber vom Parkhaus. Man läuft auf dem verbliebenen der zwei Befestigungswälle vor den ehemals zwei Stadtmauern zwischen zwei von drei Befestigungsgräben. Das Wasser wurde und wird südlich vom oberen Tor aus der Werra abgeleitet und fließt einerseits südwestlich um die Stadt, andererseits östlich an Stadt, Schloß und Henneberger Haus vorbei wieder in die Werra.

Der damalige Oberbürgermeister Ziller wollte diese Gräben nach dem Brand 1874 mit Bauschutt auffüllen lassen. Zum Glück für die Meiningener konnte der als Gutachter berufene berühmte Münchner Hygieniker Prof. Pettenkofer diesen groben Unfug verhindern. Modernere Villen liegen um die Altstadt herum, auch auf den Hängen. Ein sehr gutes modernes Kulissenhaus im Englischen Garten stammt aus der DDR-Zeit. Auch gibt es größeren Wohnungsbau nach der Wende,

der sicher mit besserem Material, aber nicht in jedem Fall schöner ausgeführt wurde.

Jetzt würde ich durch den Schloßpark, vorbei an Stötzers „Liegender“, über die Werra durch den Herrenberg zum Dietzhäuschen steigen und mir Meiningen mit Drachenberg, Dolmar und Thüringer Wald von oben ansehen. Dabei macht man nach Überqueren der Werra Halt am Denkmal für Otto Ludwig aus Eisfeld (1813–1865), der Dramatiker, Shakespeareforscher und begabter Epiker war. Er hatte kein leichtes Leben und hat es auch seinen dichterischen Figuren nicht leicht gemacht. Des Lesens willige Südhüringer sollten die „Heiterethei“ oder „Zwischen Himmel und Erde“ lesen. Die Büste des Dichters ließ Georg II. von A. v. Hildebrand schaffen. Die Stadt Meiningen hat sie aus der Werra fischen und Denkmal und Platz neu gestalten lassen. Dieser liegt ungefähr über dem 1798 erbauten Felsenkeller der neuen Schloßbrauerei (in der Zwingergasse), dessen Zugang auch restauriert wurde. In der neuen Schloßbrauerei wurden um 1800 in Meiningen die ersten Versuche mit Lagerbier gemacht. Sie waren so erfolgreich, daß der Verkauf am Felsenkeller blühte, zumal der Verkehr über die Werra durch eine Fähre ermöglicht wurde. Nun aber hinauf, eventuell auf dem Brahmweg, der zum Teil der älteren Oertelstiege (1885) folgt, Meiningens erster „Fitnessstrecke“. Auf der gleichen Talseite liegt die Goetzhöhle. Nicht nur die Höhle, eine Spalthöhle (mehrere parallele Abrißspalten im Muschelkalk durch Abrutschen der Talränder), ist sehenswert, auch der Blick vom Garten am kleinen Gasthaus ist bezaubernd. Danach müßte das Interesse an der Umgebung geweckt sein: Empfohlen sei der Meiningener Ringweg; vielleicht besser in zwei Etappen und vor der Laubentfaltung. Haßfurt mit Landsberg, Dolmar, Geba, Hohe Maß, Bärengrube und Koppe. Die Wanderung auf dem östlichen Teil des Ringweges kann in der Gaststätte des Bades auf der Rohrer Stirn mit einem genußvollen Blick auf die Stadt, Herrenberg, Kallberg, Dreißigacker, Haßfurt, Walldorfer Kopf und Werratal von dieser Seite verbunden werden.

Auch Schloß Landsberg verdient einen Be-

such. Es ist jetzt Hotel mit Restaurant auf dem Boden der alten Würzburger Festung „Landeswehre“. Nach der Wiedervereinigung wurde es von Prinz Friedrich-Ernst von Sachsen-Meiningen rückerworben, saniert und umgebaut. Jetzt ist es im Besitz der Stiftung Meininger Baudenkmäler. Gemeinsam mit der gegenüber auf dem Spitzberg oder über Welkershausen gelegenen zweiten Würzburger Burg konnte Landeswehre drei wichtige mittelalterliche Straßen kontrollieren: 1. Die von Schmalkalden kommende „Hohe Straße“, die durch die Haßfurt – obwohl heute Frankfurter Straße genannt – nach Würzburg führte, 2. Die Straße durch den Herpfgrund nach Fulda – Frankfurt sowie 3. die uralte, der jetzigen B 19 folgende Straße. Die Burg wurde im Bauernkrieg zerstört. Wieder aufgebaute Reste und Gehöfte unter der Burg wurden Opfer des Dreißigjährigen Krieges. 1836–40 kam es zum Bau des jetzigen Schlosses Landsberg durch Baurat Doebner und den Burgenbauer von Heidehoff nach Vorstellungen Bernhards II., nicht ohne englische Ideen und Geld über seine Schwester Adelheid, Königin von England an der Seite Williams IV.

Man sollte hineingehen, in den romantischen Räumen essen und trinken oder noch schöner bei gutem Wetter auf der Terrasse sitzen. So gestärkt geht noch einiges: Am Fuße der Burg Walldorf mit Kirchenburg und schönen Fachwerkhäusern, Wasungen mit historischem Stadtbild und sehenswerten Gebäuden. Daneben lohnt Rohr mit schönen Fachwerkhäusern und der karolingischen Pfarrkirche St. Michael mit ihrer Krypta aus ottonischer Zeit einen Besuch. Auf dem Weg durch das Werratal dahin läßt sich in Untermaßfeld das Wasserschloß der Grafen von Henneberg nach Umbauten zum Zuchthaus und Brand nur noch erahnen, in Obermaßfeld sollte man aber die alte Bogenbrücke über die Werra mit Brückenkapelle und die Wehrkirche nicht übersehen.

Ostheim mit seiner Kirchenburg und die Lichtenburg sind einen Abstecher wert. Dabei darf man nicht an Mellrichstadt vorbeifahren. Die alten Befestigungsanlagen, die Kirche St. Nikolaus und die Kapellen nebst vielen Häusern verdienen einen Besuch, wobei man an Martin Pollich (genannt „Mellerstadt“) aus Mellrichstadt denken mag. Der Leibarzt Kurfürst Friedrichs III. von Sachsen und Doktor der Theologie war der Gründungsrektor der Universität Halle-Wittenberg und Unterstützer Martin Luthers. Schmalkalden darf darüber nicht vergessen werden! Obwohl die meisten Meininger den Landkreis Schmalkalden-Meiningen nicht gewünscht haben, muß jeder an Baukunst und Geschichte Interessierte dieses schöne Städtchen mit Schloß und großartigen Gebäude besuchen.

Schließlich sollte ein Besuch der Henneburg, der Stammburg des alten fränkischen Grafengeschlechtes der Henneberger über dem gleichnamigen Dorf nicht fehlen. Vom Bergfried sieht man die „Alte Schanze“, in deren Nähe sich der Grenzübergang Henneberg-Eußenhausen befand, und wird so an die schreckliche Teilung unseres Landes von 1945 bis 1989 erinnert. Darüber kann man im mühevoll und sehr gut wiederhergestellten Jagschloßchen Herzog Georgs I. „Fasenerie“ bei einem fränkischen Silvaner nachdenken. Man blickt auf einen übrig gelassenen Grenzturm und auf die Rhön, durch die Ende 1020 Kaiser Heinrich II. mit Papst Benedikt VIII. zum Grab des hl. Bonifatius nach Fulda zog. Der Kaiser, dessen politisches Ziel die Wiederherstellung des Reiches der Franken war – „*renovatio regni Francorum*“ – hätte eine solche Grenze wohl nicht für möglich gehalten.

Aber das ist lange nicht alles, was man zu Meinungen sagen könnte. Man könnte leicht eine ganze Woche hier sinnvoll verbringen. Ja, man kann sogar nach Meinungen zurückkommen.

Das Meininger Theater und die Unterfranken

von

Alfred Erck

Am 15. Dezember 1874 wurde die Bahnstrecke, die Meiningen mit Schweinfurt verbindet, eröffnet. Schon vier Tage später war in der Meininger Lokalpresse zu lesen, daß am 20. des Monats zur Aufführung von Friedrich Schillers „Fiesco“ im Hoftheater ein „Extrazug von Meiningen nach Kissingen und Schweinfurt, nachts 11 Uhr 30 Minuten, anhaltend an allen Zwischenstationen“ eingesetzt werde. Immerhin eine Fahrzeit von knapp sechs Stunden nahmen die Schweinfurter für das Vergnügen auf sich, jene erst vor einigen Tagen durch Herzog Georg II. und seine Mitstreiter zur Premiere gebrachte Einstudierung zu erleben. Sie sollte anschließend auf den meisten Bühnen Europas zu bewundern sein. Den kunstfreudigen Unterfranken scheint die Exkursion ins Meininger gefallen zu haben. Denn schon zum 1. Weihnachtsfeiertag gelangte ein weiterer Sonderzug aus Schweinfurt und Kissingen in die Residenzstadt an der Werra. Dort gab die Hofkapelle unter Emil Büchner ein Konzert, bei dem Werke von Wagner, Schumann, Schubert, Liszt, Chopin u.a. auf dem Programm standen. Der seinerzeit bekannte Pianist Theodor Ratzenberg aus Düsseldorf wirkte als Solist mit. Wieder nur zwei Tage später reisten Franken per Extrazug zu einer Aufführung von Schillers „Don Carlos“ an. Schon über die Jahrhunderte gepflegte kulturelle Verbindungen wurden nun auf eine höhere Stufe gestellt – die Eisenbahn machte es möglich. Die gerade in Einführung begriffene einheitliche Mark-Währung im 2. deutschen Kaiserreich sorgte für einen erleichterten Zahlungsverkehr.

Soviel der südlich des Thüringer Waldes gelegene, ehemals hennebergisch-fränkische Raum auch von der Kultur aus Deutschlands Süden profitiert haben mochte – in Sachen Schauspiel, Oper und Konzert mußten sich viele Franken nach Norden orientieren. Denn dort war einer fürstlichen Linie des Hauses

Sachsen, der Ernestinischen nämlich, ein Landstreifen zugefallen, in dem einige Herzöge ihre Residenzen in Coburg, Hildburghausen, sogar kurzzeitig in Römhild und eben in Meiningen errichteten. Binnen kurzem gab es dort eine Hofkapelle, später Liebhabertheater und Gastspiele reisender Gesellschaften in entsprechend hergerichteten Gebäuden und Sälen. Nach und nach wurden Theaterhäuser erstellt, eigene Schauspiel- und Opernensembles unterhalten, die es immer wieder zu beträchtlichen Leistungen brachten. Dazu vermochten sich die Fürstbischöfe, die Kommunen und die adeligen Geschlechter Frankens nur zögerlich oder überhaupt nicht durchzuringen.

Auch in Meiningen wurde noch vor 1690 eine Hofkapelle ins Leben gerufen, man gab Singspiele im Schloß. Wie in Weimar zu Goethes und Carl Augusts Zeiten agierten auch in Meiningen die Herzöge auf der Bühne ihres Liebhabertheaters, gastierten reisende Truppen monatelang in der Stadt. Manche fränkische und hessische Adelsfamilie gehörte der Meininger Hofgesellschaft an und besuchte derartige „Zerstreuungen“ nur allzu gerne.

Doch zog es auch fränkische Künstler häufig gen Norden, nicht zuletzt nach Meiningen. Das „Bambergsche Nationaltheater“ kam an die Werra. Ein gewisser A. Sternau hatte nach 1800 sogar ein Konzept entwickelt, das ein gemeinsam von Coburg, Hildburghausen, Meiningen und Bayreuth zu unterhaltendes Berufstheater vorsah. Die Idee scheiterte zwar an der Egozentrik der Fürsten, aber Sternaus Truppe hielt sich monatelang in Bad Liebenstein und Meiningen zu ihren Gastspielen auf.

Als nach dem Aussterben der Gothaischen Linie der Ernestiner Meiningens Bernhard II. 1826 das Herzogtum Hildburghausen und das Fürstentum Saalfeld seinem Staate hinzu-

gewann und damit dessen Territorium (nach Weimar) zum zweitgrößten Herrschaftsgebiet im Thüringer Raum aufgestiegen war, sah dieser sich – schon aus Prestige Gründen – veranlaßt, seiner Residenzstadt ein eigenes Hoftheater zu schenken. Da Bernhard II. in seinen finanziellen Möglichkeiten beschränkt blieb, ließ er sich zwischen 1829 und 1831 vorerst nur einen Hoftheaterbau errichten. Er entstand nach den Plänen des Braunschweigers Carl Theodor Ottmer, wurde von August Wilhelm Döbner (unter den kritischen Augen des Franken von Heideloff) ausgeführt. Finanziert worden ist er hauptsächlich von der englischen Königin Adelheid, der Schwester Bernhards. An dessen Geburtstag, dem 17. Dezember 1831, wurde das Haus mit D. F. E. Aubers Oper „Fra Diavolo“ eingeweiht. Es ist die Bethmannsche Theatertruppe gewesen, die man für die

ersten Spielzeiten an Meiningen gebunden hatte. Die Bethmanns orientierten sich im Schauspiel an Weimarschen Vorbildern; ihre tragenden Kräfte, Vater und Sohn Unzelmann, auch Frau Bethmann, waren noch von Goethe geschult worden. Da Bernhard II. die französische und italienische Oper favorisierte, standen häufig die Werke von Auber, Méhul, Halévy, von Rossini, Bellini und Donizetti auf dem Programm. Mit der beinahe zwei Jahrzehnte als Meininger Kammer­sängerin wirkenden Maria Viala-Mittermayr stand ein Star zur Verfügung, der bei seinen Gastauftritten in Berlin, München und Wien glänzende Erfolge feiern konnte. Ab 1860/61 leistete man sich auch in Meiningen ein festangestelltes Opern- und Schauspielensemble. Die Spielzeit von Hoftheater und -kapelle dauerte in der Regel von September/Oktobre bis April/Mai.



Abb. 1: Das Meininger Hoftheater im Jahr 1899.

Die Dimensionen des Hoftheatergebäudes mit seinen 600 Sitz- und 160 Stehplätzen waren für eine Stadt mit gut 10.000 Einwohnern reichlich groß ausgefallen. Man war auf Besucher, die Geld ins Haus brachten, angewiesen. Deshalb wurde auch gleich nach

der Errichtung der Werrabahn mittels Sonderzügen das theaterfreudige Volk zwischen Bad Salzungen und Hildburghausen regelmäßig ins herzogliche Hoftheater transportiert. Aus dem nur gut zehn Kilometer von Meiningen entfernten, nunmehr zum bayri-

schen Königreich gehörenden unterfränkischen Raum gelangte man lange Zeit nur mittels Pferdekraft ins Meininger Theater. Man sah sich gezwungen, nach dem Besuch von Schauspiel, Oper oder Konzert in Meiningen zu nächtigen.

Die bessere kulturelle Anbindung Frankens an seinen thüringischen Teil via Eisenbahn passierte 1874 zum rechten Zeitpunkt. Denn in Meiningen war 1866 Georg II., der „Theaterherzog“, ans Regiment gekommen. Sein im Krieg von 1866 mit Österreich und Bayern im Bunde stehender Vater hatte auf preußischen Druck hin abdanken müssen. Dieser Umstand, der für Bernhard II. die schwerste Demütigung seines Lebens bedeutete, erwies sich für die europäische Kultur, nämlich des Theater- und Konzertlebens, als ein wahrer Glücksfall. Denn der neue, erst 40jährige Herrscher machte mit einer Kunstpolitik, die Virtuosen und Sängern wie Instrumentalisten bevorzugte, radikal Schluß. An Renaissanceidealen orientiert, im Schauspiel Shakespeare und im Konzert Beethoven über alles stellend, übernahm er selbst die Oberregie, die Dramaturgie und die Bühnenausstattung an seinem Hoftheater. Gemeinsam mit seinem Intendanten Ludwig Chronegk reformierte er durch sein Illusionstheater die europäische Schauspielkunst. Musterinszenierungen der Dramen von Shakespeare, Schiller und Kleist, kühne Versuche mit Ibsen u.a. waren die Folge. Sie wurden ab 1874 bis 1890 auf Gastspielreisen in den meisten Metropolen Europas vorgestellt. Nur einmal machten die stolzen „Meiningen“ im Fränkischen Station: 1882 mit 29 Vorstellungen in Nürnberg.

Zusammen mit seiner Gemahlin, der ehemaligen Schauspielerin Ellen Franz, die er in den Stand einer Freifrau Helene von Heldburg erhob, und die durch ihr intensives Rollenstudium viele, viele Darsteller – so Adele Sandrock, Josef Kainz, Amanda Lindner, Ludwig Barnay, Albert Bassermann, Gertrud Eysoldt, Ludwig Wüllner, später auch Helene und Hermann Thimig, Hermann Roebbeling u.a. – zu Spitzenkräften reifen ließ, wurde Meiningen „zur Kinderstube des deutschen Theaters“.

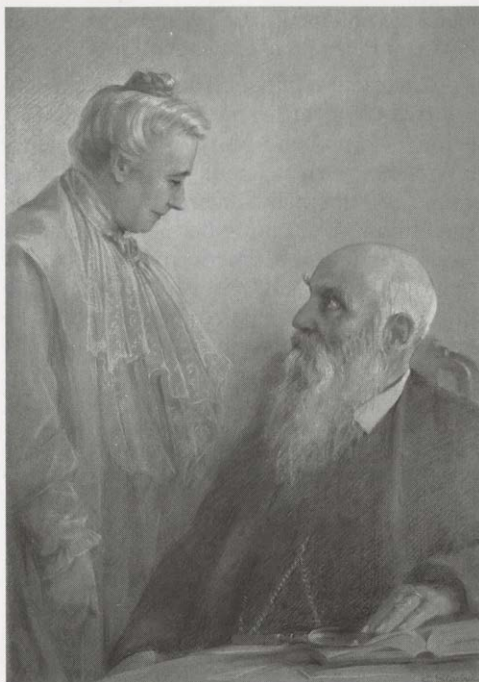


Abb. 2: Der „Theaterherzog“ Georg II. von Sachsen-Meiningen mit seiner Gemahlin Helene.

Von theatergeschichtlicher Bedeutung ist der Umstand gewesen, daß man in Meiningen seit den 1850er Jahren entsprechende Kontakte mit dem Atelier der Coburger Theatermaler Brückner herstellte. Vater Brückner, dann seine beiden Söhne – namentlich Max Brückner – erwiesen sich als kongeniale Partner des Meininger Herzogs. Ihre nach dessen Entwürfen gefertigten Dekorationen machten Theatergeschichte.

Da die Brückners auch viele Ausstattungsgen für Richard Wagners Bayreuther Festspiele schufen, gab es wegen einer „bevorzugten Bedienung des Kunden Meininger Herzog“ mancherlei Streitigkeiten zwischen den beiden führenden deutschen Theatermachern jener Zeit. Bemerkenswert ist auch der folgende Umstand: Während in Bayreuth die Brücknerschen Dekorationen verloren gegangen sind, kann man im Meininger Theatermuseum „Zauberwelt der Kulisse“ noch viele Glanzstücke der Brückners im Original bewundern. Übrigens wurden die

meisten von ihnen in der Würzburger Werkstatt von Peter Pracher liebevoll restauriert.

Auch die Meininger Hofkapelle machte seinerzeit von sich reden. Sie stellte 1875 bei den Vorproben und 1876 bei den ersten Bayreuther Festspielen das Gros des Orchesters. 1880 übernahm dann der geniale Hans von Bülow die Leitung der Meininger Musikerschar und reformierte mit ihr und auf seine Weise das sinfonische Konzert. Seine Einstudierungen sämtlicher Beethoven'schen Sinfonien und Konzerte machten Musikgeschichte. Bevor Bülow seine Neuerungen in Berlin, Wien, Leipzig, München und Budapest mit riesigem Erfolg zelebrierte, hatte er diese im Januar und März 1881 auf befreundetem Terrain, nämlich in Schweinfurt, Bamberg, Ansbach, Nürnberg, Erlangen usw. vorgestellt. Schon bald gesellte sich Johannes Brahms dieser idealen Musikergemeinschaft hinzu, ließ eigene Werke in Meiningen uraufführen, begleitete die Hofkapelle als Dirigent und Pianist durch Deutschland, Österreich-Ungarn, auch nach Holland. Damals stellte Franz Liszt die Meininger Hof-

kapelle auf eine Stufe mit dem Orchester des Konservatoriums in Paris und den Philharmonikern in Wien.

Nach Bülows Ausscheiden leiteten Richard Strauss, dann über 15 Jahre Fritz Steinbach die Hofkapelle, die seinerzeit als der authentischste Interpret der Brahms'schen Orchesterwerke galt und den Komponisten beispielsweise in London durchsetzte. Von 1911 bis 1914 führte dann der aus Weiden stammende Max Reger die Meininger Hofkapelle.

Während jener Jahre schuf er seine bedeutendsten Orchesterstücke und propagierte diese bei Gastkonzerten mit den Meininger Kapellisten im gesamten Reich. Man veranstaltete in Meiningen große, dem Schaffen Brahms' und Regers gewidmete Musikfeste.

Zwischen 1880 und 1914 zählte Meiningen zu den wichtigsten Zentren deutscher, wenn nicht europäischer Musikkultur und nicht wenige Besucher aus dem fränkischen Raum gehörten zu den Stammgästen entsprechender Konzerte in Meiningen. Georg II.



Abb. 3: Das nach dem Brand von 1908 wiederaufgebaute Meininger Theater.

hat sich seinerzeit sehr über den regen Besuch der Meininger Sinfoniekonzerte und Kammermusiken, auch der Kirchenkonzerte durch die Franken gefreut; gelegentlich hat er geäußert, daß diese musikalischer seien als die eigenen Untertanen.

Am 8. März 1908 brannte das alte Meininger Theater nieder; man hatte achtlos und unbemerkt glühende Aschereste ausgerechnet vor einem Schrank verstreut, in welchem Kerzen und anderes leicht entzündbares Material aufbewahrt worden waren. Der greise Monarch erlaubte es den deutschen Banken und der Vereinigung deutscher Bühnenschaffenden nicht, ihm aus Dankbarkeit für seine

Verdienste um die dramatische und musikalische Kunst ein neues Theatergebäude zu schenken. Zum Teil von den Zahlungen der Versicherungen, zum größeren Teil aus seiner eigenen Tasche ließ er sich von seinem Hofbaumeister Karl Behlert ein im klassizistischen Stil gehaltenes und von korinthischen Säulen geschmücktes Theater errichten. Die Innenausgestaltung folgte dem Formenkanon des Louis-XVI. Sie fand im Foyer, das dem Hotel Beauharnais (deutsche Botschaft in Paris) nachgebildet wurde, ihren konsequentesten Ausdruck. Schon am 17. Dezember 1909 konnte das Gebäude seiner Bestimmung übergeben werden.



Abb. 4: Das Foyer des Meininger Theaters.

Da Georg II. die Oper in Meiningen abgeschafft hatte, wurde ab und an das Coburger Ensemble nach Meiningen eingeladen, um gemeinsam mit der Meininger Kapelle Musiktheater zu veranstalten. Aber allzu gerne sah der Herzog derartige Gastspiele nicht. Außer fürstlicher Eifersüchtelei spielte dabei auch sein künstlerischer Qualitätsanspruch eine Rolle; denn die Truppe seines

Freundes Ernst II. von Coburg und Gotha genügte seinen hohen Ansprüchen nicht in jeder Hinsicht.

1916 bis 1918 hat dann seine Schwiegertochter Charlotte, die Schwester Kaiser Wilhelms II., zwecks Hebung des patriotischen Gedankens immer wieder Wagner Opern in Meiningen aufführen lassen. Da kriegsbedingt allenthalben Musiker fehlten,

holte man sich viele Coburger Kapellisten in den Meininger Orchestergraben.

Als der Erste Weltkrieg 1918 verloren war und die Fürsten hatten abdanken müssen, begannen schwierige Zeiten auch für das Meininger Land, nicht zuletzt für sein Schauspielensemble und die Kapelle. Nach einigem Zögern (und nicht zuletzt auf den Ratschlag der Meininger Bankiersgilde hin) entschloß man sich, nicht dem Beispiel Coburgs zu folgen und dem bayrischen Freistaat beizutreten, sondern das Land Thüringen konstituieren zu helfen. Das geschah übrigens erst, nachdem man in Weimar für den Beitritt Meiningens Sonderkonditionen akzeptiert hatte, nämlich das Volksbildungswesen sowie Theater und Kapelle auf ihrem Vorkriegsniveau zu erhalten. Doch mangels Geldes und auch guten Willens mochten sich die jeweiligen Landesregierungen nicht an ihre Garantieverprechen erinnern. Es kam zu vielem Streit, auch zu gerichtlichen Auseinandersetzungen. Diese sollten beispielsweise beziffern helfen, wieviel die Hofka-

pelle wert war, als sie unter Max Reger konzertierte.

Dem Überlebenswillen der Meininger Künstlerschaft – angeführt von Intendant Franz Ulbrich und Kapellmeister Peter Schmitz, später Heinz Bongartz – und dem regen Zuspruch der Theaterfreunde aus Meiningen und Umgebung war es zu verdanken, daß die Kunstinstitute an der Werra überlebten. In der Spielplanpolitik des Sprechtheaters wurden die Werke der Klassiker – vor allem von Franz Nachbaur inszeniert – mit Aufführungen von Stücken der Avantgarde (Wedekind, Kaiser, Dehmel, Klabund, Johst, Brecht, Gorki u.a.) – häufig in der Regie von Ulbrich – gekoppelt. Viele der Autoren kamen nach Meiningen zum Gespräch über die Inszenierungen, in denen übrigens ein gewisser Veit Harlan durch seine intensive Spielweise auffiel.

In der Oper schaffte man es, unter Hinzuziehung auswärtiger Kräfte ausgerechnet auf dem Höhepunkt der Inflation erstmals Wagners „Ring“ komplett darzubieten. Die



Abb. 5: Der Zuschauerraum des Meininger Theaters.

Kapelle reiste wieder zu Gastspielen durch die deutschen Lande.

Doch die Weltwirtschaftskrise, die „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten in Deutschland und die Vertreibung all jener Künstler, die den für ihre Tätigkeit an einem Staatstheater erforderlichen Ariernachweis nicht erbringen konnten (das betraf sowohl den Intendanten Willy Loehr als auch viele Schauspielerinnen), brachten das Landestheater und die Landeskapelle in größte Schwierigkeiten. Als Gauleiter Sauckel 1938/39 gar die Kapelle mit jener Weimars zum Thüringer Staatsorchester Weimar-Meiningen fusionieren wollte, war es Winifred Wagner, die in der Intendanz zum Telefonhörer griff, um „ihren Führer“ wissen zu lassen, daß sie zu einem Orchester, dessen selbstloser Einsatz ehemals erst die Bayreuther Festspiele ermöglicht hatte, in Nibelungen-treue fest stehe (Ob sie wirklich damit gedroht hatte, im Falle, man löse das Meininger Orchester auf, ihrem „Wölfchen“ die Freikarten in Bayreuth zu entziehen, wird allerdings ins Reich der Legende gehören). Jedenfalls behielt die Meininger Kapelle ihre Selbständigkeit.

Während der NS-Zeit ging das Bestreben der politischen Machthaber dahin, die „*Theaterstadt Meiningen zur Schlüsselstellung in Südthüringen*“ zu machen, die auch Einfluß auf's Unterfränkische ausüben sollte. Eine diesen Vorstellungen entsprechende Gestaltung des Spielplanes wurde immer wieder angemahnt, zeitweilig auch befolgt, dann wieder durch Rückbesinnung auf die Meininger Tradition mit ihrer Klassikerpflege unterlaufen.

Man leistete sich damals sogar den Luxus, nach 75 Jahren wieder ein eigenes Opernensemble aufzubauen. Ein Star, nämlich die in Meiningen aufgewachsene Sopranistin Elisabeth Grümmer, einige deutschlandweit bekannte Sänger, wie der Bariton Kurt Rehm, sorgten mitunter für glänzende Opernabende. Doch 1944 wurde auch das Meininger Landestheater im Zuge des „totalen Krieges“ geschlossen.

Vom Ende des Ersten bis zum schrecklichen Finale des Zweiten Weltkrieges ge-

hörten Ostheim und weitere Rhöngemeinden für 25 Jahre dem Landkreis Meiningen an. Die „Kulturträger“ vor Ort, also die Pfarrer und Lehrer, waren somit in der einen oder anderen Weise ans Thüringische gebunden. Sie „dirigierten“ manchen ihrer Schutzbefohlenen auch in die Meininger Kunstinstitute.

Obzwar 1945 durch Bombenschaden und Plünderungen in Mitleidenschaft gezogen, gelang es den in Meiningen den Krieg überlebenden oder schon bald in die Stadt verschlagenen Künstlern, das Theater bereits am 2. Juni mit einer „*Dancing Show for the American Soldiers*“ wieder zu eröffnen. Eine Notgemeinschaft unter Leitung von Friedrich Tartler hätte das Haus schon Tage zuvor in spielfähigen Zustand versetzt. Doch die Besatzungsmacht erteilte die erforderliche Genehmigung noch nicht. Dennoch bleibt der Fakt erwähnenswert: In Meiningen und (möglicherweise in Schwäbisch-Hall) wurde nach dem Krieg erstmals in Deutschland wieder Theater gemacht. Denn am 7. Juni brachte man an der Werra G. Hauptmanns „Die versunkene Glocke“ zur Aufführung. Namhafte Theaterleute, wie der spätere Burgtheaterintendant Paul Hoffmann, Elisabeth Grümmer, Otto Graf beherrschten mit ihrer Kunst zunächst die Szene. Später übernahm der in Meiningen geborene und aus dem Schweizer Exil zurückkehrende Fritz Diez das traditionsreiche Haus, um mit einem auf die Linie Georg II. – Stanislawski festgelegten und breiten Volkstheater anvisierenden Darstellungsstil sowohl die politischen Zielvorgaben des Staates zu bedienen, als auch großen Zuspruch des Publikums zu organisieren.

Nach dem Ausscheiden von Diez hat Alexander Reuter von 1955 bis 1970 als Meininger Intendant fungiert. Indem er Fritz Bennewitz die Oberspielleitung anvertraute, bewies er ein glückliches Händchen. Denn der junge Mann führte die Brecht'sche Spielweise ein, brachte auch die Stücke von Shakespeare und Schiller gleichsam mit dessen Regieanweisungen zur Aufführung. Aufregendes Sprechtheater kam zustande. Meiningen avancierte zeitweilig nach dem Berliner Ensemble zum zweiten Brecht-Theater

der DDR. Später zu beliebten Schauspielern emporsteigende Darsteller gaben in Meiningen ihr Debüt. Doch als man 1958 mit einer aufsehenerregenden Aufführung der „Dreigroschenoper“ (als DDR-Erstaufführung) zu den Berliner Festtagen aufwartete, wurde das gesamte Ensemble sofort an die hauptstädtischen Bühnen verpflichtet. Immerhin Friedo Solter, Eberhard Esche, Wolfgang Greese, Felicitas Ritsch, Christine Gloger, Hermann Hiesgen, Winfried Wagner, auch Bennewitz verließen Meiningen. Nur allmählich konnte man sich von diesem Aderlaß erholen.

Mit Rolf Reuter stand damals ein Dirigent am Pult, der es verstand, ein ambitioniertes Opernensemble um sich zu scharen und hochinteressante Aufführungen von Opern Mozarts, R. Strauss und schließlich von Wagner zustande zu bringen. Als 1961 bekannte Künstler der DDR den Rücken kehrten, rückte Reuter von Heute auf Morgen zum Gewandhauskapellmeister in Leipzig auf, später hat er das Orchester der Komischen Oper in Berlin geleitet. Auch sein Weggang war nicht ohne weiteres zu kompensieren. Ihm folgten Olaf Koch und Wolfgang Hocke nach. Letztgenannter sollte beinahe 30 Jahre als Meininger Orchesterchef wirken. Er strebte danach, möglichst viele Wagner- und Strauss-Opern zur Aufführung zu bringen.

Das Meininger Theater mit den Sparten Schauspiel, Oper/Operette, Orchester, Ballett, denen in den 1980er Jahren noch ein Puppentheater hinzugesellt worden ist, war für die Bespielung des gesamten Bezirkes Suhl (also für mehr als 500.000 Menschen) zuständig. Es gastierte deshalb in einer ganzen Reihe von Städten. Ihm oblag auch die kulturelle Betreuung der vielen Urlauber des Thüringer Waldes, die hauptsächlich im Naturtheater Steinbach-Langenbach in einem mehrere tausend Plätze umfassenden Areal vonstatten ging. Zwischen 200.000 und 400.000 Besucher konnten jährlich verzeichnet werden, Tendenz fallend.

In der Spielplanpolitik und in der Spielweise unterschied man sich später nicht wesentlich von anderen ambitionierten Bühnen der DDR. Die Werke der klassischen Auto-

ren (in Meiningen vorzugsweise Schiller, der bekanntlich im nahen Bauerbach „Kabale und Liebe“ vollendet, den „Fiesco“ überarbeitet und seinen „Carlos“ konzipiert hatte), viele „Gebrauchsstücke“ von Dramatikern aus der DDR und der Sowjetunion, auch die Schauspiele von Dürrenmatt, Frisch, Walser, Hochhuth u.a. gelangten zur Aufführung.

Die Darsteller waren handwerklich auf den Hochschulen in Berlin, Leipzig und Rostock gründlich für ihren Beruf qualifiziert worden, hatten mitunter ein strapaziöses Pensum auf den vielen Abstecherbühnen zu absolvieren. Nur selten konnten ausländische Sängerinnen und Sänger engagiert werden.

Wie in sämtlichen Diktaturen, so entwickelte sich auch im Meininger Theater zwischen Darstellern auf der Bühne und Publikum im Saal eine besonders intensive und sensible Form der Kommunikation über aktuelle Zeitereignisse. Das ist auch der Fall gewesen, als in der Endphase der DDR besonders viele Stücke von mittlerweile höchst kritischen Dramatikern aus der UdSSR zur Aufführung gebracht worden sind. Denn die Künstlerschaft wollte mit ihren Mitteln eingreifen in die gesellschaftliche Entwicklung ihres Landes. Doch der zweite deutsche Staat war nicht mehr zu reformieren, er stand vor seinem Ende.

Als nach 1945 die Welt und mit ihr Deutschland (und wenn man so will auch Franken) gespalten war, konnten auch die Menschen aus Unterfranken 40 Jahre lang nicht mehr in ihr angestammtes und eigentlich so nahe liegendes Theater gelangen. Dennoch blieben einige alte Kontakte über die „Mauer“ hinweg erhalten, eröffneten sich zaghaft neue Verbindungen.

Die Vereinigung ehemaliger Meininger Schüler, in der Hauptsache jene, die in der Bundesrepublik bzw. im Ausland lebten, traf sich regelmäßig zu ihren Treffen in Ostheim v.d. Rhön. Wie ihre Schülerrundbriefe dokumentieren, drehte sich dabei manches Gespräch um Meininger Theatererlebnisse. Der eine oder andere Schauspieler oder Musiker, der ehemals am schönen Haus an der Bernhardstraße gewirkt hatte, gab seine Erinne-

rungen zum Besten, und wenn die zum Weltstar aufgestiegene Elisabeth Grümmer in der Kirche einige Lieder sang, dann waren auch die Ostheimer entzückt.

Als in den 1980er Jahren gewisse Lockerungen in Form des „Kleinen Grenzverkehrs“ zustande gekommen waren, nutzte der eine oder andere neugierige Unterfranke die Gelegenheit, um über die Grenzübergangsstelle Henneberg einzureisen und im Meininger Theater vorbeizuschauen. Wiederholt berichteten Journalisten über Neuinszenierungen in unterfränkischen Zeitungen. Da dem Meininger Theater die ihm von Staatswegen zugebilligten Westtantiemen für entsprechende Aufführungsrechte von Dramen von Dürrenmatt oder Opern von R. Strauss nicht ausreichten, wurde ihm sogar seitens der Ob-

rigkeiten empfohlen, durch erhöhten Kartenverkauf an Reisende aus dem „Westen“ ihr DM-Budget etwas aufzubessern.

Im Jahr vor dem Mauerfall kam es dann noch zu ersten Gastspielen im thüringisch-bayerischen Grenzgebiet. Das Landestheater Coburg wartete in Meiningen mit einer bemerkenswerten Inszenierung von Peter Weiß' „Marat“ auf, und das Meininger Theater spielte in Coburg Hermann Kants „Aula“.

Weiterführende Literatur:

Alfred Erck. Geschichte des Meininger Theaters. Meiningen 2006.

Das Buch ist über das Meininger Theater zu beziehen.

Das Meininger Theater seit der Öffnung der deutsch-deutschen Grenze 1989/1990

von

Renate Langer

Für das Meininger Theater war dieses einmalige und wunderbare Ereignis ein Glücksfall. Wurde vorher in vielen kleinen Kulturhäusern vom Rennsteig bis zur Rhön, in der Bezirkshauptstadt Suhl und im Naturtheater Steinbach-Langenbach gespielt, konnte man sich nun wieder ganz auf die künstlerische Tätigkeit im großen Haus konzentrieren. Wenn man diese Zeit unmittelbar miterlebt hat, kann man begreifen, mit welchem Optimismus und welcher Hoffnung die Mitarbeiter den Neuanfang vorantrieben.

Der richtige Aufschwung kam aber erst mit dem neuen Intendanten Ulrich Burkhardt, der in einer überaus demokratischen Wahl durch Mitglieder des Ensembles, Bürger der Stadt und Vertreter der kulturellen Einrichtungen aus über 70 Bewerbern für dieses Amt gewählt wurde. Bis zu seinem Unfalltod 1997 hat er das Meininger Theater geprägt, die Mitarbeiter motiviert und die Aus-

lastung des Theaters auf 90 Prozent gesteigert.

Bis 1990 konnte man nur das Publikum zwischen Rennsteig, Rhön und Grenze ansprechen. Einzig der AIK Bad Neustadt hatte unter nicht immer angenehmen Bedingungen seine Theaterbesuche in Meiningen über den „Kleinen Grenzverkehr“ durchführen können.

Nun waren die Grenzen offen, aber der Verkehr ging meistens in Richtung Westen. Viele Bürger nutzten die Gelegenheit, um sich langersehnte Träume zu erfüllen, und die Kultur wurde zur Nebensache. Der Strom aus dem Westen kam nur zögernd, also mußten wir etwas tun. Es war eine einmalige Aktion, die im Januar 1990 den Grundstein für einen enormen Publikumszuwachs aus Unterfranken sorgte. Mit dem Trabi fuhr man in die grenznahen Dörfer und Städte, um Einladungen für die vielen Helfer, die den Ansturm im November 1989 bewältigten,

auszusprechen, sie als „Dankeschön“ in das Meininger Theater einzuladen. Die 740 Plätze des Theaters waren voll besetzt zum Musical „Evita“. Tosender Applaus am Ende und eine wunderbare Feier im Foyer, den die Mitarbeiter und Künstler finanzierten, um ihre Gäste zu bewirten.

Für viele der Teilnehmer wurde der Weg ins Theater zu einer festen Einrichtung. Mit der Zeit kam das Publikum auch aus der ganzen Bundesrepublik, wofür auch aufseherregende Inszenierungen mit besonderen Gästen sorgten. Regisseure wie der verehrte Prof. Everding, Vico von Bülow, Klaus Maria Brandauer, Werner Schneider, Brigitte Fassbinder und Ephraim Kishon gaben sich die Ehre, um dem berühmten Meininger Theater zu helfen.

Einer der Höhepunkte war am 1. Mai 1994 das Europakonzert der Berliner Philharmoniker mit Claudio Abbado und Daniel Barenboim, das durch das Fernsehen in 23 Länder übertragen wurde. Spätestens zu diesem Zeitpunkt war die Musik und Theaterstadt Meiningen wieder in aller Munde.

Aber es gab auch wieder Einladungen zu Gastspielen in Schweinfurt und Fürth. Als neben der Öffnung der Grenzen auch die Zugverbindung zwischen Meiningen und Schweinfurt wieder möglich war, gab es den sogenannten „Theaterzug“, der die Bürger aus Unterfranken in das Meininger Theater brachte. Leider war es nicht möglich, ein Zugpaar für den Rücktransport zu realisieren. Ich denke noch immer sehr gerne an die Mitarbeiter der Deutschen Bahn aus Schweinfurt und später Würzburg, die sich sehr stark engagierte, diese Fahrten am Leben zu halten. Spätestens seit dem Bau der A 71 ist die Verbindung zwischen Franken und Thüringen um ein Vielfaches schneller geworden. Es wächst zusammen, was zusammengehört.

Nach Ulrich Burkhardts Tod galt es eine Nachfolge in der Intendanz zu finden, die dessen Linie weiterführte. Die Wahl fiel auf Christine Mielitz. Jeder Intendant legt bestimmte Schwerpunkte in seine Tätigkeit. Bei Frau Mielitz lag dieser unbedingt auf



Abb.: Der Meininger Intendant Ansgar Haag.

Photo: Theater Meiningen.

dem Musiktheater, und mit Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ gelang 2001 eine sensationelle Aufführung des gesamten Zyklus in Folge, der das Haus bis an seine Leistungsgrenzen brachte. Mit insgesamt vier Zyklen lockte der „Ring“ Publikum und Wagnerianer aus der ganzen Welt an. Selbstverständlich gab es danach für die Intendantin Angebote aus größeren Häusern, weshalb sich das Theater nach kurzer Zeit erneut einen neuen Intendanten suchen mußte.

Der Stiftungsrat der Kulturstiftung Meiningen entschied sich für Res Bosshart, dessen Amtszeit vorzeitig beendet wurde. Nicht nur seine Äußerung gegen die Besucher aus dem fränkischen Raum, sondern auch die Inszenierungen, die vom Publikum abgelehnt wurden, brachten scharenweise Kündigungen von Abonnenten und das Ausbleiben von Besuchern.

Erst unter der Intendanz von Ansgar Haag konnte wieder Publikum gewonnen werden, und mit seiner Inszenierung von Faust I und II wurden wieder Maßstäbe im Schauspiel

gesetzt, die der großen Tradition unseres Hauses gerecht wurden. Im Schillerjahr 2009 folgte das Ensemble einer Einladung nach China. Zum 250. Geburtstag des Dichters wurde dessen Werk „Kabale und Liebe“ mit großem Erfolg in Schanghai und Peking aufgeführt. Neben Meiningen hat Ansgar Haag seit Januar 2009 die Intendanz für das Landestheater Eisenach übernommen und unter das Dach der gemeinsamen Kulturstiftung Meiningen-Eisenach geführt. Die Kulturstiftung Meiningen ist 1993 durch Initiative des Intendanten Ulrich Burkhardt entstanden und sichert bis heute das Überleben des Theaters und der Meiningener Museen in finanziell schwierigen Zeiten.

Im Dezember 2009 konnte der 100. Geburtstag des Theatergebäudes begangen werden. Man sieht es dem Haus im Zuschauerbereich nicht an, aber die gesamte Bühnentechnik mit Drehbühne und den Zügen ist längst überholungsbedürftig, ebenso wie die Garderoben und Werkstätten

von Maske und Requisite. Herzog Georg hat nach dem großen Brand 1908 das Theater in nur 20 Monaten wiedererrichten lassen. Dem Theater stehen für die Generalsanierung nur 15 Monate zur Verfügung. Wir wären nicht „die Meininger“, wenn wir jetzt die Hände in den Schoß legten. So wird die ganze Stadt zum Theater. Der Englische Garten wird zur Open Air Bühne, die von Juni bis Ende August durchgehend bespielt wird. In der Stadtkirche, im Museum, in einem beheizten Zirkuszelt und in den neuen Kammerspielen wird ein kompletter Spielplan absolviert, der Ungewöhnliches und Spannendes miteinander verbindet.

Wenn das Meininger Theater im Dezember 2011 wieder eröffnet wird, erwartet das Publikum ein noch schöneres und für die Zukunft gesichertes Haus, das noch lange Zeit dem Volke „Zur Freude und Erhebung“ dienen soll.

Aus der Geschichte Jüchsens

von

Willfried Büttner

Dieser Artikel ist aus urheberrechtlichen Gründen online nicht einsehbar.

Dieser Artikel ist aus urheberrechtlichen Gründen online nicht einsehbar.

Dieser Artikel ist aus urheberrechtlichen Gründen online nicht einsehbar.

Dieser Artikel ist aus urheberrechtlichen Gründen online nicht einsehbar.

Dieser Artikel ist aus urheberrechtlichen Gründen online nicht einsehbar.

Dieser Artikel ist aus urheberrechtlichen Gründen online nicht einsehbar.

■

■

Impulse der Markgräfin Wilhelmine für die fränkische Hochschullandschaft

von

Dieter J. Weiß

Als Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine von Preußen¹⁾ (1709–1758), verehelichte Markgräfin von Brandenburg-Kulmbach, nach Franken kam, gab es dort bereits drei Universitäten. Schon im Spätmittelalter hatte Bischof Johann von Egloffstein (reg. 1400–1411) mit päpstlicher Genehmigung von 1402 eine erste Universität in Würzburg gegründet.²⁾ Allerdings hatte die junge Hochschule nur circa ein Jahrzehnt Bestand und geriet, wohl wegen ungenügender finanzieller Dotierung, in der krisengeschüttelten Regierungszeit Bischof Johanns von Brunn (reg. 1411–1439) in Verfall. Von ganz anderem Zuschnitt war die Neugründung der Universität Würzburg durch den wohl bedeutendsten Würzburger Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn (reg. 1573–1617). Sie erfolgte aus dem Geiste der von diesem Kirchenfürsten energisch betriebenen katholischen Reform. Im Jahr 1575 erhielt er päpstliche und kaiserliche Privilegien zur Universitätsgründung. Aber erst nachdem die Dotierung der Stiftung gesichert und Widerstände seitens des Domkapitels und der Ritterschaft überwunden worden waren, wurde die Universität 1582 inauguriert.³⁾ Sie umfaßte die vier klassischen Fakultäten: Theologie, Philosophie, Jura und Medizin. Die theologische und die philosophische Fakultät wurden dem Jesuitenorden anvertraut.

Eine weitere, freilich jüngere und erst allmählich zur Hochschule mit vier Fakultäten ausgebaute Universität gab es im benachbarten Hochstift Bamberg. Die Universität ging aus dem 1586 gegründeten Priesterseminar – Seminarium Ernestinum⁴⁾ – hervor, das 1648 zur Akademie erhoben wurde.⁵⁾ Die beiden einzigen Fakultäten, Philosophie und Theologie, waren in der Hand des Jesuitenordens. Die Akademie stand lange im Schatten Würzburgs. Erst Fürstbischof Friedrich Karl von

Schönborn (reg. 1729–1746) ließ im Zeichen der Frühaufklärung 1735 eine juristische Fakultät einrichten.

Älter als Bamberg war die Universität Altdorf. Nürnberg war neben Straßburg die einzige Reichsstadt, die sich eine eigene Universität leistete.⁶⁾ Im Jahr 1575 wurde das Nürnberger Gymnasium nach Altdorf verlegt, um ihm in der Landstadt eine ruhigere Entwicklung zu ermöglichen.⁷⁾ Der Rat erlangte bald das Privileg zur Verleihung des Baccalaureats und des Magister Artium. Schrittweise erfolgte der Ausbau zur vollen Universität mit vier Fakultäten, 1622 erhielt Altdorf ein Privileg Kaiser Ferdinands II. (reg. 1619–1637).⁸⁾ Die Hochschule diente in erster Linie zur Ausbildung für die Theologen, Juristen und Schulmänner des eigenen Territoriums, wurde zunächst aber auch aus den habsburgischen Erbländern und den fränkischen Markgraftümern besucht. 1696 erhielt die Universität das Promotionsrecht in der theologischen Fakultät. Lebendig blieb hier die große Tradition des Nürnberger Humanismus. Altdorfer Mediziner nahmen während des 18. Jahrhunderts einen führenden Rang in der naturwissenschaftlichen Forschung ein.

In den Markgraftümern Brandenburg-Ansbach und Kulmbach gab es dagegen trotz gelegentlicher Überlegungen, den Landeskindern eine höhere Ausbildung innerhalb des eigenen Territoriums zu ermöglichen, noch keine Universität.⁹⁾ Schon der Reformator Martin Luther (1483–1546) hatte Markgraf Georg den Frommen (reg. 1527–1543) aufgefordert, eine Universität einzurichten. Zunächst war an Ansbach oder Feuchtwangen gedacht, wo Säkularkanonikerstifte die Dotierung ermöglicht hätten. Markgraf Georg Friedrich von Ansbach-Kulmbach (reg. 1543/57–1603) verfolgte dann Überlegungen, in Kulmbach, Bayreuth oder Hof eine Hochschule einzurichten,

doch verliefen diese ebenso im Sande. Markgräfin Christiane Charlotte von Brandenburg-Ansbach (1694–1729) erreichte in der Zeit ihrer Regentschaft (1723–1729) ein Universitätsprivileg Kaiser Karls VI. (reg. 1711–1740) vom 26. Juni 1726 für die Errichtung einer Landesuniversität in Crailsheim, Gunzenhausen oder Heilsbronn, doch konnte dies nicht umgesetzt werden.¹⁰⁾ Immerhin erhielt die Universität Erlangen aus dem von ihr angelegten Universitätsfonds noch im Jahr 1806 150.000 Gulden.

Im Bereich des Bildungswesens unterhalb der Hochschulebene waren die Fürstentümer aber den fränkischen Hochstiften und Reichsstädten ebenbürtig.¹¹⁾ Markgraf Georg Friedrich hatte bereits im 16. Jahrhundert die Errichtung deutscher Elementarschulen in allen Kirchdörfern, Märkten und Städten befohlen, doch wissen wir wenig über den Erfolg. Grobenteils dürften nicht einmal überall Winterschulen bestanden haben.¹²⁾ An den Amtssitzen des obergergischen Fürstentums, Bayreuth, Kulmbach, Hof, Wunsiedel, Neustadt an der Aisch, Höchstadt und Erlangen, gab es Lateinschulen, seit dem 18. Jahrhundert Lyzeen, an denen auch Französisch und die Realien gelehrt wurden.¹³⁾ Die Ausbildung der Pfarrer und Lehrer für die hohenzollerischen Fürstentümer fand an der 1582 gegründeten Fürstenschule in Heilsbronn statt, die mit Teilen der Einkünfte der säkularisierten Zisterzienserabtei dotiert wurde.¹⁴⁾ Für die Schüler wurden Stipendien zur Verfügung gestellt, hundert Landeskinder sollten hier eine gymnasiale Ausbildung erhalten. 48 Stipendien waren im Anschluß für das Theologie-Studium in Wittenberg vorgesehen. Allerdings geriet die Schule in Verfall, 1736 wurde sie aufgelöst und die Schüler aus dem Fürstentum Bayreuth an das dortige Gymnasium verlegt.

Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Kulmbach (reg. 1655–1712) stiftete 1664 in seiner Residenzstadt Bayreuth ein „*Gymnasium illustre*“.¹⁵⁾ Die Professoren des Christian-Ernestinums hatten durchaus wissenschaftliche Interessen, wie auch die ausgesuchte Bibliothek zeigt.¹⁶⁾ Mehrere traten als Historiker hervor.¹⁷⁾ Später wurden noch Gym-

nasien in Erlangen und Hof gegründet. Diese Schulen standen neben den von Jesuiten geleiteten Gymnasien in Würzburg und Bamberg. Nur kurzfristig Bestand hatte dagegen die 1696/1701 in Erlangen gegründete Ritterakademie.¹⁸⁾ Nach zeitgenössischem Vorbild der Akademien von Halle und Wolfenbüttel war sie für die Ausbildung und Erziehung des markgräflichen Adels und der Ritterschaft bestimmt. Allerdings wurde sie 1741 zu einer Trivialschule abgestuft, ihre Dotierung auf die Bayreuther Akademie übertragen.

Die zaghaften Ansätze, in den Markgräftümern eine eigene Universität zu gründen, waren gescheitert. Dabei gab es im ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhundert in anderen Territorien verschiedene Universitätsstiftungen. 1694 richtete Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg (reg. 1688–1713, ab 1701 König), der Großvater Wilhelmines, in Halle eine Universität ein, die vom Geist der Frühaufklärung getragen war. An der Gründung der Universität Göttingen im Jahr 1736 hatte Caroline von Brandenburg-Ansbach (1683–1737), die Gemahlin König Georgs II. von Großbritannien (reg. 1727–1760), maßgeblichen Anteil. Im Umfeld Wilhelmines war also der Gedanke von Universitätsgründungen durchaus vertreten. Diese Schwester Friedrichs II. von Preußen (reg. 1740–1786) sollte seit ihrer Heirat mit dem Erbprinzen Friedrich von Brandenburg-Kulmbach¹⁹⁾ (reg. 1735–1763) dem kulturellen Leben Bayreuths ihren Stempel aufdrücken. Sie dichtete – darunter Opernlibretti – und komponierte selbst, malte und fertigte Architekturentwürfe und unterhielt engen Kontakt zu ihrem Bruder nach Berlin und auch zu dem französischen Philosophen Voltaire (1694–1778). Ein wertvolles historisches und persönliches Dokument bilden ihre in französischer Sprache verfaßten Lebenserinnerungen: „*Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith ...*“, Braunschweig 1810, später in deutscher Übersetzung von Annette Kolb erschienen.²⁰⁾ Hier äußert sie sich allerdings nur recht allgemein, daß „*Bildung und Wissenschaften*“ im Fürstentum vor dem Regierungstritt Markgraf Friedrichs verpönt gewesen seien.²¹⁾



Abb.: Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth.

Die Stiftung einer Landesuniversität erfolgte erst im Zeichen der Aufklärung. Markgraf Friedrich selbst war durchaus gebildet, wurde zeitweilig durch einen Professor der Universität Altdorf erzogen und hatte acht Studienjahre in Genf verbracht.²²⁾ Auf einer Kavaliertour durch Frankreich und die Niederlande gewann er weitere Eindrücke und eine gewisse Weltläufigkeit, lernte die Sorbonne in Paris und die Universität in Leiden kennen. Im Dezember 1741 teilte er dem Amtshauptmann von Montmartin in Erlangen mit: „Wir haben in Gnaden resolviret, aus dem allhiesigen Gymnasio illustri ein Academicum zu machen.“²³⁾ Zunehmend wurde es als Problem empfunden, daß die Landeskinder im Ausland studieren mußten. Im Jahr 1742 gründete Markgraf Friedrich die „Friedrichs-Akademie“ in seiner Residenzstadt.²⁴⁾ Als eigentlich treibende Kraft hinter der Bayreuther Akademiegründung darf man den Leibarzt der Markgräfin und Bayreuther Bergwerksdirektor Daniel de Superville (1696–1773) annehmen, den Kronprinz Friedrich von Preußen 1738 seiner Schwester nach Bayreuth empfohlen hatte.²⁵⁾ Seit dem Mai 1741 war der aus einer Hugenottenfamilie stammende Gelehrte außerdem Direktor des Bayreuther Gymnasiums, das dadurch dem Einfluß

des Konsistoriums entzogen wurde. Quellenmäßig läßt sich eine Beteiligung der Markgräfin an der Bayreuther Gründung nicht nachweisen; sie selbst erwähnt den Vorgang weder in ihren Briefen noch in ihren Memoiren.²⁶⁾

Jedenfalls unterzeichnete Markgraf Friedrich gegen Widerstände des Konsistoriums und fürstlicher Kollegien am 14. März 1742 den Stiftungsbrief für die „Academia Fridericiana“.²⁷⁾ Als Argument für die Gründung führt er an, daß die Schüler bisher nur einen Vorgesmack von den höheren Disziplinen der Wissenschaften erhalten hätten. Ihr Wechsel nach dem Schulabschluß an auswärtige Universitäten verursache den Eltern hohe Kosten. Deshalb habe er beschlossen, „eine Akademie in unserer Residenzstadt Bayreuth zu errichten, dergestalt, daß daselbst nicht nur allein alle höhere Disziplinen und Wissenschaften ordentlich und vollkommen doziert und profitiert, sondern auch die französische Sprache und Exercitia wie Reiten, Fechten und Tanzen gründlich erlernt werden können, daß also junge Leute adligen und nichtadligen Standes künftig nicht mehr nötig haben werden, auf Universitäten zu ziehen.“²⁸⁾ Der Unterricht sollte in lateinischer Sprache erteilt werden; für eine Universität fehlten allerdings die kaiserlichen Privilegien und das Recht zur Verleihung akademischer Grade. Der Festakt zur Eröffnung der Akademie fand am 21. März 1742 in der Aula des Gymnasiums, dem Gebäude der alten Lateinschule an der Stadtkirche, statt.²⁹⁾ Am Festzug beteiligten sich neben den Professoren und Gymnasialisten einige Zöglinge der aufgelösten Erlanger Ritterakademie. Das Markgrafenpaar mit seiner Tochter nahm an der Festveranstaltung teil. Superville pries in seiner lateinischen Rede den Markgrafen als Beschützer der Wissenschaften und überreichte dem ersten Rektor die Insignien seiner Würde. In einer anschließenden französischen Ansprache pries er auch Markgräfin Wilhelmine.

Da die Räumlichkeiten im Gymnasium unzulänglich waren, erwarb Markgraf Friedrich ein eigenes Akademiegebäude, die Postei, heute Friedrichstraße 15. Im Februar 1743 erteilte Kaiser Karl VII. Albrecht (reg. 1742–1745) der Neugründung die notwendigen Pri-

vilegien. Er gewährte der in Bayreuth oder einer anderen geeigneten Stadt des Fürstentums zu errichtenden Universität die gleichen Freiheiten, über welche Halle verfügte, und den Universitätsangehörigen die gleichen Rechte wie sie in Ingolstadt, Köln, Heidelberg, Göttingen und an anderen Hochschulen üblich waren.³⁰⁾ Dazu gehörte auch das Recht, die geeigneten Kandidaten „zu Baccalaurei, Magistri, Lizentiaten und Doktoren“ zu promovieren. Allerdings kam es zu Konflikten zwischen den meist recht jungen Studenten und der städtischen Bevölkerung. Die Studiosi hatten das Recht, Degen zu führen – Zeichen akademischer Freiheit – und provozierten wohl die Bürgerschaft und Soldaten. Da auch Gewalttätigkeiten vorkamen, ließ Markgraf Friedrich am 4. Juli 1743 den Lehrbetrieb einstellen. So dauerte der Studienbetrieb an der Akademie in Bayreuth dann nur drei Semester.³¹⁾

Markgraf Friedrich gab nach diesem ersten Scheitern seiner Gründung seine Pläne nicht auf. Er entschloß sich, seine Universität nunmehr in Erlangen zu errichten.³²⁾ Dieser Standort galt wegen der Anwesenheit der Hugenotten und der damit zusammenhängenden Weltoffenheit sowie der zentralen Lage als besonders geeignet. Der feierliche Inaugurationsakt wurde am 4. November 1743 begangen. Dazu waren Vertreter aller protestantischen und einiger katholischer Universitäten des Reiches geladen, doch waren nur Altdorf und Würzburg erschienen. Hier wird nun die Rolle der Markgräfin Wilhelmine deutlicher faßbar. Zur Eröffnung fanden am 6. November unter ihrer Schirmherrschaft und auf ihren Wunsch Disputationen über zwei lateinische Thesen statt,³³⁾ welche in Übersetzung lauten: „*Ein denkender Körper widerspricht sich selbst nicht derart, daß er nicht vorstellbar sei*“ und „*Keineswegs absurd erscheint die Meinung derer, die behaupten, daß die Grundbestandteile der Körper zusammengesetzt seien.*“ Die Behandlung sollte in der Volkssprache auf deutsch erfolgen, eine biblische Argumentation war ausgeschlossen. Jens Kulenkampff hat in seiner Festrede „*Ob Materie denken könne*“ zur Gedenkfeier anlässlich des 250. Todestages der Markgräfin Wilhelmine dies zum Anlaß genommen, die Fragestellun-

gen vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Philosophie zu diskutieren.³⁴⁾ Dabei kommt er zu dem Schluß, daß diese Thesen ganz auf der Höhe der aktuellen Diskussion ihrer Zeit standen.

Die nach dem Muster von Halle und Göttingen eingerichtete Anstalt Erlangen umfaßte die vier klassischen Fakultäten für Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie. Damit war der Geist preußisch-französischer Aufklärung in Franken eingezogen. Die Neugründung verkörperte den Typ der Kurator-Universität im Zeichen des rationalistisch-kameralistischen Stils. Das einflußreiche Amt des Kurators, dem die Berufung der Professoren, die Verpflichtung von Lehrern und Beamten, die Beaufsichtigung des Lehrbetriebs und die Zensur oblag, nahm bis 1748 Superville wahr. Mit der Vereinigung der Markgräfter Ansbach und Bayreuth 1769 verbesserte sich die finanzielle Ausstattung, seitdem führt die Universität nach Markgraf Karl Alexander von Ansbach-Bayreuth (1757/68–1791, † 1806) den Namen „*Friderico-Alexandrina*“.

Bayreuth hatte als Bildungsstandort mit der Verlegung der Universität, welchen die Einwohner zeitgenössisch nicht bedauerten, einen Verlust erlitten. Nur kurze Lebensdauer hatte die noch vom Markgrafenpaar Friedrich und Wilhelmine 1756 eingerichtete Akademie der freien Künste und Wissenschaften im ehemaligen Meyern'schen Palais in der Friedrichstraße, die ihren Betrieb bereits 1763 einstellen mußte.³⁵⁾ Carl Philipp Gontard (1731–1791) hatte hier als Professor für Architektur gewirkt. Bayreuth verlor durch die Personalunion von 1769 seinen Charakter als dauerhafte Residenzstadt. Die höchste Bildungseinrichtung bildete weiterhin das Gymnasium. Ein weiterer Ausbau der Bildungseinrichtungen erfolgte dann erst im Königreich Bayern.³⁶⁾

Nun ist die Frage nach dem persönlichen Anteil der Markgräfin an der Bayreuther Akademie- und Erlanger Universitätsgründung weder im Detail zu beantworten noch eigentlich von wissenschaftlichem Interesse. Beim Gottesdienst anlässlich der Inauguration in Erlangen am 4. November 1743 dankte ihr der Prediger, der Theologieprofessor und Haupt-

pfarrer German August Ellrod (1709–1760), jedenfalls für „*einen nicht geringen Antheil an der Beschleunigung dieser so wichtigen Stiftung, und die Gnaden-Bezeigungen, womit Höchst dieselbe diesen MusenSitz angesehen.*“³⁷⁾ Er pries auch ihre Einstellung zu den Wissenschaften: „*Ew. Königl. Hoheit wissen nach der Grösse Dero erleuchteten Verstandes was für einen weiten Umfang Wissenschaft und Gelehrsamkeit haben, und was daran gelegen sey, wenn Wahrheit und Tugend unter den Menschen ausgebreitet wird.*“ Sicherlich hatte Wilhelmine erkannt, daß es die Bedeutung des Markgratums heben mußte, wenn es über eine eigene Universität verfügte. Aber auch Markgraf Friedrich war aufgrund seiner Ausbildung mit der Welt der europäischen Hochschulen vertraut. Wenn der Gedanke einer Universitätsgründung auch in der Mitte des 18. Jahrhunderts sozusagen in der Luft lag, so bedurfte es eben doch der persönlichen Entscheidung des Markgrafen, ihn gegen Widerstände durchzusetzen und besonders die Finanzierung zu sichern. Dabei stand hinter dieser Entscheidung sicher auch die Markgräfin, die das organisatorische Talent Supervilles dazu erkannt hatte.³⁸⁾ Zwar zeigte sie sich in ihren Memoiren kritisch über die traditionell-pedantische Welt der Universität, vor dem Erscheinen eines Arztes vermutete sie: „*Ich machte mich auf einen jener Pedanten gefaßt, die einem – als wakere Säulen der Fakultät – bei jedem Worte, das sie vorbringen, ihr Latein anhängen und deren langweiliges und verworrenes Gerede die Patienten vor der Zeit ins Grab bringt.*“³⁹⁾ Als sie dann aber Daniel de Superville kennenlernte, zeigte sie sich eben doch für die neue, aufgeklärte Geistigkeit aufgeschlossen. Dies beweisen ihre Leidenschaft für Kunst und Kultur, ihre Bibliothek und das gelehrte Spiel bei der Ausstattung ihrer Räume sowie eben besonders ihr Engagement beim Gründungsakt der Universität Erlangen.

Anmerkungen:

¹⁾ Müller, Wilhelm (Hrsg.): Im Glanz des Rokoko. Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. Gedenken zu ihrem 200. Todestag (Archiv für Geschichte von Oberfranken [künftig: AO,

38]). Bayreuth 1958; Pfeiffer, Gerhard: Wilhelmine von Bayreuth, in: Fränkische Lebensbilder 6 (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte [künftig: VGfFG, VIIa/6]). Würzburg 1975, S. 205–222; Krückmann, Peter O.: Paradies des Rokoko I. Das Bayreuth der Markgräfin Wilhelmine; ders. (Hrsg.), Paradies des Rokoko II. Galli Bibiena und der Musenhof der Wilhelmine von Bayreuth (Kataloge der Kunstaussstellungen: Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen). München–New York 1998.

²⁾ Wegele, Franz Xaver von: Geschichte der Universität Würzburg. 2 Bde. Würzburg 1882 (ND Aalen 1969); Süß, Peter A.: Grundzüge der Würzburger Universitätsgeschichte 1402–2002. Neustadt/Aisch 2007.

³⁾ Baumgart, Peter (Hrsg.): Vierhundert Jahre Universität Würzburg. Eine Festschrift. Neustadt a.d. Aisch 1982.

⁴⁾ Hofmann, Michael/Klausnitzer, Wolfgang/Neundorfer, Bruno (Hrsg.): Seminarium Ernestinum. 400 Jahre Priesterseminar Bamberg. Bamberg 1986.

⁵⁾ Roth, Elisabeth: Hohe Schulen und Seminare, in: dies. (Hrsg.): Oberfranken in der Neuzeit bis zum Ende des Alten Reiches. Bamberg 1984, S. 627–661, hier S. 629–641; Oppholzer, Siegfried (Hrsg.): Pietati Bonisque Litteris. Universitas Bambergensis. Werden und Fortwirken der Universitätsstiftung zu Bamberg. Bamberg 1987.

⁶⁾ Schindling, Anton: Straßburg und Altdorf – Zwei humanistische Hochschulgründungen von evangelischen freien Reichsstädten, in: Baumgart, Peter/Hammerstein, Notker (Hrsg.): Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen der frühen Neuzeit (Wolfenbütteler Forschungen 4). Nendeln 1978, S. 149–189.

⁷⁾ Mährle, Wolfgang: Academia Norica. Wissenschaft und Bildung an der Nürnberger Hohen Schule in Altdorf (1575–1623) (Contubernium 54). Stuttgart 2000.

⁸⁾ Liermann, Hans: Erlangen – Nürnberg – Altdorf. Hohe Schulen und geistiges Leben, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 22 (1962), S. 157–171; Recktenwald, Horst Claus: Aufstieg und Niedergang der Universität Altdorf, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte [künftig: ZBLG] 30 (1967), S. 242–263.

⁹⁾ Jordan, Hermann: Reformation und gelehrte Bildung in der Markgrafschaft Ansbach-Bay-

- reuth. Eine Vorgeschichte der Universität Erlangen. 2 Teile. Leipzig 1917/22, hier Bd. 2, S. 41–66, S. 86–109; Roth: Hohe Schulen (wie Anm. 5), S. 645–648.
- ¹⁰⁾ Schuhmann, Günther: Die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Eine Bilddokumentation zur Geschichte der Hohenzollern in Franken (Jahrbuch des Historischen Vereins von Mittelfranken 90). Ansbach 1980, S. 210f.
- ¹¹⁾ Fürnrohr, Walter: Franken. Deutsches und Lateinisches Schulwesen, in: Liedtke, Max (Hrsg.): Handbuch der Geschichte des bayerischen Bildungswesens I: Geschichte der Schule in Bayern. Von den Anfängen bis 1800. Bad Heilbrunn 1991, S. 665–671; Dippold, Günter: Schulen, Lehrer und Universitätsbesucher in Kleinstädten des Hochstifts Bamberg, in: Dikerkhof, Harald (Hrsg.): Bildungs- und schulgeschichtliche Studien zu Spätmittelalter, Reformation und konfessionellem Zeitalter (Wissensliteratur im Mittelalter 19). Wiesbaden 1994, S. 129–200; Weiß, Dieter J.: Zum Schulwesen in den frühneuzeitlichen Hochstiften. Bamberg und Würzburg (16.–18. Jahrhundert), in: Flachenecker, Helmut/Kießling, Rolf (Hrsg.): Schullandschaften in Altbayern, Franken und Schwaben. Untersuchungen zur Ausbreitung und Typologie des Bildungswesens in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (ZBLG Beiheft 26, Reihe B). München 2005, S. 225–245.
- ¹²⁾ Wölfel, Dieter: Das evangelische Schulwesen, in: Geschichte Frankens bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Handbuch der bayerischen Geschichte III/1, begründet von Max Spindler, hg. v. Andreas Kraus. München 1997, S. 1193–1216; Jakob, Reinhard: Spätmittelalterliche Schullandschaften in Franken und Bayern 1250–1520. Ein Vergleich anhand ausgewählter Perspektiven und Beispiele, in: Flachenecker/Kießling: Schullandschaften (wie Anm. 11), S. 157–182.
- ¹³⁾ Bittner, Franz: Lateinschulen und Gymnasien, in: Roth: Oberfranken in der Neuzeit (wie Anm. 5), S. 589–625, hier S. 602–618.
- ¹⁴⁾ Schuhmann: Die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach (wie Anm. 10), S. 563.
- ¹⁵⁾ Müssel, Karl: Gymnasium Christian-Ernestinum Bayreuth. Festschrift zum 300jährigen Jubiläum. Bayreuth 1964; Trübsbach, Rainer: Geschichte der Stadt Bayreuth 1194–1994. Bayreuth 1993, S. 128–130.
- ¹⁶⁾ Kiel, Rainer-Maria: Die Alte Bibliothek des Gymnasiums Christian-Ernestinum. Eine Aus-
stellung der Universitätsbibliothek Bayreuth. Bayreuth 2004.
- ¹⁷⁾ Benz, Stefan: Modell barocker Geschichtsschreibung in und über Franken, in: Weiß, Dieter J. (Hrsg.): Barock in Franken (Bayreuther Historische Kolloquien 17). Dettelbach 2004, S. 133–196, hier S. 151–166.
- ¹⁸⁾ Mengin, Ernst: Die Ritter-Academie zu Christian-Erlang. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik. Erlangen 1919; Jakob, Andreas: Die Erlanger Ritterakademie, in: Friedrich, Christoph (Hrsg.): Die Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Geschichte einer deutschen Hochschule. Ausstellung im Stadtmuseum Erlangen 24.10.1993–27.02.1994 (Veröffentlichungen des Stadtmuseums Erlangen 43). Erlangen 1993, S. 182–185.
- ¹⁹⁾ Müssel, Karl: Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth 1711–1763. Ein Fürstenbild des aufgeklärten Absolutismus in Franken. Teil I: Die Jugendjahre 1711–1763 (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht 1953/54 des Gymnasiums Christian Ernestinum Bayreuth). Teil II: Von der Verlobung bis zum Regierungsantritt 1731–1735 (ebenda 1955/56). Bayreuth 1954/56; ders.: Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth (1711–1763). Wilhelmines Gemahl als Reichsfürst, Landesherr und Mensch, in: Krückmann: Paradies des Rokoko II (wie Anm. 1), S. 20–24. Vgl. auch noch die ältere annalistische Darstellung: Heinritz, Johann Georg: Die Lebens- und Regierungsjahre des Markgrafen Friedrich zu Bayreuth 1711–1763, in: Archiv für Geschichte und Altertumskunde des Ober-Main-Kreises 2. Heft 2 (1835), S. 1–56 und Heft 3 (1836), S. 1–62.
- ²⁰⁾ „Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith ...“. Braunschweig 1810; neuere Edition: Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine Margrave de Bayreuth, préface de Pierre Gaxotte (le Temps retrouvé 13). Paris 1967; deutsche Übersetzung: Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, übersetzt von Annette Kolb. 2 Bde. Leipzig 1910; Wilhelmine von Bayreuth. Eine preußische Königstochter. Glanz und Elend am Hofe des Soldatenkönigs in den Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. Aus dem Französischen übersetzt und 1910 herausgegeben von Annette Kolb. Neu hg. von Ingeborg Weber-Kellermann. Mit zahlreichen Illustrationen von Adolph Menzel und zeitgenössischen Porträts. Frankfurt 1981; zuletzt neu übersetzt: Memoiren einer preußischen Königstochter.

- Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. Übersetzung, Anmerkungen und Nachwort von Günter Berger. Bayreuth 2007.
- 21) Memoiren der Markgräfin Wilhelmine, übersetzt von Kolb, Bd. 2, S. 168.
- 22) Müssel: Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth I (wie Anm. 19).
- 23) Zitiert nach Mengin: Ritter-Academie (wie Anm. 18), S. 56.
- 24) Aign, Karl Walter: Die Friedrichs-Academie zu Bayreuth. 1742/43, in: AO 27 (1918), S. 1–30; Müssel, Karl: Die Bayreuther Friedrichs-akademie und ihre Studierenden, in: AO 72 (1992), S. 257–325.
- 25) Pfeiffer, Gerhard: Daniel de Superville, in: Fränkische Lebensbilder 8 (VGffG VIIa/8). Neustadt/Aisch 1978, S. 147–167. – Seine Würdigung durch Wilhelmine: Memoiren der Markgräfin Wilhelmine, übersetzt von Kolb, Bd. 2, S. 166–169.
- 26) Müssel: Friedrichsakademie (wie Anm. 24), S. 266.
- 27) Ebd., S. 267.
- 28) Zitiert nach ebd., S. 268.
- 29) Ebd., S. 269.
- 30) Gadendam, Johann Wilhelm: *Historia Academiae Fridericianae Erlangensis* (...). Erlangen 1744, S. 16–20 (Nachdruck Erlangen 1993, Erlanger Forschungen, Sonderreihe 3, dazu: Beiband *Historia Academiae Fridericianae Erlangensis*. Geschichte der Friedrichs-Akademie. Übersetzungen und Erläuterungen. Übersetzung von Bernhard Papst. Erlangen 1993, S. 46–48).
- 31) Müssel: Friedrichsakademie (wie Anm. 24), S. 276–278.
- 32) Pfeiffer, Gerhard: Gründung und Gründer der Universität Erlangen, in: Kößler, Henning (Hrsg.): 250 Jahre Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Festschrift (Erlanger Forschungen, Sonderreihe 4). Erlangen 1993, S. 1–18; Wendehorst, Alfred: Geschichte der Universität Erlangen-Nürnberg 1743–1993. München 1993, S. 11–32.
- 33) Gadendam: *Historia Academiae Fridericianae* (wie Anm. 30), S. 48f. (Beiband, S. 33f.).
- 34) Kulenkampff, Jens: „Ob Materie denken könne“. Vortrag auf der Gedenkfeier aus Anlaß des 250. Todestages der Markgräfin von Bayreuth am 16. Oktober 2008 (Erlanger Universitätsreden Nr. 72/2008, 3. Folge). Erlangen 2008 (Übersetzung der Thesen S. 8).
- 35) Müssel, Karl: Die Akademie der freien Künste und Wissenschaften in Bayreuth (1756–1763), in: AO 61 (1981), S. 33–57; Roth: Hohe Schulen (wie Anm. 5), S. 648f.
- 36) Trübsbach: Geschichte der Stadt Bayreuth (wie Anm. 15), S. 214–221.
- 37) „Predigt bey öffentlicher Einweihung der Friedrichs Universität zu Erlangen Den 4ten November 1743 über Esaiae XXXIII, 20 gehalten“, in: Gadendam: *Historia Academiae Fridericianae* (wie Anm. 30), Anhang (Addimenta), S. 45–64, hier S. 58.
- 38) Wendehorst: Geschichte (wie Anm. 32), S. 17.
- 39) Memoiren der Markgräfin Wilhelmine, übersetzt von Kolb, Bd. 2, S. 166f.

„Ehrenbaum“ oder „Freiheitsbaum“? Unruhen und politische Zwietracht in Eibelstadt um 1830

von

Franz Schicklberger



Abb. 1: Gesamtansicht des in dunklen Tönen gehaltenen Gemäldes im Pfarrhof, das die nächtlichen Unruhen vom 13. Dezember 1830 auf dem Marktplatz in Eibelstadt zeigt. Die Größe des Bildes beträgt 1,59 x 1,23 Meter (Photo: Klaus Löwel).

Im Pfarrhof zu Eibelstadt befindet sich ein monumentales Bild, das Rückschlüsse auf politische Verhältnisse in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts zulässt, ja diese sogar anschaulich dokumentiert. Diesem Bild sowie den sich darin widerspiegelnden politischen Verhältnissen im Ort widmen sich die folgenden Ausführungen.

Die Julirevolution 1830 in Paris, bei der sich die Bevölkerung gegen die reaktionäre Politik König Karls X. erhob und dessen Flucht nach England zur Folge hatte, löste eine Welle revolutionärer Bewegungen in Europa aus. Auch in Bayern kam es zu Unruhen,

die bei König Ludwig I. Mißtrauen aufkommen ließen. Nach einer zunächst liberaleren Politik schlug Ludwig nun einen konservativ restaurativen Weg im Sinne des österreichischen Staatskanzlers Fürst Metternich ein. Der Gegensatz zwischen monarchischem Prinzip und dem Prinzip der Souveränität sowie dem Mitspracherecht des Volkes verschärfte sich, wobei neben München das fränkische Würzburg eines der Zentren öffentlicher Unruhe wurde. Eine Reform von Staat und Gesellschaft forderten 1832 auch die Teilnehmer am Hambacher Fest in der bayerischen Pfalz sowie die Redner bei der Verfassungsfeier im Park der Grafen von Schön-

born in Gaibach. In Würzburg kristallisierte sich dieser Gegensatz um die Person des Bürgermeisters Wilhelm Joseph Behr. Ihm gegenüber war das Verhältnis der Münchner Regierung zunächst kühl, dann sogar feindlich. Behr wurde schließlich verhaftet, in München angeklagt, sodann verurteilt, in Passau eingekerkert und so dem politischen Wirken entzogen.¹⁾

Mißstimmungen gegen die Monarchie flakerten aber nicht nur in politischen Zentren auf, sondern spiegelten sich sogar in kleineren Orten wie Eibelstadt wider. Davon wissen die Ratsprotokolle, Aufzeichnungen im Pfarrarchiv, Schreiben des königlichen Landgerichts und der königlichen Regierung mehrfach zu berichten.

Schon 1823 unterschied das königliche Rentamt zwei Gruppierungen von Eibelstädtern. Zum einen sprach man vom „*wohlhabenderen und arbeitsamen Theile seiner Mitbürger*“, zum anderen von den „*ärmeren und als besonders unruhig bekannten Einwohnern*.“²⁾ Ab etwa 1827 gab es in Eibelstadt zwei politische Interessensgemeinschaften, die „*Städtischen*“ und die „*Dörfischen*“. Die „*Städtischen*“ galten als eher regierungs- sowie königstreu und pflegten konservatives Gedankengut. Zu ihnen zählten der Stadtschreiber Augustin Förster und Pfarrer Nikolaus Straub als deren Exponenten; auch wenn der Stadtschreiber ab etwa 1835 dem Königshaus und München reserviert gegenüberstand. Die „*Dörfischen*“ hatten dagegen ein gebrochenes Verhältnis zur politischen Obrigkeit sowie zum Eibelstadter Pfarrer und waren eher freisinnig eingestellt.³⁾ Aufschlußreich ist die Bemerkung von Pfarrer Straub, „*daß der Grund zu diesen Partheyen in der Gemeinde Eibelstadt schon vor vielen Jahren gelegt worden ist, und auch Geistliche vieles dazu beygetragen haben, die sich aber nun wohl zurückziehen, weil sie einsehen, daß sie unrecht gethan haben*.“⁴⁾ Zu dieser Feststellung im Pfarrprotokoll stehen als Marginalglosse die Namen des Basler Domherren Dr. Philipp Valentin von Reibelt und des Paters Januarius Walter OSB vermerkt.

P. Januarius Walter, geboren 1764 in Bishofsheim, war Profeß der 1802 im Zuge der

Säkularisation aufgehobenen Benediktinerabtei Münsterschwarzach. Er wirkte danach sieben Jahre in Stadtschwarzach, von wo er sich nach Eibelstadt zurückzog und vom bayerischen Staat jährlich 500 Gulden Unterhalt erhielt. Walter stiftete mehrfach für die Eibelstadter Pfarrkirche St. Nikolaus und spendete auch für die Armen und Kranken des Seelhauses am Maintor. Er hielt 1813 sogar die Festpredigt in der Kreuzkapelle zum Fest der Kreuzerhöhung. Walter starb am 28. Oktober 1834 und wurde auf dem Eibelstadter Friedhof beerdigt.⁵⁾ Beim Begräbnis assistierten die Pfarrer von Rottenbauer, von Zeubelried, von Erlach und von Randersacker. Kurz nach seinem Begräbnis wurden aber sein und des Frühmessers Grabkreuz gestohlen. Daraufhin ließ Elisabeth Herold, die Haushälterin von Pater Januarius, diesem „*einen Leichenstein setzen*.“⁶⁾ Dieser Leichenstein befindet sich heute in der Nähe des Ölbergs an der Südseite der Stadtpfarrkirche.

Dr. Philipp Valentin von Reibelt, geboren am 10. Februar 1752, war ab 1776 Domherr des Domkapitels von Basel, wurde von französischen Revolutionstruppen 1792 unter strengen Hausarrest gestellt, kam aber als erster von den Chorbrüdern wieder frei. Daraufhin sagte man ihm Kontakte zu den französischen Invasoren nach. So warf man Reibelt vor, er hätte sich selbst nach dem Einfall der Franzosen in Basel eine rote Kappe aufgesetzt und habe seine Diener sogar auf den Domplatz geschickt, damit sie um den dort errichteten Freiheitsbaum tanzten. Außerdem habe sich der Domherr gerühmt, daß aus den Buchstaben seines Namens ‚Reibelt‘ das Wort ‚liberté‘ (Freiheit) gebildet werden könne, das Bestandteil des Wahlspruchs der französischen Revolutionäre ‚liberté, égalité, fraternité‘ war. Eine von ihm im Sommer 1794 angestrebte Untersuchung, die ihm eine Rechtfertigung gegen die unrühmlichen Vorwürfe wegen der Kontakte zu französischen Truppen ermöglichen sollte, kam nicht zustande.

Reibelt lebte auch einige Zeit in Freiburg i.Br., wo er für bedürftige Kinder 9.266 Gulden stiftete und dafür 1804 die Ehrenbürgerschaft der Stadt erhielt. Zudem ernannte man Reibelt zum Ehrendomkapitular in Freiburg;

zusätzlich wurde er mit dem großherzoglich badischen Orden vom Zähringer Löwen ausgezeichnet. In Eibelstadt besaß Reibelt ein stattliches Haus (heute Heumarkt 16). Auch hier war er nach seinem Umzug an den Main sozial sehr engagiert, vor allem den Armen und Kindern sowie der Kirche gegenüber.

Auch sorgte er dafür, daß die 1804 „*ex Mandato Serenissimi Principis Maximiliani Willhelmi Ducis Palatini et Bavarie...*“ wohl aus politischen Gründen geschlossene Kreuzkapelle⁷⁾ 1808 wieder geöffnet wurde. Im Jahr davor ging noch am 30. Oktober ein Schreiben „*Seiner Kaiserlich Königlichen Hoheit Erzherzogs Ferdinand, Großherzogs von Wirzburg*“ an das Landgericht in Ochsenfurt mit dem Auftrag, zu begutachten, „*ob das Gebäude zu einen anderen Zweck verwendet werden könne oder ob es einzulegen und die Materialien zu verkaufen, oder ob dasselbe lediglich dem Verfall zu überlassen seye.*“⁸⁾ Der letzte Vorschlag mag im romantischen Zeitgeist, der Ruinen liebte, begründet gewesen sein.

Nach der Wiederöffnung der Kreuzkapelle übernahm Reibelt sogar erhebliche Renovierungskosten.⁹⁾ Mehrfach hielt Reibelt auch den Festgottesdienst oder die Festpredigt am Fest der Kreuzerhöhung in der Kapelle. Der Domherr starb am 16. Juni 1835 und wurde in Eibelstadt unter großer Anteilnahme der Bevölkerung und zahlreicher Geistlicher beige-setzt.¹⁰⁾

Aus der Klage Pfarrer Straubs darf man wohl schließen, daß Geistliche die Bestrebungen der „*Dörfischen*“ zunächst gefördert hatten, bis die Bewegung zum Selbstläufer wurde und in radikalere Bahnen abglitt. Dazu kam in Franken die noch weit verbreitete, reservierte und distanzierte Haltung gegenüber München und dem bayerischen Königshaus. Die Ablehnung des Wittelsbacher Königshauses kam in Eibelstadt sogar lautstark in der Kirche während der Dankespredigt für die glückliche Heimkehr Ludwigs I. aus Griechenland 1835 zum Ausdruck.¹¹⁾

Pfarrer Straub charakterisierte dem bischöflichen Ordinariat gegenüber die beiden politischen Richtungen in Eibelstadt mit folgenden Worten: „*Es ist allgemein bekannt, daß*

die Gemeinde zu Eibelstadt im Jahre 1827 bei der Gemeindewahl sich in zwey offenbare Partheyen getheilt hat, wovon die eine sich die Dörfische, die andere die Städtische nennt. Die Dörfische ist jene, die eine Ruralgemeinde bilden wollte, und durch ihre vielen Anweisungen auch durchgesetzt hat. Die Städtische ist jene, die es bey dem Magistrate belassen wollte, wie vorher. Zu den Dörfischen gehören die Bösgesinnten, Rebellen und Widersetzliche gegen geistliche und weltliche Obrigkeit; zu den Städtischen die Gutgesinnten und Ruhigen. Der Aushang Schild der Dörfischen ist Ersparung in der Gemeinde, im Hintergrunde steht aber Herrschsucht, Habsucht, Bosheit, Rachsucht und Feindseligkeit gegen H. Stadtschreiber Förster, welchen die Dörfischen gern von seiner Stelle und um sein Brod zu bringen gesucht haben, der aber doch schon 16 Jahre in Eibelstadt ist, sich immer gut, ruhig und rechtlich betragen und der Gemeinde viel genützt hat, wie viele Bürger bezeugen, nun aber von den Bösgesinnten durch die vielen demselben zugefügten Unbilden und Kränkungen seinen Dank erhält.“¹²⁾

Nach der Wahl 1827 bestand der Gemeindeausschuß aus dem dörfischen Vorsteher Georg Vornberger und vier dörfischen Deputierten (Georg Joseph Dotzel, Johann Wilhelm Zimmermann, Max Herrmann, Friedrich Schätzlein); zu den Städtischen gehörten Franz Karl Schlereth (Gemeindepfleger), Friedrich Wirth (Stiftungspfleger) und der Deputierte Christoph Schmachtenberger. Dem Stadtschreiber Förster wurde vom neugewählten Gemeindeausschuß nun nicht mehr gestattet, auf dem Rathaus zu erscheinen und zu schreiben. Zudem sprach man sogar die Drohung aus, man würde ihn vom Rathaus hinab werfen, wenn er auf das Rathaus komme. Auch leitete die Verwaltung einen Prozeß gegen ihn ein und gebot ihm, aus dem Stadtschreiberhaus auszuziehen. Der zweite Lehrer Franz Ullrich übernahm nun die Schreibarbeiten der Verwaltung. Der letzte Eintrag von Förster im Ratsprotokollbuch datiert vom 24. September 1827.

Als eine erste Eingabe der Eibelstadter, den Stadtschreiber entlassen zu dürfen, vom königlichen Landgericht nicht akzeptiert wurde,

kam es am 19. November 1827 zu einer erneuten Eingabe, mit dem Vermerk, daß nach Befragung die ganze Gemeinde Eibelstadt den Stadtschreiber „*entfernt oder entlassen wissen*“ möchte, auch wegen der gegenwärtigen Ruralverfassung. An der Stelle Försters, der 300 Gulden Jahreslohn erhielt, solle der zweite Lehrer Ullrich das Amt des Gemeinbeschreibers gegen 70 Gulden und freie Wohnung übernehmen.¹³⁾

Die Deputierten der städtischen Partei betraten daraufhin das Rathaus nicht mehr und hielten sich der Sitzungen fern. Nach etwa drei Monaten erging jedoch eine amtliche Verfügung der königlichen Regierung mit der Aufforderung, Stadtschreiber Förster wieder sein Schreiberamt bei der Gemeindeverwaltung ausüben zu lassen. Harte Strafandrohungen verliehen dem königlichen Schreiben Nachdruck. Der Vorsteher Georg Vornberger wechselte nun auch die ‚Partei‘ von den Dörfischen zu den Städtischen. Pfarrer Straub vermerkte hierzu: „... und als endlich der dörfische Vorsteher Georg Vornberger merkte, daß die dörfische Parthey mit ihren Winkel Advokaten gegen Stadtschreiber [sich] nicht durchsetzen würden, trat derselbige von der dörfischen Parthey ab, und ging zur städtischen über. Nun fingen der Gemeindepfleger wie auch Stiftungspfleger und städtische Deputierte, welche bisher das Rathhaus nicht betreten hatten, auch wieder an, den Sitzungen beyzuwohnen.“¹⁴⁾ Ab 10. Januar 1828 führt das Gemeindeprotokoll wieder Stadtschreiber Förster. Für die Folgezeit wird aber festgehalten, daß im Rathaus das Zanken, Streiten, Schimpfen und Schelten mehr auf der Tagesordnung standen als sachliche Politik. Pfarrer Straub warf den dörfischen Sitzungsmitgliedern sogar vor, daß sie „*früh nicht nüchtern zu sein scheinen und nachmittags meistens besoffen sind.*“¹⁵⁾

1830 war erneut eine Wahl der Deputierten angesagt. Die Dörfischen wollten aber nicht wählen, bis Stadtschreiber Förster das Rathaus verlassen habe. Als dies jedoch nicht geschah, verhinderten die Dörfischen zwei Wahltermine mit Gewalt.¹⁶⁾ Beim dritten Versuch klappte es schließlich und zwar auch erst dann, als dem Landrichter, der persönlich anwesend

war, ein zufällig [?] durch Eibelstadt marschierendes königliches Regiment zu Hilfe kam und die Offiziere dem Landrichter auf dem Rathaus „*mit ihren Säbeln salutiert hätten.*“¹⁷⁾ Die Wahl brachte den Städtischen jedoch eine herbe Niederlage. Bis auf einen Deputierten gehörten nun alle den Dörfischen an. Als Vorstand nominierte man Georg Friedrich Zimmermann. Gemeindepfleger war Friedrich Schätzlein, Stiftungspfleger Johann Wilhelm Zimmermann. Als Deputierte kamen auf das Rathaus: Georg Joseph Dotzel, Max Herrmann, Georg Anton Schätzlein, Heinrich Scheder und als städtischer Deputierter Karl Flury.

Stadtschreiber Förster wurde nach der Wahl nun zum zweiten Mal nicht mehr auf das Rathaus gelassen. Sein letzter Eintrag im Ratsprotokoll datiert am 20. August 1830. Lehrer Ullrich sollte ihn als Schreiber vertreten. Ullrich wollte daraufhin von Pfarrer Straub ein Attest, in dem dieser für Regierungsrat Froehlich bestätigen sollte, daß sich das Schreiben für die Gemeinde mit dem 2. Lehrerdienste vereinbaren lasse. Nach einer Rücksprache mit dem Regierungsrat stellte der Pfarrer diese Bescheinigung jedoch nicht aus.¹⁸⁾ Auch das öffentliche Leben versuchten nun die Dörfischen in Eibelstadt nach ihren Vorstellungen zu verändern. Dem Pfarrer gegenüber äußerte man sich: „*Wer nicht mit uns ist, wider den sind wir.*“ So ersetzte man den konservativen Polizeidiener durch einen genehmen Dörfischen. Auch die vier Himmelträger entließ die neugewählte dörfische Gemeindeverwaltung, weil sie Städtische waren, und ersetzte sie durch Gesinnungsgenossen.¹⁹⁾ Ja, man ließ sogar die Sitzbänke der alten Himmelträger in der Pfarrkirche durch eine Schranke sowie mit neuen Schlössern verriegeln, um sie von ihren Ehrenplätzen auszuschließen.

Das königliche Landgericht stellte aber fest, daß zu einer Auswechslung der Himmelträger der Gemeindevorsteher nicht berechtigt sei. Er habe binnen 24 Stunden, die alten Schlösser wieder anzubringen und die abgesetzten Himmelträger wieder auf ihre angestammten Plätze zu lassen. Sollten die neuernannten Himmelträger (Friedrich Kuhn, Georg Kütterbaum, Christoph Gretschn und

Anton Fessel) in der Kirche jedoch Unruhe stiften, seien sie mit 10 Talern zu bestrafen.²⁰⁾

Während dieser Vorgänge Anfang Dezember 1830 beauftragte ein Reskript der königlichen Regierung das königliche Landgericht in Ochsenfurt, den Stadtschreiber Förster in seinen Funktionen zu unterstützen. Das löste große Freude bei den Städtischen aus, und man setzte Stadtschreiber Förster am 13. Dezember 1830 einen Ehrenbaum vor seiner Wohnung, dem Stadtschreiberhaus. Dies erregte aber große Unruhe und Ärger bei den Dörfischen. Sie rotteten sich deshalb zusammen und fällten den Ehrenbaum am späten Abend des 13. Dezember. Über den Verlauf des Abends sind zwei zeitgenössische Berichte erhalten.

Zunächst sei die Anzeige des neuen, nun dörfischen Gemeindevorstands Georg Friedrich Zimmermann an das königliche Landgericht über diesen Vorfall vorgelegt. Er schrieb noch am Abend der Vorfälle: „Soeben wurde von dem Polizey Diener Schmitt und Nachtwächter Hures die Anzeige gemacht, daß dem Stadtschreiber Förster ein Mäyen Baum mit einer rothen Kappe und Freiheits Fahne zu Ehren und dem Vorsteher und der Gemeinde Verwaltung zum Spott gesetzt wurde, und daß derselbe aber um halb 10 Uhr sogleich unter großem Tumult (...) dann mit Steinwerfen aus dem Stadtschreiberey Haus wiederum umgesäet, und zur Verwahrung in das Rathaus ohne Wissen des Vorstands von den obigen, die die öffentliche Ruhe herstellten, gebracht worden, wodurch solcher Tumult und Aufruhr die Orts Einwohner in großen Schrecken versetzt worden. Darauf wurde beyden auf diese Anzeige die strengste Weisung gegeben, die ganz Nacht hindurch Aufsicht zu halten, damit nicht ferner Störung statt finde, und jeden, den sie über die Polizey Stunde betreffen oder verdächtig finden, in Arrest zu bringen und wird noch nachträglich bemerkt, daß heute früh um 5 Uhr die Nachtwächter den Kaspar Schenken Sohn auf dem Platz des ausgegrabenen Baum angetroffen, und dieser gegen die Wächter sich mit Stein und Prügel Würfen verfolgt habe.“²¹⁾

Dieses Schreiben des Vorstehers Zimmermann war allgemein gehalten und vermied di-

rekte Anschuldigungen gegen die Dörfischen; den Vorgang jedoch mußte er wegen des großen Aufsehens, den er erregte, melden. Bemerkenswert ist aber, daß erwähnt wird, daß ein Maien-Baum aufgestellt worden sei, der mit der Freiheitsfahne und einer roten Haube, die an die rote phrygische Haube der revolutionären französischen Jakobiner erinnert, und nicht selten die Freiheitsbäume in Frankreich krönte, versehen gewesen war. Die Bemerkung, womit der Maien-Baum geschmückt war, steht im Ratsprotokoll nicht im laufenden Text, sondern wurde als Marginalglosse – allerdings von derselben Hand – beigefügt. Es bleibt die Frage, ob der Baum tatsächlich mit der Phrygenmütze und der Freiheitsfahne in den Farben Frankreichs geschmückt gewesen war.²²⁾

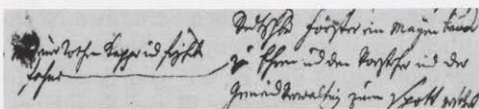


Abb. 2: Anzeige des Ortsvorstandes Zimmermann an das Landgericht (StadtA Eib, Bd. 356, S. 83, Ausschnitt), verfaßt um $\frac{3}{4}$ 10 Uhr abends am 13. Dezember 1830, mit dem Hinweis auf eine rote Kappe und die Freiheitsfahne als Randbemerkung (Photo: Franz Schicklberger).

Auch wurden nach diesem Bericht Steine aus dem Stadtschreiberhaus geworfen. Sollten dadurch die „Städtischen“ als Revolutionäre, Aufrührer und gefährliche Unruhestifter hingestellt werden? Nichts dagegen ist davon erwähnt, daß das Unternehmen im „Gasthof zur Schwane“ von den Dörfischen geplant worden war und man von dort unter Geschrei mit Steinen und Prügeln bewaffnet zum Stadtschreiberhaus aufgebrochen war. Vielmehr werden die Dörfischen gelobt, da sie die „öffentliche Ruhe“ wieder hergestellt hätten. Daß der Baum – ohne Wissen des Vorstehers – in das Rathaus gebracht worden sei, sollte wohl den Vorsteher dem königlichen Landgericht gegenüber als ahnungslos ausweisen und entlasten. Sicher stand das Rathaus nachts nicht zufällig offen, um den Stamm dort als Beweisstück sicherstellen zu können.

Anders als die offizielle Meldung klingt da schon der Bericht von Pfarrer Straub. Nach einer für Stadtschreiber Förster erfreulichen

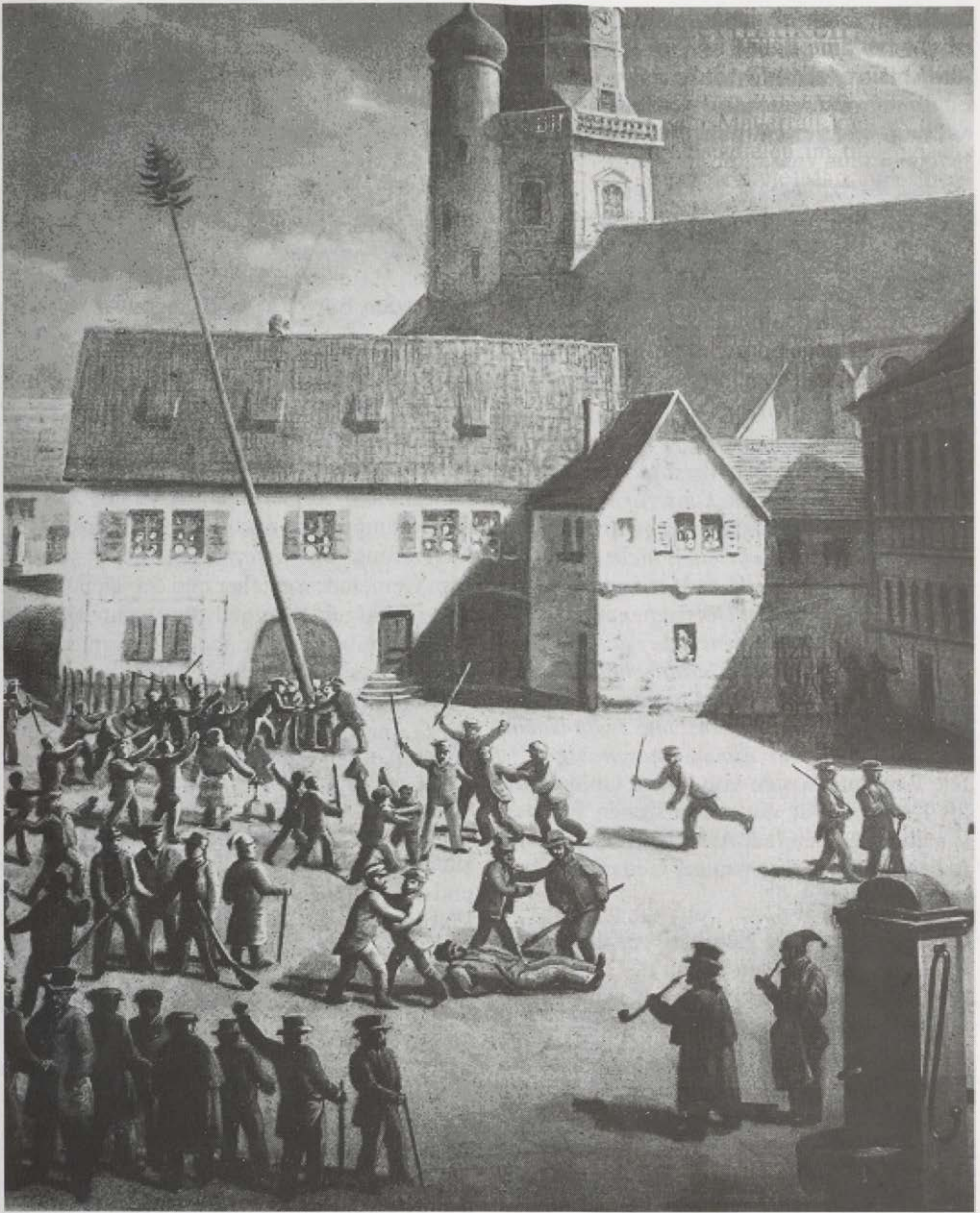


Abb. 3: Fällung des Ehrenbaumes für Augustin Förster durch die Dörfischen in der mond hellen Nacht des 13. Dezember 1830 vor dem Stadtschreiberhaus in Eibelsstadt. Zu sehen ist auch noch der heute nicht mehr existente Marktbrunnen. Auf dem Bild fehlen am Baum allerdings die von den Städtischen erwähnten drei Kränze und die von den Dörfischen unterstellte rote Jakobinerhaube sowie eine „Freiheitsfahne“, die auch in roten, weißen und blauen Bändern hätte bestehen können. Im Verhältnis zu den Häusern, wie zum Stadtschreiberhaus im Hintergrund, ist der Ehrenbaum auf dem Bild ausgesprochen hoch, möglicherweise bewußt übertrieben hoch dargestellt (Photo: Klaus Löwel).

Nachricht Anfang Dezember sowie dessen Unterstützung durch die königliche Regierung „setzten Städtische dem Stadtschreiber einen Ehrenbaum mit drei sehr schönen Krän-

zen und wollten demselben eine Nachtmusik machen lassen; aber kaum stand der Ehrenbaum, so zogen die Dörfischen aus dem Schwanen Wirtshaus, wo sich dieselben gesammelt und gesoffen hatten, unter fürchterlichen Geschrey: „Bürger ho – Bürger heraus“, so daß das ganze Städtchen in Alarm kam, mit einer Latern voran, einer mit einer Säge, der ander mit einem Holzbeil, alle mit Prügel, und mehrere mit Säckchen voll Steinen versehen, ohngefähr 70 bis 80 Mann an der Zahl bis zum Ehrenbaum, umringten denselben und sägten ihn um, und als er gefallen war, schrieen sie aus vollem Halse: Vivat; und trugen denselben ins Rathhaus, wo er noch liegt. Hierauf zogen mehrere hintereinander mit ihren Prügeln zum Vorstand, die andern in das Schwanenwirthshaus zurück, wo die ganze Nacht fortgesoffen und gelärmt wurde. Würden sich die Städtischen nicht zurückgezogen haben, so würde es Mord und Todt gegeben haben. Von den Dörfischen wurde ausgesprengt und angegeben es sey ein Freyheitsbaum gewesen, den die Städtischen errichtet hätten. Acht Tage darauf wurde dem Stadtschreiber Förster zwischen 2 und 3 Uhr Nachts durchs Fenster ins Zimmer geschossen.“²³⁾ Die Reparaturkosten von einem Gulden und 20 Kreuzern für die zerborstenen Fensterscheiben mußten laut Anordnung des königlichen Landgerichts von der Gemeinde übernommen werden.²⁴⁾

Auffällig an der Schilderung der Dörfischen ist, daß sie den Baum als „Freiheitsbaum“ bezeichneten. Dies geschah auch zweimal vom Boten Georg Dotzel in Auszahlungsquittungen.²⁵⁾ Auch Georg Anton Schätzlein nennt als Grund für drei Botengänge zum königlichen Landgericht nach Ochsenfurt bzw. zur königlichen Regierung nach Würzburg den Freiheitsbaum.²⁶⁾ Dies geschah auch in den Beilagen zur Gemeinde-Rechnung 1831/32, wo die Entlohnungen für Botengänge von Georg Anton Schätzlein festgehalten sind. Die Bezeichnung „Freiheitsbaum“ sollte wohl die Städtischen vor dem königlichen Landgericht in Mißkredit bringen und eigene Interessen verbergen. „Freiheitsbäume“ und „Freiheitssäulen“ waren der königlichen Regierung ja verdächtig, da sie Symbole der Französischen Revolution waren. Damit sollte das

Fällen eines Freiheitsbaumes entschuldigt und als nicht strafwürdig hingestellt werden. Ähnliches mag auch die Erwähnung der roten (Jakobiner-) Haube im Bericht des Gemeindevorstehers beabsichtigt haben. Diese Haube hieß nämlich bei den Franzosen „bonnet de la liberté“ [Haube der Freiheit]. Die Aufforderung „Bürger heraus“ könnte ein Hinweis darauf sein, daß das Wort „Bürger“ als Schmähruf den obrigkeitshörigen, vielleicht sogar königstreuen Bewohnern gegenüber zu verstehen ist.

Über diese Vorfälle in Eibelstadt erstattet nun das königliche Landgericht in Ochsenfurt der königlichen Regierung in Würzburg Bericht, worauf ein scharfer amtlicher Erlaß der königlichen Regierung folgte, der Zusammenrottungen und nächtliches Herumschwärmen strengstens untersagte. Zudem werden dem Gemeindevorsteher und den Deputierten hohe Straf gelder angedroht, wenn sie dem Stadtschreiber Förster noch die geringste Unbill zufügten. Auch sei er umgehend wieder als Schreiber zu den Sitzungen beizuziehen. Diese Anordnungen wurden vom Landrichter persönlich auf dem Rathaus der versammelten Bürgerschaft vorgelesen.²⁷⁾

Das Landgericht forderte Pfarrer Straub zudem auf, den PflEGschaftsrat einzuberufen und eine Schulsitzung, deren Vorsitzender der Pfarrer war, anzuberaumen und nichts zu unterzeichnen, was Förster nicht geschrieben habe.²⁸⁾ Am festgesetzten Tag gingen nun der Pfarrer und der Stadtschreiber auf das Rathaus. Es war aber kein einziges von den Verwaltungsmitgliedern erschienen außer einem aus der städtischen Partei. Als der Pfarrer dies dem königlichen Landgericht auf Weisung meldete, mußte eine zweite Sitzung anberaumt werden, wozu der Gemeindevorsteher bei 30 Talern Strafe und die Deputierten bei 15 Talern Strafe angehalten wurden. Hierauf erschienen die Verwaltungsmitglieder, forderten aber unter großem Lärmen, daß der Stadtschreiber das Rathaus verlassen solle. Darauf verließen Pfarrer und Stadtschreiber gemeinsam das Rathaus. Es mußte eine neuerliche Sitzung bei doppeltem Strafmaß für die Deputierten bei Nichterscheinen einberu-

fen werden. Zur dritten Sitzung erschienen die Deputierten jedoch abermals nicht.

Für eine vierte anberaumte Sitzung war das Rathaus sogar verschlossen. Nachdem dies der Pfarrer weisungsgemäß dem Landgericht gemeldet hatte, gab es Drohbriefe an den Geistlichen. Der Gemeindevorstand nannte ihn öffentlich „Spitzbub“; zudem wurden der Gottesdienst gestört, die Sonntagsschule schlecht besucht und die Predigten des Pfarrers als Pfaffengedichte abgetan.

Mit dieser Verweigerungstaktik dem Pfarrer und dem Stadtschreiber gegenüber konnte sich die Stadtverwaltung jedoch nicht gegen

die höhergestellten königlichen Ämter durchsetzen. Ja, es gab sogar hohe Strafgeelder, von denen ein Diener des Landgerichts 230 Gulden von den Deputierten einhob. Der Gemeindevorsteher und die übrigen Deputierten wurden erneut angewiesen, an den Sitzungen, zu denen der Pfarrer berechtigt einlade und Förster als Schreiber anwesend sein müsse, teilzunehmen. Widerspenstigkeit bedrohte die Obrigkeit abermals mit Geldstrafen, ja sogar mit Amtsenthebung. Daraufhin kam man zu den vom Pfarrer einberufenen Sitzungen, störte dabei allerdings oder suchte den Geistlichen zu kränken.



Abb. 4: Die nächtlichen Unruhen am 13. Dezember 1830 gingen vom „Gasthaus zur Schwane“ (rechts im Bild) aus. Dorthin kehrten auch zahlreiche der Dörfischen nach der Fällung des Ehrenbaumes vor dem Stadtschreiberhaus wieder zurück. Ein bayerischer Eilwagen, der ab etwa 1820 zur Personenbeförderung eingesetzt wurde und die doppelte bis dreifache Entfernung je Tag, im Vergleich zu den alten Postkutschen, zurücklegen konnte, passiert gerade Eibelsstadt. Diese Eilwagen galten damals als technisches Wunder. Im Vordergrund befindet sich wohl der Gemeindevorsteher Zimmermann mit seinen sieben Räten, von denen einer die Rathausschlüssel trägt (Photo: Klaus Löwel).

Als die Stadtväter Förster zum Schreiben „weder beiziehen könnten noch würden“ und ein Leumundszeugnis nicht vom Pfarrer unterschreiben ließen, was rechtlich gefordert war, verhängte das königliche Landgericht am 18. Februar 1831 für den Vorstand Georg Friedrich Zimmermann sowie die Deputierten Max Herrmann, Georg Anton Schätzlein, Wilhelm Zimmermann, Georg Joseph Dozel, Friedrich Schätzlein, Heinrich Schäder und Carl Flury wegen ihres Trotzes 10 Reichstaler Strafe, die binnen acht Tagen – bei Androhung der Pfändung – zu bezahlen waren.²⁹⁾

Am 10. April 1831 wird die Eibelstadter Verwaltung aufgefordert, „anzuzeigen, ob dene höchsten und allerhöchsten Entschließungen, wegen Function des Stadtschreibers Förster, die schuldige Folge geleistet werde.“³⁰⁾ Am 12. April teilt das Landgericht der Verwaltung und dem Pfarrer mit, daß Stadtschreiber Förster auf jeden Fall bleiben dürfe.³¹⁾ Im Gemeindeprotokoll findet sich der erste Eintrag von Stadtschreiber Förster wieder am 24. April 1831. Damit hatte ein zähes Ringen zwischen den königlichen Ämtern und den widerspenstigen Eibelstadtern ein Ende gefunden, wobei die Eibelstadter allerdings die Besoldung Försters hinauszögerten.³²⁾ Förster blieb dennoch bis 1847 Stadtschreiber.

Gegen Pfarrer Straub gipfelten die Feindseligkeiten in einer Anklage durch die Gemeindepriester vor dem bischöflichen Ordinariat am 18. und am 31. Dezember 1831.³³⁾ Dabei wurde Straub neben seelsorgerlichen Versäumnissen auch dessen Eintreten für Stadtschreiber Förster vorgeworfen, wenn es heißt, daß er den „der Gemeinde verhaßten als Revolutioner erklärten Stadtschreiber“ unterstütze. Diesem Vorwurf hält der Pfarrer entgegen: Der „Stadtschreiber ist keineswegs der ganzen Gemeinde verhaßt, zählt noch immer seine viele und gute Freunde in Eibelstadt, nur die Dörfischen, die Rebellen, feinden denselben an.“³⁴⁾

Auch die anderen dem Pfarrer zur Last gelegten Versäumnisse und Beschwerden konnte Straub klären bzw. als falsche Behauptungen bloßstellen.³⁵⁾ Das Ordinariat akzeptierte die Stellungnahmen Straubs zu den Vorwürfen am 12. März 1832 und unterließ es, ihn zu

rügen oder gegen ihn einzuschreiten. Vielmehr stärkte es ihn in seiner Haltung und in seinem Tun. Die Antwort des Ordinariats wird, entsprechend einem Schreiben vom 22. März 1832, von Dechant Ledermann in Theilheim der Eibelstadter Verwaltung bekannt gemacht.³⁶⁾

Als 1835 über Pfarrer Straub erneut durch die Schulaufsicht beim königlichen Landgericht Klagen auftreten, rechtfertigt sich dieser u.a. mit seiner Regierungstreue und spielt auf die Spannungen im Ort in den Jahren 1830/31 an. Er schreibt: „Vorzüglich hat Pfarrer Straub bei den in den Jahren 1830 und 31 in der Gemeinde Eibelstadt stattgehabten Unruhen und Unordnungen ganz im Geiste und Interessen der K[öniglichen] Regierung und des K[öniglichen] Landgerichts Ochsenfurt gehandelt.“ Er habe damals „von Seite mehrerer Gemeindeglieder sehr viel Verdruß, Kränkungen, Mißhandlungen und Verfolgungen“ erfahren müssen, so daß er schwer erkrankt sei und nun einen Aushilfspriester halten müsse.³⁷⁾ Erneut beklagt sich die Gemeindeverwaltung über den inzwischen schwer gehbehinderten Pfarrer am 15. August 1836.³⁸⁾ Gegen die Übernahme der Bezahlung eines Kooperators wehrt sich die Stadt vehement und verweist auf ihre schlechte Finanzlage sowie auf die hohen Einkünfte des Pfarrers, die man detailliert auflistet.³⁹⁾

An den nächtlichen Tumult am 13. Dezember 1830 erinnert heute – wie eingangs erwähnt – noch ein Bild, das sich im Pfarrhof befindet. In einer Kartusche (im Bild rechts oben) werden eine Deutung des Gemäldes sowie der ursprüngliche Maler und der spätere Kopist angegeben. Es heißt darin: „Der Ehrenbaum hier vor der Stadtschreiberswohnung erstand und fiel am 13. Dezember spät Abend gegen 10 Uhr. Von den sogenannten Städtischen oder auch Jakobinern, wurde er dem damaligen Stadtschreiber Förster gesetzt. Die Feinde des Förster, welche teils in der Gemeindeverwaltung saßen, betrieben die Absetzung Försters. Aber ihre der sogenannten Dörfischen, oder Schlakobiner Anklagen wurden vor den Augen der kgl. Regierung zunichte.“⁴⁰⁾ Das kgl. Landgericht Ochsenfurt erhielt den Auftrag, Förster in seinen

Funktionen zu unterstützen. Aus Freude darüber setzten die Städtischen den Ehrenbaum. Aber er stürzte durch die Dörfischen, welche vom Schwanenwirthshaus aus zu 70 bis 80 Mann, mit Prügel & Steinen bewaffnet, die Städtischen überfielen. Diese verhüteten durch kluges Zurückziehen Mord und Totschlag. Gemalt wurde dieses Bild von dem hiesigen Tüncher Simon Schmachtenberger in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts, an die Südseite eines ehemaligen Saales, nunmehrigen Schlafzimmers im Pfarrhause. Das kgl. Bauamt fand im Jahre 1903 es für gut, dasselbe auf Leinwand übertragen zu lassen. Dies wurde ausgeführt von der Firma Georg Wahler Malergeschäft in Würzburg.“

Anmerkungen:

- 1) Vgl. Domarus, Max: Bürgermeister Behr. Ein Kämpfer für den Rechtsstaat. 3. Aufl. Würzburg 1985; Wagner, Ulrich (Hrsg.): Wilhelm Joseph Behr. Dokumentation zu Leben und Werk eines Würzburger Demokraten. Würzburg 1985.
- 2) Staatsarchiv Würzburg [künftig: StA Wü], Regierung von Unterfranken, Akte 11408, Schreiben vom 22.12.1823.
- 3) Richard Redelberger: Eibelstadt. Mainfr. Heft 56 (1971), S. 101, hat nicht Recht, wenn er meint, die Dörfischen wohnten in einem bestimmten Ortsteil. Vielmehr waren die Dörfischen eine ideologisch/politische Gruppierung, die nicht auf ein bestimmtes Stadtviertel beschränkt war.
- 4) Pfarrarchiv Eibelstadt [künftig: PfarrA Eib], Kirchen- undt Pfarr-Protocoll zu Eivelstatt [künftig: KPPE], S. 146; Für die Möglichkeit, in das „Kirchen- undt Pfarr-Protocoll zu Eivelstatt“ Einsicht nehmen und das historisch interessante und aufschlußreiche Bild aufnehmen zu dürfen, danke ich Herrn Stadtpfarrer Erich Büttner vielmals und herzlich.
- 5) Ebd., S. 202-203 u. S. 215; Pfarrmatrikel Bd. 5, S. 297; PfarrA Eibelstadt, Verzeichniß deren gnedigen Herren undt anderer (...) wie und waß gestalten sie diese Capellen zum H. Creutz mit Schenckungen (...) bedacht (Gut-täterbuch), III. Teil, S. 57.
- 6) PfarrA Eib, KPPE, S. 215.
- 7) PfarrA Eib, Guttäterbuch I. Teil, S. 64; III. Teil, S. 55.

- 8) Das Landgericht Ochsenfurt leitete eine Abschrift davon an das Pfarramt in Eibelstadt weiter.
- 9) Zur Wiederöffnung s. das Schreiben von Reibelt vom 08.03.1808 (StA Wü, Hist. Verein MS f. 1325); das Schreiben Erzherzog Ferdinands vom 20.07.1808 (PfarrA Eib); Stadtarchiv Eibelstadt [künftig: StadtA Eib], Ratsprotokoll 04.08.1808 (Bd. 179, S. 452–454).
- 10) Zu Reibelt als Domherr in Basel vgl. Bosshart-Pfluger, Catherine: Das Basler Domkapitel von seiner Übersiedlung nach Arlesheim bis zur Säkularisation (1687–1803). Basel 1983, S. 136, S. 256f. Gemmert, Franz Josef: Das Basler Domkapitel in Freiburg, in: Schau-ins-Land 84/85 (1966/67), S. 150–152.
- 11) Dazu: Schicklberger, Franz: „Wie auf einem Viehmarkte“ oder: Aufruhr gegen den bayerischen König Ludwig I. während einer Predigt in Eibelstadt, in: Frankenland 58 (2006), S. 152–156.
- 12) PfarrA Eib, KPPE, S. 124–126.
- 13) StadtA Eib, Gemeinde-Sitzungs-Protocoll 19. 11. 1827 (Bd. 353, S. 11f. Kopie des Protokolls in der Gemeinde-Rechnung 1830/31, Beilage Nr. 189). Zum Gehalt Försters s. Gemeinde-Rechnung 1818/19, S. 44; 1826/27, S. 45; 1830/31, Beilage Nr. 20. Seelhaus-Rechnung 1819/20, Abschrift eines Briefes „Im Namen Sr. Mayestät des Königs“ vom 22.12.1820 (Beilage o. Nr.). Im Vergleich dazu wurde der Bürgermeister jährlich mit nur 60 Gulden entlohnt. Hinter der Ablösung Försters mögen Neider, aber auch die Sorge um eine sparsame Haushaltsführung gestanden haben. Zur Ablehnung Försters durch die Dörfischen mag zudem beigetragen haben, daß Förster sich bereits 1823 mit dem damals noch konservativen Magistrat gegen eine Trennung Eibelstadts vom Landgericht Ochsenfurt und die Zuteilung zum Landgericht Würzburg rechts des Mains stellte, wie dies die Dörfischen beantragt hatten (StA Wü, Regierung von Unterfranken, Akte 11408). Erneut, aber erfolglos, bemühte sich im November 1830 die nun dörfische Gemeindeverwaltung um die Zuteilung Eibelstadts zum Landgericht Würzburg (StadtA Eib, Gemeinde-Sitzung, Bd. 353, S. 152–154).
- 14) PfarrA Eib, KPPE, S. 127.
- 15) Ebd., S. 128.
- 16) Vgl. StadtA Eib, Akten I, 9 vom 21. u. 27.08. sowie vom 21.09.1830.
- 17) PfarrA Eib, KPPE, S. 129f. Die Wahl fand am 01.10.1830 statt (StadtA Eib, Gemeinde-Rechnung 1830/31, S. 41 u. Beilage Nr. 51).

- 18) PfarrA Eib, KPPE, S. 131.
- 19) StadtA Eib, Gemeinde-Sitzungs-Protocoll 31. 10. 1830 (Bd. 353, S. 150f.).
- 20) PfarrA Eib, KPPE, S. 133f.
- 21) StadtA Eib, Abschrift aller Decrete vom Landgerichte und Rentamte (ab 1827) Bd. 356, S. 83f.
- 22) Bäume galten als Sinnbild der Selbstverwaltung und wurden im späten 18. Jahrhundert zum Fanal der republikanischen Bewegung. Deshalb verbot in Eibelstadt die Obrigkeit bereits am 26. Mai 1787 das Aufstellen von „Mayen Bäumen“ und verkündet, daß „in Zukunft kein sogenannte Mayen Baüme vor die Amts-, Rats- und anderen Häusern bey schweh- rer Strafe gesetzt werden“ dürfen (StadtA Eib, Ratsprotokoll Bd. 177, S. 263). In Eibelstadt wurde das Aufstellen eines Maien-Baumes bereits 1740 erstmals verboten (Ratsprotokoll 09.06.1740, Bd. 172, S. 785). Das Aufstellen von Freiheitsbäumen verfolgten die Herrschaften noch in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts streng. So in Klingenberg, Kleinwallstadt und Miltenberg. In Miltenberg richteten am 21.07.1838 etwa 20 Burschen auf dem Marktplatz einen Freiheitsbaum auf. Sie tanzten um ihn und riefen die Worte: „Es lebe die Freiheit!“ Der Tumult dauerte von 11 bis ½ 2 Uhr nachts (StAWü, Regierung von Unterfranken, Akte 9838).
- 23) PfarrA Eib, KPPE, S. 134f.
- 24) StadtA Eib, Gemeinde-Rechnung 1830/31, Beilage Nr. 86.
- 25) Ebd., Beilage Nr. 103 und 111.
- 26) Ebd., Gemeinde-Rechnung 1831/32, Beilage Nr. 118: 45 Kreuzer für „einen Gang nach Ochsenfurt an das k. Landgericht wegen Anzeige des Freiheitsbaumen veranlasst vom (...) Vorsteher den 13ten. Dezember 1830“; oder „... den 30ten Dezember 1830 (...) wegen Freiheitsbaumen“; oder „... wegen der Schrift des Freiheitsbaumen (...) den 4. Jenner 1831“.
- 27) PfarrA Eib, KPPE, S. 135f.
- 28) Zu den folgenden Ausführungen ebd., S. 136ff. Zu den Strafen ferner: StadtA Eib, Gemeinde-Sitzungsprotokoll vom 18.02.1831 mit der Abschrift einer Verfügung der königlichen Regierung über eine Strafe von 10 Rthlr. wegen „Trotzes“ gegen königliche Verfügungen (StadtA Eib, Bd. 353, S. 203f).
- 29) StadtA Eib, Gemeinde-Sitzungs-Protocoll 18. 02.1831 (Bd. 353, S. 203).
- 30) Ebd., Abschrift aller Decrete vom Landgerichte und Rentamte (Bd. 356, S. 100).
- 31) Ebd., S. 100f. Ein letztes Mal ist Förster Thema eines Schreibens aus dem Ministerium des Inneren in München am 21.10.1831 (StadtA Eib, Bd. 356, S. 133). Es ging damals um Försters Entlohnung. – Von Stadtschreiber Förster finden sich Einträge in den Ratsprotokollbüchern (recherchiert anhand der Schrift): 1815 bis 24.09.1827; 10.01.1828 bis 20.08.1830 und vom 24.04.1831 bis zum 03.10.1847. Geringfügig abweichende Daten lassen sich in anderen Schriftstücken Försters feststellen.
- 32) StadtA Eib, Gemeinde-Rechnung 1830/31, Beilage vom 16.11.1831, worin Förster sich beschwerte, daß die Gemeinde-Verwaltung ihn trotz einer Verfügung des königlichen Landgerichts vom 11.10.1831 nicht besolde.
- 33) Die Anklagen sind festgehalten im PfarrA Eib, KPPE, S. 111f., S. 113ff. Am 02.01.1832 konfrontierte das Ordinariat Pfarrer Straub mit den Vorwürfen und fordert ihn auf, eine Stellungnahme einzuschicken, was am 20.02.1832 erfolgte.
- 34) PfarrA Eib, KPPE, S. 152.
- 35) Zur Rechtfertigung des Pfarrers: Ebd., S. 147–164.
- 36) StadtA Eib, Gemeinde-Rechnung 1831/32, Beilagen Nr. 102 und Nr. 103.
- 37) StAWü, Regierung von Unterfranken, Akte 4171 (01.08.1835).
- 38) StAWü, Regierung von Unterfranken, Akte 7336.
- 39) StadtA Eib, Gemeinde-Sitzungs-Protocoll, 04.11.1836 (Bd. 348, S. 348–351); StAWü, Regierung von Unterfranken, Akte 7336 (Schreiben vom 04.11.1836). Den von der Gemeinde aufgeführten Einkünften des Pfarrers von über 800 Gulden, die sich bis 1.000 Gulden erhöhen könnten, stellt Pfarrer Straub 458 Gulden gegenüber (StAWü, Regierung von Unterfranken, Akte 7336, Schreiben vom 12.01.1837). Vom bischöflichen Ordinariat wird aber mehrfach darauf hingewiesen, daß von den Einkünften des Pfarrers eine erhebliche Summe für Ärzte verwendet werden müßte. In demselben Aktenkonvolut finden sich auch mehrere Schreiben, die das Ringen um einen Aushilfspriester über Jahre hinweg dokumentieren.
- 40) Die Bezeichnung „Jakobiner“ könnte von den Anhängern der Ruralgemeinde stammen, um die „Städtischen“ in ein schlechtes Licht zu stellen, während der Name „Schlakobiner“ an das Wort „Schlawiner“ der Umgangssprache erinnern mag.

Fishcode „Bleak“ – Die Strategie des „moral bombing“ im Zweiten Weltkrieg und die Zerstörung Würzburgs am 16. März 1945

von

Rainer F. Schmidt

Am Abend des 17. September 1940 wurde der Chef des Geheimdienstes der Royal Air Force (RAF), Frederick Winterbotham, ins Regierungsviertel gerufen. Tief unter der Erde, in den Cabinet War Rooms, hatten sich der Premierminister und die Stabschefs versammelt.

„Ich war“, so erinnert sich Winterbotham, „überwältigt von der außerordentlichen Veränderung, die mit diesen Männern [...] vor sich gegangen war. Es war, als ob jemand plötzlich alle Saiten der Violinen inmitten eines düsteren Konzerts durchschnitten hätte. Churchill verlas die von den Deutschen aufgefangenen letzten Funksprüche, sein Gesicht strahlte. ‚Das ist‘, so führte er aus, ‚das Ende von ‚Seelöwe‘.“

Churchill grinste über das ganze Gesicht. Er steckte sich eine seiner „gewaltigen Zigarren“ an und schlug einen Gang nach oben vor, um frische Luft zu schnappen. „Es war eine abenteuerliche Szene“, so beschreibt Winterbotham die sich im nächtlichen London entfaltende Bühne des Luftkrieges, zu der die kleine Gruppe hinaufstieg.

„Wir standen, mit dem Rücken gegen die Betonmauern gelehnt, zusammen [...]. Winston stand ganz alleine vor uns, sein dunkelblauer Overall war am Hals aufgeknöpft, auf dem Kopf trug er einen Stahlhelm, seine Hände ruhten auf seinem kräftigen Stock vor ihm, sein Kinn war vorgestreckt, im Mund hielt er eine lange Zigarre, und auf der anderen Seite des St. James' Park, in Carlton House Terrace, loderten die Flammen.“ Bombe auf Bombe explodierte, überall vernahm man das Rattern der Luftabwehrkanonen, das Zerschellen von Granaten, und der rotweiße Schein der Feuer tauchte die dicken Baumstämme im St. James' Park in ein gespenstisches Licht.

„Es war ein geschichtsmächtiger Augenblick“, so Winterbotham, als, „den Lärm übertönend, die zornige Stimme von Churchill erschallte: ‚Bei Gott, wir werden die Deutschen dafür zur Rechenschaft ziehen‘.“⁽¹⁾

Churchill hat sein Versprechen gehalten. In den folgenden Monaten und Jahren zerstörten britische Brand- und Sprengbomben nahezu jede deutsche Stadt mit mehr als 50.000 Einwohnern. Eine nach der anderen. Mochte es sich um das Uhrmacherstädtchen Pforzheim, die Marzipanmetropole Lübeck oder um Würzburg, die Barockstadt Balthasar Neumanns, handeln. Bis kurz vor Kriegsende hielt dieser apokalyptische Feuersturm an, und nichts konnte ihn zum Verlöschen bringen.

Es ist zum allgemeinen Tenor geworden, dieses Inferno als britische Vergeltungsmaßnahme für das zu deuten, was die Deutschen in den ersten 21 Monaten des Zweiten Weltkrieges angerichtet hatten. „Wer Wind sät, der wird Sturm ernten“, so lautet das alttestamentarische Gesetz von Aktion und Reaktion im Bombenkrieg.⁽²⁾

Die Sieger im Weltkrieg bemäntelten damit ihr Tun; wie Lord Sherwood, der Staatssekretär im britischen Luftfahrtministerium. Er notierte im November 1943 das, was alle Briten empfanden: „Berlin hat einst den ausdrücklichen Befehl erteilt, Warschau, Rotterdam und Belgrad dem Erdboden gleichzumachen. [...] Dafür wird jetzt die Rechnung ausgeglichen und in gleicher Münze zurückgezahlt.“⁽³⁾

Aber auch die Deutschen verstanden den Terrorluftkrieg gegen ihre Städte als Rache und Vergeltung. Thomas Mann traf die allgemeine Stimmung, wenn er sich 1942 nach

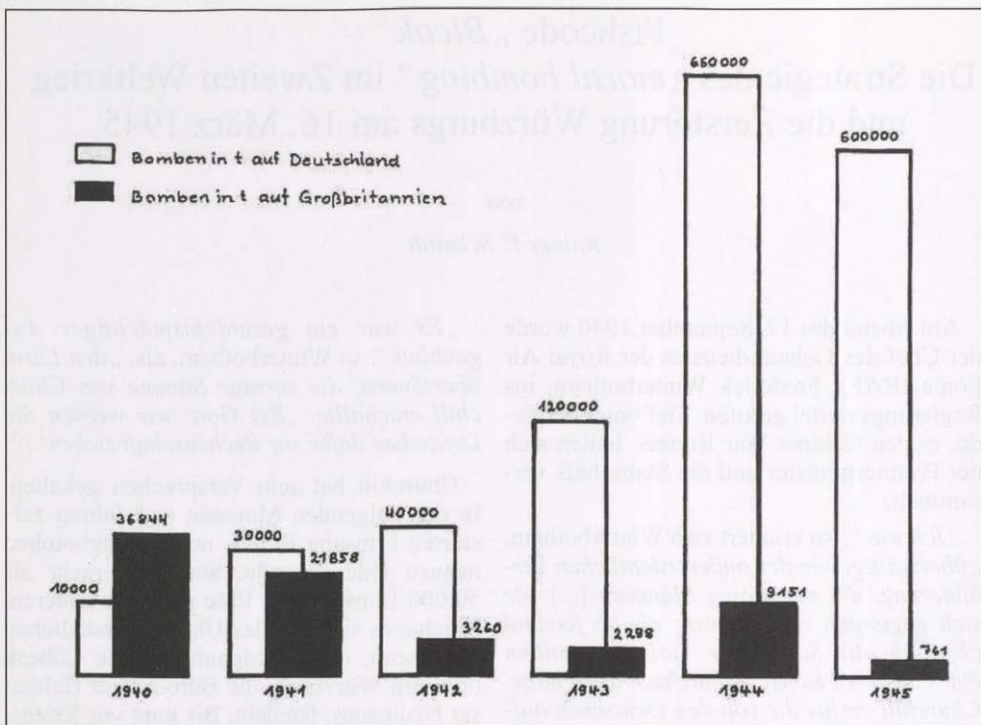


Abb. 1: Die Bombenabwurfmenge auf Deutschland und England im Zweiten Weltkrieg.

dem verheerenden Bombenangriff auf seine Heimatstadt Lübeck zu Wort meldete: „Ich denke an Coventry und habe nichts einzuwenden gegen die Lehre, daß alles bezahlt werden muß. Hat Deutschland geglaubt, es werde für die Untaten, die sein Vorsprung in der Barbarei ihm gestattete, niemals zu zahlen haben?“⁽⁴⁾

Guernica, Warschau, Rotterdam, London und Coventry, – waren dies tatsächlich die Wegmarken auf dem Pfad, der in die eigene Vernichtung führte?

Das Ziel dieses Beitrages ist es, eine andere Lesart der Dinge zu entwickeln; eine andere als sie in der öffentlichen Wahrnehmung des britischen Luftkriegs gegen Deutschland zu finden ist. Vier Ebenen der Betrachtung stehen bei den folgenden Ausführungen im Zentrum.

- Erstens, die Frage nach dem Beginn des Terrorluftkriegs gegen die Zivilbevölkerung, um anhand bislang unbeachtet gebliebener britischer Dokumente die verbreitete

These in Zweifel zu ziehen, daß ein direkter Weg vom „Blitz“ über England zum Feuersturm über Deutschland führte.

- Zweitens, die Frage nach der Doktrin dieser Luftkriegsführung: nach Ursprung, Strategie und Motiven ihrer Vertreter.
- Drittens, als Fallbeispiel für ihre auf Vernichtung zielenden Auswirkungen wird die Zerstörung Würzburgs am 16. März 1945 in den Blick genommen.
- Schließlich wird versucht, eine Bilanz des Flächenbombardements zu ziehen.

Die erste Frage wird gemeinhin mit Hitlers Rede zur Eröffnung des Winterhilfswerks am 4. September 1940 beantwortet. „Wenn sie erklären, sie werden unsere Städte in großem Ausmaß angreifen – wir werden ihre Städte ausradieren.“⁽⁵⁾ Diese Ankündigung des „Führers“ leitete das ein, was die Briten bis heute „The Blitz“ nennen. Man kann es als Touristenattraktion in einem nachgebauten Luftschutzbunker im Londoner Imperial War Museum nacherleben: eine Serie von Angrif-

fen auf London und andere britische Städte, der an die 40.000 Menschen zum Opfer fielen.

Aber Hitlers Rede vom 4. September hatte ihre Vorgeschichte, und diese Vorgeschichte begann am 10. Mai 1940. Es war der Tag, als der Westfeldzug begann und als Winston Churchill als neuer Premierminister in die Downing Street einzog.⁽⁶⁾

Von seinem Amtsantritt an hob Churchill den Krieg gegen Hitlerdeutschland auf die Ebene eines Schicksalskampfes zwischen den Kräften des Guten und des Bösen. „*Ich habe nichts anderes anzubieten*“, so die berühmten Formulierungen vor dem Unterhaus am 13. Mai 1940, „*als Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß. [...] Und dies bedeutet, den Krieg zur See, zu Land und in der Luft mit all unserer Macht und mit all der Stärke zu führen, die Gott uns geben kann: Krieg zu führen gegen eine monströse Tyrannei, die ihresgleichen sucht im dunklen und beklagenswerten Kapitel der Verbrechen der Menschheit.*“⁽⁷⁾

Churchill war noch keine Woche im Amt, als das Kabinett, am Tage nach der Bombardierung Rotterdams durch Görings Luftwaffe, die entscheidende Weichenstellung vollzog. Es beschloß die Eröffnung des strategischen Bombenkriegs gegen das deutsche Hinterland.⁽⁸⁾ Lange bevor ein deutsches Flugzeug über England auftauchte, heulten die Sirenen schon im Mai 1940 in den Städten des Ruhrgebiets und in Norddeutschland: in Mönchengladbach, Dortmund, Essen, Hamm, Aachen, in Hamburg, Bremen und Hannover.

Dahinter stand eine Strategie ganz eigener Prägung, die nicht dem Gedanken der Vergeltung entsprang, sondern der Anfang einer auf Vernichtung zielenden Operation gigantischen Ausmaßes war. Daran ließ Churchill keinen Zweifel. Im Juli 1940 sprach er von dem „*gewaltigen Feuer*“, das man in Hitlers „*Hinterhof*“ entzünden werde: „*Wir werden Deutschland zu einer Wüste machen, ja zu einer Wüste.*“⁽⁹⁾ Eine Woche vorher hatte er seinem Minister für Flugzeugproduktion, Lord Beaverbrook, die Direktiven erteilt. Die Blockade sei eine stumpfe Waffe. „*Wir verfügen über keine kontinentale Armee, die die*

deutsche Militärmaschinerie niederwerfen kann.“ Die einzige Waffe, um Hitler in die Knie zu zwingen, ist „*ein absolut vernichtender, auf Ausrottung zielender Angriff durch sehr schwere Bomber von England aus auf das Vaterland der Nazis.*“⁽¹⁰⁾

„*Ausrottung*“ – das war keine Chiffre für die bloße Ausschaltung der deutschen Kriegsmaschinerie und Rüstungsindustrie. „*Ausrottung*“ – das zielte schon im Juli 1940 auf die Zivilbevölkerung. Nach dem Rückzug vom Kontinent legten die „*Chiefs of Staff*“ in einem mit „*General Strategy*“ überschriebenen Papier vom 31. Juli den neuen Schwerpunkt fest. Der Landarmee war nur mehr der Part als Besatzungsmacht im Endstadium des Sieges über Deutschland zugedacht. Den Sieg, so hieß es in diesem Strategiepapier, sollten massive Bombenangriffe erbringen, um die deutsche Wirtschaftskraft zu zerstören und die Moral der Bevölkerung durch Terror aus der Luft zu untergraben.⁽¹¹⁾

Wie aber löste man das Problem, nicht das Odium desjenigen tragen zu müssen, der sich außerhalb des Kriegsrechts stellte, wenn man gezielt gegen die Zivilbevölkerung vorging? Wie brachte man Hitler dazu, von seinem festen Vorsatz abzugehen, keinesfalls Luftschläge gegen zivile Ziele zu führen? Darauf hatte sich Hitler am 1. September 1939 in einer Botschaft an Roosevelt festgelegt, und so stand es in seiner Weisung Nr. 13 vom 24. Mai 1940 für die Führung des Westkrieges.⁽¹²⁾

Charles de Gaulle, der seit dem Juni 1940 von England aus den Widerstand gegen die deutsche Besetzung Frankreichs und die Vichy-Regierung organisierte und später zum Staatspräsidenten der Fünften Republik aufstieg, erinnerte sich an eine makabere Szene in Chequers mit Churchill im August 1940. „*Ich sehe ihn heute noch, wie er [...] die Faust gegen den Himmel hob und rief: 'Sie kommen also nicht!' – 'Haben Sie es so eilig', sagte ich, 'Ihre Städte in Trümmer liegen zu sehen?' – 'Begreifen Sie,' erwiderte er, 'daß die Bombardierung von Oxford, Coventry und Canterbury in den Vereinigten Staaten eine solche Woge der Entrüstung aufpeitschen wird, daß sie in den Krieg eintreten werden!'*“⁽¹³⁾

Die Strategie, die Churchill verfolgte, war die der Provokation. Er rechnete damit, daß Hitler einen Gesichtsverlust nicht aushalten und die Nerven verlieren werde. So dachten im übrigen auch die britischen Militärs. Seit der Sudetenkrise hatte sich das Bomber Command mit dieser Frage beschäftigt und war zu dem Schluß gelangt, daß man die eigene Regierung und die britische Öffentlichkeit nur dann hinter sich bringen werde, wenn Deutschland im Luftkrieg gegen zivile Ziele den Anfang machte. Sobald diese Situation eingetreten sei, so legte ein RAF-Papier vom Januar 1940 fest, sei man „von aller humanitären Rücksichtnahme befreit“.⁽¹⁴⁾ Es lag genau auf der Linie dieses Kalküls, wenn Churchill den Chef der RAF, Sir Charles Portal, am 17. August – unmittelbar nach dem Gespräch mit de Gaulle – nach Chequers zitierte, um ihn zu beauftragen, Wohnviertel in Berlin anzugreifen, sobald sich hierfür eine Gelegenheit böte.⁽¹⁵⁾

Churchill mußte nur eine Woche warten. In der Nacht vom 24. zum 25. August warf ein verirrtes deutsches Flugzeug seine Bombenlast, die eigentlich für Rochester und Thameshaven bestimmt war, auf die Randgebiete der britischen Hauptstadt. Nun handelte Churchill gemäß seiner Provokationsstrategie zielstrebig und schnell. In der folgenden Nacht wurden 89 schwere britische Bomber nach Berlin beordert. „Jetzt“, so ließ sich Churchill gegenüber dem Generalstabschef der RAF, Air Marshal Sir Cyril Newall, vernehmen, „wo sie begonnen haben, die Hauptstadt in Mitleidenschaft zu ziehen, will ich, daß Sie sie hart treffen, und Berlin ist der Ort, um sie zu treffen.“⁽¹⁶⁾

Hitler aber reagierte nicht; ungeachtet der Tatsache, daß binnen der nächsten drei Nächte auch die Wohnviertel der Arbeiter am Görlicher Bahnhof und die Berliner Siemensstadt bombardiert wurden. Ganz Berlin war, wie Goebbels in seinem Tagebuch festhielt, „in Aufruhr“. „Kolossale Wut auf die Engländer“; der „Führer“ ist „richtig geladen“. Aber er lege sich, so Goebbels, „im Augenblick noch Reserve auf“.⁽¹⁷⁾

Mit dieser Zurückhaltung war es dann am 4. September vorbei. Gereizt durch die Bom-

ben auf die Wohnquartiere der Hauptstadt und unter dem Druck der Gesichtswahrung vor der deutschen Öffentlichkeit, ordnete Hitler in seiner Rede im Sportpalast Vergeltung an. „Jetzt bekommt London endlich, endlich die Härte des Krieges zu verspüren. [...] Mit bloßem Luftalarm kann man einer Millionenstadt nichts anhaben. Geraubter Schlaf wirft ein Volk nicht nieder. Die Demoralisation folgt erst der Verwüstung und dem Schrecken. Also los!“ – so bilanzierte Goebbels die Tatsache, daß der Luftkrieg nun, ganz wie Churchill dies anvisiert hatte, in ein verschärftes Stadium trat.⁽¹⁸⁾ Drei Tage später begannen für 65 aufeinanderfolgende Nächte die Gegenschläge der Luftwaffe. Aber, auch jetzt und bis zum Frühjahr 1942 galt: Hitler untersagte Terrorangriffe aus der Luft gegen die Zivilbevölkerung und lehnte sie als untaugliches Mittel ab, um die widerborstige Insel zum Frieden zu bomben.⁽¹⁹⁾

Auf Basis dieses Befundes kommt die zweite Frage in den Blick: die Frage nach der Strategie des britischen Terrorluftkriegs. Die Angriffe der Bomber auf Deutschland folgten einer eigenen Logik, einer Luftkriegsdoktrin, die auch ohne die deutschen Gegenschläge zur Entfaltung gekommen wäre.

Die Ursprünge dieser Luftkriegsdoktrin gehen in die letzten Monate des Ersten Weltkriegs zurück, noch bevor der führende Theoretiker des Bombenkriegs, der italienische General Giulio Douhet mit seinem 1921 erschienenen Standardwerk „Luft Herrschaft“, den sog. „Douhetismus“ begründete: die Lehre vom totalen Krieg aus der Luft und dessen Überlegenheit über alle anderen Formen der modernen Kriegführung.⁽²⁰⁾ Im Juni 1918 hatte der Kommandant der alliierten „Independent Force of Bombers“, General Hugh Trenchard, vor dem britischen Kriegskabinet das strategische Zielobjekt der neuen Waffe definiert: die systematische Bombardierung von zivilen Ballungsgebieten werde „die moralischen und physischen Zentren des feindlichen Lebens [...] zerschlagen“ und „die Moral der arbeitenden Bevölkerung [...] untergraben.“⁽²¹⁾

Diese „Trenchard-Doktrin“ wurde zur Avantgarde dessen, was man im nächsten

Krieg das „*moral bombing*“ nannte. Sie trug, wie Trenchard argumentierte, der beschränkten britischen Offensivkraft Rechnung, indem man mit dem geringsten Aufwand an Menschenleben, Zeit, Geld und Material einen maximalen Ertrag erzielte. Außerdem beruhte sie auf der Annahme, daß die moralische Wirkung der Bombardierung ziviler Ziele den Effekt der erreichbaren materiellen Schäden um, wie Trenchard sagte, das Zwanzigfache übertreffe.

Alle War Manuals der RAF in den zwanziger und dreißiger Jahren waren von dieser Doktrin geprägt. So erbrachte eine Erhebung der „Chiefs of Staff“ im Jahre 1928, daß Luftangriffe auf deutsche Städte geeignet seien, die Moral der Industriearbeiterschaft zu brechen und diese demzufolge als „*absolute legitime Ziele*“ einzustufen seien.²²⁾ Auch das War Manual der RAF von 1935 führte unter dem Stichwort „*Moralische Wirkung*“ auf: „Zwar sollte die Bombardierung geeigneter Ziele dem Feind beträchtliche materielle Schäden und Verluste beibringen, doch wichtiger und weiter reichend ist die moralische Wirkung der Luftangriffe.“²³⁾

Trenchards Doktrin stand auch Pate, als der Planungschef des „Bomber Command“ wenige Tage nach Kriegsausbruch im September 1939 den Premierminister bestürmte, mit sofortigen Luftschlägen gegen Deutschland zu beginnen und alle Skrupel über Bord zu werfen. Es sei von „*äußerster Wichtigkeit*“, so hieß es in dem Schreiben an Neville Chamberlain, daß man die Angriffe gegen solche Ziele richte, die die „*größtmögliche Wirkung*“ entfalten würden. Dabei könne man auf die „*unvermeidliche Tatsache*“ keine Rücksicht nehmen, daß dies „*wahllose Zerstörungen*“ bedeute und „*möglicherweise schwere Verluste unter der Zivilbevölkerung*“ zur Folge haben werde.²⁴⁾ Chamberlain verweigerte seine Zustimmung und hielt die Terrorluftkrieger an der kurzen Leine. „*Wie weit andere auch gehen mögen*“, so beschied er sie, „*die Regierung Seiner Majestät wird niemals aus reinem Terrorismus absichtlich Frauen, Kinder und Zivilisten angreifen.*“²⁵⁾ Das „Bomber Command“ wurde lediglich ermächtigt, Flugblätter über Deutschland abzuwerfen.

Mit dem Amtsantritt Churchills entfielen diese Bedenken und die Zurückhaltung. Ein ganzes Bündel von Gründen war hierfür ausschlaggebend.

Ein erstes und anfängliches Motiv wird man in der Situation des Frühjahrs 1940 sehen müssen, wie sie Churchill, der Außenseiter und beständige Mahner ohne Hausmacht, vorfand. Was er zu bieten hatte, das war die Rhetorik von markiger Entschlossenheit und trutzigem Widerstand. Den Briten, die die Kriegslage realistisch einschätzten, galt er als populistischer Schwadronneur, als Zweckoptimist, der vor dem Ernst der Dinge die Augen verschloß. Es war das nagende Glaubwürdigkeitsproblem und die Notwendigkeit, den Briten wie den Amerikanern Erfolge im Kampf gegen Hitler bieten zu müssen, wenn Churchill das „Bomber Command“ von der Leine ließ. Siegeszuversicht und Durchhalten wollten verlangen nach Beweisen für die vielbeschworene Unbeugsamkeit.

Das führt auf ein zweites Motiv. Der Bombenkrieg zielte nicht nur auf Zerstörung, er zielte auch auf Stabilität. Er zementierte die Position des neuen Premierministers; er ließ alle Zweifler zu Beckmessern und Randfiguren werden; und vor allem: der sich einfresende Terrorluftkrieg gegen die Zivilbevölkerung verschüttete alle Möglichkeiten eines Verständigungsfriedens.²⁶⁾ Churchill war von jeher der Mann des Krieges gegen Hitlerdeutschland gewesen. Der Krieg hatte ihn in die Downing Street gebracht; und nur der Krieg konnte ihn dort halten. Tatsächlich wuchs mit jedem Luftangriff die Popularität des Mannes mit dem Victory-Gruß. Von ihm versprochen sich die Briten Rettung und Rache für die Zerstörungen, die sie selbst erleiden mußten. Tausende von Babys, die im deutschen Bombenhagel zur Welt kamen, wurden nach diesem Hoffnungsträger benannt. Der kleine John Winston Lennon, geboren am 9. Oktober 1940, der später als Beatle berühmt werden sollte, war eines davon.

Mit dem Rußlandfeldzug vom Juni 1941 kam ein drittes Motiv für den Terrorluftkrieg hinzu. Er wurde zur Korsettstange der Kriegsalianz mit Stalin. Auch nach dem Winter

1941 verlor die Rote Armee jeden Tag an die 10.000 Mann. Unablässig drängte Stalin seine Verbündeten zur Errichtung einer Entlastungsfront im Westen. Seit dem Frühjahr 1942 stand fest, daß dieser Appell bei Churchill ins Leere lief. Wenn genau jetzt der Bombenkrieg in sein verschärftes Stadium trat, dann war dies kein Zufall. Um Stalin zu besänftigen, eilte Churchill persönlich nach Moskau. Die Atmosphäre war eisig. Stalins Laune hellte sich erst auf, als Churchill im Kreml ankündigte: Die RAF werde „nahezu jede Wohnung in fast jeder deutschen Stadt“ zerstören. Diese Worte, so vermerkt das Protokoll, hatten eine stimulierende Wirkung: „M. Stalin smiled and said that would not be bad.“²⁷⁾ Monat für Monat wurde Stalin fortan penibel darüber informiert, wie groß die Bombenlast war, die die RAF über Deutschland abgeladen hatte.

Für den auch in der Agonie des Hitlerreiches nicht endenden Vernichtungswillen der Briten läßt sich noch ein letztes Motiv anführen: die Demonstration totaler Macht. Je spektakulärer sich die Vernichtungswirkung der Luftangriffe bis zum Kriegsende ausnahm, desto mehr unterstrich man den eigenen Beitrag zum Sieg, und desto stärker fiel die britische Stimme ins Gewicht, wenn es um die Neuordnung Europas ging. Intern räumte man freimütig ein, die Terrorangriffe der letzten Stunde könnten den Krieg nicht verkürzen. Aber sie würden „vom Vater an den Sohn und dann an den Enkel weitergeben“; und dies werde „das Anzetteln künftiger Kriege“ verhindern.

Wie wurden diese Zielvorgaben umgesetzt, und wann geriet Würzburg ins Visier? Zum Exekutor des „moral bombing“ wurde Arthur Harris, der im Februar 1942 zum „Commander in chief“ der Bomberflotte ernannt wurde. Harris war genau der Mann, den Churchill für die Umsetzung der „Area Bombing Directive“ vom 14. Februar 1942 brauchte. Sie legte die Aufgabe des Bomber Command fest. Durch nächtliche Flächenbombardements, sog. „target area bombing“, sei „die Moral der gegnerischen Zivilbevölkerung, insbesondere die der Industriearbeiterschaft“ zu brechen. Der Zielpunkt der gigantischen

Offensive, so hieß es, sollen „die Siedlungsgebiete sein [...] und nicht Werften oder Luftfahrtindustrien. Das muß ganz klar gemacht werden.“²⁸⁾ Bis zum Kriegsende bekamen 161 deutsche Städte und 850 kleinere Orte diese Order zu spüren.

Die Vorbereitungen waren weit gediehen und sie entsprachen einem Quantensprung im Luftkrieg. Hunderte von viermotorigen Avro Lancaster Bombern standen bereit, um ihre tödliche Fracht nach Deutschland zu tragen. Dort sollten sie durch mit bis zu 250 Brandkörpern bestückten „Cluster“-Bomben sowie den „Blockbustern“ (sog. Wohnblockknacker) einen Feuersturm entzünden, um das „dehousing“-Konzept, die flächendeckende Zerstörung des Wohnraums in den Städten, in die Tat umzusetzen. Entsprechend bemaß sich das Mengenverhältnis beim Einsatz von Brand- und Sprengbomben. Auf deutscher Seite betrug es in der Regel 1 zu 10, obschon Hitler seit April 1942 mit den sog. „Baedeker“-Attacken auf kulturhistorische britische Stadtzentren Terrorangriffe freigegeben hatte.²⁹⁾ Bei der Royal Air Force war dies mit einem Drittel zu zwei Drittel ganz anders. Seit November 1941 bastelte Harris unter dem Deckwort „Unison“ (Gleichklang) an einer Liste, die die deutschen Städte penibel nach ihrer Brandanfälligkeit katalogisierte. Im Frühjahr 1942 übernahm das „Ministry of Economic Warfare“ diese Aufgabe.

Auf dieser Todesliste war Würzburg als nachrangiges Ziel eingestuft.³⁰⁾ Industriearbeiter gab es dort kaum; mit Ausnahme der Noell- und Koenig- & Bauer Fabriken war Würzburg, anders als Schweinfurt, auch kein Rüstungszentrum. Die Stadt besaß auf Grund ihrer geographischen Mittellage lediglich als Eisenbahnknotenpunkt und Transportumschlagplatz Bedeutung.

Dies bestimmte die Zielfindungstaktik der alliierten Luftflotten bis an die Jahreswende 1944/45. Während Lübeck, Köln, Hamburg und zahlreiche andere Großstädte, das Ruhrgebiet mit seiner kriegswichtigen Produktion und seinen Arbeitervierteln sowie Berlin die bevorzugten Objekte des „target area bombing“ waren, blieb Würzburg weitgehend verschont. Bis zum 16. März 1945 gab

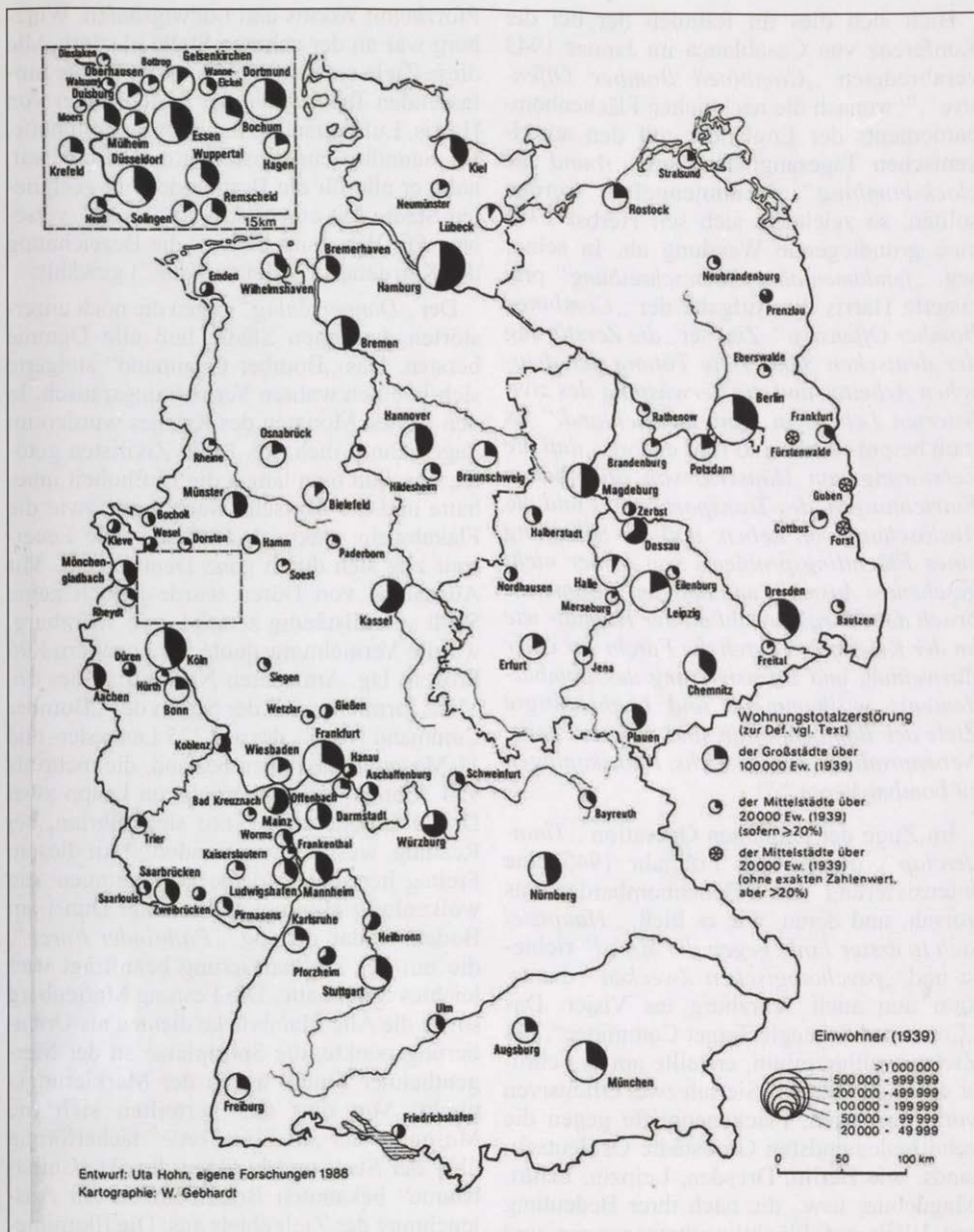


Abb. 2: Der Zerstörungsgrad deutscher Großstädte im Jahr 1945.

Aus: Uta Hohn: Die Zerstörung deutscher Städte 1940-1945 (in: Josef Nipper/Manfred Nutz (Hrsg.): Kriegszerstörung und Wiederaufbau deutscher Städte. Köln 1993, S. 3-23).

es nur zwei Präzisionsangriffe der 8. amerikanischen Luftflotte bei Tage (21. Juli 1944/23. Februar 1945), die dem Hauptbahnhof und dem Rangierbahnhof in Zell galten, so-

wie fünf kleinere Angriffe der RAF bei Nacht (4./5./12./19. Februar, 3. März 1945) durch zweimotorige Mosquito-Bomber, die insgesamt 79 Tonnen an Bombenlast abwarfen.

Hielt sich dies im Rahmen der bei der Konferenz von Casablanca im Januar 1943 verabredeten „*Combined Bomber Offensive*“³²⁾ wonach die nächtlichen Flächenbombardements der Engländer mit den amerikanischen Tagesangriffen zum „*round the clock-bombing*“ zusammengefaßt werden sollten, so zeichnete sich seit Herbst 1943 eine grundlegende Wendung ab. In seiner sog. „*fundamentalen Zielbeschreibung*“ präziserte Harris die Aufgabe der „*Combined Bomber Offensive*“. Ziel sei „*die Zerstörung der deutschen Städte, die Tötung der deutschen Arbeiter und die Verwüstung des zivilisierten Lebens in ganz Deutschland.*“ Es muß betont werden, so fuhr er fort, „*daß die Zerstörung von Häusern, von öffentlichen Einrichtungen, des Transportwesens und die Auslöschung von Leben; daß die Schaffung eines Flüchtlingsproblems von bisher nicht gesehenem Ausmaß; und daß der Zusammenbruch der Moral sowohl an der Heimat- wie an der Kriegsfrent durch die Furcht vor einer Ausweitung und Intensivierung des Bombardements willkommene und beabsichtigte Ziele der Bombenpolitik sind. Sie sind keine Nebenprodukte des Versuchs, Fabrikanlagen zu bombardieren.*“³³⁾

Im Zuge der geplanten Operation „*Thunderclap*“, die für das Frühjahr 1945 eine Intensivierung des Flächenbombardements vorsah, und deren, wie es hieß, „*Hauptziel sich in erster Linie gegen die Moral*“ richtete und „*psychologischen Zwecken*“ diene, kam nun auch Würzburg ins Visier. Das „*Combined Strategic Target Committee*“, das Zielauswahlgremium, erstellte am 8. Februar eine neue Liste.³⁴⁾ Sie sah zwei Offensiven vor: zum einen, Flächenangriffe gegen die zehn bedeutendsten Großstädte Ostdeutschlands, wie Berlin, Dresden, Leipzig, Erfurt, Magdeburg usw., die nach ihrer Bedeutung mit Blick auf Flüchtlingsbewegungen und die Verlegung von deutschen Streitkräften an die Ostfront abgestuft waren. Zum anderen nannte sie als Ausweichziele, wenn die genannten „*priority target systems*“ nicht angegriffen werden konnten, wieder nach Priorität geordnet, 17 Städte, die fernab der Ostfront lagen. An erster Stelle standen Kassel, Nürnberg und Hannover, an letzter

Pforzheim, Worms und Ludwigshafen. Würzburg war an der zehnten Stelle plaziert. Alle diese Ziele entstammten einer 94 Städte umfassenden Tabelle, die der Stellvertreter von Harris, Luftmarschall Saundby, erstellt hatte. Da Saundby ein passionierter Fischer war, hatte er alle für ein Bombardement geeigneten Städte mit einem sog. „*fishcode*“ versehen. Für Würzburg hatte er die Bezeichnung der Karpfenart Ukelei („*Bleak*“) gewählt.

Der „*Donnerschlag*“ gegen die noch unzerstörten deutschen Städte ließ alle Dämme bersten. Das „*Bomber Command*“ steigerte sich in einen wahren Vernichtungsrausch. In den letzten Monaten des Krieges wurden im Tagesschnitt mehr als 1.000 Zivilisten getötet, obschon man längst die Lufthoheit innehatte und die deutsche Nachtjagd sowie die Flakabwehr praktisch ausfielen. Die Feuerspur zog sich durch ganz Deutschland. Mit Ausnahme von Düren wurde jedoch keine Stadt so vollständig zerstört, wie Würzburg, wo die Vernichtungsquote bei annähernd 90 Prozent lag. Am späten Nachmittag des 16. März formierte sich der Strom des „*Bomber Command No. 5*“, der aus 225 Lancaster- und 11 Mosquitomaschinen bestand, die mehr als 924 Tonnen an Bomben, davon knapp zwei Drittel Brandbomben, mit sich führten, bei Reading, westlich von London.³⁵⁾ An diesem Freitag herrschten ideale Bedingungen: ein wolkenloser Himmel und leichter Dunst am Boden, so daß die sog. „*Pathfinder Force*“, die mit der Zielmarkierung beauftragt war, leichtes Spiel hatte. Die Festung Marienberg sowie die Alte Mainbrücke dienten als Orientierungspunkte, die Sportplätze an der Mergentheimer Straße waren der Markierungspunkt. Von dort aus verteilten sich die Mosquitos der „*Marker Force*“ fächerförmig über der Stadt und klinkten die als „*Christ-bäume*“ bekannten Brandbomben zur Ausleuchtung des Zielgebiets aus. Die Illuminierung der Stadt sowie die Radarbegleitung funktionierten so tadellos, daß alle Maschinen, bis auf eine, die einem Nachtjäger zum Opfer fiel, ihre Bombenlast binnen 17 Minuten (von 21.25 bis 21.42 Uhr) abladen konnten.

Die Bilanz war schrecklich: 90.000 Bewohner hatten ihre Häuser verloren, 5.000 waren



Abb. 3: Das zerstörte Zentrum der Würzburger Altstadt mit Dom und Neumünster 1945.

ein Opfer des Feuersturms geworden; alle wichtigen Industriebetriebe waren zerstört, der historische Stadtkern war ausgelöscht, die Residenz, das Bischöfliche Palais, 35 Kirchen sowie zahlreiche Gebäude der Universität schwer beschädigt worden.

Die kapitale Vernichtungsquote war dem Umstand zuzuschreiben, daß die Bomberflotte inzwischen so effizient arbeitete, daß sie in einer Nacht an Zerstörungskraft das erreichte, wofür man vormals eine ganze Woche gebraucht hatte. Man hatte die Technik des Brandbombens perfektioniert:

- Riesige „Blockbuster“, sog. Wohnblockknacker, entfachten gigantische Druckwellen, die Dächer abdeckten, Fenster wegbliesen und Brandschutzmauern wie Karthäuser einstürzen ließen.

- Dann regneten Brandstäbe, Phosphor- und Magnesiumbomben, verpackt in Blechbehälter, in die geknackten Häuser, in denen die Zugluft wie durch einen Kamin rauschte und jeden kleinen Brandherd zum Großbrand anfachte.
- Schließlich wurden durch Spreng- und Splitterbomben, teils mit Zeitzünder, die Wasserleitungen zerstört, die Straßen verkratert und die Löschtrupps ausgeschaltet, so daß sich die zahllosen Einzelbrände zu einem einzigen, alles verschlingenden Flammenmeer vereinigen konnten.
- Die gigantische Heißluftsäule saugte den Sauerstoff an und sorgte dafür, daß die Menschen an Überdruck, an Verbrennungen oder Kohlenmonoxidvergiftung starben.

Auf diese Weise wurden noch in den letzten Wochen des Krieges auch die historischen Stadtkerne von Freiburg, Heilbronn, Nürnberg, Hildesheim, Mainz, Paderborn, Magdeburg, Halberstadt, Worms, Pforzheim, Chemnitz, Trier und Potsdam ausgelöscht. Erst Ende März ging Churchill vorsichtig auf Distanz; allerdings nicht aus humanitären Erwägungen: „*Es scheint mir, daß der Moment gekommen ist, so ermahnte er seine Stabschefs, „in dem die Bombardierung der deutschen Städte einfach zu dem Zweck gesteigerten Terrors [...] überdacht werden sollte. Sonst werden wir ein völlig ruiniertes Land kontrollieren.“* Harris wies diese Kritik, sich in Zukunft „präzise auf militärische Ziele, wie Ölraffinerien und Verkehrsknotenpunkte hinter der Front zu konzentrieren“ und sich nicht von „*Akten des Terrors und dem Wunsch nach Zerstörung*“ leiten zu lassen, umgehend zurück. Er rechtfertigte die Attacke auf Dresden, wo man „eine ganze Anzahl von Munitionsfabriken, ein intaktes Regierungszentrum und einen zentralen Verkehrsknotenpunkt nach dem Osten“ ausgeschaltet habe. Im übrigen verwies er darauf, daß die Zerstörung der Städte die „deutsche Kriegsleistung erheblich gemindert habe“ und es somit den alliierten Truppen möglich gewesen sei, „mit geringen Verlusten ins Herz Deutschlands vorzustoßen“. Auch wenn das Ende des Krieges bevorstehe, so konterte er den Tadel des Premierministers mit dem Überlegenheitsgefühl des emotionslosen, militärischen Rationalisten, könne man die Angriffe auf die Städte nicht einstellen. „*Je näher Deutschland dem Zusammenbruch rückt, desto mehr fehlt ihm die Fähigkeit, ein Chaos von diesen Ausmaßen zu bewältigen.*“ Die RAF sollte sich deshalb darauf konzentrieren, auch noch diejenigen „wenigen Städte auszulöschen, die noch mehr oder weniger bewohnbar seien.“⁽³⁶⁾

Tatsächlich blieb der Befehl, die Angriffe auf die Städte einzustellen, aus. Die Vernichtungsmaschinerie hatte sich verselbstständigt. „*Eine Bomberflotte, die bis zu eine Million Stabbrandbomben abregnet, hat von vornherein kein Ziel im Auge, erst recht kein militärisches Ziel, sondern einen Raum,*“ so urteilt Jörg Friedrich über diese Kriegstechnik.

„*Fabrik und Bahnhof, Arbeiter und Arbeiterkind, Hitler-Gegner im Gefängnis und Arbeitssklave – sie alle verbrennen in gleicher Weise.*“⁽³⁷⁾ Das führt auf Bilanz und Bewertung des „moral bombing“.

Gemessen an seiner Zielsetzung, der Demoralisierung der Bevölkerung mit der Perspektive von Aufstand und Kapitulation, war das „moral bombing“ ein Fehlschlag. Mehr als 400.000 Zivilisten, darunter fast 80.000 Kinder fielen dem Feuersturm zum Opfer. Aber die Bombardierte reagierte nicht mit Rebellion, sondern mit Abstumpfung und Haß auf die alliierten „Mörderbanden“ und „Terrorflieger“.⁽³⁸⁾ Zwar nahm die Verwendung des Hitler-Grußes sowie das Vertrauen in die NS-Führung deutlich ab, aber Hilfsbereitschaft, Ohnmacht und Solidarität in der Katastrophe ließen inmitten der Ruinen das entstehen, was bislang nur ein Produkt der Propaganda gewesen war: die „Volksgemeinschaft“.

Zweitens: es war der grundlegende Denkfehler des „moral bombing“, daß man glaubte, mit Bomben die Moral treffen zu können. Genau das vermag eine Bombe nicht. Sie zerstört Materie. Sie bringt Tod, Verwüstung und Orientierungslosigkeit. Gegen den puren Überlebensreflex ist sie machtlos. Gerade wenn sich der Horizont des einzelnen aufs nackte Überleben verengt, absorbiert dies jede Kraft und jeden Willen zur kollektiven politischen Aktion. Revolutionärer Widerstand, Auflehnung oder Resistenz waren daher nicht zu erwarten. Hitler, der immer wieder Vorschläge ablehnte, britische Wohnviertel zur Erzeugung einer Massenpanik zu bombardieren,⁽³⁹⁾ aber auch die Amerikaner wußten dies. Die Briten wußten es nicht, obschon sie am eigenen Beispiel hätten studieren können, daß der Trutzigkeit nicht durch Gewalt und Qual beizukommen war. Die Angriffe der USAAF richteten sich deshalb vorwiegend gegen materielle Ziele: gegen Flugzeug- und Motorenwerke, gegen Eisenbahnknotenpunkte, gegen Rüstungszentren wie Schweinfurt und vor allem gegen Ölraffinerien und Hydrierwerke. Nicht die Kampf-moral, sondern die Kampfkraft war im Visier der amerikanischen Piloten.



Abb. 4: Das Würzburger Rathaus und die Augustinerstraße nach dem Luftangriff des 16. März 1945.

Die Folge war, daß 1944 in Deutschland die monatliche Produktion von Treibstoff rapide absank.⁴⁰⁾ Die deutsche Kriegsmaschinerie wurde lahmgelegt, als nur noch die Hälfte des zur Kriegführung benötigten Materials überhaupt die Truppen erreichte. Das war der entscheidende Faktor, der den Krieg verkürzte und Menschenleben auf alliierter Seite sparte, nicht das „*moral bombing*“.

Ein letzter Punkt: die Vereinbarkeit des Terrorluftkriegs mit dem Kriegsrecht. Die Haager Luftkriegsregeln von 1923 sind in ihren Artikeln 22 und 24 eindeutig. „*Das Luftbombardement*“, so heißt es in Artikel 22, „*das zum Zweck hat, die Zivilbevölkerung zu terrorisieren oder das Privateigentum, das keinen militärischen Charakter hat, zu zerstören oder zu beschädigen oder Nichtkombattanten zu verletzen, ist verboten.*“ Darüber hinaus führt Artikel 24 aus: „*Das Luftbom-*

bardement ist nur zulässig, wenn es gegen ein militärisches Ziel gerichtet ist, d.h., ein Ziel, dessen völlige oder teilweise Zerstörung für den Kriegführenden einen klaren militärischen Vorteil darstellen würde.“ Als solche Ziele werden definiert: militärische Streitkräfte, Werke, Anlagen oder Depots, Fabriken, die der Herstellung militärischer Bedarfsgegenstände dienen und Transportlinien, die für militärische Zwecke benutzt werden. „*Die Bombardierung von Städten, Dörfern, Wohnstätten und Gebäuden*“, so heißt es weiter, „*die sich nicht in der unmittelbaren Nähe der Kampfhandlungen der Landstreitkräfte befinden, ist verboten.*“⁴¹⁾

Freilich: diese Regeln waren von einer Expertenkommission nur kodifiziert, nie aber von einer Macht auch anerkannt worden. Was international verpflichtend war, das war einzig Artikel 25 der Haager Landkriegsord-

nung von 1907: das Verbot, unverteidigte Wohnstätten, mit welchen Mitteln auch immer, anzugreifen oder zu beschießen. Bis heute ist es umstritten, ob dieser Artikel der Landkriegsordnung auch auf das Luftbombardement Anwendung hätte finden müssen. Diese Lücke im Völkerrecht stellte sich umso gravierender dar, als auch die Haager Ordnung sog. „Kollateralschäden“, also unvermeidliche zivile Zerstörungen, billigend in Kauf genommen hatte.

Welches Fazit läßt sich aus all dem ziehen?

Erstens: Nach dem menschenverschlingenden Stellungskrieg von 1916 suchten die Generalstäbler aller Großmächte nach Möglichkeiten, um zum Bewegungskrieg zurückzufinden. Die Offiziere des britischen Luftstabs sahen im Bomber die Waffe der Entscheidung. Er trug dem begrenzten militärischen Aktionsradius der Insel Rechnung und gebär die Doktrin, daß der Erfolg im Krieg nicht von der Höhe der Verluste abhing, sondern vom Verlust der Hoffnung.

Zweitens: England hatte diesen Krieg nicht gewollt und nicht ausgelöst. Nachdem alle seine Verbündeten auf dem Kontinent besiegt waren, stellten die Bomber die einzige Waffe dar, um Deutschland direkt zu treffen. Auf diese Waffe konnte man nicht verzichten, wenn man die Insel im Krieg gegen Hitler halten wollte. Es war daher die britische Regierung, die bewußt auf eine Verschärfung des Bombenkriegs drängte und zum Angriff auf die Städte blies.

Drittens: Ohne das unablässige Hämmern der Bomber auf das deutsche Hinterland wäre die deutsche Front am „Westwall“ nicht so schnell zusammengebrochen und hätte man die „Festung Europa“ nicht so rasch schleifen können. Daß der Krieg nicht wieder im Stellungskrieg versackte, war auch den Bomberverbänden zu verdanken.

Viertens: Je länger, desto mehr, wurden Churchill und Harris zu Gefangenen der Trenchard-Doktrin und deren Gedanken, durch Terror aus der Luft den Krieg entscheiden zu können. Die Bombenlast, die in den letzten neun Monaten des Krieges auf Deutschland herabregnete, stand in keinem Verhältnis

mehr zu den militärischen Erfordernissen. Dies zeugt vom Verlust jeglicher Rationalität. Seit dem Sommer 1944 hatte die Kampfkraft der deutschen Nachtjäger rapide nachgelassen und das „8. Fighter Command“ der USAAF die absolute Luftüberlegenheit hergestellt. Auch für die RAF wären ab diesem Zeitpunkt punktgenaue Zielangriffe gegen Industrieanlagen möglich gewesen. Daß die Bombardierung der Städte in der Nacht weiterging, daß sich das „blind bombing“ zu einem wahren Vernichtungsrausch auswuchs, dafür tragen die Briten die Verantwortung.

„In Dresden und Hiroshima hat man Hitler mit Hitler besiegt,“ so lautete das Verdikt des Pazifisten Mahatma Ghandi. Die Labour-Politikerin Mo Mowlam dagegen kam zu dem Schluß: „Churchill mußte ein Ungeheuer sein, um das Land, das er liebte, vor Hitler zu retten.“

Ob das eine oder das andere Urteil auf Churchill und seinen Exekutor Harris zutrifft, ist letztlich eine Frage des Standpunkts und der Moral. Dafür ist die Geschichtswissenschaft nicht zuständig. Beantworten muß sie jeder für sich selbst.

Anmerkungen:

¹⁾ Winterbotham, Frederick W.: The Ultra Secret. New York 1974, S. 59/60.

²⁾ An Überblicksdarstellungen und neueren Untersuchungen sind grundlegend: Gröhler, Olaf: Der Bombenkrieg gegen Deutschland. Berlin 1990; Müller, Rolf-Dieter: Der Bombenkrieg 1939–1945. Berlin 2004; Boog, Horst: Die deutsche Luftwaffenführung 1935–1945. Führungsprobleme – Spitzengliederung – Generalstabsausbildung. Stuttgart 1982; Ders. (Hrsg.): Luftkriegsführung im Zweiten Weltkrieg. Bd. 12 der Vorträge zur Militärgeschichte. Hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt. Herford-Bonn 1993; Ders. et al.: Das deutsche Reich in der Defensive: strategischer Luftkrieg in Europa. Krieg im Westen und in Ostasien 1943–1944/45, in: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Bd. 7. Stuttgart 2001; Ders.: Der anglo-amerikanische Luftkrieg über Europa und die deutsche Luftverteidigung, in: Das Deutsche Reich und der Zweite

- Weltkrieg. Bd. 6. Stuttgart 1990, S. 429–560; Neitzel, Sönke: Der Einsatz der deutschen Luftwaffe über dem Atlantik und der Nordsee 1939–1945. Bonn 1995; Czesany, Maximilian: Europa im Bombenkrieg: 1939–1945. Graz 1998; Garrett, Stephen A.: Ethics and Airpower in World War II. The British Bombing of German Cities. New York 1996; Webster, Charles/Frankland, Noble: The Strategic Air Offensive against Germany. 4 Bde. London 1961; Overy, Richard: Allied Bombing and the Destruction of German Cities, in: A World at total War. Global Conflict and the Politics of Destruction. 1937–1945. Hrsg. v. Roger Chickering et al. Cambridge 2005, S. 277–295.
- 3) Schmidt-Klingenberg, Michael: „Wir werden sie ausradieren“, in: Als Feuer vom Himmel fiel. Der Bombenkrieg in Deutschland. Hrsg. v. Stephan Burgdorff u. Christian Habbe. Darmstadt 2003, S. 48.
- 4) Schwarz, Ulrich: „Überall Leichen, überall Tod“, in: ebd., S. 71.
- 5) Domarus, Max: Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945. Bd. 2. Würzburg 1963, S. 1580.
- 6) Von den zahlreichen Biographien Churchills seien nur die jüngsten erwähnt: Addison, Paul: Churchill. The Unexpected Hero. Oxford 2005; Keegan, John: Churchill. London 2002; Charmley, John: Churchill. The End of Glory. London 1993.
- 7) Churchill, Winston S.: The Second World War. Bd. 2: Their Finest Hour. Boston 1985, S. 24.
- 8) War Cabinet Minutes, WM 107 (40), 15.5.1940, Public Record Office [im folgenden PRO], CAB 65/7.
- 9) Colville, John: Downing Street Tagebücher 1939–1945. Berlin 1988, S. 145 (Eintrag vom 13.7.1940).
- 10) Churchill an Beaverbrook, 8.7.1940, House of Lords Records Office, Beaverbrook Papers D 4/4/36.
- 11) Chiefs of Staff Paper: „General Strategy“, 31.7.1941, PRO, CAB 99/18, COS (R) 14.
- 12) Spetzler, Eberhard: Luftkrieg und Menschlichkeit. Die völkerrechtliche Stellung der Zivilpersonen im Luftkrieg. Göttingen 1956, S. 232; Hubatsch, Walther (Hrsg.): Hitlers Weisungen für die Kriegsführung 1939–1945. München 1965, S. 46ff.; S. 50ff.; S. 63.
- 13) De Gaulle, Charles: Memoiren. Bd. 1: Der Ruf. 1940–1942. Frankfurt 1955, S. 94/95.
- 14) Air Ministry to Chief of Air Staff: Appreciation of the Attack of Germany by Night, Plan W.A.8., Januar 1940, PRO, AIR 9/422.
- 15) Irving, David: Churchill. Kampf um die Macht. München-Berlin 1990, S. 344f.
- 16) Colville: Downing Street Tagebücher (wie Anm. 9), S. 168 (Eintrag vom 26.8.1940); Protokoll Bottomleys, 26.8.1940, PRO, AIR 14/775.
- 17) Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente. Teil I: Aufzeichnungen 1924–1941. Bd. IV: 1.1.1940–8.7.1941. Hrsg. v. Elke Fröhlich. München u.a. 1987, S. 296 (27.8.1940); S. 301 (30.8.1940); S. 308 (5.9.1940).
- 18) Goebbels Tagebuch (wie Anm. 17), S. 310 (6.9.1940).
- 19) Boog, Horst: Luftwaffe und unterschiedsloser Bombenkrieg bis 1942, in: Der Zweite Weltkrieg. Hrsg. v. Wolfgang Michalka. München–Zürich 1989, S. 527; Neitzel, Sönke: Die deutschen Luftangriffe auf Städte im Ersten und Zweiten Weltkrieg, in: historicum.net [25.1.2004], <http://www.bombenkrieg.historicum.net/themen/luftangriffe.html>.
- 20) Boog, Horst: Douhet and German Politics. Air Doctrine and Air Operations 1935–1945, in: La Figura e L'opera di Giulio Douhet. ATTI. Società di Storia Patria di Terra di Lavoro. 1988; Jones, Neville: The Origins of Strategic Bombing. London 1973; Morrow, John H.: The Great War in the Air: Military Aviation from 1909 to 1921. Washington D.C. 1993.
- 21) Chief of the Air Staff: Review of Air Situation and Strategy, 27.6.1918, PRO, AIR 9/8.
- 22) Chiefs of Staff Paper: The War Object of an Air Force, 22.5.1928, PRO, AIR 9/8.
- 23) Royal Air Force War Manual, Part 1, May 1935, National Archives Washington D.C., RG 18/223, Box 1.
- 24) Bomber Command: Note on the Question of Relaxing the Bombardment Instructions, 7.9.1939, PRO, AIR 14/194.
- 25) Sontheimer, Michael: „Sind wir Bestien“?, in: Als Feuer vom Himmel fiel (wie Anm. 3), S. 124.
- 26) Es war daher kein Zufall, daß der Führerstellvertreter Rudolf Heß auf dem Hintergrund dieses Sachstandes mit den Planungen begann, einen Separatfrieden mit England herbeizuführen, was am 10. Mai 1941 zu seinem spektakulären Flug nach Schottland führte; vgl. dazu Schmidt, Rainer F.: Rudolf Heß. „Botengang eines Toren“? Der Flug nach Großbritannien vom 10. Mai 1941. München 2000, S. 114ff.
- 27) Kettenacker, Lothar: Churchills Dilemma, in: Kettenacker (Hrsg.): Ein Volk von Opfern?,

S. 53.

- ²⁸⁾ Webster/Frankland: *Strategic Air Offensive* (wie Anm. 2), Bd. 4, S. 143–145.
- ²⁹⁾ Müller: *Bombenkrieg* (wie Anm. 2), S. 118f.
- ³⁰⁾ PRO, AIR 8/428, Knell, Hermann: *Untergang in Flammen. Strategische Bombenangriffe und ihre Folgen im Zweiten Weltkrieg*. Würzburg 2006, S. 12.
- ³¹⁾ Domarus, Max: *Der Untergang des alten Würzburg. Im Luftkrieg gegen die deutschen Großstädte*. Würzburg 1985, S. 221ff.
- ³²⁾ Webster/Frankland: *Strategic Air Offensive* (wie Anm. 2), Bd. 4, S. 273–283.
- ³³⁾ Harris an Arthur Street, Air Ministry, 25.10.1943, RAFM, Harris Papers, H 47.
- ³⁴⁾ PRO, AIR 20/3724; Dunkhase, Heinrich: Würzburg, 16. März 1945, 21.25 Uhr–21.42 Uhr. Hintergründe, Verlauf und Folgen des Luftangriffs der No. 5 Bomber Group, in: *Mainfränkisches Jahrbuch* 32 (1980), S. 8.
- ³⁵⁾ Das Folgende nach Dunkhase: Würzburg (wie Anm. 34), S. 17ff.
- ³⁶⁾ Churchill an Chiefs of Staff, 28.3.1945, PRO, AIR 20, 3725; Harris an Bottomley, 29.3.1945, RAFM, Harris Papers, H 98.
- ³⁷⁾ Friedrich, Jörg: *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945*. München 2002; dazu kritisch mit bedenkenwerten Argumenten Süß, Dietmar: „Massaker und Mongolensturm“. Anmerkungen zu Jörg Friedrichs umstrittenem Buch: „Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945“, in: *Historisches Jahrbuch* 124 (2004), S. 521–543.
- ³⁸⁾ Bönitz, Wolfgang: *Feindliche Bomberverbände im Anflug. Zivilbevölkerung im Luftkrieg*. Berlin 2003; Beer, Wilfried: *Kriegsalltag an der Heimatfront: Alliiertes Luftkrieg und deutsche Gegenmaßnahmen zur Abwehr und Schadensbegrenzung*, dargestellt für den Raum Münster. Bremen 1990.
- ³⁹⁾ Vgl. etwa die Zurückweisung des Vorschlags des Generalstabschefs der Luftwaffe Jeschonnek vom 14. September 1940: „Ja, aber der Angriff auf kriegswichtige Teile ist immer das Wichtigste, weil er Werte zerstört, die nicht zu ersetzen sind. Solange man noch ein kriegswichtiges Ziel hat, muß man auf diesem bleiben.“; zit. bei Boog: *Unterschiedsloser Bombenkrieg* (wie Anm. 19), S. 526.
- ⁴⁰⁾ Boog, Horst: 12. Mai 1944: Der Anfang vom Ende. Die alliierte Treibstoffoffensive gegen Deutschland im Zweiten Weltkrieg, in: *Luftwaffe*, Nr. 6/1974.
- ⁴¹⁾ Zit. bei Hays Parks, Wayne: *Luftkrieg und Kriegsvölkerrecht*, in: *Luftkriegführung im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich*. Hrsg. v. Horst Boog. Herford–Bonn 1993, S. 395; vgl. auch Messerschmidt, Manfred: *Strategischer Luftkrieg und Völkerrecht*, in: ebd., S. 351–362.

Würzburg – sechzehnter März 1945
Dresden – dreizehnter Februar 1945

O Stadt, die starb im Feuerregen dieser Nacht
verbrannt verkohlt
zu Asche all dein Hab und Gut geworden
ich lieb dich immer noch
lieb dich an fremden Orten.

In jedem Atemzug haucht deine Seele aus
in meiner Adern Glut nehm ich dein Brennen auf
und auf der Zunge klebt dein Gaumen mir
in jedem Bissen Brot schmeck ich fortan den Rauch
den Rauch von heut und hier
der uns ersticken macht, den Rauch so beißend grell,
daß selbst das Eingeweide seinen Dienst versagt.

O Stadt, die starb
ich lieb dich noch so sehr,
ohn' Augenlicht, ohn' Arm und Bein
liegst du im schwarzen Dom in vielen Toten da.

Wo wird ein Morgen sein?
Zu glühendem Gebirg dein Häusermeer
es steht um mich als neue Erde da.
Wohin? Wohin?

Die Flucht ins Frankenland
tritt jede Bibliothek, tritt jeglicher Faszikel an.
Hinauf in heiße Luft
reißt's Blatt und Brief und Recht und jedes Maßgewand.
Hinab fließt Glockenerz
und schmilzt Monstranzen klein.
Wohin denn ich?
Das soll ein Opfer sein?

O Stadt am Main, o Elbstadt meilenweit!
Brandopfer du – von tausend vollen Jahren!
Wer gab dich hin?
Wem bist du aufgefahren?
Ich lege meine Hand auf diesen heißen Boden
wie auf den Altar dieser Zeit
und aller ihrer Toten.

Katharina Gareis-Zwicker, Würzburg (ca.1975/80)

Grußwort des Bürgermeisters der Stadt Meiningen zum 81. Bundestag des Frankenbundes am 8. Mai 2010

Sehr geehrte Damen und Herren,

vor zwanzig Jahren wurde die Teilung Deutschlands aufgehoben. Seit zwanzig Jahren nun sind die Franken und Thüringer nicht mehr durch einen Eisernen Vorhang voneinander getrennt. Vor siebzehn Jahren hatte Meiningen schon einmal das Vergnügen, für den Bundestag ausgewählt worden zu sein. Daß uns diese Ehre nun im zwanzigsten Jahr der deutschen Wiedervereinigung erneut zuteil wird, freut mich als Bürgermeister besonders. Deshalb liegt es mir am Herzen, sehr geehrte Besucher des 81. Bundestages des Frankenbundes, Sie in der Theaterstadt Meiningen, der Kunst- und Kulturstadt und Porta Franconiae herzlich willkommen zu heißen. Mit der Wahl Meinings als Veranstaltungsort wird ein Stück weit der ethnischen, historischen und kulturellen Verbundenheit zwischen Unterfranken und Südthüringen Rechnung getragen, die sich in vielerlei Hinsicht niederschlägt.

Obwohl das einstige Herzogtum dem Namen nach eher eine Verbindung zu Sachsen nahelegte, wird doch anhand zahlreicher historischer Entwicklungen die Verbindung zu Franken deutlich. Um nur einige wenige Eckpunkte zu nennen: Meiningen stammt von dem germanischen Stamm der Mainfranken ab; die sprachliche Zugehörigkeit ist bis heute südlich des Rennsteigs dem Fränkischen zuzuordnen; die Christianisierung erreichte Meiningen über Würzburg, die Reformation über Nürnberg. Meiningen war mehrere hundert Jahre Teil des Bistums Würzburg; bis Anfang des 19. Jahrhunderts gehörte das Herzogtum Sachsen-Meiningen dem Fränkischen Reichskreis an. All dies hat uns historisch und kulturell an Franken gebunden.

Auch das Meininger Theater, die wichtigste kulturelle Institution Meinings, weist



zeit seines Bestehens Anknüpfungspunkte mit Franken auf. Das Meininger Theater zieht schon seit langer Zeit fränkisches Publikum an, und auch heute noch kommt etwa ein Drittel des Publikums aus dem benachbarten Unterfranken. Ein ausführlicher Beitrag in diesem Heft zum Meininger Theater und seiner Verbindung zu Franken vermag dies in viel besserer Weise darzulegen, als ich dies zu tun imstande wäre.

Meiningen ist nach wie vor ein wichtiges Zentrum Südthüringens. Sicherlich wird sich Ihnen am Rande der Tagung die eine oder andere Gelegenheit bieten, das Theater und die zahlreichen weiteren Sehenswürdigkeiten der Stadt bei einem Stadtrundgang oder Museumsbesuch zu besichtigen. Vielleicht

werden Sie dabei feststellen, daß sich seit dem Bundestag 1993 vieles im Stadtbild verändert hat. Seit der Wiedervereinigung vor zwanzig Jahren hat sich auch die Stadt Meiningen verändert und weiterentwickelt und wird dies auch in Zukunft tun. Erlauben Sie mir noch, Ihnen in diesem Zusammenhang einen Tip zu geben: Nutzen Sie die Gelegenheit, vor der Generalsanierung des Theaters einen Blick hinter die Kulissen zu werfen, ehe das Große Haus für einige Zeit geschlossen werden muß.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen einen angenehmen Aufenthalt in der Theaterstadt Meiningen und einen sehr erfolgreichen und fruchtbaren Verlauf des 81. Bundestags des FRANKENBUNDES.

Ihr
Reinhard Kupietz
Bürgermeister

Einladung zum 81. Bundestag am 8. Mai 2010 in Meiningen

Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder des *FRANKENBUNDES* zu unserem 81. Bundestag

am Samstag, den 8. Mai 2010, nach Meiningen ein.

Die Gruppenvorsitzenden werden gemäß § 17 unserer Satzung gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollten durch Delegierte vertreten sein. Eine Einladung mit dem Tagesprogramm und weiteren Unterlagen werden den Gruppenvorsitzenden noch zugesandt.

10.00 Uhr

Festakt im Foyer des Theaters Meiningen

Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden

Herrn Dr. Paul Beinhofer, Regierungspräsident von Unterfranken;

Festvorträge zum Thema: 20 Jahre Deutsche Einheit

- Herr Parl. Staatssekretär a.D. Eduard Lintner
- Herr Landrat Ralf Luther/Schmalkalden-Meiningen

Ein persönlicher Rückblick von Herrn Alfred Hochstrate,
Bezirksvorsitzender von Südthüringen im *FRANKENBUND*

Musikalische Umrahmung: Vokalensemble Viva la musica

gegen 12.15 Uhr

Mittagessen im Theaterrestaurant Meiningen

14.00 Uhr

Führung der Delegierten durch das Theater

15.00 Uhr

Delegiertenversammlung

Tagesordnung:

1. Jahresbericht der Bundesleitung für das Jahr 2009
2. Kassen- und Kassenprüfungsbericht
3. Diskussion der Berichte
4. Entlastung der Bundesleitung
5. Beitragsanpassungen
6. Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2010
7. Verschiedenes
8. Anträge und Wünsche

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich, bis zum 28. April 2010 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

Würzburg, den 30.3.2010

gez. Dr. Paul Beinhofer,
1. Bundesvorsitzender

Dr. Walter M. Brod 97jährig verstorben

Am 20. Februar 2010 ist das frühere Ehrenmitglied der *FRANKENBUND*-Gruppe Würzburg Dr. Walter M. Brod im hohen Alter von 97 Jahren verstorben. Der Allgemeinarzt, Mäzen und Geschichtsforscher Dr. Brod (geb. 25. Februar 1912), der schon als Kind bei Frankenbundveranstaltungen dabei war und unter der laufenden Nr. 156 (!) die Mitgliedschaft seines Vater weitergeführt hatte, war aus Altersgründen erst kurz vor seinem Tode aus unserer Vereinigung ausgetreten.

Er wird den Würzburgern vor allem als Förderer der Universität in Erinnerung bleiben, deren Verdienstmedaille „Bene Merenti“ er für sein Engagement als jahrelanger ehrenamtlicher Leiter des Instituts für Hochschulkunde, für die Überlassung seiner einzigartigen Sammlung mit Würzburger Stadtansichten an die Universitätsbibliothek und die Stiftung von Literatur an die Institute für Geschichte und Geschichte der Medizin trug. Aber auch das Martin-von-Wagner-Museum der Hochschule erhielt wertvolle Graphiken und andere Dauerleihgaben aus seinem Besitz.

Zahlreiche Bücher, Aufsätze und Beiträge in verschiedenen Periodika sind das Ergebnis seiner eigenen reichen Forschertätigkeit.

Ein Schriftenverzeichnis seiner Veröffentlichungen zählt fast 600 Titel auf. Stadtgeschichte, Studentengeschichte (als Leiter des Kösener-Archivs) und Kunstgeschichte gehörten gleichermaßen zu seinen Interessensgebieten, wozu ebenfalls das Fischereihandwerk zählte, da er einer alten Fischerfamilie entstammte. So war er auch lange Zeit der Obermeister der traditionsreichen, heuer tausendjährigen Würzburger Fischerzunft gewesen. Darüber hinaus verliert der Verein der „Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte“ mit ihm ein verdientes Gründungsmitglied, das einen großen Anteil am kulturellen Neubeginn nach 1945 in Würzburg hatte.

Für seine großen Verdienste wurde Dr. Walter M. Brod mit dem Bundesverdienstkreuz, dem bayerischen Verdienstorden, der Kulturmedaille der Stadt Würzburg und der Ehrenbürgerschaft der Universität geehrt. Der *FRANKENBUND* bezeugte seinen Dank durch die Überreichung des „Goldenen Bundesabzeichens“ und die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft. Wir werden dem Verstorbenen allzeit ein ehrendes Andenken bewahren. R.I.P.

Peter A. Süß

FRANKENLAND-Hefte des Jahrgangs 1986 gesucht!

Wer ist noch in Besitz von Heften des FRANKENLAND-Jahrganges 1986 und schickt sie gegen Erstattung der Versandkosten an die Bundesgeschäftsstelle, Stephanstraße 1, 97070 Würzburg? (Bitte Bankverbindung angeben!)

Besten Dank für Ihre Unterstützung!

Württembergisch Franken. Jahrbuch 2006/2007, Band 90/91. Hg. vom Historischen Verein für Württembergisch Franken e.V., Schwäbisch Hall 2007, 469 S., zahlr. Abb., mit Beilage, ISSN 0084-3067.

Der Wirkungskreis des Historischen Vereins ist geographisch etwa mit der heutigen Region Franken in Baden-Württemberg (Landkreise Main-Tauber, Hohenlohe, Schwäbisch Hall und Heilbronn) abzustecken. Teilweise werden auch die nördlichen Gebiete der Kreise Rems-Murr und Ostalb einbezogen. Dies entspricht ungefähr dem heutigen Teil Württembergs, der dem Reichskreis zugehörig war. Bei dem neuen Jahrbuch handelt es sich um einen Doppelband. Es ist unter der bewährten Schriftleitung von Gerhard Fritz, Gerhard Taddey, Herta Beutter, Herbert Kohl und Armin Panter zusammengetragen worden. Der Doppelband enthält zwei unterschiedlich gewichtete Schwerpunkte: Naturgemäß Schwäbisch Hall, das unlängst seine 850-Jahr-Feier beging und Sitz des Vereins ist, dominiert den Band und zum zweiten die Musikgeschichte des besprochenen Gebietes.

Daniela Naumann stellt eine bearbeitete Fassung Ihrer Magisterarbeit über „Die Urbanskirche in Schwäbisch Hall. Bauliches Zeugnis einer ambitionierten Territorialherrschaft“ zur Verfügung. Hans Werner Hönes ergänzt seinen Beitrag aus dem Jahr 2005 über die gleiche Kirche mit „Der Grabstein des Junkers Hans Peter von Guttenberg in der Urbanskirche Schwäbisch Hall“. Wolfgang Deutsch befaßt sich mit „Das Chorbogenkreuz der Haller Katharinenkirche und der Öhringer Bildhauer Josef Ritter“. Nochmals Hans Werner Hönes zu seinem Thema am gleichen Objekt: „Katharinenkirche Schwäbisch Hall. Epitaphe, Grabmale, Tafelgemälde, Gedenk- und Stiftertafeln“. Doris Müller beschreibt die Vergangenheit der Ortsgruppe des Roten Kreuzes, die wohl exemplarisch für andere Ortsgruppen dieser Organisation sein dürfte, unter dem Titel „Im

Krieg und Frieden zum Einsatz bereit. Das Rote Kreuz in Schwäbisch Hall 1866 – 1952“. Philippe Alexandre befaßt sich mit „Eduard Schübler (1792–1870), Jurist, Politiker und Theoretiker des ‚organischen Staates‘. Ein Beitrag zur Geschichte des Frühliberalismus in Württemberg“. Schübler lebte zeitweise in Schwäbisch Hall. Rüdiger German setzt einen Aufsatz aus dem Jahrbuch 2003 mit dem Titel „Die Haller Ahnen des Stadtarchivars Wilhelm German. Zur 150. Wiederkehr seines Geburtstags am 2. April 1858“ fort.

Schwäbisch Hall ist in der Hausforschung führend. Dem wird der Zusatzband als Beilage zum Jahrbuch gerecht. Gerhard Seibold beschreibt unter dem Titel „Häuser und Menschen – 500 Jahre Stadtgeschichte am Beispiel einer Haller Häuserzeile“ auf 90 Seiten ein bis zu 600 Jahre altes Gebäudeensemble. Aus den zugänglichen Quellen werden Funktionen der Häuser und deren Besitzer nachgezeichnet. Es muß erwähnt werden, daß der Straßenzug gehobene Bürgerhäuser – teilweise mit möglicher öffentlicher Funktion – enthält. So läßt sich erklären, daß die Häuser mit z.B. erhaltener Nutzfläche von 700 m² auf sieben Etagen, mit bis zu 160 m² in einem Stockwerk, sehr großzügig ausfallen. Vier Häuser werden bearbeitet, ergänzt um Hausbesitzerlisten, Stammtafeln und eine Einleitung.

Die Musikgeschichte wird mit zwei Beiträgen beleuchtet: Andreas Traub berichtet über „Die Musikalien im Hohenlohe-Zentralarchiv auf Schloß Neuenstein“ und Albert Rothmund, langjähriger Vorsitzender des Vereins, unter der Mitarbeit des Vorgenannten über „Zwölf Jahre Gesellschaft für Musikgeschichte in Baden-Württemberg 1993–2005“. Hier wird über Aktivitäten der jüngsten Vergangenheit der Musikgeschichtsforschung Zeugnis abgelegt. Angeregt durch die Schöntaler Tage im Jahr 1989 unter dem Motto „Musik aus Baden-Württemberg“ wurde Neuland betreten und die Gesellschaft gegründet.

Sie verfolgt das Ziel, die Geschichte der Musik in Baden-Württemberg zu erforschen. Die beiden Aufsätze berichten über die bisherigen Unternehmungen, Forschungsstand und erste Erkenntnisse.

Der umfangreichste Artikel des Jahrbuchs ist dem Crailsheimer Spital, leider nur im 20. Jahrhundert, gewidmet. Sabrina Ott beschreibt die wechselnden Nutzungen. Heute ist im Spital das städtische Museum untergebracht. Brücken ins bayerische Franken werden von Bernd Fuhrmann mit seinem Beitrag „Alls ander ire leypeigen arm leut – Hörigkeit in hohenlohischen Städten des 15. Jahrhunderts“ geschlagen. Es ist eine Darstellung der damaligen Verhältnisse in einem fränkischen Randgebiet. Dieser Aufsatz ist wichtig, denn es fehlt bisher noch eine monographische Aufarbeitung des Themas. Carl-Jochen Müller setzt seine Veröffentlichungen aus den Limpurger Gebieten mit dem Titel „Kugel, Sieb und Zaubersuppe. Aus der Praxis des vormodernen Amateurdetektivs“ fort. Bemerkenswert seine lebendige Schilderung. Daniel Kirn steuert eine Beschreibung „Der Mergentheimer Aufstand des Jahres 1809 und das Ende des Meistertums Mergentheim“ im Zuge des Übergangs an Württemberg am Ende des Alten Reiches bei.

Buchbesprechungen, der Bericht über die Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 2005, Orts- und Personenregister sowie das Autoren- und Mitarbeiterverzeichnis schließen das Jahrbuch ab. Insgesamt wieder ein lesens- und nachschlagenswertes Kompendium, um Schätze in dem besprochenen Teil Frankens zu heben.

Thomas Voit

**Helmut Flachenecker/Gerrit Himmelsbach/
Peter Steppuhn (Hrsg.): Glashütten-
landschaft Europa.** Beiträge zum 3. Internationalen Glassymposium (= Historische Studien der Universität Würzburg, Bd. 8). Regensburg 2008. 212 S., 23 s/w u. 77 Farbabb.

Der Werkstoff Glas ist ein Material mit einer jahrhundertealten traditionsreichen Ge-

schichte. Auf dem 3. Internationalen Symposium zur archäologischen Erforschung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Glashütten Europas in Heigenbrücken im Jahr 2006 entstand der im April 2008 erschienene Band 8 der Historischen Studien der Universität Würzburg. Zugleich feierte man auf dem Symposium das 600-jährige Jubiläum der Spessarter Glasmacherordnung von 1406 – ein sehr umfangreiches und eindrucksvolles Zeugnis über das Glasmacherhandwerk „auf und um den Spessart“.

Die 212 Seiten umfassende Arbeit mit 23 schwarz-weißen und 77 farbigen Abbildungen sowie 6 Landkarten, 2 Plänen, 9 Graphiken, 5 Zeichnungen, 1 Grundriß und 3 Tabellen enthält 27 Beiträge, die sich in vier thematische Schwerpunkte gliedern. Die Beiträge des Kapitels „Glasforschung im Spessart“ widmen sich ausschließlich der Glashüttenregion Spessart. Zu Beginn gibt Gerrit Himmelsbach in seinem Beitrag einen Überblick über die bisherige Forschung zum Untersuchungsgegenstand „Spessart-Glashütten“. Weiterhin beschäftigt sich Gerhard Ermischer mit dem Spessart als Wirtschaftslandschaft. Er hebt die herausragende Bedeutung der Glashütten im besagten Untersuchungsgebiet hervor, macht jedoch gleichzeitig darauf aufmerksam, daß die Glasproduktion nur einen neben vielen anderen Wirtschaftszweigen darstellte. Weiterführend in diesem Kapitel macht Herbert Bald in seinem Beitrag „Die Glasabteilung des Spessartmuseums im Schloß zu Lohr am Main“ auf das gewachsene Interesse und damit einhergehend auf die rege Beteiligung der dortigen Bevölkerung an der Thematik ‚Glas‘ aufmerksam.

Eine besondere Bedeutung kommt dem nachfolgenden Beitrag von Werner Loibl zu, der sich eingehend mit der eindrucksvollen Zunftordnung der Glasmacher aus dem Jahre 1406 beschäftigt. In seinem Beitrag setzt sich Loibl mit dem einmaligen Zeugnis unter neuen Fragestellungen sowie unter Berücksichtigung der neuesten Erkenntnisse zur Geschichte des spätmittelalterlichen Glases auseinander. Im anschließenden Beitrag geht Leonhard Tomczyk auf die verschiedenen Glasformen im Spessart um 1400 ein. Des wei-

teren zeigt Harald Rosmanitz, daß durch archäologische Untersuchungen auf der Burg Bartenstein bei Partenstein und den dabei gemachten Glasfunden sowie Glashafenfunden weitere Erkenntnisse für die Spessartglasforschung gewonnen werden können. Abschließend diskutiert Joachim Lorenz in seinem kurzen Beitrag die Frage: „Schwerspat im Spessart-Glas?“

Die Beiträge der zwei weiteren Schwerpunkte „Neues aus Deutschlands Glashüttenregion“ und „Glasbetriebe und Glasfunde in Mitteleuropa“ behandeln die Thematik ‚Glas‘ nicht mehr nur in regionaler Hinsicht, fokussiert auf den Spessart, sondern untersuchen die Glasforschung überregional in Bezug auf Deutschland und sogar international hinsichtlich Mitteleuropas. Auf regionaler Ebene enthält die Veröffentlichung Beiträge von Peter Steppuhn zur Glasforschung im Taunus sowie zu einer Hütte der Zeit um 1640 im Fichtelgebirge. Darüber hinaus informiert Michael Neubauers Beitrag über die Geschichte des Glases im Fichtelgebirge. Zudem enthält die Publikation einen Aufsatz von Edda Rädlein und Barbara Rabus zu den „Eigenschaftsuntersuchungen an schwarzem Glas aus Proterobas“. Wolfram Giertz diskutiert in seinem Beitrag die Fragestellung der Farbenglasherstellung auf Gut Schurzelt, Aachen-Laurensburg. Sören Frommer wiederum zeigt am Beispiel der Glashütte Glaswasen im Schönbuch die Möglichkeiten der infrastrukturellen Auswertung von Ausgrabungen insbesondere spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Glashütten auf. Weitere Beiträge wie die von Hans-Georg Stephan über die Glasmacherei im Solling insbesondere der Glashütte am Lakenborn, Radoslaw Myszka über die Ausgrabungsergebnisse der frühneuzeitlichen Glashütte am Lakenborn im Solling, Christian Leiber zu den Ausgrabungen einer Glasmanufaktur in Holzen am Ith und Lothar Franze zur ‚Cristallinen-Hütte‘ auf dem Hakendamm in Potsdam informieren aufgrund archäologischer Funde über bestimmte Glashütten und stellen ausführlich ihre Funde vor.

Der internationale Schwerpunkt des Kapitels „Glasbetriebe und Glasfunde in Mittel-

europa“ wird in dem Aufsatz von Eva Cerna durch die Glashütte Doubice (Daubitz) in Nordböhmen, bei Pavel Sebesta durch die Grabungen im böhmischen Eger, bei Orsolya Meszaros in Ungarn und zuletzt bei Kinga Tarcsay in Österreich deutlich. Das letzte Kapitel „Aus Laboren, Museen und Archiven“ enthält u.a. Beiträge von Karl Hans Wedepohl, Heike Tausendfremd, Rosemarie Lierke, Ursula Rempel und zuletzt von Walter Greiner.

Mit der vorliegenden Publikation wurden nicht nur die Forschungsergebnisse zur Spessarter Glashüttengeschichte zusammengetragen, ergänzt und aktualisiert, sondern sie ist auch die wohl derzeit aktuellste Darstellung der Glashüttenforschung im deutschsprachigen Raum und somit eine hervorragende Basis für zukünftige glasgeschichtliche Untersuchungen.

Johanna Welzel

Gerd Geyer/Hermann Schmidt-Kaler: Wanderungen in die Erdgeschichte. Bd. 23: Den Main entlang durch das Fränkische Schichtstufenland. München (Verlag Dr. Friedrich Pfeil) 2009. ISBN 978-3-89937-092-8, 208 S., 231 meist farbige Abb., 7 Übersichtskarten, 1 geomorpholog. Karte, 1 geolog. Übersichtskarte, broschiert, 25 Euro.

Als neuester Band der Reihe „Wanderungen in die Erdgeschichte“, die 1990 mit dem schmalen Bändchen über einen Teil des Altmühltals von Treuchtlingen bis Dollnstein begann und dessen Mitverfasser bereits Hermann Schmidt-Kaler war, erschien nun als 23. Band die erdgeschichtliche Beschreibung des im nördlichen Franken gelegenen Mains im Grenzbereich von Bayern, vom Fichtelgebirge bis Alzenau.

Hermann Schmidt-Kaler verfaßte den ersten Teil des Buches, die Entwicklungsgeschichte des Mains von den beiden Quellflüssen, dem Weißen und dem Roten Main, bis Dettelbach; Gerd Geyer den weiteren Verlauf bis Alzenau. Der Name Main kommt wie der der Altmühl, der nichts mit alten Mühlen zu tun hat, aus dem Keltischen. Die Kelten,

die vor mehr als 2000 Jahren das nachmalige Frankenland besiedelten, nannten den Fluß nach einer gewundenen Schlange „Moine“; die Römer bezeichneten ihn als „Moenus“.

Der Main ist der größte deutsche Strom, der von Osten nach Westen fließt und sich in Mainz mit dem Rhein verbindet. Er hatte ursprünglich keinen einheitlichen Verlauf wie die anderen großen Ströme Deutschlands, die in die Nord- und Ostsee fließen, sondern setzte sich im Pleistozän, der Eiszeit bzw. den Zwischeneiszeiten, aus verschiedenen Flußläufen, die meist von Norden kamen, zusammen, weswegen sich die Fließrichtungen mehrmals änderten.

Franken liegt in einer Senke des kristallinen Grundgebirges des Erdaltertums, das sich in den letzten 150 Millionen Jahren gebildet hat, zwischen dem Böhmischem und Gallisch-Ardennischen Festland. Da sich beide Festländer ebenso wie ein Teil des Spessarts gehoben haben, wurde im Verlauf der letzten 330 Millionen Jahre durch die Abtragung (Erosion) der verschiedenen Gesteinsschichten das fränkische Stufenland gebildet, durch das der Main heute fließt.

Die Quelle des Weißen Mains entspringt am Ochsenkopf im Fichtelgebirge im Granit, die des Roten Mains westlich von Creußen im braunen Jura. Beide Quellen sind gefaßt. Westlich von Kulmbach bei Melkendorf bzw. dem Schloß Steinhausen vereinigen sich die beiden Zuflüsse zum alleinigen Main und durchbrechen bei Lichtenfels und Staffelstein die Obermainalb des Juras. Von Bamberg bis

kurz vor Haßfurt verläuft der Main nun im Sandsteinkeuper. Weiter fließt er durch die meist lehmigen Schichten des Unteren Keupers. Sodann treten an den Rändern des Flusses die harten Kalksteinbänke des Muschelkalks zu Tage. Nach Karlstadt fließt der Main durch die meist sehr feinkörnigen dunkelroten Schichten des Buntsandsteins des südlichen Spessarts bis kurz vor Aschaffenburg. Nordöstlich dieser Stadt befindet sich ein kleinerer Teil des gefalteten kristallinen Gebirges des Erdaltertums.

Die erdgeschichtlichen Beschreibungen und Hinweise, vermehrt durch die zahlreichen Bilder und Karten, führen in den geologischen Aufbau von Ober- und Unterfranken leicht verständlich ein. Auch die Gesteine der verschiedenen Bauwerke, wie des Bamberger Doms, Vierzehnheiligen sowie Schloß Banz und viele andere, werden genau beschrieben. Daneben wird empfohlen, dem gesamten Verlauf des Mains mit dem Fahrrad und teils zu Fuß zu folgen, was der Verf. aus eigener Erfahrung nur ans Herz legen kann.

Auf jeden Fall ist dieser Band wieder ein wohl gelungenes Werk, das nicht trocken nur die geologischen Aufschlüsse beschreibt, sondern auch die Landschafts- und Bauschicht berücksichtigt. Zum Schluß ist noch ein ausführliches Literaturverzeichnis mit Hunderten geologischen Abhandlungen, die diesen Bereich thematisieren, angefügt. So ist dieser Band wie die bereits erschienenen Bücher des Pfeil-Verlags auf das Wärmste zu empfehlen.

Lothar Schnabel

Die Schleuse 94 des Ludwig-Donau-Main-Kanals. Ein technikgeschichtliches Denkmal von überregionaler Bedeutung wird wiederbelebt

von

Robert Schäfer

Seit Jahrhunderten wird das Bild des Regnitztales zwischen Fürth und Bamberg von einer Vielzahl an Verkehrswegen geprägt. Im Mittelalter durchzog erst eine Königsstraße, später eine viel frequentierte Handelsstraße das Tal, heute verlaufen hier dicht an dicht Eisenbahn, Autobahn und Rhein-Main-Donau-Kanal. Ein weiteres, einst mit viel Ehrgeiz betriebenes Verkehrsprojekt ist indes fast vollständig aus dem Landschaftsbild des Regnitztales verschwunden: der Ludwig-Donau-Main-Kanal, der Vorläufer der heutigen, 1992 eröffneten Großschiffahrtsstraße Rhein-Main-Donau.

Der Ludwig-Donau-Main-Kanal: ein gescheitertes Prestigeprojekt

Der Bau des Ludwig-Donau-Main-Kanals war eines der ambitioniertesten Verkehrsprojekte des 19. Jahrhunderts in Europa. Zugleich stellte die fertige Wasserstraße aber auch einen beispiellosen wirtschaftlichen Fehlschlag dar, obschon der Kanal unbestritten als eine ingenieurtechnische Meisterleistung gelten kann. Rund eintausend Jahre nach dem Versuch Karls des Großen, die Flußsysteme von Main und Donau erstmals miteinander zu verbinden, erlebte der Gedanke einer künstlichen Wasserstraße quer durch das neu entstandene Königreich Bayern zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine erstaunliche Renaissance. Erste vage Vorschläge für die Trassenführung eines solchen Kanals konkretisierten sich schließlich ab 1818, als der Bauingenieur Heinrich Freiherr von Pechmann ein Gutachten über dessen möglichen Verlauf erstellte. Weiteren Auftrieb erhielt das Projekt durch die Thronbesteigung König Ludwigs I. im Jahre 1825.

Ludwig protegierte den Kanal nach besten Kräften und beauftragte Pechmann noch im selben Jahr mit der Planung der Wasserstraße. Elf Jahre nahmen die Projektierung und Bewilligung des Vorhabens in Anspruch, ehe 1836 mit dem Bau begonnen werden konnte. Weitere zehn Jahre dauerte es, bis schließlich am 15. Juli 1846 der 173 Kilometer lange Kanal von Kelheim nach Bamberg endlich für den Verkehr freigegeben werden konnte.

Stolze 17,5 Millionen Gulden hatte das ehrgeizige Projekt verschlungen,¹⁾ der Aufwand, den man zu seiner Umsetzung betrieben hatte, war enorm. Acht Häfen, 14 kleinere Anlandeplätze, 70 Dämme, 60 Einschnitte, 117 Brücken sowie unzählige Wasserzuläufe, Grundablässe und Sicherheitstore säumten die Wasserstraße an ihrem Verlauf. Deren Herzstück bildeten 100 Kammerschleusen, die einen Höhenunterschied von insgesamt 263 Metern zu beiden Seiten der Scheitelhaltung bei Rübelschhof überwandten und von 69 Schleusenwärterhäusern begleitet wurden.²⁾

In einem Zeitalter, in dem der Fortschritts Glaube der Menschen schier grenzenlos war, muß der fertige Kanal auf die Zeitgenossen wie das sprichwörtliche achte Weltwunder gewirkt haben. Dies belegen etwa die Schilderungen von Friedrich Schultheis, der die Ankunft der ersten Schiffe in Nürnberg erlebte: „*Staunen erfasst die meisten über das ungewohnte Schauspiel, denn gar manche hatten noch kein anderes Wasserfahrzeug als kleine Kähne gesehen, doch als das erste Schiff in die letzte Schleuse bei Nürnberg eingefahren war und nach Schließung der Schleusenthore das Wasser in der Kammer stieg und dieses allmählig so weit hob, daß es auf der*

höher liegenden Strecke seinen Weg in den nahen Hafen fortsetzen konnte – da erscholl aus aller Mund ein begeisterter Jubel, denn man sah ja das Unglaubliche vor Augen, und mancher, der kurz vorher in allen möglichen Deductionen sich als Gegner des Kanals gezeigt hatte, wurde jetzt zum begeisterten Propheten, der die Schätze der fernsten Länder seiner Heimath zuschwimmen sah und von überseeischen Verbindungen sprach.“³⁾

Die anfängliche Euphorie verflog jedoch schnell und machte alsbald einer wachsenden Ernüchterung Platz. Schon nach wenigen Jahren durften sich die Gegner des Kanals bestätigen sehen, denn die Wasserstraße entpuppte sich hinsichtlich ihrer Wirtschaftlichkeit als einzige Enttäuschung. Was war geschehen?

Von Anfang an war ein rentabler Betrieb des Ludwigskanals eigentlich nicht möglich. Wie sich bald herausstellte, hatte Pechmann nämlich die Abmessungen des Ludwigskanals viel zu bescheiden konzipiert. Gerade einmal 1,46 Meter tief war die Wasserstraße, 15,80 Meter breit, im Bereich der einhundert Schleusen gar nur knapp 4,70 Meter.⁴⁾ Damit aber war der Kanal bereits zum Zeitpunkt seiner Eröffnung für die auf Rhein, Main und Donau verkehrenden Schiffe zu klein. Denn seit den 1820er Jahren machte sich ein neuer Schiffstypus auf den Flüssen bemerkbar, der die Planung Pechmanns nachhaltig durchkreuzte: das Dampfschiff. Dieses verdrängte schon bald die traditionellen, viel kleineren Treidelschiffe, auf die der Kanal eigentlich zugeschnitten war – eine Entwicklung freilich, auf die die Planung Pechmanns notgedrungen keine Rücksicht nehmen konnte, da die Dampfschiffahrt just zu der Zeit ihren Siegeszug antrat, als der Kanal bereits im Bau war. Die Folge war, daß der Ludwigskanal für Dampfschiffe unpassierbar war. Erst spät – zu spät – tauchten auf dem Ludwig-Donau-Main-Kanal auch Motorschiffe auf, die klein genug für die Passage von Kelheim nach Bamberg waren und mit einer Schiffsschraube betrieben wurden. Bis dahin aber mußten sämtliche zu transportierende Waren in den beiden Endhäfen von den Dampfschiffen auf kleinere Frachtschiffe umgeschlagen und diese dann mit Pferden durch den Kanal getreidelt werden. 80 bis 120 Tonnen an Traglast konn-

ten diese Kähne transportieren. Effektiv oder gar wirtschaftlich war dies selbstredend nicht, zumal eine Kanalpassage nicht weniger als sechs bis sieben Tage dauerte, im Spätherbst sogar 12 bis 14 Tage.⁵⁾ Zudem erwuchs dem Kanal praktisch mit dem Zeitpunkt seines Entstehens eine neue Konkurrenz, der die behäbigen Treidelpferde auf Dauer nicht gewachsen sein konnten: die Eisenbahn.

Vor allem die Bahnlinien Nürnberg – Würzburg und Nürnberg – Regensburg sowie die ab 1841 gebaute Ludwig-Süd-Nord-Bahn von Lindau nach Hof wirkten sich bald schon negativ auf das Frachtaufkommen der Wasserstraße aus, und so blieb der Ludwig-Donau-Main-Kanal praktisch seit seiner Eröffnung hinter den hohen Erwartungen zurück. Schon 1850, also vier Jahre nach Eröffnung des Kanals, erreichte der Frachtverkehr zwischen Frankfurt und Regensburg seinen absoluten Höchststand mit insgesamt 196.000 Tonnen Frachtgut pro Jahr, danach aber ging der Güterverkehr stetig zurück. Bereits 1860 hatte sich die jährliche Frachtrate annähernd halbiert und war folglich auf unter 100.000 Tonnen gerutscht. 1912 fanden nur noch 63.000 Tonnen an Gütern ihren Weg durch den Kanal, und in den Jahren zwischen 1918 und 1945 pendelte sich die Rate gar zwischen kläglichen 30.000 und 40.000 Tonnen ein.⁶⁾ „Zur Zeit wird der Kanal fast gar nicht mehr benützt,“⁷⁾ konstatierte folglich bereits im Jahre 1902 der Hirschaidler Pfarrer Heinrich Karl, der für das zurückliegende Jahr ein Defizit von 68.226 Mark errechnete, welches der Kanal zu verzeichnen habe.⁸⁾ Anders ausgedrückt war das so ehrgeizig betriebene Projekt ein einziges wirtschaftliches Desaster. Am Ende erfreuten sich daher nur noch Angler und Schlittschuhläufer, Schwimmer und Ausflügler am Kanal, Frachtschiffe indes wurden nur noch vereinzelt gesichtet.

Spuren des Kanals im Regnitztal: beinahe ein Totalverlust

Und heute? Nach seiner teilweisen Zerstörung im Zweiten Weltkrieg wurde der Kanal nördlich von Nürnberg 1950 trockengelegt, in der Folge durch den neuen Main-Donau-Kanal und den Frankenschnellweg überbaut und so-



Abb.1: Treidelschiffer auf dem Ludwig-Donau-Main-Kanal bei Hirschaid in den 1930er Jahren – Dokument eines so nicht gedachten, lange verschwundenen Idylls

(Photo: Museum Alte Schule Hirschaid).

mit weitgehend aus dem Landschaftsbild getilgt. Folglich scheint es im Regnitztal heute, „unmöglich zu sein, ihn zu verfolgen oder architektonische Relikte seiner Geschichte zu finden.“⁹⁾ Anders als entlang des 65 Kilometer langen Streckenabschnittes zwischen Nürnberg und Beilngries, wo der noch wasserführende Kanal in weiten Teilen erhalten geblieben und erlebbar ist, finden sich nördlich von Nürnberg nur noch „unbrauchbar gewordene Elemente“¹⁰⁾ des früheren Vorzeigeprojektes. Einige wenige Schleusenwärterhäuser, das 1846 anlässlich der Eröffnung der Wasserstraße enthüllte Kanalmonument bei Erlangen, vier Krananlagen in Bamberg sowie die vollständig erhaltene Schleuse 100 in Bamberg – viel mehr erinnert heute nicht mehr an den Ludwigskanal. Um so erfreulicher erscheint es daher, daß in jüngster Vergangenheit ein fast schon verloren geglaubtes Relikt des Kanals zunehmend Aufmerksamkeit erfährt: die heute trockengelegte Schleuse 94 südlich von Neuses an der Regnitz.

Schleuse 94: ein einzigartiges Relikt des Ludwig-Donau-Main-Kanals

Die Schleuse 94 – die Schleusen der Wasserstraße wurden, beginnend in Kelheim, endend in Bamberg, von 1 bis 100 durchnummeriert – befindet sich bei Kilometer 153,5 des Ludwig-Donau-Main-Kanals, unweit südlich des heutigen Eggolsheimer Gemeindeteils Neuses an der Regnitz. Mit einer Hubhöhe von 3,20 Meter zählt sie zu denjenigen Schleusen entlang des Kanals, die den größten Höhenunterschied überwand. Bei einer lichten Länge von 33,84 Meter und einer Breite von 4,69 Meter erreicht sie eine Gesamthöhe von 5,42 Meter.¹¹⁾

Noch heute vermag das Bauwerk, einen erstaunlich authentischen Eindruck einer Kammerschleuse des Ludwigskanals zu vermitteln. Nur punktuell wurde die Anlage seit ihrer Erbauung verändert. Zwar sind die beiden Stemmtoranlagen am Ober- und Unterhaupt der Schleuse zwischenzeitlich ebenso verschwunden wie die charakteristische Bogen-



Abb. 2: Eines der zahlreichen noch erhaltenen Details: die Numerierung am Unterhaupt der Schleuse
(Photo: Robert Schäfer).

brücke über dem Unterhaupt, die wohl im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts durch eine flache Stahlbetonkonstruktion ersetzt wurde, erhalten haben sich aber Teile des östlichen Treidelweges mit den markanten „Prellsteinen“ sowie eine Reihe von Durchlässen im

Umfeld der Schleuse. Bedauerlicherweise wurde das benachbarte Schleusenwärterhaus 1983 abgebrochen, das, wäre es heute noch vorhanden, das Ensemble komplettieren würde. Doch auch in diesem fragmentierten Zustand präsentiert sich die Anlage nach wie vor als eindrucksvolles technikgeschichtliches Denkmal und bietet, gerade weil sie als einzige erhaltene Schleuse des Kanals heute nicht mehr wasserführend ist, „*ein besonders unmittelbares Erlebnis eines solchen Bauwerks.*“⁽¹²⁾ Noch vor wenigen Jahren freilich stellte sich die Situation rund um die Schleuse gänzlich anders dar.

Denn nach der Trockenlegung des Kanals fiel die Schleuse zunächst für mehr als ein halbes Jahrhundert in einen regelrechten Dornröschenschlaf. Nach und nach bemächtigte sich die Natur des Denkmals, Bäume und Sträucher wucherten in der Schleusenkammer, die schließlich nur noch bei genauem Hinsehen als solche zu erkennen war, und es hatte



Abb. 3: Blick in die Schleusenkammer von Schleuse 94 bei Neuses an der Regnitz
(Photo: Robert Schäfer).

den Anschein, als sollte dieses herausragende Denkmal des beginnenden Industriezeitalters über kurz oder lang das gleiche Schicksal erfahren wie das verlorene Schleusenwärterhaus. Nicht mehr als eine bestenfalls wildromantische „*Schleusenruine*“¹³⁾ konnten noch Mitte der 1990er Jahre Herbert Liedel und Helmut Dollhopf bei ihrem Besuch in Neuses dokumentieren. Inzwischen freilich hat sich das Erscheinungsbild der Schleuse sichtbar zum Besseren gewandelt. Seit 2005 wurde die Schleusenkammer durch den Markt Eggolsheim regelrecht entrümpelt und damit als technikgeschichtliches Zeugnis von überregionaler Bedeutung wieder erkennbar gemacht. Wahre Kostbarkeiten kamen beim Ausholzen in der Schleusenanlage zum Vorschein, so etwa der gepflasterte Boden der Kanalsohle oder aber die sorgfältig gemauerten Wände mit den noch vorhandenen Halterungen der Schleusentore. Seit Juni 2007 verweist nunmehr eine vom Verein „Flußparadies Franken e.V.“ und dem Markt Eggolsheim aufgestellte Informationstafel auf das im neuen Glanz erstrahlende Relikt des alten Kanals im Regnitztal, doch dies soll erst der Anfang der Wiederbelebung der Schleuse 94 gewesen sein. Mittel- bis langfristig soll die Schleusenkammer denkmalgerecht saniert und in der Folge für Besucher noch besser zugänglich sowie durch anschauliche Erläuterungen erlebbar gemacht werden – als einzigartiges Relikt dieses so bemerkenswerten Verkehrsweges. Einzigartig ist die Situation deshalb, weil an keiner anderen Stelle des Kanals eine Schleusenkammer begangen und ihre Funktionsweise somit bis ins letzte Detail vor Augen geführt werden kann. Bis aber die pädagogische und didaktische „Aufbereitung“ der Schleuse abgeschlossen sein wird, ist noch ein langer Weg zurückzulegen. Der erste Schritt auf diesem Weg wurde am 23. November 2009 getan. Über 70 Freunde der Schleuse gründeten in Eggolsheim den „Förderverein Schleuse 94“, der sich zum Ziel gesetzt hat, nach und nach das Bauwerk zu sanieren und für Besucher zugänglich und begreifbar zu machen. Noch so manche Hürde wird zu überwinden sein, ehe die Umwandlung der Schleuse 94 in ein für Schulklassen, Touristen und Heimatfreunde lohnendes Ziel zu einem Ab-

schluß gelangt sein wird. Doch an ihrem Ende könnte die Wiederherstellung eines technikgeschichtlichen Denkmals von weit mehr als nur regionaler Bedeutung stehen – und dafür wiederum sollte eigentliche keine Anstrengung zu groß sein.

Anmerkungen:

- 1) Schnabel, Lothar/Keller, Walter E.: Vom Main zur Donau. 1200 Jahre Kanalbau in Bayern. Karlsgraben, Ludwig-Donau-Main-Kanal, Rhein- Main-Donau-Kanal. Bamberg 1984, S. 41.
- 2) Rödel, Volker: Reclams Führer zu den Denkmälern der Industrie und Technik in Deutschland. Band 1: Alte Länder. Stuttgart 1992, S. 198.
- 3) Zitiert nach Schreyll, Karl-Heinz: Der Ludwigs-Donau-Main-Kanal. Nürnberg 1972, S. 11.
- 4) Schnabel/Keller: Kanalbau (wie Anm. 1), S. 37f.
- 5) Bräunlein, Manfred: Ludwigskanal und Eisenbahn. Wege und Irrwege zwischen Main und Donau. 2. Aufl. Neustadt a.d. Aisch 2003, S. 45.
- 6) Schnabel/Keller: Kanalbau (wie Anm. 1), S. 67.
- 7) Karl, Heinrich: Geschichte der katholischen Pfarrei Hirschaid im Dekanate Amlingstadt. Bamberg 1902, S. 92.
- 8) Karl: Pfarrei Hirschaid (wie Anm. 7), S. 92.
- 9) Lübbecke, Wolfram: Der Ludwigs-Kanal. Gedanken zur Inventarisierung eines Land-Denkmals, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 45 (1987), S. 51.
- 10) Lübbecke: Ludwigs-Kanal (wie Anm. 9), S. 49.
- 11) Die Schleuse 94 sowie die übrigen Reste des Kanals rund um Eggolsheim und Neuses an der Regnitz wurden 2007 von einer Studentengruppe der Otto-Friedrich-Universität Bamberg erfaßt und inventarisiert. Vgl. hierzu: Dudzinski, Ilona / Huber, Markus T./ Waitz, Martin: Inventarisierung des Ludwig-Donau-Main-Kanals auf dem Gemeindegebiet des Marktes Eggolsheim. Unveröffentlichtes Manuskript. Bamberg 2007, S. 12ff.
- 12) Dudzinski/Huber/Waitz: Inventarisierung (wie Anm. 11), S. 35.
- 13) Liedel, Herbert/Dollhopf, Helmut: 150 Jahre Alter Kanal. Ludwig-Donau-Main-Kanal. 2. Aufl. Nürnberg 1996, S. 97.
- 14) Auskünfte zum Förderverein Schleuse 94 erteilt der Erste Vorsitzende: Stefan Pfister, Egerbachstraße 22, 91330 Eggolsheim.

13. Oberfränkische Malertage 2010:

3.–6. Juni – 20. Juni–11. Juli

von

Gerhard Gollner

Die Bayreuther Malerin Christel Gollner und der Verein „Oberfränkische Malertage e.V.“ haben 16 namhafte Kolleginnen und Kollegen für 2010 in die Stadt Arzberg eingeladen. Unter dem Motto „Über sechs Brücken mußt du geh'n – und mit Maleraugen Schönes seh'n“ finden dort in diesem Jahr die 13. Oberfränkischen Malertage statt. Hinter dem Titel-Zweizeiler verbirgt sich allerdings eine Besonderheit: Während bei den bisherigen zwölf Oberfränkischen Malertagen jeweils nur ein Ort als Gastgeber fungierte (1998 Weidenberg, 1999 Pegnitz, 2000 Bayreuth, 2001 Hof, 2002 Creußen, 2003 Kronach, 2004 Kulmbach, 2005 Forchheim, 2006 Wunsiedel, 2007 Coburg, 2008 Marktreuditz, 2009 Bayreuth) sollen diesmal die Künstlerinnen und Künstler gleich in sechs Gemeinden aktiv werden. Der Grund ist folgender: Die Stadt Arzberg und die Nachbarorte Hohenberg/Eger, Schirmding, Thierstein, Höchstädt und Thiersheim haben sich seit einiger Zeit zur „Bayerisch-Böhmischen Brückenallianz“ zusammengeschlossen, um durch einen Brückenschlag ins Nachbarland wirtschaftliche, gesellschaftliche und vor allem kulturelle Kontakte zu den nahe gelegenen tschechischen Städten und Gemeinden herzustellen und zu pflegen. Dies zeigt sich auch beim Blick auf die Teilnehmerliste. Während bei den vorangegangenen zwölf Malertagen insgesamt 65 Kunstschaffende ausschließlich aus verschiedenen deutschen Bundesländern mitwirkten, sind heuer unter den 16 Teilnehmern erstmalig zwei Kollegen aus Tschechien, und zwar aus Karlsbad, dabei. Die übrigen kommen aus Bayreuth, Coburg, Erbendorf, Mainleus, Marktreuditz, Nürnberg, Presseck, Rehau, Schwandorf, Sulzbach-Rosenberg und Thierstein.

Die Oberfränkischen Malertage werden von Jahr zu Jahr beliebter, weil sie sowohl für

die Künstler, die größtenteils vorher voneinander nur namentlich gewußt hatten, als auch für die Kommunen von unschätzbarem Wert sind. Nach den Vorstellungen der Gründerin und Organisatorin Christel Gollner laufen die Oberfränkischen Malertage jährlich nach dem selben Muster ab, nämlich in zwei Blöcken.

Teil eins: Der Workshop spielt sich vom 3. bis 6. Juni in den sechs Brückenallianz-Orten ab. Zunächst werden sämtliche Blätter, Leinwände und andere Bildträger mit dem speziellen Stempel „13. Oberfränkische Malertage 2010“ versehen, um gleiche Arbeitsbedingungen zu schaffen. Nach einer Stadtführung durch Arzberg und einer Busfahrt zu den übrigen Allianz-Orten werden sich die Maler aufmachen, um in Straßen und Gassen, auf Plätzen, vor und in Kirchen, Burgen, Schlössern und anderen historischen Gebäuden mit der Arbeit zu beginnen. Es werden viele Bürger den Malern über die Schulter schauen und miterleben, wie Bilder von ganz unterschiedlicher Art entstehen.

Den Teil zwei bildet dann die Präsentation der beim Workshop entstandenen 60, 70 oder 80 Gemälde vom 20. Juni bis 11. Juli im Gerätemuseum Arzberg-Bergnersreuth. Die Ausstellung beginnt mit einer feierlichen Vernissage, bei der seit Anbeginn das Präsidium der Regierung von Oberfranken sowie die Spitzenvertreter der jeweiligen gastgebenden Orte vertreten waren.

Kontaktadresse:

1. Vorsitzende Christel Gollner,
Siegmundstraße 11, 95445 Bayreuth,
Tel./Fax Nr. 0921/22450,
E-mail: chagoll@yahoo.co.uk.

Weitere Informationen unter:
www.oberfrankenische.malertage.site.ms.

Aufsätze

Wolfgang Jäger

Die Herren von Lichtenstein und das Recht der Mainüberfahrt bei Haßfurt..... 151

Bernhard Wickl

Erinnerung an die Nürnbergische Universität Altdorf –
200 Jahre nach ihrer Schließung..... 159

Robert Unterburger

Ein kurzes Leben für die Lyrik:
Der vergessene Dichter Heinrich Stadelmann (1830–1875) aus Barthelmesaurach..... 170

Frankenbund intern

Begrüßungsrede des 1. Bundesvorsitzenden Dr. Paul Beinhofer anlässlich
des 81. Bundestages des Frankenbundes am 8. Mai 2010 in Meiningen..... 179

Eduard Lintner

„20 Jahre Deutsche Einheit“. Ansprache zum Festakt des 81. Bundestages
des Frankenbundes e.V. am 08. Mai 2010 im Foyer des Meininger Theaters..... 181

Alfred Hochstrate

Rede auf dem Bundestag des Frankenbundes e.V. am 08. Mai 2010..... 185

Christina Bergerhausen

Bericht über den 81. Bundestag in Meiningen..... 191

Peter A. Süß

Zum Tode von Frau Prof. Dr. Elisabeth Roth..... 196

Spende alter FRANKENLAND-Hefte..... 197

Dank an die Spender..... 197

Kunst und Kultur

Günter Dippold

Leben und Nachleben des Komponisten P. Valentin Rathgeber OSB..... 198

Alexander von Papp

Pionier und Meister des modernen Kirchenbaus – Zum 100. Geburtstag
des Würzburger Dombaumeisters Hans Schädel..... 207

Aktuelles

Bernhard Wickl

775 Jahre Kammerstein..... 217

Das Volkacher Salbuch..... 217

Aufruf der Bayerischen Staatsbibliothek München..... 218

Peter A. Süß

Königstraum und Massenware – Ausstellung 300 Jahre europäisches Porzellan..... 219

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Dr. Paul Beinhofer	Regierungspräsident von Unterfranken Peterplatz 9, 97070 Würzburg
Dr. Christina Bergerhausen	Bundesgeschäftsführerin des Frankenbundes Stephanstraße 1, 97070 Würzburg
Prof. Dr. Günter Dippold	Bezirksheimatpfleger von Oberfranken Ludwigstraße 20, 95444 Bayreuth
Alfred Hochstrate	Bezirksvorsitzender des Frankenbundes für Südthüringen Hintere Dorfstraße 16, 98631 Haina
Wolfgang Jäger	Dipl.-Ing. Waldblick 14, 97437 Haßfurt
Eduard Lintner	Parlamentarischer Staatssekretär a.D. Eichhornstraße 9, 97702 Münnerstadt
Dr. Alexander von Papp	Publizist Euweg 8, 97236 Randersacker
Robert Unterburger	Kreisarchivpfleger Landkreis Roth Johannisstraße 8, 90584 Allersberg
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Die Herren von Lichtenstein und das Recht der Mainüberfahrt bei Haßfurt

von
Wolfgang Jäger

Die fränkischen Familien von Lichtenstein

Es gab in Franken zwei Adelsfamilien von Lichtenstein, die Lichtenstein mit ihrem Stammsitz bei Ebern (Landkreis Haßberge) und die Lichtenstein mit ihrem Stammsitz bei Pommelsbrunn (Landkreis Hersbruck). Die Herren von Lichtenstein aus dem Landkreis Haßberge hatten als Wappen zwei gezackte rechteckige Silberflächen im roten Feld. Das Wappen der Lichtenstein aus dem Landkreis Hersbruck bestand aus einem von Silber und Blau geteilten Schild, mit einem sich aufrichtenden schwarzen Bär im oberen Teil.

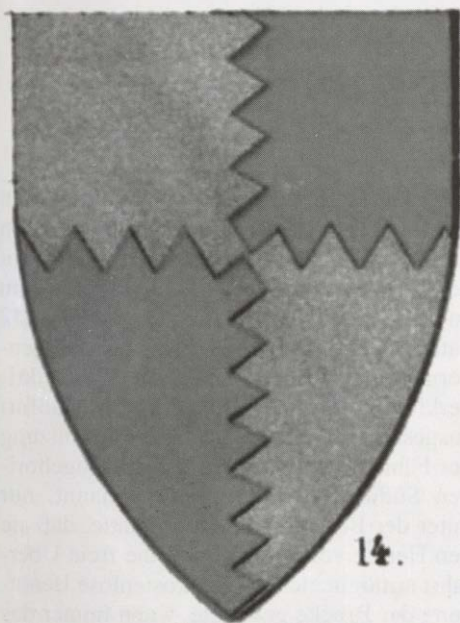


Abb. 1: Wappen der Lichtenstein.¹

Die Mitglieder der erstgenannten Lichtensteiner Familie hatten neben ihrem Stammsitz Lichtenstein bei Ebern u.a. auch Herrschaftssitze in Bilmutshausen, Heilgersdorf, Lahm, Geiersberg, Memmelsdorf, Stein und Wiesen. Zum Wappen dieser Lichtensteiner Familie gibt es die Sage „Die lichten Steine“,² die auf zwei Felsblöcke hinweist, die sich mitten in der Burgruine Lichtenstein erheben. Diese beiden Felsblöcke sollen seit undenklichen Zeiten in dieser Stellung gestanden haben, nämlich einer dicht über dem andern geleht und geneigt, ohne daß einer den andern berührte, so daß Licht zwischen ihnen hindurchfallen konnte. Von diesen beiden Felsblöcken soll sich sowohl der Name der Lichtensteiner sowie deren Wappen herleiten, das zwei silberne gezackte Steine im roten Feld zeigt, deren Spitzen sich nicht berühren. „Man sagt, so lange diese Steine ständen, werde das Geschlecht nicht gänzlich erlöschen.“

Lichtenstein und Haßfurt

In dem vorliegenden Beitrag geht es um eine besondere Beziehung zwischen der Familie von Lichtenstein mit ihrem Stammsitz bei Ebern und der heutigen Kreisstadt Haßfurt am Main. Wann die Herren von Lichtenstein die Mainaue südlich von Haßfurt im Gebiet mit der Flurbezeichnung „Messelau“ (in den alten Dokumenten auch als Meuselau, Neuselau, Neussenau bezeichnet) und das Recht der Mainüberfahrt bei Haßfurt in Besitz nahmen, läßt sich heute nicht mehr ermitteln. Über Jahrhunderte wurde die Nutzung der Wiesen, Wörthe und Wälder in der Flurmarkung „Messelau“ mit ihren Wiesen und Wörthen, und was das Wichtigste war, mit dem Recht der Mainüberfahrt, von



Abb. 2: Ansicht der Burgruine Lichtenstein bei Ebern (Landkreis Haßberge) mit Felsblöcken.³

dem Geschlecht der Lichtenstein an die Stadt Haßfurt als Lehen vergeben.

Erste Spuren des Lichtensteiner Lehens im 13. Jahrhundert

Als erstes erfahren wir von dem Lichtensteinischen Lehen über die „Messelau“ und dem Recht der Mainüberfahrt im Jahr 1275, als dieses Lehen an das Zisterzienserinnenkloster Mariaburghausen südlich von Haßfurt gelangte. Es war Teil der Aussteuergüter für Adelheid und Kunigunde von Lichtenstein, die in dieses Adelsstift aufgenommen wurden.⁴ Dieses Lehen über die Messelau und das Recht an der Mainüberfahrt ist wohl in der Folgezeit an das Lichtensteiner Geschlecht zurückgefallen, denn im Jahr 1442 wurde durch einen Schiedsspruch festgestellt, daß das Recht der Mainüberquerung sich im Besitz der Herren von Lichtenstein befand.

Grundsatzentscheidung über das Lichtensteiner Lehen Mitte des 15. Jahrhunderts

Mitte des 15. Jahrhunderts hatte die Stadt Haßfurt das Recht der Mainüberfahrt für sich in Anspruch genommen, woraus ein Streit mit dem Adelsgeschlecht von Lichtenstein entstanden war. Bereits am 25. April 1442 hatten sechs Haßfurter in einer Zeugenvernehmung in der Kanzlei des Benediktinerklosters Theres westlich von Haßfurt ausgesagt, daß die Stadt Haßfurt die Nutzung der Fähre bzw. Brücke und des dazugehörigen Südufers, die Messelau genannt, nur unter der Bedingung erhalten hätte, daß sie den Herren von Lichtenstein die freie Überfahrt ermöglichte oder die kostenlose Benutzung der Brücke gewährte, wann immer das nötig war. Diese sechs Haßfurter waren neben dem 80jährigen Bürgermeister Konrad Hess-

ling, Hans Krug (70 Jahre), Heinz Fischer (60 Jahre), Fritz Rabe (50 Jahre), Konrad Kuchlein (50 Jahre), Hans Kerbfeld (45 Jahre) und Fritz Vogel (35 Jahre alt).⁵ Eine rechtsverbindliche Entscheidung über die Lehens- und Nutzungsrechte fiel aber erst 17 Jahre später.

Am 2. August 1459 wurde von dem Haßfurter Amtmann Dietz Truchseß von Wetzhausen und dem Ritter Heinrich von Wasmuthausen ein Schiedsspruch zur Messelau einschließlich des Rechts an der Mainüberfahrt gefällt, der das Lehensrecht über die Mainfurt und die Messelau eindeutig den Herren von Lichtenstein zusprach. Diese sollten die Messelau und die Mainüberfahrt der Stadt Haßfurt zu Lehen geben, und zwar sollte der jeweilige Bürgermeister stellvertretend für die Stadt Haßfurt die Messelau und die Fähre über den Main von dem Ältesten von Lichtenstein zu Lehen empfangen „und Pflicht darüber tun, wie es Lehensrecht ist“.⁶

Die Messelau, einschließlich Wald, Wörth, Wiesen und dem Recht an der Mainüberfahrt wurden aufgrund dieses Schiedsspruches ab 1459 von dem jeweils Ältesten von Lichtenstein als Lehensgeber in Form eines Zins- und Mannlehens an den jeweiligen Haßfurter Bürgermeister oder dessen Vertreter als Lehenträger vergeben. Immer wenn der Älteste von Lichtenstein starb, und der Rat der Stadt Haßfurt erfahren hatte, wer nun der neue Älteste von Lichtenstein war, der die Lehen verleihen sollte, so mußte der jeweilige Bürgermeister von Haßfurt innerhalb von sechs Wochen zu diesem Ältesten von Lichtenstein reisen, um das Lehen über die Mainfähre und die Messelau aufs Neue zu empfangen. Damit wurde dieser Bürgermeister oder Ratsherr zum Träger des Lehens über die Messelau. Das bedeutete im Gegenzug auch: Wenn der Bürgermeister, der vorher dieses Lehen empfangen hatte, und damit zum Lehenträger geworden war, starb oder den Rat der Stadt Haßfurt verließ, so mußte der neue Bürgermeister innerhalb von sechs Wochen dieses Lehen von dem Ältesten von Lichtenstein empfangen. Wenn der Bürgermeister wechselte, was damals ja nahezu jährlich geschah, der Lehenträger aber weiterhin dem Rat der Stadt Haßfurt angehörte, so war eine Neube-

lehnung nicht erforderlich. Der Ratsbürger von Haßfurt, der als Bürgermeister das Lehen entgegen genommen hatte, blieb bis zu seinem Tod oder bis zum Tod des Ältesten von Lichtenstein der Lehenträger. Bei jeder Lehenserneuerung aus dem einen oder anderen Grund mußte der Lehenempfänger dem Ältesten von Lichtenstein einen Goldgulden geben, eine Bevollmächtigung des Rates der Stadt Haßfurt vorlegen und darum bitten, daß man ihm das Lehen wie oben beschrieben verleihe. Dafür erhielt er für die Stadt Haßfurt das Nutzungsrecht über die Messelau und das Überfahrtsrecht über den Main als Zinslehen. Natürlich hatten die Herren von Lichtenstein das Recht, mit ihrer Habe unverzollt über die Brücke zu fahren. Selbst wenn die Brücke zerstört wäre, so sollten die von Haßfurt die von Lichtenstein ohne Lohn mit der Fähre überfahren, wie es von altem Herkommen war.⁷ Der Passus mit der Fähre war in diesem Fall sehr wichtig, denn als die Schweden am 7. Oktober 1632 während des Dreißigjährigen Krieges die Mainbrücke völlig zerstört hatten,⁸ gab es 235 Jahre lang, bis 1867⁹ in Haßfurt keine Brücke über den Main.

Das Besitzrecht an der Mainüberfahrt war an der Mainbrücke durch ein Lichtensteini-sches Wappen visualisiert: „*Es ist zwar auch nach inhalt vorbesagten Extracts lit. [Buchstabe] C zu bezeugung der Liechtensteini-schen Lehenschafft ein auffgerichter stein mit desselben geschlechts wappen zu endte der Pruckhen gestanden, alß aber nechst verflossenen 1632. iahrs die Prucken durch das schwedische Kriegsvolck abgebrannt worden, ist auch solches wappen zu grundt gang[en] und hinweg kommen.*“¹⁰

Kosten einer Lehenserneuerung für die Stadt Haßfurt

Durch das aufwendige Prozedere der Lehenserneuerung beim Tod des Lichtensteini-schen Lehensgebers oder des Haßfurter Lehensnehmers, das mit dem Schiedsspruch vom 2. August 1459 eingeführt wurde, entstanden der Stadt Haßfurt in den folgenden Jahrhunderten bis zur Säkularisation 1803 be-



Abb. 3: Revers (Empfangsbestätigung) vom 28. März 1726.¹³

trächtliche Ausgaben. Wenn die Haßfurter das Lichtensteinische Lehen neu empfangen mußten, kamen neben der Verehrung eines Goldguldens an den Ältesten von Lichtenstein nämlich auch Ausgaben für vorbereitende Botengänge, die Reise zur Entgegennahme des Lehensbriefes,¹¹ sowie das Schreiben des Lehensbriefes und dessen Empfangsbestätigung¹² hinzu. Die Empfangsbestätigung war in Form eines Revers-Briefes schriftlich zu erstellen. Der Bürgermeister, der meist in Begleitung eines zweiten Ratsmitgliedes reiste, nahm diesen von Bürgermeister und Rat der Stadt Haßfurt unterzeichneten Revers mit auf die Reise.

1619 wurden in der Bürgermeisterrechnung von Haßfurt folgende Ausgabeposten für die Lehenerneuerung aufgelistet: „2 Pfund 12 Pfennig gen Billmuthhausen, und Schottenstein, zu denen von Lichtenstein, umb Tags benennung zur lehenempfangnus wegen der fahr [Fähre] über den Main, und deß holz Neusselaw [Messelau] pp.“¹⁴ Das heißt, zunächst mußten 2 Pfund und 12 Pfennige an

Botenlohn entrichtet werden, um den Termin der Lehenübergabe schriftlich festzulegen.

9 Gulden, 3 Pfund und 15 Pfennig kostete im Jahr 1619 dann die fünftägige Reise des Bürgermeisters samt Stadtschreiber und Fuhrmann mit drei Pferden, als sie nach Schottenstein zur Entgegennahme des Lehens wegen der Messelau und des Rechts der Mainüberfahrt reisten und dort einen Tag warten mußten, „weiln unversehener abforderung halb[er] zu von Lichtenstein als Lehenherr nit zugeg[en] gewesen.“¹⁵ Der beim Lehenempfang zu überreichende Rheinische Goldgulden kostete die Stadt Haßfurt 1619 zwei Gulden 28 Pfennig, als Unterbürgermeister Leonhard Bolich das Lehen bei Christoph von Lichtenstein als neuer Lehenträger empfangen mußte, weil der bisherige Lehenträger, der Weißgerber Valentin Bolich, „von solchem lehen abkommen“, das heißt, gestorben war.¹⁶ Zwei Gulden mußte die Stadt Haßfurt für das Schreiben des Lehensbriefes, 1 Gulden, ein Pfund und 12 Pfennig für das

Schreiben des Revers (= Empfangsbestätigungsbriefes) bezahlen.¹⁷

Die ersten Erneuerungen des Lehens über die Messelau und die Mainüberfahrt im 16. Jahrhundert

In der Folgezeit hielt man sich streng an den Schiedsspruch von 1459. Die erste schriftlich überlieferte Lehenerneuerung fand am 27. April 1508 „uff Donnerstag Nach den Heyligen Osterfeyertagen“ statt. Christoph vom Lichtenstein zu Heilgersdorf, „die Zeit wonhafftig zu Seßlach“, stellte im Namen des Andreas von Lichtenstein die neue Urkunde für den Oberbürgermeister Andreas Wagner, Rat und Stadt Haßfurt über die Rechte an der Messelau und der Mainüberfahrt aus. Als Zeugen fungierten Reichardt von Lichtenstein zum Lichtenstein, der Haßfurter Ratsherr Hans Kessler und der Haßfurter Stadtschreiber Andreas Mager.¹⁸

Am 2. Januar 1530 „uf montagen nach dem Heyligen Jarßtag“ empfing der Haßfurter Oberbürgermeister Hans Förster für den Rat und die Stadt Haßfurt die Rechte an der Messelau und der Mainüberfahrt von Gotthart von Lichtenstein zu Bilmuthausen nach dem Tod dessen Vetters Christoph von Lichtenstein zu Heilgersdorf.¹⁹

Am 6. September 1535 „uf Montag nach sanct Gilgen tag“ empfing der Haßfurter Ratsherr und Verwalter des unbesetzten Unterbürgermeisteramtes, Hans Ussleber, für den Rat und die Stadt Haßfurt den neuen Lehenbrief über die Messelau und die Mainüberfahrt von Lukas von Lichtenstein zu Heilgersdorf nach dem Tod dessen Vetters Gotthart von Lichtenstein zu Heilgersdorf sowie dem Tod des Haßfurter Oberbürgermeister Hans Förster, der am 9. August 1535 verstorben war.²⁰ Nach dem Tod Hans Försters hatten Amtmann und Keller den bis dato Unterbürgermeister Kaspar Kaiser zum Oberbürgermeister und Hans Heppel zum Unterbürgermeister gesetzt.²¹ Da zur Zeit des vorbereitenden Schriftwechsels die Nachfolge wahrscheinlich noch nicht geklärt war und zu dieser Zeit noch Hans Ussleber als Verwalter des unbesetzten Unterbürgermei-

steramtes eingesetzt war, wurde er zur Lehenempfängnis abgeordnet.²² Für Haßfurt war das ungünstig, denn Hans Ussleber war anscheinend schon alt gewesen und starb bereits fünf Jahre später, was 1540 einen erneuten Lehenempfang, diesmal an Oberbürgermeister Kaspar Kaiser, erforderlich machte.²³

Die Lichtensteinischen Lehen in der Stadtordnung Haßfurts von 1630

Der Schiedsspruch von 1459 fand auch seinen Eingang in die Stadtordnung Haßfurts. In der Stadtordnung von 1630 steht unter den Stichworten Messelau und Brückenzoll: „Ferner hat die Stadt Haßfurt am Maria-burghäuser Gehölz noch einen kleinen Teil, die Meusselau genannt, auf Knetzgau gegen den Main zu, sammt deren unten daran gelegenen Wiesen, welche aber jetzt vom Main sehr geschmälert und hinweggenommen wird. Dieses Gehölz und Wiesen gehen sammt der Brücke über den Main dem Geschlecht derer von Lichtenstein zu Lehen, und so oft der Älteste dieses Geschlechts mit Tod abgeht, muss immer ein Bürgermeister dieses Lehen von dem nachfolgenden Ältesten von Lichtenstein auf seine Vorladung im Namen der Stadt mit einem leiblichen Eide neben Reichung eines reinischen Goldguldens empfangen, und eine von Bürgermeister und Rat zu Haßfurt besiegelte Empfangsbestätigung übergeben, im Gegenzug wird dem Rat wiederum ein besiegelter Lehenbrief vom Lehenherrn zugestellt, wofür man dem Schreiber nicht mehr als [Leerstelle] als Schreibgebühr zu reichen schuldig ist.

Desgleichen, wenn derselbe Bürgermeister stirbe, so muss innerhalb [Leerstelle] der nachgesetzte Bürgermeister bei demselben Lehenherrn von neuem belehnt werden.

Hinwiederum muss ein Jeder der über die Mainbrücke fährt oder fahren lässt, er sei vom Adel oder nicht, ausgenommen die des Geschlechts von Lichtenstein und ihre angehörigen Diener und Güter, das hernach beschriebene Brückengeld geben. [...] Dieses Brückengeld wird jährlich für 24 Gulden hingelassen, bei dem Bauamt verrechnet, und zur Erhaltung der Brücke (welches zwar weit

nicht reicht) verwendet. Es ist auch der Lehenherr schuldig, die Stadt bei solchem Recht deß Fahr- oder Brückengelds gegen die vom Adel (welche sich gemeinlich dessen weigern und auf ihre Freiheit berufen) bei Verlust der Lehensgerechtigkeit zu schützen.“²⁴

Obwohl über die Jahrhunderte im Lehenbrief als Lehenobjekt die Messelau, einschließlich Wald, Wörth, Wiesen und dem Recht an der Mainüberfahrt genannt wurden, war der Wörth [= Flußinsel] bereits 1633 schon seit langer Zeit nicht mehr vorhanden, wie die Haßfurter am 9. November 1635 an den Bischof von Würzburg schrieben: „Vom Werth aber, davon der lehenbrieff meldet, ist schon lange Zeit wegen des Wassers wegweisens gar nichts mehr vorhanden gewesen.“²⁵ Trotzdem blieb in den Lehenbriefen über die Jahrhunderte immer der gleiche Wortlaut „Messelau, Wald, Wörth, Wiesen und Mainüberfahrt“ enthalten. Im Übrigen hat Haßfurt als katholische Stadt in den Dokumenten anläßlich einer Lehenserneuerung nach der Kalenderreform von 1582 immer nach dem neuen gregorianischen Kalender datiert, während die protestantischen Herren von Lichtenstein weiter nach dem alten julianischen Kalender datierten.

Widerstand gegen das Lichtensteinische Lehen über die Messelau und die Mainüberfahrt (1635–1638)

Es sollen hier nicht alle Lehenserneuerungen aufgeführt werden, die sich aus den Akten im Haßfurter Stadtarchiv lückenlos nachweisen lassen. Erwähnenswert ist jedoch, daß es in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges im 17. Jahrhundert erneut Widerstand der Stadt Haßfurt gegen das Lichtensteinische Lehen gegeben hat.

Dem Empfang des Lichtensteinischen Lehenbriefes über die Messelau vom 6. Juli 1638 ging ein mehrjähriger Streit mit dem Ältesten des Geschlechts, Wilhelm von Lichtenstein, voraus. Zunächst hatte sich der Empfang des neuen Lehenbriefes im Jahr 1635 wohl aufgrund der damaligen Kriegswirren in Franken verzögert. Als Wilhelm von Lichtenstein mit Schreiben vom 16. Ok-

tober 1635²⁶ den Tag des Lehensempfangs auf den 18. November 1635 in Coburg festlegte, schrieben Bürgermeister und Rat am 12. Oktober 1635 zurück, daß zum einen in Haßfurt alle krank seien, auch der Unterbürgermeister, und daß zum andern „ob es gleich umb Coburg etwas sicher, iedoch von hierauß uff etlich meil wegs hinnauß solche unsicherheit, daß Niemandt fast für daß thor hinauß unangestastet sich wagen darff“, und sie aus diesem Grund um eine Verschiebung des Termins zum Lehensempfang bäten.²⁷

Im November 1635 ließ sich der Bischof von Würzburg, Franz von Hatzfeld (reg. 1631–1642), von der Stadt Haßfurt ausführlich über Entstehung, Kosten und Hintergründe des Lichtensteinischen Lehens über die Messelau informieren, und verbot in der Folgezeit der Stadt Haßfurt, das Lehen bei dem damaligen Ältesten, Wilhelm von Lichtenstein, zu erneuern. Das führte in der Folgezeit natürlich zu einem Streit zwischen Wilhelm von Lichtenstein und der Stadt Haßfurt, die sich auf das Verbot durch Bischof Franz von Hatzfeld berief. Wilhelm von Lichtenstein kündigte an, das Problem beim Bischof in Würzburg klären zu wollen. Als Wilhelm von Lichtenstein am 15. November 1636 auf seiner Reise nach Würzburg in Haßfurt Station machte, ließ er die beiden Bürgermeister zu sich rufen und warf ihnen vor, daß sie auf mehrere seiner Schreiben hin nicht zur Lehenserneuerung erschienen waren.²⁸ Letzten Endes mußte sich Wilhelm von Lichtenstein gegen den Bischof von Würzburg durchgesetzt haben, denn als er am 3. Juli 1638 die Stadt Haßfurt wieder zu einem Lehensempfang, diesmal nach Seßlach einlud, schickten die Haßfurter „mit Zuelsung erlangten Fürstlichen Consenses“ ihren Unterbürgermeister Kaspar Ringer zur Entgegennahme des Lehens.²⁹

Doch auch diesmal spielte der Dreißigjährige Krieg noch eine Rolle. Die Stadt Haßfurt hatte bereits alles vorbereitet, um ihren Unterbürgermeister Kaspar Ringer zur Entgegennahme des Lehens am 6. Juli 1638 abzuschicken, als man just an diesem Tag erfuhr, daß mehrere Reiterkompanien bis an die nahe Grenze plündernd herumstreiften und

folglich an ein Fortkommen nicht zu denken war. Ängstlich schrieben die Haßfurter an Wilhelm von Lichtenstein, er möge deswegen doch bitte „nicht widerwertige gedanken gegen unß schöpfen“. Sobald die Reiter abgezogen seien, würde der Unterbürgermeister sich auf den Weg machen.³⁰ So kam es dann erst am 3. August 1638 zur Lehensverlängerung in Seßlach.

Die Haßfurter wußten sich für die Hin-nahme dieser Verzögerungen auch zu bedan-ken. So brachte der Haßfurter Unter-bürgermeister Kaspar Ringer als neuer Le-henträger 6 Kannen Wein mit, um diese dem Ältesten, Wilhelm von Lichtenstein, bei der Verleihung des Brückenlehens zu verehren. 4 Pfund 14 Pfennig³¹ ließ man sich das zusätz-lich zu den Reisekosten (5 Gulden 5 Pfund 3 Pfennig),³² dem obligatorischen Goldgulden rheinischer Währung (1 Gulden 2 Pfund 24 Pfennig)³³ und der Schreibgebühr für den Le-henbrief (2 Gulden 4 Pfund 16 Pfennig)³⁴ kos-ten.

Als sich um 1700 die Felsblöcke von Lichtenstein beinahe berührten

Eine weitere Lehenserneuerung verdient erwähnt zu werden, denn sie verdeutlicht, daß das Geschlecht von Lichtenstein mit dem quadrierten Wappenschild in Rot und Silber Ende des 17. Jahrhunderts vom Aussterben bedroht war. Nach dem Tod des bisherigen Lehensgebers Wilhelm Ulrich von Lichtenstein auf Stein verließ am 19. Juni 1697 der Notar Johann Konrad Wolffhardt, als Vormundschaftsverwalter seines „Pupillen“ (Mündels) Adam Heinrich Gottlob von Lichtenstein auf Lahm, im Namen des Geschlechts derer von Lichtenstein die Rechte an der Messelau und der Mainüberfahrt dem Ratssenior Johann Heinrich Kreußlich als Vertreter der Stadt Haßfurt.³⁶ Damals hing die Zukunft des Geschlechts von Lichtenstein von dem Waisenkind Adam Heinrich Gottlob von Lichtenstein zu Lahm, Wiesen, Memmelsdorf, Dürrnhof etc. ab, der 1697 sowohl Senior als auch Subsenior seiner Familie war. Sein Vormund, der Notar Johann Konrad Wolffhardt, fügte in der Lehenurkunde vom 19. Juni 1697 ausdrücklich hinter den Namen

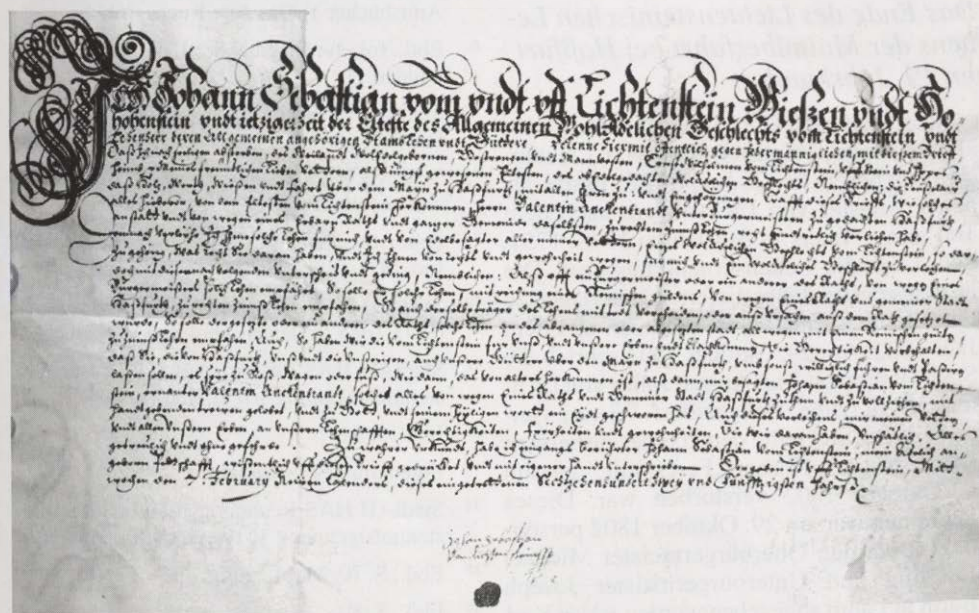


Abb. 4: Lehenbrief des Johann Sebastian von Lichtenstein vom 7. Februar 1652.³⁵

Adam Heinrich Gottlob von Lichtenstein ein: „welchen Gott der Allerhöchste gnädiglich erhalten wolle“.³⁷ Gott hat diesem Wunsch entsprochen und Adam Heinrich Gottlob von Lichtenstein (1693–1747) zwei Söhne zeugen lassen. Die Felsblöcke der Lichtensteiner aus der eingangs beschriebenen Sage blieben stehen, „dem Lichte zwischen sich freie Bahn lassend“.³⁸

Obwohl 1709 eine weitere Lehenserneuerung notwendig geworden war, weil der alte Lehensträger Heinrich Kreußlich in diesem Jahr verstorben war, wurde diese Lehenserneuerung in jenem Jahr nicht vollzogen, weil Adam Heinrich Gottlob von Lichtenstein damals noch unter Vormundschaft stand. Erst 1719, bei der Volljährigkeit des Adam Heinrich Gottlob von Lichtenstein, als dieser seine Lehen erstmals selbst vergab, wurden sowohl die alte Lehenserneuerung von 1709 als auch der Lehensempfang aus der Hand des nun volljährigen Adam Heinrich Gottlob von Lichtenstein auf Lahm in Form einer doppelten Lehenübergabe vollzogen, die Christoph Haßfurter als neuer Lehensträger entgegen nahm.³⁹

Das Ende des Lichtensteinischen Lehens der Mainüberfahrt bei Haßfurt im 19. Jahrhundert

Adam Heinrich Gottlob von Lichtensteins ältester Sohn, Friedrich Karl von Lichtenstein, geboren am 2. Juni 1722, führte als neuer Ältester von Lichtenstein nach dem Tod seines Vaters in den Jahren 1748, 1754, und 1780 die Lehenserneuerung fort. Die letzten schriftlich überlieferten Unterlagen zu einer Lehenserneuerung stammen aus dem Jahr 1802. Am 29. Oktober 1802 schrieb die Stadt Haßfurt an Karl August Julius von Lichtenstein zu Lahm, Heilgersdorf, Wiesen, Geiersberg etc. und teilte den Tod des bisherigen Lehensträgers Norbert Fares mit, der am 5. Oktober 1802 verstorben war. Dieses Schreiben war am 29. Oktober 1802 persönlich durch den Oberbürgermeister Michael Jüngling und Unterbürgermeister Joseph Barth in Lahm abgegeben worden.⁴⁰ Von Karl August Julius von Lichtenstein wurde zwar

am 29. Dezember 1802 ein Termin zur Lehenübergabe angekündigt, ob aber diese Lehenserneuerung noch stattgefunden hat, geht aus den vorhandenen Akten nicht hervor.⁴¹ So kann man davon ausgehen, daß zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Lichtensteinische Lehen der Mainüberquerung bei Haßfurt im Zuge der Säkularisation und damaligen Neuordnung der politischen Verhältnisse sein Ende gefunden hat.

Anmerkungen

- ¹ Heideloff, Karl Alexander/Eye, A. v.: Deutsches Fürsten- und Ritteralbum der Ritterkappe zu Haßfurt. Stuttgart 1868, Tab. IV.
- ² Bechstein, Ludwig (Hrsg.): Die Sagen des Rhöngebirges und des Grabfeldes (Der Sagenschatz des Frankenlandes, I. Teil). Würzburg 1842, S. 200f. Der Verfasser dankt dem Stadtarchivar von Haßfurt, Thomas Schindler M.A., für den freundlichen Hinweis.
- ³ Photographie des Verfassers.
- ⁴ Wailersbacher, Rainer: Der Kampf um die Mainwerthe, in: Knetzgauer Heimatbote. Weihnachtsausgabe 1991, S. 14 (Staatsarchiv Würzburg [künftig: StAWü], Würzburger Urkunden Nr. 5408).
- ⁵ Stadtarchiv Haßfurt [künftig: StadtAH HAS], Amtsbücher 1 (Das Alte Buch), fol. 4v.
- ⁶ Ebd., fol. 3v; Original der Urkunde: HAS Urkunden 11.
- ⁷ StadtAH HAS Amtsbücher 1 (Das Alte Buch), fol. 3v.
- ⁸ StadtAH HAS Rechnungen 847 (Baumeisteramtsrechnung 1632).
- ⁹ Diller, Stephan: Die Geschichte der Stadt Haßfurt 1871–2007. Haßfurt 2008, S. 452.
- ¹⁰ StadtAH HAS Akten vor 1827 86, Schreiben v. 09.11.1635 an den Bischof von Würzburg.
- ¹¹ StadtAH HAS Rechnungen 599 (Bürgermeisteramtsrechnung 1619), S. 67 u. 70.
- ¹² Ebd., S. 81.
- ¹³ Eigentum des Verfassers.
- ¹⁴ StadtAH HAS Rechnungen 599 (Bürgermeisteramtsrechnung 1619), S. 67: Botenlohn.
- ¹⁵ Ebd., S. 70: Verpflegung.
- ¹⁶ Ebd., S. 80.
- ¹⁷ Ebd.

- 18 StadtAH HAS Urkunden 24: Neuverleihung des Lehensrechts am 27.04.1508.
- 19 StadtAH HAS Urkunden 46: Neuverleihung des Lehensrechts am 02.01.1530.
- 20 StadtAH HAS Urkunden 48: Neuverleihung des Lehensrechts am 06.09.1535.
- 21 StadtAH, HAS Amtsbücher 1, fol. 77r.
- 22 StadtAH HAS Urkunden 48.
- 23 StadtAH HAS Urkunden 45.
- 24 StadtAH HAS Amtsbücher 5 (Stadtordnung Haßfurt 1630), S. 115–117 (Schreibweise modernisiert).
- 25 StadtAH HAS Akten vor 1827 86, Schreiben v. 09.11.1635 an den Bischof von Würzburg.
- 26 StadtAH HAS Akten vor 1827 86, Schreiben der Stadt Haßfurt an Wilhelm von Lichtenstein v. 12.10.1635, S. 2.
- 27 Ebd., S. 1.
- 28 StadtAH HAS Akten vor 1827 86, Schreiben v. 16.11.1635 an den Bischof von Würzburg.
- 29 StadtAH HAS Akten vor 1827 86, Schreiben der Stadt Haßfurt an Wilhelm von Lichtenstein, v. 03.07.1638.
- 30 StadtAH HAS Akten vor 1827 86, 2. Schreiben der Stadt Haßfurt an Wilhelm von Lichtenstein, v. 03.07.1638.
- 31 StadtAH HAS Rechnungen 630 (Bürgermeisteramtsrechnung 1638), S. 43: *Außgeben An allerhandt verehrungen.*
- 32 Ebd., S. 52: *Außgeben Für Zehrung uber Landt.*
- 33 Ebd., S. 66: *Außgeben Ins Gemein.*
- 34 Ebd.
- 35 StadtAH HAS Akten vor 1827 86.
- 36 StadtAH HAS Urkunden 51: Neuverleihung des Lehensrechts am 19.06.1697.
- 37 Ebd.
- 38 Bechstein: Sagen (wie Anm. 2), S. 200f.
- 39 StadtAH HAS Akten vor 1827 86, Schreiben der Stadt Haßfurt an Adam Heinrich Gottlob von Lichtenstein, v. 18.04.1719 und StadtAH HAS Urkunden 49 (Originalurkunde v. 19.04.1719).
- 40 StadtAH HAS Akten vor 1827, 86: Schreiben Haßfurt an Karl August Julius Otto von Lichtenstein, v. 29.10.1802.
- 41 StadtAH HAS Akten vor 1827, 86: Schreiben Karl August Julius Otto von Lichtenstein an Haßfurt, v. 29.10.1802.

Erinnerung an die Nürnbergische Universität Altdorf – 200 Jahre nach ihrer Schließung

von
Bernhard Wickl

Die Geschichte der Universität Altdorf und der Stadt Nürnberg sind auf das Engste miteinander verknüpft: Zum einen reichen die Wurzeln der Universität bis in das Nürnberg der Reformationszeit zurück; zum anderen liegen zwischen dem Ende der Freien Reichsstadt und der Schließung der Universität am 24. September 1809 gerade einmal drei Jahre.

Einer Anregung Martin Luthers folgend,¹ der 1524 die Bürgermeister und Ratsherren der deutschen Städte dazu aufgerufen hatte, Schulen zu gründen, wurde am 23. Mai 1526

in den Räumen des Egidienklosters eine Schule eröffnet, die man nur selten als „Gymnasium“ bzw. „Akademie“ bezeichnete. Philipp Melanchthon, der an der Einrichtung der Schule intensiv Anteil genommen hatte, hielt bei dem Festakt die Einweihungsrede. Die Zielgruppe dieser „höheren humanistischen Bildungsanstalt“ waren laut Reicke „gereifere Jünglinge, die die Grammatik bereits in einer der Trivialschulen erlernt hatten und sich nun durch die Beschäftigung mit den freien Künsten und Wissenschaften weiterbilden oder auf das Studium einer Hochschule vorbereiten wollten.“²

Diese neue Schule war keineswegs die erste oder einzige in Nürnberg; denn bereits in der Mitte des 15. Jahrhunderts existierten neben vier Latein- oder Trivialschulen – bei St. Lorenz, St. Sebald, St. Egidien und beim neuen Spital – auch Volksschulen, die von sogenannten Schreib- und Rechenmeistern geleitet wurden. Die Lateinschule bei St. Egidien bestand übrigens auch nach der Gründung des „Melanchthon-Gymnasiums“ weiter.

Die vielfältigen Handelsbeziehungen Nürnbergs, die bedeutende Rolle, die Handel und Gewerbe in der Stadt spielten, und nicht zuletzt die Reformation selbst waren dem Studium der humanistischen Wissenschaften allerdings nicht förderlich und führten sehr schnell dazu, daß die Schülerzahlen ganz allgemein stark zurückgingen. Dies mag einer der Gründe dafür gewesen sein, daß der 1500 in Bamberg geborene Joachim Camerarius, der einer der ersten Lehrer am Egidien-Gymnasium war, 1535 aber an die Universität Tübingen wechselte, in den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts vorschlug, „nach dem Muster der Klosterschulen in Sachsen eine neue Schule anzurichten, auf der die Jugend zweckmäßig für die Universität vorbereitet werden könnte.“³ Um die studierende Jugend von den Ablenkungen der Großstadt fernzuhalten, sollte diese höhere Bildungsanstalt nun aber nicht in Nürnberg, sondern in ruhigerer, ländlicher Umgebung angesiedelt werden. Als mögliche Standorte, die von einer Ratskommission auf ihre Tauglichkeit überprüft wurden, kamen Altdorf, Engelthal und Hersbruck in Frage. Engelthal, das wegen des dortigen Klosters ausgezeichnete Räumlichkeiten bieten konnte, erachtete man als zu still, klein und abgelegen, Hersbruck dagegen wegen der durchgehenden Landstraße als zu unruhig. Deshalb fiel die Wahl auf Altdorf, das im Zuge des Landschuter Erbfolgekrieges zu Beginn des 16. Jahrhunderts an Nürnberg gefallen war. Dort ließ der Rat der Stadt Nürnberg von 1571 bis 1575 ein ansehnliches Kollegiengebäude errichten; die festliche Einweihung der Schule erfolgte am 29. Juni 1575. Gleichzeitig wurde das Egidien-Gymnasium geschlossen, da dessen Aufgaben auf die neue Schule in Altdorf

übergingen. Neben den klassisch-humanistischen Fächern unterrichtete man am Altdorfer Gymnasium unter anderem auch Theologie, Mathematik und Jura, strebte aber von Anfang an danach, die Privilegien der Schule zu erweitern, um an die Absolventen auch akademische Würden verleihen zu können. Auf Antrag des Rates der Stadt Nürnberg erhob Kaiser Rudolf II. die Schule am 6. November 1578 zur Akademie und verlieh ihr das Recht, „*Baccalaurei und Magistri der freien Künste und Philosophie zu ernennen*.“⁴ Die erste Magisterpromotion fand am 29. Juni 1581 statt, und im gleichen Jahr wurde der akademische Senat gebildet. Das Gymnasium bestand als eine der Akademie untergeordnete und auf sie vorbereitende Bildungseinrichtung aber weiter.

Vor allem für die Geistlichkeit der Stadt Nürnberg und des Nürnberger Landes war die Altdorfer Akademie von besonderer Bedeutung, erteilte ihr der Rat der Stadt doch bereits 1583 den Auftrag, „*sämtliche Prediger des Nürnbergischen Gebiets in der Stadt und auf dem Land zu ordinieren*.“ Über mangelnden Zulauf brauchte die Akademie nicht zu klagen: Für das Jahr 1620/21 beziffert Reicke die Zahl der Immatrikulationen auf 221 und schließt daraus auf 600 bis 700 Studierende insgesamt.⁴

Vom Erfolg der Akademie angespornt, strebte der Rat der Stadt Nürnberg nun natürlich nach den noch höheren Weihen der Universität. Kaiser Ferdinand II. bestätigte am 3. Oktober 1622 alle bereits früher zugesprochenen Privilegien und erteilte darüber hinaus „*die Erlaubnis, daß Licentiaten und Doktoren der Rechte und Medicin, so wie noch in der Philosophischen Fakultät ... auch gekrönte Poeten durften creiret werden, ...*“⁵ In der juristischen, medizinischen und philosophischen Fakultät war Altdorf somit eine vollwertige Universität. Allerdings hatte der entschieden gegenreformatorisch agierende Kaiser Ferdinand II. der theologischen Fakultät das Promotionsrecht vorenthalten, was in Nürnberg und Altdorf natürlich schon als Makel gesehen wurde. Verwundern kann diese Entscheidung des Kaisers freilich nicht; denn im Jahre 1622 war bereits der 30jährige Krieg im Gange und vom katholischen Kaiser

konnte man nicht erwarten, daß er den Protestanten in dieser Frage entgegenkommen würde. Nürnberg befand sich während des gesamten Krieges in einer außerordentlich schwierigen Lage: Einerseits hatte man als Freie Reichsstadt ein besonderes Treueverhältnis dem Kaiser gegenüber und war geflissentlich darum bemüht, nichts zu unternehmen, was diesem mißfallen könnte. Andererseits hatte die Reformation in Nürnberg schon sehr früh Fuß gefaßt und spätestens zu dem Zeitpunkt, als Gustav Adolf in den Krieg eingriff und mit seiner Streitmacht vor Nürnberg auftauchte, mußte der Rat der Stadt Farbe bekennen und erklären, auf welcher Seite Nürnberg nun stand. In dem Versuch, es sich mit keiner der beiden Seiten zu verderben, lavierte man sich mehr schlecht als recht durch die Kriegszeit, wobei Nürnberg aber finanziell mehr und mehr ausblutete; denn Loyalitätsbekundungen und Gunstbezeugungen pflegten sowohl der Kaiser als auch Gustav Adolf nur dann zu verstehen, wenn sie mit einem meist sehr beträchtlichen Geldbetrag versehen waren. Auch das Universitätsprivileg gab es für die Stadt nicht umsonst, obwohl wir die Aufwertung der Altdorfer Akademie auch als Belohnung des Kaisers für politisches Wohlverhalten der Stadt Nürnberg deuten könnten; denn diese trat nach der Schlacht am Weißen Berg aus der 1608 gegründeten protestantischen Union aus, die sich nur kurze Zeit später ganz auflöste.

Mehr als 70 Jahre lang mußte die „Altdorfina“ auf die Erweiterung des Universitätsprivilegs auch auf die theologische Fakultät warten. Erst Kaiser Leopold I. verlieh den Altdorfer Theologen am 10. Dezember 1696 das Recht, Doktorpromotionen durchzuführen. Ein weiteres Jahr später gewährte er dem jeweiligen Prokanzler der Universität die Pfalzgrafenwürde, einen Titel, mit dem bedeutsame Rechte verbunden waren, z.B. das der Ernennung von Notaren. Die Vollendung der Universität wurde am 29. Juni 1697, dem Peter- und Paulstag, feierlich begangen. Die erste theologische Doktorpromotion fand am 30. Juni 1697 statt.

Trotz des damals nicht ganz vollständigen Privilegs veranstalteten die maßgeblichen Herren am 29. Juni 1623 ein prachtvolles

Fest, um die Erhebung zur Universität gebührend zu feiern: 200 zum Teil hochrangigen Gästen wurde ein opulentes Festmahl serviert; jeder Gast erhielt zwei zu diesem Anlaß geprägte silberne Gedenkmedaillen; eine lateinische Komödie und die Danksagungsrede des damaligen Universitätsrektors Nöbller rundeten den Tag ab. Mit der ersten Doktorpromotion am 24. November 1623 wurden die neuen Privilegien dann auch ausgeübt.

Negativ wirkte sich die Universitätsgründung allerdings auf das Gymnasium aus, was letztlich dazu führte, daß es im Jahre 1633 wieder an seinen Ursprungsort, das Nürnberger Egidienkloster, zurückverlegt wurde. Will geht ausführlich auf die Gründe für diesen Schritt ein: *„Man merkte, daß die Gymnasiasten allzu frühe nach akademischen Freiheiten strebten, und bei den Exempeln, die sie von den Studenten sahen, sich nicht mehr in den Schranken der Schulzucht und guten Ordnung wollten halten lassen. Es verminderte sich die Zahl der Gymnasiasten, weil viele Eltern abgeschrockt wurden, ihre Söhne so zeitlich und iung nach Altdorf zu schicken, woselbst noch über dieses die leidige Pest, und das in der Nähe stehende schreckliche Kriegsungewitter große Gefahr drohte.“*⁶

Wie war die Universität organisiert? Das höchste Entscheidungsgremium in allen Fragen, die die Universität betrafen, bildete der Rat der Stadt Nürnberg. Vier seiner Mitglieder wurden zu Pflegern oder „Curatoren“ der Universität bestimmt und übten zusammen das „Cancellariat“ aus. Zu ihren Hauptaufgaben zählten die Auswahl, Berufung und Besoldung der Professoren und anderer an der Universität tätiger Personen. Sie vertraten den Rat der Stadt bei den jährlichen Promotionen oder anderen feierlichen Anlässen, stellten neue Professoren vor und führten sie in den akademischen Senat ein, was später jedoch dem Rektor übertragen wurde. In der von Will vorgelegten Liste aller Curatoren ab dem Jahr 1570 finden sich die Namen sämtlicher bedeutender Patrizierfamilien Nürnbergs. Als Beispiele seien genannt die Behaim, Grundherr, Haller von Hallerstein, Holzschuher, Löffelholz oder Waldstromer.⁷

Der eigentliche Leiter der Universität war der Rektor,⁸ der ab 1581 jedes Jahr am 29. Juni durch den akademischen Senat neu gewählt wurde, wobei die vier Fakultäten abwechselnd an die Reihe kamen. Nur in wenigen Ausnahmefällen wich man von dieser Grundregel ab, z.B. wenn eine Fakultät freiwillig auf die Ausübung des Rektorats verzichtete. Starb ein amtierender Rektor, so führte sein Vorgänger, der Prorektor, die Geschäfte weiter. Nicht wenige Professoren wurden mehrfach in das Amt gewählt, so etwa Georg Nöbler in den Zeiten des 30jährigen Krieges oder Georg Andreas Will, der zwischen 1767 und 1786 fünfmal diese Funktion innehatte.

Äußerst vielfältig waren die Aufgaben, die der Rektor bewältigen mußte: Er wachte über die Rechte und Privilegien der Hochschule und ihrer Fakultäten, sorgte für die Einhaltung der Gesetze sowie der Disziplin, rief den akademischen Senat zusammen und kümmerte sich, als Inhaber der exekutiven Gewalt, um die Durchführung der Senatsbeschlüsse. In seinen Zuständigkeitsbereich fielen ebenso die Verwaltung der Finanzen, das zweimal jährlich erscheinende Vorlesungsverzeichnis, die Immatrikulation der Studenten, alle Personalfragen bezüglich der Apotheke und der Buchdruckerei, die an die Universität angegliedert waren, sowie jährliche Visitationen der Stadtschule und eben jener Apotheke. In allen wichtigen Fragen mußte der Rektor den akademischen Senat, die Legislative der Universität, konsultieren, der aus der Gesamtheit der ordentlichen Professoren bestand. Anfangs tagte dieses Gremium jeden Mittwoch, später jeden Monat, dann einmal im Vierteljahr, gegen Ende des 18. Jahrhunderts nur noch aus gegebenem Anlaß. Besonders bei der Berufung neuer Professoren zog man den Senat bzw. die entsprechende Fakultät zu Rate. Kleine Kuriosität am Rande: Zu Zeiten der Akademie betrieb der Senat einen Weinhandel, für den ein im Kollegiengebäude wohnender Professor verantwortlich zeichnete⁹.

Eine weitere wichtige Führungsposition an der Universität nahm der Prokanzler ein. Er wurde aus dem Kreis der Rats- oder Stadt-

gerichtskonsulenten durch die Curatoren auf Lebenszeit ernannt und hatte seinen Amtssitz in Nürnberg. Die Kandidaten aller Fakultäten mußten sich beim Prokanzler zur Prüfung anmelden und erhielten von ihm die Zulassung dazu. Bei den Studenten der juristischen Fakultät übte er die Zensur der Inauguralschriften aus und verfügte zudem über Rechte, die über den universitären Bereich hinausgingen, besonders nachdem den Altdorfer Prokanzlern gegen Ende des Jahres 1697 vom Kaiser die Pfalzgrafenwürde verliehen worden war. So durfte z.B. kein Notar in der Stadt Nürnberg und im Nürnberger Land rechtlich wirksam handeln, wenn er nicht vom Prokanzler dazu ermächtigt war. In der sehr überschaubaren Liste der Inhaber dieses Amtes finden sich von 1581 bis Mitte der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts lediglich 16 Namen.¹⁰

Studenten, die sich in Altdorf immatrikulierten, mußten geloben, stets die von der Universität erlassenen Gesetze zu befolgen, und waren der akademischen Jurisdiktion unterworfen: „*Die Gesetze für die Studierenden hat der Rath zu Nürnberg in dem der Universität 1623 übergebenen Kodex der Statuten lateinisch verabfassen lassen, und sie sind in 32 Absätzen ... etlichemal gedruckt worden.*“¹¹ Im Laufe der Jahre ergänzte man bei Bedarf immer wieder einen Artikel, so daß die Fassung des Gesetzeswerkes von 1798,¹² nur wenige Jahre vor Schließung der Universität, 43 Punkte enthielt.

Die Lektüre dieses Gesetzes zeigt uns, wo die Hauptprobleme am Universitätsstandort Altdorf lagen. Mehrere Artikel stellten die Störung der öffentlichen Ordnung unter Strafe; verboten waren organisierte Zusammenkünfte und Trinkgelage der Studenten, besonders dann, wenn „*pennalistischer Unfug*“¹³ im Spiel war, Tanzmusik und in der Öffentlichkeit gespielte Musik an Freitagen, Samstagen und Sonntagen, die Jagd ohne Erlaubnis des Pflegamts und natürlich das Wildern. Unter „*Pennalismus*“ verstand man die sich vor allem an protestantischen Universitäten ab etwa 1600 verbreitende Unsitte, daß die Neuankömmlinge unter den Studenten, die sogenannten Pennale oder Pennäler, während ihres ersten Jahres von den älteren

Semestern auf zum Teil übelste Weise behandelt und schikaniert wurden. Die Artikel XV und XXXVIII sprechen dieses Phänomen direkt an.

Duelle, das Schuldenmachen und die Beziehung der Studenten zu Personen weiblichen Geschlechts bildeten weitere Schwerpunkte der Universitätsgesetze. „*Der wirklich erfolgte Zweykampf [wurde] bey beyden Duellanten mit drey Wochen Carcer*“¹⁴ oder, je nach Lage der Dinge, auch wesentlich härter bestraft. Kam gar einer der Duellanten ums Leben, so mußte sein Gegner im ungünstigsten Fall damit rechnen, „*als ein Todschläger behandelt [zu] werden*.“¹⁵ Gleich im Anschluß daran finden sich Regelungen zum Umgang mit „*Weibspersonen*“: Studenten durften grundsätzlich keine Ehe eingehen oder eine solche versprechen. Untersagt waren die Beherbergung einer fremden, mit dem Studenten nicht verwandten Frau sowie die Durchführung von „*Tanzgesellschaften mit Personen des andern Geschlechts*“ in Privatzimmern. Auf dem offenbar nicht seltenen Fall des „*unzüchtigen Umgangs mit einer Weibsperson, er mag Schwängerung zur Folge gehabt haben oder nicht*“, stand eine Strafe von 25 Gulden. Ging aus einer solchen Verbindung ein Kind hervor, so erhielt „*die Geschwächte für die Schwächung selbst gar nichts*“, konnte aber „*zur Alimentation des Kindes höchstens nur zwanzig Gulden ... nach erfolgter Niederkunft ausbezahlt*“¹⁶ bekommen.

Ein auch heute noch existierendes Problem, der Bücherdiebstahl aus öffentlichen Bibliotheken nämlich, wurde mit öffentlicher Relegation, dem höchstmöglichen Strafmaß, drakonisch geahndet, was den damals höheren Wert des Buches im Vergleich mit der heutigen Zeit widerspiegelt. Schließlich finden sich in den Universitätsgesetzen auch Aussagen über die Verweildauer an der „*Altdorfina*“: „*Nürnbergische Landeskinder, welche in ihrem Vaterlande Beförderung verlangen, [sollen] wenigstens zwey Jahre auf der hiesigen Universität studieren; ...*“¹⁷ Hier wird deutlich, welche wichtige Funktion die Universität Altdorf bei der Ausbildung des Nachwuchses in Verwaltung und Wissenschaft hatte.

Bereits im Zusammenhang mit der Erhebung zur Akademie wurde auf die herausragende Rolle der Theologie verwiesen, der im gesamten Mittelalter unangefochtenen Leitwissenschaft, die in der Frühen Neuzeit durch eine immer stärkere Fokussierung auf juristische Fragen abgelöst wurde. Schon 1583, in den frühen Jahren der Akademie, hatte man den Altdorfer Theologen die Aufgabe übertragen, die Pfarrer der Reichsstadt und des Nürnberger Landes in der neuen Lehre auszubilden und sie zu ordinieren. Deshalb empfanden es die Nürnberger sicher als besonders schmerzlich, daß der Kaiser 1623 ausgerechnet der theologischen Fakultät das Promotionsrecht verweigerte.

Von 1583 bis 1809 bestand diese Fakultät fast immer aus drei ordentlichen Professoren, die als Pastoren in Altdorf und Umgebung auch kirchliche Dienste leisteten. Außerdem übten sie die Schulaufsicht über die zwei Altdorfer Stadtschulen sowie die drei Dorfschulen in Penzenhofen, Weißenbrunn und Bühlheim aus. Die Kirche in Penzenhofen durfte von den Studierenden für Übungszwecke verwendet werden. Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts ordinierten die Altdorfer Professoren etwas mehr als 1.100 Personen, wobei die Pastoren Bernhold und König allein zusammen 454 Ordinationen durchführten. Weit geringer fiel die Zahl derer aus, die in Altdorf den theologischen Dokortitel erwarben. In den 100 Jahren zwischen 1697 und dem Ende des 18. Jahrhunderts waren dies nur 39 Absolventen. Man muß dabei allerdings die sehr hohen Kosten bedenken, die ein Doktorand zu tragen hatte,¹⁸ und die Tatsache, daß mit der Gründung der Universität Erlangen im Jahre 1743 den Altdorfern bedeutende Konkurrenz erwuchs, obwohl die Erlanger und Altdorfer Theologen stets ein freundschaftliches Verhältnis pflegten.

Schon bei der Gründung der Akademie legte die Stadt Nürnberg größten Wert auf die Berufung kompetenter und angesehener Juristen, weil diese am ehesten in der Lage waren, der Freien Reichsstadt in politisch und rechtlich komplizierten Situationen weiterzuhelfen. Deshalb übten zwei oder drei der insgesamt vier Altdorfer Juraprofessoren neben ihrer Lehrtätigkeit immer auch die

Funktion eines Rechtsberaters der „Republik Nürnberg“¹⁹ aus. Um erstklassige Rechtslehrer zu bekommen, mußte man hauptsächlich finanzielle Anreize schaffen. So erhielt der erste Rektor der Akademie, der Jurist Johann Thomas Freigius, ein Jahresgehalt von 400 Gulden. Zum Vergleich: Ein Lehrer am Gymnasium verdiente lediglich zwischen 60 und 140 Gulden.²⁰ Ihre Blütezeit erlebte die juristische Fakultät noch vor Gründung der Universität, also in den Jahren der Akademie. 1587 gelang es dem Rat der Stadt Nürnberg, einen der bedeutendsten Juristen des 16. Jahrhunderts, den Franzosen Hugo Doneau bzw. Donellus, nach Altdorf zu holen, wo er leider nur noch vier Jahre wirken konnte, da er bereits 1591 verstarb. Zu solchen Höhen wie gegen Ende des 16. Jahrhunderts schwang sich die Juristenfakultät später nicht mehr auf, denn der 30jährige Krieg setzte der Stadt Nürnberg schwer zu: Ungefähr in der Mitte des Krieges lag der Schuldenstand der Stadt schon in der astronomischen Höhe von 7,5 Millionen Gulden und stieg bis 1806 noch weiter an. Zudem setzte im 17. Jahrhundert ein unaufhaltsamer wirtschaftlicher Niedergang ein, der natürlich auch die Möglichkeiten der Stadt im Bildungsbereich mehr und mehr einschränkte.

Wenn wir auch im 17. und 18. Jahrhundert in Altdorf keine erstrangigen Juristen mehr finden, so leisteten einige von ihnen auf philologisch-historischem Gebiet durchaus Bemerkenswertes. Als Beispiel sei der 1633 in Nürnberg geborene Johann Christoph Wagenseil genannt, der neben juristischen Fächern auch orientalische Sprachen lehrte und zudem als ausgezeichnete Kenner der Reichsgeschichte galt.²¹ Dies bewies er unter anderem mit dem 1697 in Altdorf erschienenen umfangreichen Werk über die Freie Reichsstadt Nürnberg, der ersten großen Geschichtsdarstellung der Stadt.²²

Ein weiterer Rechtslehrer, der aus zwei Gründen auch heute noch unser Interesse verdient, war Johann Wolfgang Textor. Zum einen promovierte im Jahre 1667 der 21jährige Gottfried Wilhelm Leibniz bei ihm mit einer Arbeit über schwierige Rechtsfälle zum Dr. iur.; zum anderen hatte Textor, wie vielleicht seine beiden Vornamen schon ver-

raten, einen ausgesprochen berühmten Ururenkel: Johann Wolfgang Goethe, dessen Mutter eine geborene Textor war.²³

Eine Leistung der Altdorfer Rechtswissenschaft hebt Liermann am Ende seines Aufsatzes noch besonders hervor: „*Die Altdorfer Universitätsbibliothek, die heute Bestandteil der Bibliothek der Universität Erlangen-Nürnberg ist, birgt reichste Schätze zeitgenössischer juristischer Literatur und eine Dissertationssammlung, gerade auf juristischem Gebiet, die eine Fundgrube ersten Ranges darstellt.*“²⁴

Eine aufgrund ihrer Leistungen auf verschiedenen Gebieten besonders bemerkenswerte Fakultät war die medizinische, die ab der Universitätsgründung über drei Lehrstühle verfügte, wobei einer der Professoren immer auch als „*Stadtphysikus*“ in Altdorf wirkte. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts²⁵ wurden an den italienischen Universitäten Padua, Pisa und Bologna botanische Gärten angelegt; von dort drang diese Praxis auch nach Deutschland vor. Die Botanik, speziell die Beschäftigung mit Heil- oder Arzneipflanzen, war damals ein Teilgebiet der Medizin, was die frühe Bezeichnung eines solchen Gartens als „*hortus medicus*“ erklärt. Neben diesen Gärten, die wissenschaftlichen Zwecken dienten, entstanden in dieser Zeit an Fürstenhöfen ausgesprochene Prachtgärten wie etwa der auch heute noch berühmte „*Hortus Eystettensis*“, den der Eichstätter Fürstbischof Johann Conrad von Gemmingen um 1609 anlegen ließ. Zu diesem Garten auf der Eichstätter Willibaldsburg erschien im Jahre 1613 eines der bedeutendsten Werke in der Geschichte des Buchdrucks überhaupt: die insgesamt 850 Seiten umfassenden Foliobände des „*Hortus Eystettensis*“, in dem mehr als 1.000 Pflanzen aus dem Garten abgebildet und beschrieben werden. Dieses großformatige Werk läßt sich in mehrfacher Hinsicht mit Altdorf in Verbindung bringen. Zum einen fungierte der in Gießen lehrende Mediziner Ludwig Jungermann, der 1625 einen Ruf nach Altdorf erhielt, als Textautor und wissenschaftlicher Betreuer des Buchprojektes. Zum anderen könnte der zwischen 1608 und 1615 als Universitätsdrucker in Altdorf wirkende Conrad

Agricola für den Druck des durch den Fürstbischof von Gemmingen geförderten Werkes verantwortlich zeichnen, wobei aber erhebliche Zweifel daran bestehen, ob eine vergleichsweise kleine Druckerei wie die von Agricola ein so umfangreiches Projekt wie den „*Hortus Eystettensis*“ bewältigen konnte. Die Aufgabe der Universitätsdrucker erstreckte sich eigentlich auf alle Schriften, die mit der Universität zusammenhingen, also z.B. Vorlesungsverzeichnisse, Dissertationen oder Veröffentlichungen der Professoren. Sie galten daher auch als Angehörige der Universität und waren der universitären Jurisdiktion unterworfen.

Obwohl Jungermann nach der kriegsbedingten Schließung der Universität Gießen viele Stellenangebote aus dem In- und Ausland erhielt, entschied er sich für Altdorf und lehrte dort ab 1625 Anatomie und Botanik. Altdorf kannte er schon aus seiner Studienzeit, und außerdem war sein Freund Caspar Hofmann dort ebenfalls Professor für Medizin. Nachdem Jungermann bereits in Gießen einen botanischen Garten angelegt und gepflegt hatte, startete er ein solches Projekt nun auch unmittelbar nach seiner Ankunft in Altdorf und baute den Garten zu einer weithin beachteten Institution der Universität aus. Leider ist dieses Schmuckstück heute nicht mehr erhalten. Die ursprünglich 3.000 Quadratmeter große und später auf fast 4.500 Quadratmeter erweiterte Anlage war südlich der Stadtmauer hinter dem Pflegschoß zu finden und ist auf historischen Stadtplänen eingezeichnet. Nur einen Teil der alten Begrenzungsmauer kann man auch heute noch sehen. Jungermann fungierte bis 1653 als Gartenpräfekt. Sein Nachfolger Mauritius oder Moritz Hoffmann übte diese Tätigkeit gar ein halbes Jahrhundert aus und ist damit das beste Beispiel der von mehreren Kommentatoren gerühmten „*Longevität*“ der Altdorfer Mediziner.²⁶ Hoffmann ließ ein mit zwei Öfen beheizbares Gewächshaus errichten, das der Überwinterung frostempfindlicher Pflanzen diene. Über den Pflanzenbestand des „*hortus medicus*“ sind wir sehr gut informiert, weil jeder der Gartenverwalter ein Verzeichnis der dort wachsenden Pflanzen veröffentlichte. Den Anfang machte Pro-

fessor Jungermann 1635; den Schlußpunkt setzte Professor Vogel im Jahre 1790. Besonders ausführliche Angaben liefert Mauritius Hoffmann in seinem Katalog von 1677.

Eben diesem Mauritius Hoffmann verdankte die Universität auch die Einrichtung eines „*theatrum anatomicum*“²⁷ im Ostflügel des Universitätsgebäudes. Nachdem das Sezieren menschlicher Leichen im Mittelalter noch völlig unüblich war, führte vor allem Andreas Vesalius in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts diese Praxis an der Universität Padua ein, die sich zu einem Zentrum der Anatomie entwickelte. Folgerichtig entdeckte William Harvey dort um 1620 den Blutkreislauf, eine in der medizinischen Forschung bahnbrechende Erkenntnis, die aber nicht von allen Ärzten der Zeit akzeptiert wurde, unter anderem auch nicht von dem in Altdorf wirkenden Kaspar Hofmann (1572–1648). Auch Mauritius Hoffmann (1622–1698) praktizierte eine Zeitlang in Padua, wohin ihn sein Onkel Georg Nöbler (1591–1650), Professor der Medizin in Altdorf und Rektor im Gründungsjahr der Universität, zum Zweck der Aus- und Weiterbildung geschickt hatte. Hoffmanns Forschungen in Padua führten ebenfalls zu einem bemerkenswerten Erfolg; denn er fand den Ausgang der Bauchspeicheldrüse beim Truthahn. So verwundert es nicht, daß Hoffmann nach seiner Rückkehr aus Padua im Jahr 1650 einen vorbildlich ausgestatteten Lehrsaal der Anatomie in Altdorf einrichtete und der medizinischen Fakultät damit Forschung auf der Höhe der Zeit ermöglichte.

Noch an einer weiteren Neuerung war Mauritius Hoffmann maßgeblich beteiligt. Nachdem sich sein Sohn Johann Mauritius/Moritz (1653–1727) ebenfalls in Padua aufgehalten hatte, erhielt er den Lehrstuhl für Anatomie in Altdorf und wurde dort 1682 erster Professor der Chemie. Das zur Ausübung dieser Wissenschaft notwendige Laboratorium wurde nicht innerhalb der bereits bestehenden Universitätsgebäude eingerichtet, sondern außerhalb derselben an die Stadtmauer angebaut. In seiner Eröffnungsrede bezeichnet Johann Mauritius Hoffmann die Chemie als „*Dienerin der Medizin*“,²⁸ also hat sich auch diese Wissenschaft, genauso wie die

Botanik und Zoologie, aus der Medizin heraus entwickelt. Daß dieses Chemielabor eine für die damalige Zeit bemerkenswert fortschrittliche Einrichtung darstellte, sehen wir aus der folgenden Äußerung des Altdorfer Medizinhistorikers Johann Jakob Baier, über den später noch zu reden sein wird: „*Das Laboratorium Chemicum hat wohl auf keiner Universität in Deutschland seines gleichen an Weite, Zierlichkeit und Kostbarkeit. Selbiges ist zum höchsten Nutzen der Studiosorum Medicinæ auf Oberherrliche Kosten vom Grunde aus lauter Quadersteinen neuerbaut worden Anno 1682.*“²⁹

Als einer der bedeutendsten Chemiker, die in Altdorf wirkten, darf mit Sicherheit Johann Heinrich Schulze (1687–1744)³⁰ gelten. Dieser vielseitige Gelehrte promovierte 1717 bei dem Mediziner Friedrich Hoffmann an der Universität Halle mit einer Arbeit über die Lebens- und Ernährungsweise antiker Athleten und erhielt 1720 einen Ruf nach Altdorf, wo er 1723 Dekan der medizinischen Fakultät und 1726 Rektor wurde. 1732 kehrte er nach Halle zurück. Neben der Medizin beschäftigte er sich auch noch mit dem Griechischen, der Orientalistik, der Beredsamkeit, den Altertumswissenschaften sowie der Numismatik und erreichte darin durchaus Bemerkenswertes. Seine aber wohl bedeutendste Leistung erzielte er auf dem Gebiet der Chemie, wo er bereits vor 1720 die Lichtempfindlichkeit einer Silbernitrat-Emulsion entdeckte und damit zu einem Wegbereiter der Photographie wurde, ohne dies freilich zu ahnen. Der Bedeutung seiner Entdeckung war sich Schulze aber schon bewußt; denn er veröffentlichte die entsprechende Versuchsbeschreibung dreimal, unter anderem auch 1727 in den „*Ephemeriden*“, der Zeitschrift der 1652 in Schweinfurt gegründeten „*Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher*“, deren Mitglied Schulze seit Beginn der 1720er Jahre war.

Seinen medizinischen Lehrstuhl in Altdorf übernahm Schulze von dem vielleicht berühmtesten Arzt, der jemals dort wirkte: Die Rede ist von Laurentius/Lorenz Heister. 1683 in Frankfurt am Main geboren, studierte er in Gießen und Wetzlar Physik und Medizin, um dann in den Niederlanden seine medi-

zinische Ausbildung zu vertiefen. Auf den Schlachtfeldern des Spanischen Erbfolgekriegs sammelte er Erfahrungen als Operateur und Wundarzt. 1710 reiste er für vier Monate nach England, wo er sich mit berühmten Gelehrten traf. Im November desselben Jahres übernahm er einen Lehrstuhl in Altdorf und beschäftigte sich dort mit Chirurgie, Anatomie und Botanik. Mit einem seiner Hauptwerke, das 1719 – also noch während seiner Altdorfer Zeit – in Nürnberg erschien, begründete er die wissenschaftliche Chirurgie, die vor Heister gerne als bloßes Handwerk abgetan wurde. Dieses Buch, das im ganzen 18. Jahrhundert ein Standardwerk blieb und in mehrere Sprachen übersetzt wurde, machte Heister berühmt. 1720 wechselte er an die Universität Helmstedt. Dort starb er 1758.

Mit dem 1677 in Jena geborenen Johann Jacob Baier wollen wir die Betrachtung der medizinischen Fakultät abschließen. Seine bedeutendsten Leistungen erzielte Baier nicht in seinem eigentlichen Fachgebiet, sondern in der Geschichtsschreibung und Fossilienkunde. Baier sammelte und erforschte Versteinerungen aus der Umgebung Altdorfs und veröffentlichte 1708 ein Grundlagenwerk, die „*Nürnbergische Fossilienkunde*“, das 250 Jahre später in Erlangen neu aufgelegt wurde. Darin erkennt Baier Versteinerungen als Teile und Reste von Tieren. Sein Deutungsversuch ist aber noch ganz theologischen Denkmustern verpflichtet; denn für Baier sind Versteinerungen „*Denkmäler der Sündflut*“. Wir sehen hier, daß sich zumindest bei Baier die Naturwissenschaften noch nicht vollständig von der Theologie emanzipiert hatten.

Baier, ein Kollege Schulzes und Heisters, wirkte von 1704 bis zu seinem Tod 1735 als Professor der Medizin in Altdorf, wobei er achtmal Dekan seiner Fakultät und zweimal Rektor war. Sehr bedeutsam sind Baiers historische Arbeiten; denn er lieferte 1714 die erste gedruckte Geschichte Altdorfs, der 1727 – zum 100. Geburtstag – eine Geschichte des „*hortus medicus*“ folgte. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiet entsprang jedoch seinem medizinhistorischen Interesse, und so legte er 1728 die Biographien sämtlicher in Altdorf tätigen Mediziner vor.

Den 1769 verstorbenen Arzt Christoph Jakob Trew, von dessen Großvater Abdias Trew im Zusammenhang mit der philosophischen Fakultät noch zu sprechen sein wird, konnte Baier in seiner biographischen Arbeit natürlich nicht erwähnen. Trew hat zwar keine wissenschaftliche Großtat vollbracht, durch ein äußerst großzügiges Geschenk jedoch dafür gesorgt, daß die Universität Altdorf nicht nur im Gedächtnis der Menschen, sondern ganz gegenständlich weiterlebt. Im Jahr vor seinem Tod vermachte Trew nämlich seine aus mehr als 34.000 Bänden bestehende Bibliothek seiner Universität. Nach deren Schließung fiel dieses sehr wertvolle Erbe an die Universität Erlangen, wo es bis zum heutigen Tag bewahrt wird.

Daß die philosophische die größte der vier Fakultäten war, lag sicher zum einen daran, daß sie von allen Studenten durchlaufen werden mußte, da sie eine Art Grundstudium anbot, und zum anderen, daß sie eine erstaunliche Anzahl von Fächern unter ihrem Dach vereinigte: Neben Philosophie wurden Griechisch, Hebräisch, Latein, orientalische Sprachen und Geschichte gelehrt, aber auch Mathematik, Physik, Astronomie und Musik. Für die modernen Fremdsprachen – hauptsächlich Französisch – gab es keine Lehrstühle. Sie wurden von sogenannten Sprachmeistern unterrichtet. Erreichbare Studienabschlüsse waren das Baccalaureat sowie die Magisterwürde; den Dokortitel verlieh die philosophische Fakultät lange Zeit nicht, was Will noch am Ende des 18. Jahrhunderts bestätigt. Ein besonderes Vorrecht der philosophischen Fakultät bildete die Dichterkrönung, worüber sie seit 1623 verfügte. Jedoch erhielten den Dichterlorbeer bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nur 24 Personen; zum letzten Mal verlieh man ihn im Jahre 1743.

Lange dominierte die Philosophie des Aristoteles die Lehre in Altdorf. Im Jahre 1678 erging sogar eine „*oberherrliche*“ Mahnung an die Professoren, doch ja bei der Aristotelischen Philosophie zu bleiben, weil man „*alle neuen Philosophien für gefährlich*“³¹ hielt, z.B. die von René Descartes (1597–1650). Dennoch kam man von Aristoteles mehr und mehr ab. Im Laufe des 18. Jahrhun-

derts traten Christian Wolff (1679–1754) und schließlich Immanuel Kant (1724–1804) an seine Stelle.

Es gibt an der philosophischen Fakultät Altdorfs praktisch keine Lehrstuhlinhaber, an die man sich auch heute noch aufgrund ihrer wissenschaftlichen Leistungen erinnert oder denen internationale Anerkennung zuteil wurde. Dennoch verdienen es einige Professoren, hier erwähnt zu werden, da sie Bemerkenswertes für die Universität oder die Stadt Altdorf geleistet haben.

Johannes Praetorius etwa, der von 1576 bis 1616 als Mathematiker an der Akademie lehrte, betätigte sich als Astronom und Landvermesser. Unter anderem entwickelte er ein „*geometrisches Tischlein*“, mit dessen Hilfe im freien Gelände maßstabsgetreue Landkarten gezeichnet werden konnten. Damit gelang es ihm auch, eine Trasse für eine neue, deutlich kürzere Straßenverbindung von Altdorf nach Nürnberg zu vermessen. Die alte Straße nach Nürnberg führte über Lauf; Praetorius schuf die Strecke über Birnthon und Fischbach.

Mit der Konstruktion einer Röhren-Wasserleitung löste er auch noch ein Versorgungsproblem; denn Altdorf war vollständig von Grundwasser-Brunnen abhängig, mit denen es häufig hygienische Schwierigkeiten gab. Von Pühlheim aus, gut drei Kilometer nord-nordöstlich von Altdorf, heute knapp jenseits der Autobahn gelegen, führte Praetorius seine Wasserleitung in die Stadt. Die erste davon gespeiste Stelle war der von Georg Labenwolf geschaffene Athene-Brunnen im Innenhof der Universität.

Bevor der 1585 in Nürnberg geborene Daniel Schwenter, ein Schüler und enger Vertrauter des Praetorius, 1628 Professor für Mathematik wurde, hatte er schon ein Vierteljahrhundert Hebräisch und drei Jahre lang orientalische Sprachen gelehrt. Schwenters Hauptwerk, „*Mathematische und Philosophische Erquickstunden*“, eine Sammlung von 663 „*Kunststücklein, Aufgaben und Fragen*“³² aus der Mathematik, Physik und Chemie, erschien kurz nach seinem Tod 1636. Dieses populäre Werk wurde bis 1677 noch zwei weitere Male aufgelegt und außer-

dem von dem bekannten Nürnberger Schriftsteller Georg Philipp Harsdörffer um zwei Bände erweitert.

In dem 1597 in Ansbach geborenen Abdias Trew, der 1636 den Mathematik-Lehrstuhl Schwenters übernahm, begegnen wir einem äußerst vielseitigen Gelehrten, der mit seinem Wirken die Universität Altdorf zweifelsohne bereichert hat, an dem aber auch deutlich wird, wie schwer sich die Menschen im 17. Jahrhundert damit taten, neue wissenschaftliche Erkenntnisse zu akzeptieren. 1638 legte Trew den ersten maßstabgetreuen Stadtplan von Altdorf vor, ein außerordentlich interessantes und aussagekräftiges Dokument. Darin ist bereits ein „*observatorium astronomicum*“ eingezeichnet, das sich Trew in einem der nördlichen Stadtmauertürme einrichtete; noch heute erinnert die Trewsturmgarde an dieses Bauwerk. 1711 wurde dann auf dem Dach des Hauptgebäudes der Universität eine neue Sternwarte gebaut.

Sein ganzes wissenschaftliches Leben lang vertrat Trew die These von der Unbeweglichkeit der Erde („*De Immobilitate Terrae*“) und wandte sich damit gegen die schon nicht mehr ganz neue kopernikanische Theorie,³³ der freilich auch Galilei 1633 abschwören mußte. Weitere Tätigkeitsfelder Trews waren der Festungsbau, zu dem er 1641 ein auf mathematischen Grundsätzen basierendes Lehrbuch veröffentlichte, sowie die Musiktheorie, zu der er ebenfalls Beiträge lieferte.

Als Trew nach 33-jähriger Tätigkeit an der Universität im Jahre 1669 starb, wurde mit Johann Christoph Sturm aus Hilpoltstein ein Mann nach Altdorf gerufen, der sich als Mathematiker und Naturwissenschaftler auch im Ausland Ansehen erwarb.³⁴ Vor seiner Altdorfer Zeit war Sturm Pfarrer in Deiningen und beschäftigte sich auch später immer wieder intensiv mit theologischen und philosophischen Fragen. Als Mathematiker übersetzte er sämtliche Werke des Archimedes, darunter auch dessen berühmte Sand-Rechnung, und widmete sich – etwa zeitgleich mit Leibniz – der Infinitesimalrechnung, zu der er 1685 eine Abhandlung veröffentlichte. Mathematische Kompendien

und Einführungen gab er ebenfalls heraus; davon wurde „*Mathesis enucleata*“ sogar ins Englische übersetzt. Mit der berühmten *Royal Society* stand Sturm in Verbindung und führte mit Leibniz einen Briefwechsel hauptsächlich über philosophische Fragen.

In Nürnberg erschien 1676 ein weiteres wichtiges Werk Sturms, nämlich seine „*Vorlesung über Experimente oder Merkwürdigkeiten ...*“, mit dem er zum Wegbereiter der Experimentalphysik wurde. Denn darin stellte er „*überprüfbare und nachvollziehbare Experimente ... vor allem aus den Gebieten der Mechanik, der Pneumatik und der Optik*“ dar.³⁵

Der 1798 verstorbene Georg Andreas Will,³⁶ von dem uns ein Bild des bekannten Nürnberger Porträtmalers Eberhard Ihle vorliegt, soll unsere Betrachtung der Universität Altdorf abschließen, und dies aus gutem Grund. Nach Studienjahren in Altdorf und Halle, wo er Kontakte zu den berühmten Aufklärern Christian Wolff und Johann Christoph Gottsched knüpfte, kehrte er 1748 nach Altdorf zurück, promovierte und gab – typisch aufklärerisch – eine moralische Wochenschrift heraus, womit er sich in Altdorf aber keine Freunde machte. Ab 1757 lehrte er dann Philosophie, Dichtkunst, Geschichte und Politik, wurde fünfmal Rektor der Universität, gar zwölfmal Dekan der philosophischen Fakultät und somit eine der bedeutendsten Persönlichkeiten im Altdorf des 18. Jahrhunderts.

Vor allem als Historiker hat sich Will bleibende Verdienste erworben. Mit seiner „*Bibliotheca Norica Williana oder Kritisches Verzeichniß aller Schriften, welche die Stadt Nürnberg angehen ...*“ legte er zwischen 1772 und 1792 eine Auflistung und kritische Würdigung von über 10.000 Werken zur Geschichte Nürnbergs in acht Bänden vor. Seine eigene, 8.000 Bände umfassende und bis heute erhaltene Norica-Sammlung verkaufte Will an die Stadt Nürnberg.

Ein auch jetzt noch sehr nützliches Nachschlagewerk und eine regelrechte Fundgrube ist das zwischen 1755 und 1758 erschienene „*Nürnbergische Gelehrten-Lexicon*“, in dem mehr als 1.500 Gelehrte, Schriftsteller,

Künstler und Techniker verzeichnet sind. Auch auf dem Gebiet der Numismatik arbeitete Will und brachte von 1764 bis 1767 wöchentlich die „Nürnbergischen Münz-Belustigungen“ heraus, in denen Nürnberger Münzen und Medaillen abgebildet und erläutert werden.

Das für den vorliegenden Aufsatz wichtigste Werk Wills ist freilich die 1795 erstmals veröffentlichte „Geschichte und Beschreibung der Nürnbergischen Universität Altdorf“. Hans Recknagel rühmt dieses Buch, das 1975 durch den Scientia-Verlag in Aalen neu gedruckt wurde, mit folgenden Worten: „Nie wieder ist so sorgfältig, so genau und so fundiert mit einer großen Zahl von Quellen über die Universität ... geschrieben worden!“³⁷ Nur ein Bruchteil der Ausführungen Wills konnte hier Berücksichtigung finden, weshalb jedem, der umfassende Information über die Nürnbergische Universität Altdorf sucht, die Lektüre dieses Buches empfohlen sei.

Anmerkungen:

- ¹ Zum Folgenden vgl.: Reicke, Emil: Geschichte der Reichsstadt Nürnberg von dem ersten urkundlichen Nachweis ihres Bestehens bis zu ihrem Übergang an das Königreich Bayern (1806). Nürnberg 1896. Nachdruck Neustadt a.d. Aisch 1983, S. 723-731, 852-857 u. 940-950.
- ² Ebd., S. 853.
- ³ Ebd., S. 940.
- ⁴ Ebd., S. 942. S. dazu auch: Will, Georg Andreas: Geschichte und Beschreibung der Nürnbergischen Universität Altdorf. Aalen 1975. Nachdruck d. 2. Ausg. Altdorf 1801, S. 14f. Die genannten Zahlen hat Reicke offensichtlich von Will übernommen.
- ⁵ Will: Altdorf (wie Anm. 4), S. 15.
- ⁶ Ebd., S. 20.
- ⁷ Vgl. Ebd., S. 26-32.
- ⁸ Zum Rektor s. ebd., S. 33-48.
- ⁹ Zum akademischen Senat s. ebd., S. 48-50.

- ¹⁰ Vgl. dazu ebd., S. 61ff.
- ¹¹ Ebd., S. 59.
- ¹² S. ebd., S. 417-432.
- ¹³ Ebd., S. 430.
- ¹⁴ Ebd., S. 425.
- ¹⁵ Ebd., S. 426.
- ¹⁶ Hierzu u. zum Vorhergehenden s. ebd., S. 427.
- ¹⁷ Ebd., S. 420.
- ¹⁸ Sie lagen bei 200 bis 300 Gulden, was dem mittleren Jahreseinkommen eines Universitätsprofessors entsprach. S. dazu Hans Recknagel: Die Nürnbergische Universität Altdorf und ihre großen Gelehrten. Altdorf 1998, S. 151.
- ¹⁹ Will: Altdorf (wie Anm. 4), S. 80.
- ²⁰ S. dazu Hans Liermann: Juristen in Altdorf – Ein Beitrag zur Geschichte des Juristenstandes, in: Horst Claus Recktenwald (Hrsg.): Gelehrte der Universität Altdorf. Nürnberg 1966, S. 61-76.
- ²¹ S. ebd., S. 74.
- ²² Recknagel: Gelehrte (wie Anm. 18), S. 137f.
- ²³ Liermann: Juristen (wie Anm. 20), S. 73.
- ²⁴ Ebd., S. 75.
- ²⁵ Zum Folgenden s. Magnus Schmid: „Medici Universitatis Altorfinae“, in: Recktenwald: Gelehrte (wie Anm. 20), S. 79-94 u. Erika Recknagel: „Der Hortus medicus oder Doktorsgarten“, in: Recknagel: Gelehrte (wie Anm. 18), S. 69-75.
- ²⁶ S. z.B. Will: Altdorf (wie Anm. 4), S. 89.
- ²⁷ S. dazu Recknagel: Gelehrte (wie Anm. 18), S. 77-80 u. Recktenwald: Gelehrte (wie Anm. 20), S. 82-86.
- ²⁸ Recknagel: Gelehrte (wie Anm. 18), S. 81.
- ²⁹ Ebd., S. 82.
- ³⁰ Zum Folgenden s. ebd., S. 175-179.
- ³¹ Will: Altdorf (wie Anm. 4), S. 106f.
- ³² Recknagel: Gelehrte (wie Anm. 18), S. 112.
- ³³ Ebd., S. 123.
- ³⁴ Vgl. dazu ebd., S. 142-149.
- ³⁵ S. ebd., S. 147.
- ³⁶ Zum Folgenden vgl. ebd., S. 180-187.
- ³⁷ Ebd., S. 187.

Ein kurzes Leben für die Lyrik: Der vergessene Dichter Heinrich Stadelmann (1830-1875) aus Barthelmesaurach

von

Robert Unterburger

Nicht ernst und streng blickt er den Betrachter an, sein Blick geht vielmehr ins Leere. Kurze, nach hinten gekämmte Haare, die am Haaransatz langsam grau werden. Ein imposanter Rauschebart, an den Rändern ebenfalls schon ganz grau: So ließ er sich photographieren, irgendwann im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, möglicherweise am Ende seines kurzen Lebens. Ein interessanter, ein ungewöhnlicher Mann, der nur 45 Jahre alt wurde und heute leider vergessen ist: Heinrich Stadelmann aus Barthelmesaurach. Bekannt wurde er nicht durch seinen Brotberuf als Lehrer, sondern als Schriftsteller, der in der Zeit der Romantik wirkte und vor allem antike lateinische Gedichte übersetzte, aber auch englische Gedichte in poetischer Weise ins Deutsche übertrug und nachdichtete. Er war ein scharfsinniger Intellektueller, ein rastloser Verfasser sensibler

Gedichte, einer, wie es schien, der nicht in die Welt der Bauern und kleinen Häusler paßte, in die er hineingeboren worden war.

Wenn man Leben und Werk eines Menschen würdigt, der Spuren hinterlassen hat, dann stützt man sich zunächst auf die Lebensdaten dieses Menschen. Heinrich Stadelmann wurde am 30. März 1830 in Barthelmesaurach geboren. Er war der Sohn des Pfarrers von Barthelmesaurach, der ebenfalls Heinrich hieß. Seine Kindheit verlebte er in Schopfloch, einem kleinen Ort zwischen Feuchtwangen und Dinkelsbühl, wohin sein Vater bald übersiedelte und die dortige Pfarrstelle übernahm.

Heinrich Stadelmann wurde hineingeboren in eine Zeit, die man später „Das Zeitalter der Romantik“ nennen sollte. Die stille Zurückgezogenheit des Pfarrhauses übte einen großen Einfluß auf ihn aus. Die Beschränkung auf kleinere Kreise des Lebens begünstigte die gemütvolle Vertiefung seiner Lebenserfahrungen und prägte seine spätere Dichtkunst.

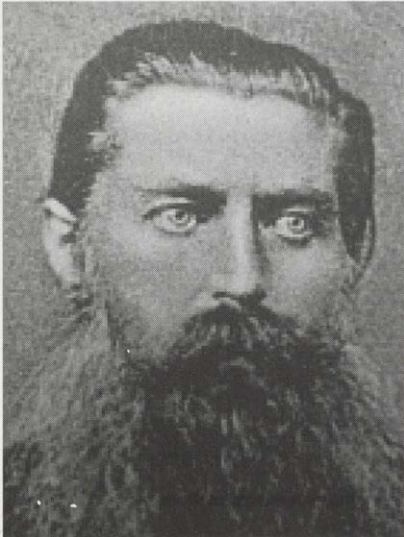


Abb. 1: Portraitphotographie
von Heinrich Stadelmann.

Kindheit

Die Erinnerung an die unbeschwerten Tage seiner Kindheit und seine Sympathie für die Romantiker kommen im folgenden Gedicht zum Ausdruck, in dem er sechs Märchen der Gebrüder Grimm bearbeitete und in Romanzen nachdichtete. Es erschien unter dem Oberbegriff „Blüten aus dem deutschen Märchenwald“ und heißt:

*„Zum Eingang
Denk ich an der Kindheit Tage
Wie sie harmlos heiter flossen,
Ohne Kummer, ohne Klage,
Gleich dem Bächlein klar ergossen,
Denk ich ihrer goldnen Träume,
Oeffnen mir sich Edens Räume,*

*Und darüber webt voll Pracht
 Mondbeglänzte Zaubernacht.
 Ach, aus jenen Paradiesen,
 Die entzückt das Herz des Knaben,
 Bin ich längst verbannt, verwiesen,
 Und sie selber – sind begraben!
 Ach, ihr wunderholder Schimmer
 Blickt nur matt durch Schutt und Trümmer
 In des Mannes ernst're Welt,
 Die den Sinn gefangen hält.
 Manchmal nur in Dämmerstunden,
 Wenn von Lebens Druck und Drange
 Mächtig ruht der Geist entbunden,
 Tönt es, wie mit Zaubersange,
 Strahlt's von überird'schem Lichte,
 Und aus finst'rer Wolkenschichte
 Trittst du wieder, glanzerhell,
 Wundervolle Märchenwelt!
 Märchenwelt du wundervolle,
 Web' ums Haupt mir mild und milder,
 Daß ich würdig nun entrolle
 Deine zauberhaften Bilder!
 Wie die Welt, die ruhelose,
 Windbewegte, tob' und tose,
 Brich durch Sturm und Wetternacht
 Steig' auf in der alten Pracht!“*

Bereits in diesem ersten Gedicht erkennen wir die romantische Verklärung der Welt, so wie Stadelmann sie sah, oder besser sehen wollte. Er verklärt die Kindheit, überhöht sie. Die Kindheit ist behütet, gleicht einem klaren Bächlein, einem Paradies, einer „mondbeglänzten Zaubernacht“.

Schulzeit

Noch stärker aber waren für ihn die Eindrücke der Schulzeit. Denn auf dem Gymnasium in Ansbach fand er in dem Schulrat Christian von Bomhard (1785–1862) einen Lehrer, der den nachhaltigsten Einfluß auf ihn ausübte. Bomhard bewunderte das überragende Sprachtalent seines Schülers, den zu verbessern, er sich bald nicht mehr traute. Der junge Stadelmann entwickelte eine tiefe und dankbare Anhänglichkeit an seinen Lehrer. Stadelmann und Bomhard blieben in lebenslanger Freundschaft miteinander verbunden. Ein anrührendes Zeugnis dafür ist der Briefwechsel zwischen den beiden, der in der Hauptsache – man höre und staune – auf lateinisch geführt wurde.

Im Nekrolog von 1876 heißt es über diese Lebensphase Stadelmanns: „Bomhard, ein Meister des lateinischen Stils, hatte sich durch das in außergewöhnlicher Weise sich entfaltende Sprachtalent zu dem Schüler, dem er sich bald nichts mehr zu corrigiren getraute, hingezogen gefühlt; in seinem Unterricht entwickelte sich dieser vielversprechende Keim; nicht minder aber wirkte die Persönlichkeit des zu sinniger Betrachtung geneigten und durch sie anregenden Lehrers auf Stadelmann, der dem väterlichen Freunde die dankbarste Anhänglichkeit bis an den Tod bewahrte.“

Kleiner Exkurs: Väterlicher Lehrer Christian Bomhard

Martin Christian Friedrich von Bomhard war Schulrat und einer der kenntnisreichsten und bedeutendsten Schulmänner seiner Zeit. Er wurde am 6. Januar 1785 in Uffenheim geboren und starb am 25. Januar 1862. Nach dem Studium übernahm er am 3. September 1808 ein Lehramt an einer lateinischen Schule in Weißenburg. 1811 folgte er dem Ruf an das Gymnasium in Ansbach, dann leitete er von 1813 bis 1817 die lateinische Schule in Rothenburg ob der Tauber und kehrte 1817 als Gymnasialprofessor nach Ansbach zurück. 1824 übernahm er die Leitung dieses Gymnasiums. 1839 gab er aus Krankheitsgründen das Rektorat ab, doch behielt er, nachdem er sich von seiner Krankheit erholt hatte, die Führung der Oberklasse bei, bis er sich 1855 mit 70 Jahren auch von diesem Amt entheben ließ und nur noch Unterricht in Deutsch und Geschichte in der Abschlußklasse erteilte.

Durch eine große Zahl von Schriften erwarb sich der Altphilologe Bomhard große Verdienste um die Schule. Seine „Materialien zu Stilübungen für die höheren Classen der Gymnasien“ (1844), seine „Deutschen Stilübungen für die mittlern Gymnasialclassen“ (1846) und seine „Lateinischen Stilübungen für die mittleren Gymnasialclassen“ (1856) waren bekannte Lehrerhandbücher jener Zeit. Gerade diese „Lateinischen Stilübungen“ von 1856 zeigen, wie meisterlich Bomhard die lateinische Sprache beherrschte.

1845 schrieb Bomhard das Buch „Vor-

schule des akademischen Lebens und Studiums. In Briefen an einen Gymnasiasten“. Hier vertrat er edle und ideale Ziele und eine würdige Auffassung der Studien. Bomhard verstand es auch, die deutsche Sprache in trefflicher Weise zu gebrauchen. Seine Übersetzung der Rede des Demosthenes gegen das Gesetz des Leptines (1822) und einiger Stellen aus Seneca legen davon Zeugnis ab.

Vor allem zeigte sich in dem Buch „Aehren vom Felde der Betrachtung“, das Heinrich Stadelmann 1869 als Hommage an den toten Freund Bomhard herausgab (es handelt sich um Essays über die wichtigsten Fragen des Lebens), welche Tiefe in Bomhards Studien liegt und welche Lebensanschauung er vertrat. Klassisches Altertum, Philosophie, Geschichte und Literatur bildeten den Gegenstand seiner rastlosen Studien, so daß man sich leicht denken kann, wie anregend seine Unterrichtsstunden gewesen sein müssen. Als Mensch und als Gelehrter war Christian von Bomhard gleichermaßen ausgezeichnet.

Die mittelfränkische Stadt Uffenheim im Landkreis Neustadt an der Aisch/Bad Windsheim benannte eine Schule nach Christian von Bomhard. Diese Christian-von-Bomhard-Schule ist heute eine staatlich anerkannte Ersatzschule in kirchlicher Trägerschaft. Sie ist Mitglied der Evangelischen Schulstiftung in Bayern. Dabei sind Gymnasium, Realschule und Fachoberschule für Sozialwesen unter einem Dach zusammen.

Zurück zu Heinrich Stadelmann!

Kehren wir nach diesem Exkurs über Christian von Bomhard zurück zu Heinrich Stadelmann. Die Zeit nach der Kindheit beschrieb Stadelmann wie eine Vertreibung aus dem Paradies, nun beginnt „des Mannes ernst're Welt“. Nur manchmal wird die nüchterne Welt der Erwachsenen durchbrochen von einer „wundervollen Märchenwelt“, einer Sehnsucht nach der guten, heilen Welt, der jedes Leid, jeder Kummer, jede Sorge fremd sind. Stadelmann sehnte sich nach dieser Märchenwelt und ihrem Zauber, dem er nicht erliegen konnte.

Das Gedicht „Zum Eingang“, das ich oben vorgestellt habe, ist geschrieben in der uns heute altertümlich erscheinenden Sprache des 19. Jahrhunderts, einer Sprache, zu der die meisten heutigen Menschen kaum noch einen Zugang haben. Viele empfinden diese Sprache als schwülstig, pathetisch, altmodisch oder künstlich. Doch wer Stadelmanns Gedichte mehrfach und immer wieder liest und auf sich wirken läßt, der spürt vielleicht einen Hauch von dem romantischen Zauber, der ihnen innewohnt.

Schon als 16jähriger veröffentlichte Heinrich Stadelmann im Jahre 1846 im sogenannten Nibelungenvers eine deutsche Nachdichtung des sechsten Gesangs der Odyssee von Homer, in der er die Nausikaa-Gestalt im Deutschen besser bekannt machen wollte. Dafür konnte er aber kein breiteres Interesse wecken.¹

Berufliche Stationen

Von 1848 bis 1853 studierte Stadelmann Philologie in Erlangen. Nach kurzem Aufenthalt im väterlichen Hause wurde er 1853 Assistent in Erlangen, dann in Ansbach. Ermuntert durch seinen akademischen Lehrer Ludwig Döderlein (1791–1863) beschäftigte er sich in der Hauptsache mit Dichtung und stürzte sich – wenig auf das Brotstudium bedacht – in die Übersetzung deutscher Gedichte ins Lateinische. Im Nachruf auf Stadelmann heißt es: „*Der geistvolle Gelehrte [gemeint ist Dödelerin] bot durch die ihm eigene geschmackvolle Art bei der Interpretation der Classiker dem poetisch angelegten Schüler mehr anziehende Seiten als Nögelsbach, in dessen Thätigkeit der Nachdruck auf gründliche philologische Bildung für den künftigen Beruf als Schulmann fiel. Das Letztere hatte für Stadelmann einen Beigeschmack von Pedanterie; dadurch entstand in ihm ein Widerspruch zwischen seiner Neigung und dem gewählten Berufe, für den er doch eigentlich nicht geschaffen war, und als er einmal in das Lehramt eingetreten war, machte sich ihm dies selbst fühlbar.*“²

Die Frucht dieser Arbeit, die „*Varia variorum carmina latinis modis aptata*“, erschien 1854: 163 Gedichte – Auszüge aus Dramen

miteingerechnet – von insgesamt 39 deutschen Dichtern hatte er ins Lateinische übersetzt, darüber hinaus Etliches aus dem Altgriechischen, dem Englischen und aus der Bibel. Das Buch wurde von der Kritik im allgemeinen hoch gelobt. Der Erfolg war allerdings teuer erkauft, konnte doch Stadelmann die in ihn gesetzten Erwartungen im Examen – das Griechische war seine Schwachstelle – nicht erfüllen.

Sein Lehrer Christian von Bomhard schrieb in einem Brief vom 31. Mai 1854 an Stadelmann über diese Gedichte: *„Ich habe (...) den größten Teil der Gedichte und auch die mir bereits bekannten mit neuem Vergnügen durchgelesen mit Bewunderung der Virthuosität, mit welcher Sie die schwerste Aufgabe gelöst haben; möglichste Treue mit poetischer Freiheit zu verbinden, und das in einer Diktion, daß man glauben möchte, Ovid sei von den Schatten zurückgekehrt und habe, entzückt von der Muse der Neueren, sich das Vergnügen gemacht, einige ihrer Produkte in seine graziöse Sprache überzutragen.“*³

Heinrich Stadelmanns berufliche Karriere verlief in bescheidenem Rahmen. Bereits während seiner Studienzeit war er am Ansbacher Gymnasium eingesetzt worden. 1854 unterrichtete er in Schwarzenbach an der Saale. Am Jahresende 1854 rief ihn sein akademischer Lehrer Ludwig Döderlein als Aushilfe nach Erlangen. Doch schon im Sommer 1855 wurde er wieder versetzt. Nun war er Verweser an der Lateinschule in Dinkelsbühl.

Das Jahr 1855 war ein wichtiges Jahr im Leben von Heinrich Stadelmann, vielleicht sogar sein erfolgreichstes. So erhielt er endlich eine feste Stelle als Studienlehrer an der Lateinschule in Memmingen, allerdings bei sehr bescheidenem Einkommen. Dort mußte er Knaben unterrichten – auch in Fächern, die, wie Arithmetik und Geographie, für ihn selbst gar keinen Reiz hatten. Dies befriedigte ihn überhaupt nicht, und für alles, woran sein eigener Geist Freude hatte, gab es in dieser Tätigkeit keinen Raum. Um so inniger wurde seine Freundschaft mit den Musen.

Das Jahr 1855 brauchte auch seinem Herzen Glück. Er verlobte sich mit Marie

Friedreich, der Tochter des Erlanger Medizinprofessors Johannes Baptista Friedreich (1786–1862). Vier Jahre später heiratete er seine Verlobte.

1855 war auch deshalb ein wichtiges Jahr für ihn, denn in diesem Jahr kam sein Buch „Altchristliche Hymnen und Lieder“ (Augsburg 1855) heraus. Darin hat Stadelmann lateinische Gedichte ins Deutsche übertragen. Dabei handelt es sich um Gedichte, die das Leben und Wirken Jesu Christi von der Geburt im Stall zu Bethlehem bis zum Kreuzestod am Kalvarienberg zum Inhalt haben. Aber auch Betrachtungen über den Jüngsten Tag, über „Die Herrlichkeiten und Wonnen des Paradieses“, Gedichte über Mariae Himmelfahrt, über Fronleichnam, über die „Welteitelkeit“ oder ein „Schwanenlied“ sind darin abgedruckt. Im Anhang dieses Buches finden wir 13 weitere Übersetzungen von lateinischen Gedichten, die nicht Stadelmann, sondern andere Autoren übersetzt hatten.

Hier das erste Gedicht aus diesem Band.⁴

Es heißt:

*„Bei des Herrn Geburt
Die ganze Welt erkennt's: es kam,
der schwere Bürde von uns nahm.
Es kam des Lebens Preis und Lohn,
zu Schanden wird des Feindes Hohn.
Was einst Esaias prophezeit,
Gescheh'n ist's in der frommen Maid;
Der Engel Gnade ihr verheißt,
Erfüllt hat sie der heil'ge Geist.
Maria's reiner Schooß empfängt,
Da sie des Wortes Kraft empfängt:
Den nicht das ganze Weltall faßt,
Der war der Jungfrau süße Last.
Die Wurzel Jesse trieb und schwoll
Und blüht' und ward der Früchte voll.
Die Maid gebär den Sohn und doch
Blieb Jungfrau sie als Mutter noch.
Der einst entflammt des Himmels Licht,
Verschmäht der Krippe Lager nicht;
Der mit dem Vater schuf die Welt,
In Windeln ihn die Mutter hält.
Der ihr Gesetz der Welt gemacht,
Die zehn Gebote uns gebracht.
Ward, unsre Menschheit nemend an,
Selbst unter das Gesetz gethan.
Wenn Adams Fehl uns Schadens thut,*

*Der neue Adam macht es gut;
Was Jenes Hoffahrt warf zu Hauf',
In Demuth richtet's dieser auf.
Nun ist geboren Heil und Licht,
Verscheucht die Nacht, der Tod verricht't!
Kommt, gläub'ge Völker, kommt und schaut:
Den Gott gebar die reine Braut.“*

Stadelmann hatte sich auch ganz in die römischen Dichter eingelebt, und schon als er 1854 eine Sammlung veröffentlichte, in der fast alle deutschen und auch einige griechische Dichter vertreten sind, lagen auch einem weiteren Kreise die Zeugnisse einer seltenen Meisterschaft im Übertragen moderner Stoffe in antike Formen vor. Sie fanden bei Kennern ungeteilten Beifall, so daß er 1856 einen weiteren Band folgen lassen konnte. „Goethes römische Elegien“ (1862) und „Byrons hebräische Gesänge“ (1866) reihten sich den frühen Arbeiten würdig an.

Viele Einzelbeiträge veröffentlichte er daneben Jahr für Jahr in Zeitschriften. Einen ähnlichen Reiz wie die klassische Dichtung hatte für ihn die altchristliche Hymnenpoesie, und schon 1855 ließ er einen Band deutscher Übersetzungen dieser Art erscheinen, dem später ein zweiter, die „Sionsgrüße“, folgte.

Altchristliche

Hymnen und Lieder.

Aus dem Lateinischen übersetzt

von

Heinrich Stadelmann.

Mit dem lateinischen Text zur Seite.

Augsburg, 1855.

Verlag des R. Kolmann'schen Buchhandlung.
Schmidt in der Kolmann'schen Offizin.

Abb. 2: Titelseite der „Altchristlichen Hymnen und Lieder“, Augsburg 1855.

1864: „Leierklänge aus Albion“

Heinrich Stadelmann beschäftigte sich auch mit englischer Lyrik seiner Zeit, ohne daß er besondere englische Sprachstudien betrieben hätte. Heute würde man ihn einen Autodidakten nennen. So gab er 1864 das Buch „Leierklänge aus Albion“ heraus, das in Augsburg erschien. Darin findet man eine Auswahl englischer Gedichte, die Stadelmann ins Deutsche übertragen hatte. Aus diesem Buch stelle ich drei Gedichte vor: „Das Hochland“ geschrieben vom größten schottischen Dichter aller Zeiten, Robert Burns (1759–1796), „Der Heimatraum“ und „Oft, in der stillen Nacht“ des irischen Nationaldichters Thomas Moore (1779–1852).

Das an ein Lied erinnernde Gedicht „Das Hochland“ ist eine schwärmerische Liebeserklärung an eine unberührte Naturlandschaft mit Wäldern, Hirschen und Rehen, Hügeln, verschneiten Bergen, Gebirgsbächen, Schluchten und Tälern, wogenden Wäldern, in der der Jäger ein ideales Jagdrevier vorfindet:

„Mein Herz ist im Hochland (My heart's in the Highlands, my heart is not here.)“⁵

„Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,

Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier;

*Im Walde, da jagt es den Hirsch und das Reh –
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'.*

*Leb wohl, du mein Hochland, leb wohl, du,
mein Nord,*

Der Tapferkeit Wiege, der Biederkeit Hort!

Wo immer ich wandre, wo immer ich bin,

Zu den Hügeln des Hochlands, da zieht es mich hin.

*Lebt wohl, ihr Gebirge in schneeigem Glanz,
Ihr Schluchten und Täler in frischgrünem Kranz,*

*Mit schauernden Wipfeln, du wogender Wald,
Du Bergstrom, der donnernd die Felsen durchhallt!*

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,

Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier;

*Im Walde, da jagt es den Hirsch und das Reh –
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'.“*

Auch das Gedicht „Der Heimattraum“ hat einen liedhaften Charakter. In ihm wird angedeutet, wie stark die Sehnsucht aller Menschen nach einer Heimat ist. Besonders wenn man fern der Heimat ist, beschleicht die Menschen das Heimweh, das Streben, in die vertraute Umwelt zurückzukehren:

„Der Heimattraum (Who has not felt how sadly sweet)“⁶

„Wer fühlte nicht, wie schmerzlich süß
Der Heimattraum, der Heimattraum
Das Herz beschleicht, wenn es verließ
Um fernes Land den teuern Raum?
Ob milde dort die Sonne blinkt,
Ob frischer grüner Flor und Baum,
Doch schöner uns und heller winkt
Der Heimattraum, der Heimattraum.
Den jungen Schiffer frag', wenn fern
Sein Nachen treibt im Wellenschaum,
Was ihn entzückt, wenn Mond und Stern
Die Flut beglänzt? ‚Der Heimattraum‘.
Da füllt ein Sehnen seine Brust
Nach Freund und Lieb im fernen Raum –
Wo er auch schifft, ist seine Lust
Der Heimattraum, der Heimattraum.“

„Oft in der stillen Nacht (Often, in the silly night)“⁷

„Oft in der stillen Nacht,
Eh' Schlummer mich umfängen,
Ein liebes Bild erwacht
Von Tagen, längst vergangen:
Mit Lust und Leid
Die Knabenzeit,
Manch Wort von Lieb' gesprochen;
Manch Aug' voll Gluth,
Voll Lust und Muth
Manch Herz, ach! Nun gebrochen!
So in der stillen Nacht,
Eh' Schlummer mich umfängen,
ein trübes Bild erwacht
Von Tagen, längst vergangen.
Denk' ich der Freunde da,
Die dicht um mich gereihet,
Hinsinken all ich sah,
Wie Laub vom Sturm verstreuet:
Empfindung faßt
Mich wie ein Gast
In öden Festeshallen: –
Verglüht der Glanz,
Verwelkt der Kranz,
Und er allein von Allen!
So in der stillen Nacht,

*Eh' Schlummer mich umfängen,
Ein trübes Bild erwacht
Von Tagen, längst vergangen.“*

1868: Aus Tibur und Teos

„Aus Tibur und Teos“ nannte sich eine im Jahre 1868 erschienene kleine „Auswahl lyrischer Gedichte von Horaz, Anakreon, Catull, Sappho. Nebst andern poetischen Stücken in deutscher Nachdichtung von Heinrich Stadelmann“, erschienen in Halle. Sie verschaffte ihm den Beifall zeitgenössischer prominenter Dichter.

1870: Das Hohelied

Im Jahre 1870 veröffentlichte Heinrich Stadelmann „Das Hohelied“, ein dramatisches Gedicht, das die Bibelkundigen unter uns als „Das Lied der Lieder“ oder als „Das Hohelied“ Salomons (diese Bezeichnung geht auf Martin Luther zurück) aus dem Alten Testament kennen. Wie wir es von Heinrich Stadelmann gewohnt sind, hat er diesen weltbekannten Text in Reimform herausgebracht. Hier ein kleiner Ausschnitt daraus:⁸

„Halte gleich dem Siegelringe
Mich an Herz und Arm gepresst!
Stark ist wie des Todes Schlinge,
Wie die Höll ist Liebe fest.
Ihren Gluten – Feuerflammen,
Von Jehovas Blick entfacht!
Ström' und Meere allzusammen
Dämpfen nicht der Liebe Macht;
Mögen nimmer überfluten,
Ob die ganze Welt versank,
Ihre Flammen, ihre Gluten –
Liebe stehet ohne Wank.
Gäh' ein Mann, Lieb' zu erringen
Haus und Habe, Hof und Flur,
Liebe könnt ihr nicht erzwingen –
Man verschmäht' und höhnt' ihn nur.“ (VIII)

In den „Blättern für das Bayerische Gymnasialschulwesen“ vom Juni 1870 wird „Das Hohelied“ in der Nachdichtung von Heinrich Stadelmann so gewürdigt: „Aber diese Begeisterung für den Stoff kommt ganz entschieden der Nachdichtung zu gut, die in ihrer Wärme, dem Flusse ihrer Verse, dem idealen Zuge, der das ganze durchweht, eine wohlthuende Empfindung gewährt. (...) Fern

sei es aber von uns (...) einen Tadel aussprechen zu wollen: im Gegenteil wollen wir damit nur bekunden, dass Stadelmann dem Sänger des Hohen Liedes mit vollster Objectivität nachfühlte und nachdichtete.“⁹

Würdigung

Das Lehrerdasein als Lateinlehrer war Stadelmann mehr eine Last als eine Freude. Das Eintrichtern der Grammatik und das ewige, scheinbar fruchtlose Korrigieren der Schüler waren ihm zuwider. Mehrere Versuche, seine unbefriedigende berufliche Situation zu ändern und zu verbessern, schlugen fehl. Erfüllung und Anerkennung aber fand er als Dichter und lyrischer Übersetzer. Sein Schaffen bewegte sich zwischen klassischer Antike, christlichem Liedgut und zeitgenössischer deutscher und englischer Lyrik. Als Dichter wollte Stadelmann sich zu den Romantikern gerechnet wissen. Wesentlich bestimmt hat ihn sein tiefer Glaube, der keine Berührungssängste gegenüber der anderen Konfession hatte.

Heinrich Krauß¹⁰ nannte Heinrich Stadelmann einen „feinsinnigen Romantiker und unübertroffenen Latinisten und Übersetzer“. Stadelmann stand in freundschaftlichem Briefwechsel mit hervorragenden Zeitgenossen, beispielsweise mit Emmanuel Geibel, Joseph Victor von Scheffel. Justinus Kerner, Freiherr Joseph von Eichendorff, Karl Gerok, Friedrich Güll und Karl Zettel und anderen damals führenden Dichterkollegen. Karl Zettel war es auch, der nach Stadelmanns Tod einen Nachruf verfaßte.¹¹

Wichtig sind auch Stadelmanns eigene poetische Schöpfungen.¹²

Sie sind alle einer reichen, lyrischen Stimmung entsprungen, müssen aber – so die Meinung von Kritikern – gegenüber den Leistungen seines Übersetzertalentes zurücktreten. Die innere Befriedigung, die ihm sein Lehrberuf nie geben konnte, fand er im Kreis seiner Familie.

Letzte Jahre

Im Jahre 1872 wurde Heinrich Stadelmann als Studienlehrer nach Speyer versetzt.

Damals war seine Gesundheit schon durch eine im Jahr 1870 überstandene Lungenentzündung schwer geschädigt. Seine Gesundheit konnte sich nicht mehr nachhaltig bessern. Auch der wiederholte Besuch der Bäder von Teinach und Lichtenthal machte ihn nicht mehr gesund.

Trotzdem ließ seine Schaffenslust nicht nach. Die Jahre 1870 und 1871 begeisterten ihn zu so genannten „Zeitklängen“, die dann 1872 unter dem Titel „Zeitklänge. Gaben der deutschen und römischen Muse“ in Memmingen erschienen. In den Heidelberger Jahrbüchern für Literatur¹³ wurden diese „Zeitklänge“ folgendermaßen gewürdigt: *„Der Verfasser (...) ist (...) rühmlichst bekannt als ein Mann, der auf dem Gebiete der deutschen wie der lateinischen Poesie sich mit der gleichen Gewandtheit und Tüchtigkeit zu bewegen weiss, der insbesondere durch seine wohl gelungenen Uebertragungen lateinischer wie griechischer Dichtungen in einer dem Sinn und Geist unserer Zeit entsprechenden äusseren Form, in der aber doch der antike Inhalt treu wiedergegeben ist, nicht minder wie durch seine meisterhaften Nachbildungen deutscher Dichtungen in lateinischem Gewand sich einen Namen gemacht und die wohlverdiente Anerkennung aller Orten gefunden hat.“*

Stadelmanns 1873 erschienene Ausgabe seiner noch ungedruckten Gedichte konnte auch „im Schwarzwald“ gesungene Lieder aufnehmen, die er aus Teinach mitgebracht hatte. Noch trug er sich mit größeren Entwürfen, als ein erneutes Auftreten seines Lungenleidens ihn zwang, zuerst einen längeren Urlaub anzutreten. Nur noch eine kurze Zeit war ihm beschieden. Von seinem Lungenleiden konnte er sich nicht mehr erholen. Im Alter von erst 45 Jahren starb er am 1. Oktober 1875 in seinem Heimatort Schopfloch (bei Ansbach). Die Vollendung des Drucks seiner „Lyra sacra“, der ihn zuletzt noch beschäftigte, hat er nicht mehr erlebt; Freunde führten den Druck zu Ende.

Kreative Nachkommen

Heinrich Stadelmanns Dichterblut vererbte sich auch auf seinen Sohn Dr. Friedrich

Gustav Heinrich Stadelmann (1865–1948) in Dresden, der ein berühmter Nervenarzt und Schriftsteller wurde, sowie auf seine Tochter Irene Wahlström-Stadelmann, eine feinsinnig-sensible Dichterin und Naturfreundin.

Dr. Stadelmann jun. absolvierte sein Medizinstudium und seine Promotion in Würzburg. Dort betrieb er auch seine erste Praxis und Privatklinik. 1906 eröffnete er eine psychotherapeutische Praxis und Privatklinik, das sogenannte „Vogel-Haus“ in Dresden, in dem jeder Patient – meist Jugendliche und Erwachsene – als eine Vogelart eingeteilt wurde. Er praktizierte Suggestiv- und Hypnosetherapie bei seinen Patienten und schrieb eines der frühesten Bücher über Psychotherapie.

Dr. Stadelmann jun. hinterließ der Nachwelt eine riesige Zahl von Büchern. Er veröffentlichte psychologische, philosophische und naturwissenschaftliche Schriften und lebenskundliche Ratgeber sowie historische Romane und einen „phantastischen Roman“. Stadelmann publizierte auch in der von 1919 bis 1925 erscheinenden Zeitschrift „Der Einzige“, die in Berlin herausgegeben wurde. Als Freund und Schriftsteller war er dem Dresdner Expressionisten-Kreis „Die Brücke“ verbunden. 1920 wurde er von Otto Dix porträtiert. Am 13. Februar 1945 wurde seine Existenz vernichtet, als sein Dresdner Haus ausgebombt wurde. Einige seiner zahlreichen Schriften ließ er unter einem Pseudonym erscheinen.

Zurück zu „unserem“ Heinrich Stadelmann senior. Heinrich Krauß schrieb 1953 über ihn: *„Das Schaffende, das in dem Dichter Heinrich Stadelmann wirkte, prägte sich auch in anderen Nachkommen aus, die sich auf musikalischem und künstlerischem Gebiet einen Namen gemacht haben. Die Fachwerke seines Sohnes Dr. Stadelmann wurden in viele Sprachen, auch ins Chinesische, übersetzt.“*¹⁴

Das Geschlecht der Stadelmanns kam vor einigen Jahrhunderten von Nürnberg nach Eger (heute: Cheb) in Böhmen, also in ursprünglich sudetendeutsches Gebiet. Dort sind sie im Archiv unter den „Herren von Franken“ aufgeführt. In Eger existiert noch ein Aktenstück von einer Frau Stadelmann aus

dem 12. Jahrhundert, und es gibt sogar noch Angaben, die noch weiter zurückreichen. Die Beziehungen Nürnbergs zum Egerland waren früher vielseitig, beispielsweise auch im Rechtswesen. Wie der Stammbaum besagt, wanderten die Stadelmanns später „wegen verfolgter evangelischer Religion“ von Eger nach Franken zurück. Diese Angaben stammen von Stadelmanns Sohn, dem Psychiater und Schriftsteller Dr. Friedrich Gustav Heinrich Stadelmann, der 1948 starb.

Verwendete Literatur:

- Die schöne Schwabacher Heimat. Skizzen und Abhandlungen. 1. Bd. Hrsg. v. Heinrich Krauß. Schwabach 1953, S. 89-91.
- Heinrich Stadelmann: Odysseus und Nausikaa, in: Blätter für das Gymnasialwesen 32 (1846), S. 389-397 (im Nibelungenvers).
- Altchristliche Hymnen und Lieder. Aus dem Lateinischen übersetzt von Heinrich Stadelmann. Mit dem lateinischen Text zur Seite. Augsburg 1855.
- Leierklänge aus Albion. Eine Auswahl englischer Gedichte in's Deutsche übertragen von Heinrich Stadelmann. Augsburg 1864.
- Das Hohelied metrisch verdeutscht von Heinrich Stadelmann. Eichstätt und Stuttgart. Verlag der Krüll'schen Buchhandlung 1870.
- Lord Byrons Lyrische Gedichte. Ausgewählt und übersetzt von Heinrich Stadelmann. Hildburghausen 1872.
- Heinrich Stadelmann, der Poet. Nachruf von Karl Zettel, in: Blätter für das bayerische Gymnasial- und Real-Schulwesen 11/1875, S. 433f.
- Nekrolog im „Sammler“. Beilage zur Augsburger Abendzeitung 1876, Nr. 30 u. 31.

Verwendete Literatur im Internet:

HYPERLINK

"http://de.wikipedia.org/wiki/Heinrich_Stadelmann"

HYPERLINK

"<http://www.pantoia.de/Anthologien/Stadelmann1854/vita.html>"

HYPERLINK

"<http://www.pantoia.de/Rezitationen/Naenie-Stadelmann.html>"

HYPERLINK

"http://de.wikisource.org/wiki/ADB:Stadelmann_Heinrich"

HYPERLINK

"http://de.wikisource.org/wiki/ADB:Bomhard,_Christian_von"

HYPERLINK

"<http://de.wikipedia.org/wiki/Uffenheim>"

Anmerkungen

- ¹ Heinrich Stadelmann: *Odyssee und Nausikaa*, in: *Blätter für das Gymnasialwesen*. Nr. 32 (1846), S. 389-397.
- ² Nekrolog im „*Sammler*“. Beilage zur *Augsburger Abendzeitung* 1876, Nr. 30 u. 31.
- ³ Aus: Bomhards und Stadelmanns Briefwechsel, S. 41.
- ⁴ Heinrich Stadelmann: *Altchristliche Hymnen und Lieder*. Augsburg 1855, S. 3.
- ⁵ Aus: *Leierklänge aus Albion*. Eine Auswahl englischer Gedichte in's Deutsche übertragen von Heinrich Stadelmann. Augsburg 1864, S. 106.
- ⁶ Aus: *Leierklänge aus Albion*. Eine Auswahl englischer Gedichte in's Deutsche übertragen von Heinrich Stadelmann. Augsburg 1864, S. 83.
- ⁷ Aus: *Leierklänge aus Albion*. Eine Auswahl englischer Gedichte in's Deutsche übertragen von Heinrich Stadelmann. Augsburg 1864, S. 174f.
- ⁸ Aus: *Das Hohelied*, ein dramatisches Gedicht. Metrisch verdeutscht von Heinrich Stadelmann. Mit einem Titelbild von Julius Schnorr. Eichstätt und Stuttgart 1870. Verlag der Krüll'schen Buchhandlung.
- ⁹ „*Blätter für das Bayerische Gymnasialschulwesen*“, Juni 1870, S. 145.
- ¹⁰ *Die schöne Schwabacher Heimat*. Skizzen und Abhandlungen, 1. Bd. Hrsg. v. Heinrich Krauß. Schwabach 1953, S. 90.
- ¹¹ Heinrich Stadelmann, der Poet. Nachruf von Karl Zettel, in: *Blätter für das bayerische Gymnasial- und Real-Schulwesen* 11/1875, S. 433f.
- ¹² Beispiel: „*Gedichte*“ von Heinrich Stadelmann. Eichstätt 1874.
- ¹³ *Heidelberger Jahrbücher für Literatur*, Nr. 65/1872, S. 602f.
- ¹⁴ Krauß: Schwabach (wie Anm. 10), S. 90.

Hier könnte Ihre Werbung stehen!

Bei Fragen wenden Sie sich bitte direkt an die Bundesgeschäftsstelle oder die Schriftleitung.

Nachdem die Deutsche Wiedervereinigung in diesem Jahr zwanzig Jahre zurückliegt, entschloß sich die Bundesleitung den Bundestag des *FRANKENBUNDES* in das südthüringische Meiningen zu verlegen, um dieser Ereignisse zu gedenken. Da damit auch die Geschichte der dortigen *FRANKENBUND*-Gruppen auf das Engste zusammen-

hängt und die beim Bundestag gehaltenen Ansprachen bei einem weiten Kreis der Leser des *FRANKENLANDES* auf gesteigertes Interesse stoßen dürften, hat sich die Schriftleitung veranlaßt gesehen, die Redemanuskripte hier in unserer Zeitschrift zum Abdruck zu bringen.

Begrüßungsrede des 1. Bundesvorsitzenden Dr. Paul Beinhofer anläßlich des 81. Bundestages des Frankenbundes am 8. Mai 2010 in Meiningen

Herzlich willkommen zum 81. Bundestag des Frankenbundes hier im schönen Meiningen! Die Bundesleitung hat diesen Tagungsort nach dem Bundestag von 1993 zum zweiten Mal und ganz bewußt gewählt im 20. Jahr der Wiedererlangung der deutschen Einheit, und auf den Monat genau 20 Jahre nach der Gründung der südthüringischen Gruppen des Frankenbundes im Mai 1990, die sich zum Teil auf das Wirken von Frankenbundgruppen schon in den 1920er Jahren hier in Südthüringen berufen konnten.

Meiningen nennt sich stolz und zu Recht „*porta Franconiae*“. Herr Bürgermeister Kupietz hat in seinem Grußwort im „*FRANKENLAND*“ sogar den Namen seiner Stadt „Meiningen“ mit den „Mainfranken“ in Zusammenhang gebracht und auf die vielfältigen fränkischen Bezüge Südthüringens hingewiesen:

- von Würzburg aus christianisiert, von Nürnberg aus reformiert,
- im Alten Deutschen Reich bis 1806 Teil des Fränkischen Reichskreises,
- der Rennsteig als Sprachgrenze.

So grüße ich heute besonders herzlich unsere Bundesfreunde aus Südthüringen, allen voran unseren Bezirksvorsitzenden Alfred Hochstrate, einen Mann der ersten Stunde, der sich auch sehr um die Vorbereitung dieses Bundestages gekümmert hat und heute auch noch einen persönlichen

Rückblick auf seine Erfahrungen in der Wende- und Nachwendezeit geben wird.

Nach unseren Akten kam nach der Wende das erste Signal aus Thüringen in Gestalt eines Briefes des Ingenieurs Joachim Dietzel aus Suhl, der am 22. Januar 1990 an die Bundesleitung schrieb:

„*Sehr geehrte Leitung des „Frankenbundes“!*

Möchte mich mit folgendem Anliegen an Sie wenden: Ich beschäftige mich in meiner Freizeit seit etlichen Jahren mit henneberg-fränkischer Geschichte (einschließlich der Ur- und Frühgeschichte dieses Gebietes) und habe daher auch Ihre Zeitschrift „Frankenland“, sofern sie bisher auf Umwegen zugänglich war, gelesen und ausgewertet. In diesem Zusammenhang möchte ich bei Ihnen anfragen - ob eine Mitgliedschaft im „Frankenbund“ möglich ist, allein schon, um Ihre Zeitschrift regelmäßig beziehen zu können. Welche Mitgliedsbeiträge wären zu entrichten?

- könnte eine neue Gruppe des „Frankenbundes“ auch in Meiningen, gewissermaßen im ehemals fränkischen Henneberg, gegründet werden?

- ist es möglich, einzelne Hefte früherer Jahrgänge Ihrer Zeitschrift, die für mich besonders interessant sind (z.B. Heft 11/82 u.a.), noch zu beziehen?

*Ich verbleibe mit freundlichen Grüßen
Joachim Dietzel“*

Joachim Dietzel erklärte seinen Beitritt am 07. Februar 1990 und nahm schon am 20. Februar 1990 an einer Sitzung der Bundesleitung teil. Inzwischen waren auch einzelne grenznahe Frankenbund-Gruppen aktiv geworden:

- Die Gruppe Haßberge-Steigerwald unternahm im Dezember 1989 und im Februar 1990 Exkursionen zur Heldburg und nach Römhild, wo übrigens unser Gründer Dr. Peter Schneider schon am 28. April 1921 – also vor 89 Jahren – die erste Frankenbund-Gruppe in Südthüringen gegründet hatte.

- Die Historische Gesellschaft Coburg hat einen ersten Gesprächskreis mit Heimat- und Geschichtsvereinen aus Thüringen am 31. März/01. April 1990 durchgeführt,

- und die Gruppe Würzburg hat am 1. Mai 1990 eine Fahrt nach Milz, Römhild und Haina unternommen. An diesem 1. Mai 1990 hat dann unser Bundesfreund Alfred Hochstrate die erste neue Frankenbund-Gruppe in Haina gegründet.

Mein Vorgänger Dr. Franz Vogt hat diese Entwicklung beherzt und zielstrebig vorangetrieben. Er bedauert außerordentlich, heute wegen einer Familienfeier nicht dabei sein zu können, und hat mich ausdrücklich beauftragt, Sie alle herzlich von ihm zu grüßen. Dr. Vogt hat die Bundesleitung damals auf den 28. Mai 1990 nach Suhl-Heinrichs einberufen, und dort wurden an diesem Tag dann die Frankenbund-Gruppen Meiningen, Suhl und Hildburghausen gegründet. Die „Schweinfurter Volkszeitung“ gab ihrem Bericht über dieses Ereignis den schönen Titel: „Tauffeier mit Frankenwein“. Einen besseren Auftakt kann man sich eigentlich gar nicht vorstellen. Zwischenzeitlich ist dann auch noch über die bereits genannten Gruppen hinaus der Verein der Freunde von Kirche und Schloß zu Eisfeld zu uns gestoßen, der seit 1. Juli 2001 als weitere Gruppe zum Frankenbund gehört und dessen Mitglieder ich ebenfalls herzlich begrüße.

Selten ist in der an Überraschungen und starken Umbrüchen reichen deutschen Geschichte ein derart epochales und umwälzendes Ereignis so unerwartet und unverhofft eingetroffen wie die revolutionären Ereignisse des Jahres 1989, haben sich in kurzer

Zeit zwischen dem 9. November 1989 und dem 3. Oktober 1990 Dinge ereignet, die die scheinbar unverrückbar festgezimmerten Grundlagen der Machtverteilung in der Welt nach dem heute vor 65 Jahren zu Ende gegangenen Zweiten Weltkrieg auf den Kopf gestellt haben, und das – entgegen aller historischen Erfahrung – ohne kriegerische Auseinandersetzungen. Nicht umsonst hat Bundesminister Dr. Wolfgang Schäuble in einer Rede vom Mai 2009 in diesem Zusammenhang von einem „*annus mirabilis*“ der deutschen Geschichte gesprochen.

Wir wollen heute fragen: Wie war das damals? Wie sind wir seither mit diesem Geschenk der Deutschen Einheit gerade hier in der bis vor 20 Jahren widernatürlich zerrissenen Mitte Deutschlands umgegangen? Ich freue mich, daß heute zwei Männer unter uns sind, die hierzu aus unmittelbarer Erfahrung und eigenem aktiven politischen Wirken kompetent Auskunft geben können. Ich begrüße sehr herzlich die Festredner unseres diesjährigen Bundestages – den Landrat des Kreises Schmalkalden-Meiningen, Herrn Ralf Luther, der seit der Errichtung des jetzigen Landkreises nach der Wende dessen Geschicke leitet, und – den früheren Parlamentarischen Staatssekretär beim Bundesminister des Innern und langjährigen Abgeordneten des Wahlkreises Bad Kissingen/Haßberge/Rhön-Grabfeld im Deutschen Bundestag, Herrn Eduard Lintner. Sie waren nicht nur 33 Jahre lang Abgeordneter und haben das nördliche Unterfranken – anfangs hieß das noch „Zonenrandgebiet“ – von 1980 bis 2009 als Ihren Wahlkreis im Deutschen Bundestag vertreten; Sie waren zu Zeiten der Wende auch Vorsitzender der Arbeitsgruppe Deutschlandpolitik und Berlinfragen der CDU/CSU-Bundestagsfraktion.

Meine Herren, ich danke Ihnen für die Bereitschaft, heute zu uns zu sprechen. Wir sind gespannt auf Ihre Ausführungen.

Ihnen allen, liebe Bundesfreunde und geschätzte Gäste, wünsche ich einen gewinnbringenden Aufenthalt hier im schönen Meiningen und dem 81. Bundestag des Frankenbundes einen guten Verlauf im Geiste fränkischer Verbundenheit in der Mitte Deutschlands und Europas.

„20 Jahre Deutsche Einheit“ – Ansprache zum Festakt des 81. Bundestages des Frankenbund e.V. am 08. Mai 2010 im Foyer des Meiningers Theaters

von

Eduard Lintner

Die Einladung des hoch angesehenen Frankenbunds zu diesem Festakt ehrt mich sehr und ich danke herzlich, auch dafür, die Gelegenheit zu haben, noch einmal zum Thema „Deutsche Einheit“ sprechen zu können. Das um so mehr, als es sich dabei um eine zentrale Thematik meines politischen Lebens handelt.

Die deutsche Frage war zunächst ein wesentlicher Grund dafür, daß ich mich schon zu Zeiten Konrad Adenauers politisch engagiert habe und in die CSU eingetreten bin. Die Teilung Deutschlands war dann die realpolitische Gegebenheit, die mich als Abgeordneter im benachbarten Wahlkreis Bad Kissingen, als deutschlandpolitischer Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion von 1982 bis 1990 und dann auch als Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesinnenministerium immer wieder beschäftigt hat.

Das wohl bekannteste Zitat aus den Jahren der Wende ist der Ausspruch von Willy Brandt: *„Jetzt wächst zusammen, was zusammen gehört.“* Diese Formulierung war deshalb so eindrucksvoll, weil sie genau die seinerzeit bei den Deutschen dominierenden Gefühle treffend und das real ablaufende Geschehen exakt charakterisiert: Die Spontaneität, die Impulsivität und die beeindruckende, so kraftvolle und zielstrebige Dynamik mit der die Deutschen Einheit und Freiheit anstrebten, waren überwältigend. Das Geschehen ließ niemanden, der darin irgendwie verwoben war, unberührt.

Ein sichtbares Zeichen dafür waren die nicht enden wollenden Autokolonnen hinüber und herüber, die freudigen und herzlichen gegenseitigen Begrüßungen nach der Öffnung der Grenze. Es war ein überzeugender und unwiderleglicher Beweis für die Lebendigkeit

des Zusammengehörigkeitsgefühls zwischen den fast 45 Jahre lang getrennten Deutschen. Bis heute ist das für mich Anlaß für tiefe Genugtuung.

Denn gerade in den Jahren 1982 bis 1990 als ich deutschlandpolitischer Sprecher der CDU/CSU Bundestagsfraktion war, bin ich oft in öffentliche Diskussionen verstrickt worden, in denen von anderen Diskutanten die Meinung vertreten wurde, daß die Wiedervereinigung kein realistisches, tatsächlich angestrebtes Ziel mehr sei. Das bekannte Zitat von Willy Brandt, verdeckt die Fragezeichen, die damals immer häufiger und immer lauter beim Thema „Wiedervereinigung“ in der Bundesrepublik angebracht wurden.

Klaus Bölling, der frühere Sprecher der Bundesregierung etwa meinte, wir sollten auf die Wiedervereinigung offiziell verzichten. Selbst Willy Brandt, der Urheber des genannten Zitats, nannte einmal: „Wiedervereinigung – die Lebenslüge der 2. Republik“. Recht befremdend war auch, daß führende Intellektuelle und Kulturgrößen in Westdeutschland, wie z.B. Gräfin Dönhoff, damals bei der Wochenzeitung „Die Zeit“, empfahlen, die Wiedervereinigung als Ziel deutscher Politik endlich aufzugeben. Gräfin Dönhoff kam nach einer längeren Reise durch die DDR zu dem Schluß, die Deutschen in der DDR wollten die Wiedervereinigung doch gar nicht mehr. Sie hätten sich längst mit Staat und Regime arrangiert. Politiker, die fest an den Wiedervereinigungswillen der Deutschen glaubten – wie z.B. ich – mußten sich oft als Trautmäntzer und Ewig-Gestrige bezeichnen lassen. Um so glücklicher war ich deshalb darüber, daß die Deutschen in Ost und West, kaum hatten sie die

Möglichkeit dazu, Freiheit und Einheit für das deutsche Volk verlangen.

Wir, d.h., vor allem die Deutschlandpolitiker der Union, waren eindrucksvoll in ihrer Einschätzung vom Einigungswillen der Deutschen bestätigt worden und nicht die Sicht der Skeptiker. Bei manchen von ihnen darf man wohl auch vermuten, daß sich politische Ideologie dahinter verbarg, die eigentliche Ursache für ihr Urteil war, nach der Art der „unmöglichen Tatsache“ von Christian Morgenstern, daß nämlich „nicht sein kann, was nicht sein darf.“

Die ersten konkreten Auswirkungen waren für mich, daß die deutschlandpolitischen Arbeitsgruppen der Fraktionen und das Gesamtdeutsche Ministerium wegen Erreichen des politischen Ziels überflüssig geworden waren. Ich wurde Mitglied im neuen Bundestagsausschuß „Deutsche Einheit“ und dann Berichterstatter meiner Fraktion für den ausgehandelten Einigungsvertrag.

Sehr beschäftigt hat uns damals eine grundsätzliche staatsrechtliche Frage: Einschlägig für die rechtliche Gestaltung der Wiedervereinigung sollte eigentlich der Art. 146 des GG sein: Nämlich Erarbeitung einer neuen Verfassung und ihre Billigung durch eine verfassungsgebende Versammlung. Das alles hätte aber zwangsläufig zu einer schwierigen, auch längere Zeit beanspruchenden politischen Diskussion geführt mit unsicherem Ausgang. Dieser Weg war noch dadurch zusätzlich kompliziert worden, daß z.B. der damalige Ministerpräsident Modrow und seine Ministerin Prof. Luft, die Aufnahme höchst umstrittener und umfassender neuer Grundrechte forderten, wie z.B. das Recht auf Arbeit, auf Wohnung, ein Verbot der Aussperrung und eine Reihe von plebiszitären Elementen. Man zog daher die in Art. 23 des GG erwähnte Möglichkeit eines „Beitritts zum Geltungsbereich des Grundgesetzes“ – nicht Anschluß! – vor. Das war juristisch und politisch einfacher und auch schneller. Eine Art maßgeschneiderter, juristischer, GG-konformer Königsweg.

Diese allgemeinen politischen Anmerkungen habe ich mir deshalb erlaubt, weil ich in diesen Jahren in verschiedenen politischen Funktionen dauernd sowohl mit den allgemeinen deutschlandpolitischen Erfordernissen, als auch als

Abgeordneter in einem unmittelbar an Thüringen angrenzenden Wahlkreis mit den ganz konkreten Anforderungen befaßt war.

Auch vor Ort wurden schnell erste Fühler nach „drüben“ ausgestreckt. Für die CSU, schien der natürliche Ansprechpartner die Ost-CDU zu sein. Aber bald gewann eine – wie ich heute meine – sehr westdeutsche Sichtweise die Überhand. Es kam nämlich der Gedanke auf, die bestehende Ost-CDU könne als sog. „Blockpartei“ bei vielen neuen Bundesbürgern wegen zu großer SED-Nähe auf Vorbehalte stoßen. Deshalb wurden auch Kontakte zu anderen Parteien wie dem „Demokratischen Aufbruch“ und der „Forum-Partei“ aufgenommen. Schließlich konnte die CSU der Versuchung doch nicht widerstehen, auf eine Art Ost-CSU zu setzen, die DSU.

So nahm ich zusammen mit Otto Wiesheu an der denkwürdigen Gründung der DSU am 20. Januar 1990 im Gasthaus „Goldene Krone“ in Leipzig teil. Die DSU nahm immerhin als Mitglied der „Allianz für Deutschland“ an den Wahlen zum Bundestag teil. Nachdem das gute Abschneiden der CDU bei diesen Wahlen gezeigt hatte, daß die Befürchtungen hinsichtlich der Akzeptanz der CDU bei den Wählern in der ehemaligen DDR grundlos waren, machte Helmut Kohl schließlich der Zusammenarbeit von CSU und DSU den Garaus. Heute existiert sie zwar noch, wie ich dem Internet entnommen habe, politisch ist sie aber schon lange bedeutungslos.

Die vielen spontanen und untereinander nicht abgestimmten Bemühungen praktisch aller Gliederungen und Ebenen der CSU, Kontakte in die DDR zu knüpfen, erwiesen sich schnell als chaotisch und verwirrend. Um zu einer geordneten und wirksamen Zusammenarbeit zu kommen, wurden dann von Untergliederungen der CSU – ähnlich bei anderen Parteien – und auch den kommunalen Ebenen Paten- und Partnerschaften mit Parteien und Gemeinden und Kreisen in der DDR abgesprochen. Der Landkreis Bad Kissingen und der CSU-Kreisverband sollten sich um den Kreis Schmalkalden bzw. die dortige CDU kümmern, Rhön-Grabfeld um den Kreis Meiningen, Haßberge um Hildburghausen usw. Würzburg z.B. um Suhl.

Von der parteieigenen Hanns-Seidel-Stiftung wurden Tagungen im Hotel Ulrich in Elfershausen organisiert – laut meinem Terminkalender z.B. am 24. und 25. Februar 1990 – bei denen die Grundkenntnisse über unsere Kommunalverfassungen, über die Organisation von Orts- und Kreisverbänden politischer Parteien vermittelt wurden. Auch die Programmatik der Parteien mußte erst noch erarbeitet und formuliert werden. Nachdem ja in der DDR auch alsbald Wahlen auf kommunaler und dann nationaler Ebene stattfinden sollten, umfaßte die Hilfe schnell auch die Ausstattung von Geschäftsstellen mit elektrischen Schreibmaschinen, Druckern und Kopiergeräten bis hin zur Zurverfügungstellung von PKWs. Wir haben solche Ausstattungsgegenstände z.B. an die CDU-Geschäftsstelle in Meinigen geliefert.

Erwähnen möchte ich ein für mich besonders bemerkenswertes Erlebnis. Wie üblich hatte ich in der örtlichen Saale-Zeitung in Bad Kissingen eine meiner Bürgersprechstunden in der Wahlkreisgeschäftsstelle avisiert. In diese Sprechstunde kam ein mir bis dahin nicht bekannter Mann. Er stellte sich als Manfred Ruge aus Erfurt vor. Er sei als Kandidat für das Amt des Oberbürgermeisters von Erfurt vorgesehen und wollte sich bei mir einfach Antworten auf ein paar konkrete Fragen im Zusammenhang mit dieser Aufgabe holen. Er wurde – wie wir alle wissen – ein sehr erfolgreicher und beliebter OB, mit dem ich noch lange sporadischen Kontakt hatte.

Auch an ersten Wahlversammlungen – mit Opposition und heftiger Diskussion – nahmen wir teil. Zusammen mit Parteifreunden aus der CSU war ich so immer wieder in Thüringen und darüber hinaus im Einsatz. So hielt ich z.B. meine erste politische Versammlung in der DDR am 29. Dezember 1989 in Suhl in der Wohngebietsgaststätte Aue II für die „Forum – Partei“ ab. Für mich war das besonders Beeindruckende an der Zusammenarbeit zwischen „hüben und drüben“, daß es sich dabei um eine Art „Volksbewegung“ handelte. Jeder, egal auf welcher politischen Ebene, egal in welcher Organisation oder in welchem Verein, alle waren auf Partnersuche, beseelt vom ehrlichen Bemühen zu helfen und zum gemeinsamen Handeln.

Nahezu jede Gemeinde oder Stadt und auch die Landkreise suchten nach Partnergemeinden und Partnern unter den Kreisen der DDR. Ganz Deutschland war auf Brautschau. Auch auf Bundesebene und zwischen den Ländern – Bayern konzentrierte sich auf Sachsen und Teile Thüringens – wurde der Einsatz von Helfern und Beratern aus dem Westen zum Aufbau einer demokratischen staatlichen Infrastruktur und zur Bewältigung der Anpassung von Sozial- und Rechtssystemen, zur Einrichtung von Ämtern, Behörden und Gerichten in der DDR organisiert und gefördert, z.B. mit der Aussicht auf Beförderung nach Beendigung der Mission. Etwa 35.000 Angehörige aus dem öffentlichen Dienst im Westen gingen in die Neuen Länder. In vielen Fällen sind sie dort geblieben und haben Karriere gemacht, so z.B. ja auch Richter aus Bad Neustadt a.d. Saale und Beamte aus dem Landratsämtern.

Unser Augenmerk richtete sich auch schnell auf die Schaffung guter und leistungsfähiger Verkehrsverbindungen. Nichts war wohl besser geeignet Einheit sichtbar zu machen, als neue Straßen und Bahnverbindungen. Geradezu mit demonstrativem Einsatz moderner Straßenbautechnik und gewaltigen Maschinen wurde z.B. die Verbindungsstraße von Trappstadt nach Eicha in Rekordzeit gebaut. Landrat Dr. Steigerwald vom Landkreis Rhön-Grabfeld setzte seine ganze Kraft dafür ein. Ähnliches fand an vielen Stellen der Grenze statt.

Besonders bemerkenswert war, wie es zu der positiven Entscheidung über die Wiederherstellung der Bahnverbindung zwischen Mellrichstadt und Rentwertshausen kam. Ich hatte die Bahn aufgefordert, diese alte Schnellzugverbindung zwischen Stuttgart – Würzburg – Erfurt und Berlin wieder möglich zu machen. Dazu war der Lückenschluß an der Grenze erforderlich. Aber weder der DB-Vorstand in Frankfurt a. M. noch die Direktion in Nürnberg wollten davon etwas wissen. Sie wollten wohl eine Konzentration des Bahnverkehrs nach Stuttgart und Berlin/Leipzig über Nürnberg. Bundesverkehrsminister war damals Dr. Fritz Zimmermann, ehemals Vorsitzender der CSU-Landesgruppe. Außerdem war er – wie ich – leidenschaftlicher Schachkopfspieler. Bei einer solchen Kartrunde in der Parla-

mentarischen Gesellschaft in Bonn beklagte ich mich über die ablehnende Haltung der Bahn-Oberen. Ich konnte Fritz Zimmermann davon überzeugen, daß der Lückenschluß sinnvoll wäre und – lapidar wie es Zimmermanns Art war – versprach er mir, „dann erhalten die von mir eben eine Weisung!“ So hieß es dann in einem Pressetelex des Ministers nach einem „Grundsatzgespräch über die Zusammenarbeit von Deutscher Bundesbahn und Deutscher Reichsbahn“ am 26. Juni 1990:

„Mit meinem DDR-Kollegen Horst Gbittner stimme ich überein, daß kurzfristig wichtige Lücken im deutsch-deutschen Schienennetz geschlossen werden müssen.“ Die für uns so wichtige Passage in der anschließenden Aufzählung lautete: „– die Strecke Rentwertshausen – Mellrichstadt soll bis 1991 ein-gleisig ausgebaut werden...“. Das Telex befindet sich als Kopie noch in meinen persönlichen Unterlagen.

Bundeskanzler Helmut Kohl hat damals von den „blühenden Landschaften“ gesprochen, die in den neuen Ländern entstehen werden. Er ist dafür oft gescholten worden. Dabei beweist mir jeder Besuch auch hier in Thüringen in eindrucksvoller Weise, wie Recht er hatte. Selbst kleine Ortschaften in der Rhön, z.B. um Frankenheim oder östlich der Haßberge, sind – vergleicht man sie mit den Zuständen von 1990 – nicht wieder zu erkennen. In den größeren Orten und Städten ist die historische Substanz mittlerweile weitgehend gesichert, Fachwerkhäuser und Baudenkmäler liebevoll renoviert.

Es sind moderne Gewerbe- und Industriegebiete entstanden, Zentren für Gastronomie und Tourismus, ein moderner Einzelhandel. Krankenhäuser und andere öffentliche Gebäude, die Straßen wurden erneuert. Ein flächendeckendes Telekommunikationsnetz entstand. Heute sind z.B. die Landesstraßen in Thüringen oft in besserem Zustand als die Staatsstraßen im Nachbarland Bayern. Mit der

A 71 und der A 73 wurde sowohl die Anbindung der unterfränkischen Region Main-Rhön als auch des Thüringer Walds entscheidend verbessert.

Ausländische Politiker äußern immer noch höchst anerkennend uneingeschränkte Hochachtung, ja Bewunderung, für das Wie und die Ergebnisse der Wiedervereinigung Deutschlands. Es gibt daher auch für uns keinen Grund, die damit verbundene gemeinsame Anstrengung, Leistung und deren großes Ergebnis klein zu reden. Wir dürfen aber auch nicht vergessen, daß es nur mit Unterstützung befreundeter ausländischer Staaten und Staatsmänner möglich war, die Wiedervereinigung herbeizuführen: Allen voran den USA und ihren Präsidenten George Bush sowie der Sowjetunion unter Führung des Generalsekretärs Michail Gorbatschow.

Sie haben uns drei geradezu sensationelle politische Erfolge ermöglicht: Die Wiedervereinigung in Freiheit und Frieden, den Verbleib Deutschlands in der NATO und den Abzug der noch in Deutschland verbliebenen ca. 350.000 sowjetischen Soldaten. Unvorstellbar welche Konsequenzen es bedeutet hätte, wären sie in Deutschland geblieben.

Letztlich entscheidend aber war das ungeheuer nachdrückliche Streben der Deutschen nach Einheit und die nicht zu überbietende Dynamik mit der dieses Ziel von den Deutschen, allen voran auch Bundeskanzler Helmut Kohl, verfochten wurde. Davon wurden auch die größten Skeptiker im Ausland, darunter auch verbündete, einfach hinweggefeht.

Seien wir für all das bleibend dankbar und geben wir unser Wissen und unsere Erfahrungen dankbar an unsere Kinder und Enkel weiter, damit die Erinnerung an dieses geschichtsträchtige, epochale politische Geschehen vor allem der Jahre 1989 und 1990 sich nicht mit der Zeit verflüchtigt.

Rede auf dem Bundestag des Frankenbundes e.V. am 08. Mai 2010

von
Alfred Hochstrate

Wilhelm Busch hat gedichtet:

„Eins – Zwei – Drei. Im Sauseschritt.

Eilt die Zeit. Wir eilen mit.“

Es will mir kaum als wirklich erscheinen, daß es nun schon 20 Jahre her sein soll, seit wir Vertreter der neu gegründeten Frankenbundgruppen aus dem damaligen Bezirk Suhl in Knetzgau erstmalig als Teilnehmer an einem Bundestag des Frankenbundes dabei waren und freudig begrüßt wurden. Was hat sich für uns alle seit diesem Tag verändert! Und was dem vorausgegangen war, wird uns allen immer im Gedächtnis bleiben!

Für mich begann das Hören über den Frankenbund schon in der Kindheit, obwohl es bekanntermaßen in der DDR ja keine Frankenbundgruppen gab. Es war zwar nicht verboten, über unsere Herkunft aus dem fränkischen Sprachraum zu reden. Untersuchungen zur Heimatgeschichte für Ortschroniken usw. gab es im Rahmen des Kulturbundes auch und z.B. unser Mitglied und seit 1996 auch Kulturpreisträger Dr. Wölfling hatte sich damals schon große Verdienste um die Erforschung und Propagierung der Heimatgeschichte erworben. Ebenso unsere Mitglieder, die Herren Joachim Dietzel, Gerhard Mußbach und Kulturpreisträger Thomas Schwämmlein.

Aber zielgerichtet gefördert wurde Wissenserwerb zu diesem Thema nicht. Meine fränkisch geprägte Aussprache zu verstecken, hatte ich nie vor und es wäre wohl auch kaum gelungen. Den Dialekt meines Dorfes habe ich aber nie gesprochen. In den 1920er und 1930er Jahren gab es in Römhild eine Frankenbundgruppe unter der Leitung von Amtsgerichtsrat Dr. Hossfeld. Mein Großvater, Oberförster Emil Gundelwein, war Mitglied in dieser Gruppe, und

ich habe von ihm viel über die Natur und Geschichte unserer Heimat gelernt. Frankenlandhefte aus dieser Zeit erbt ich auch. Meine Mutter nahm mit ihm gemeinsam am Vereinsleben teil. Wenn ich in jüngeren Tagen zu meinem Opa kam, durfte ich oft erst mal auf den Kleinen Gleichberg laufen, um ihm dann zu erzählen, wie gut man heute die Veste Coburg und andere Ziele sah. Oft erzählte ich auch von Bergen und Dörfern, die ich heute zum erstenmal wahrgenommen hätte. Großvater oder meine Mutter erklärten mir dann das Gesehene. Dabei kam oft die Erinnerung an Wanderungen dorthin mit Dr. Hossfeld im Rahmen der Römhilder Frankenbundgruppe auf.

Der Thüringer Wald im Norden und alles davor war durch eigenes Erleben und den Schulunterricht hinlänglich bekannt. Aber alles im Osten, im Süden und im Westen lag ja im sogenannten „Westen“. Darüber gab es nur ungefähre Karten und wenig weitere Informationen. Nur mit dem Staffelberg hat das Erklären nie funktioniert. Erst als ich im Sommer 1991 zum erstenmal dort war und nun wußte, wie er aussieht, wußte ich auch, wonach ich suchen mußte. Und wirklich: Einige Zeit später war ich auf der Steinsburg und aus einem Wolkenloch kam ein scharfer Sonnenstrahl genau auf den Staffelberg. Als wäre es wie ein Fingerzeig von oben: Hier, du Depp, daß du es nur endlich weißt! Wenn ich jetzt nach oben steige, weiß ich genau, wie ich ihn finden kann.

Oft, wenn ich als Wandergruppenführer oben auf der Steinsburg war, wurde ich gefragt, wo denn die Grenze zu sehen wäre. Außer, wenn ich allein mit einem sehr guten Bekannten dort war, habe ich solche Fragen bestenfalls mit dem Rat beantwortet, doch mal zu sehen, wo die großen Felder aufhören und dann irgendwo die kleinen Felder

beginnen. Heute kann man dort offen reden. Erklären kann man es heute auch nur noch so. Wäre auch nur ein einziges Mal zu beweisen gewesen, daß jemand zuerst dort hoch gegangen wäre, die Grenze aufgeklärt hätte und dann vielleicht gar die Grenze überwunden hätte, wäre dieser schöne Berg sicher abgesperrt worden.

Praktisch erlebte ich den Frankenbund im Oktober 1989 probenhalber schon mal. Eine Cousine, die die DDR schon vor vielen Jahren verlassen hatte, bereitete sich auf ihren 50. Geburtstag vor und lud sich dazu auch einige Vertreter der Verwandtschaft aus der alten Heimat ein. So auch eine Schwester von mir und ihren Mann. Für solche Probleme war damals die Volkspolizei zuständig. Bei der Polizei hieß es gewohnt freundlich: „*Einer darf fahren!*“ So kam meine Schwester mit der Einladung zu mir und fragte, ob ich es nicht mal versuchen wolle. Meine Frau hatte nichts dagegen und auch die Vorgesetzten in der LPG nicht. Im Nachsatz hieß es nur: „*Erzählst ober, bies durt wor.*“ Dann mußte ich hektisch schnell im VPKA, dem Volkspolizeikreisamt, den Antrag abholen, ausfüllen, vom Betrieb als unbedenklich unterschreiben lassen und schnellstens wieder abgeben. Denn vier Wochen Bearbeitungszeit hielt die Volkspolizei für unbedingt notwendig.

Nun mußte ich unter Vorbehalt Urlaub einreichen und bibbern, ob es wohl etwas würde. Dann am 3. Oktober, durfte ich im VPKA vorstellig werden und bekam meinen Paß mit dem Visum. Schnell wurden die 15 DDR-Mark in 15 DM umgetauscht und unter neidischen Blicken am Bahnhof eine Fahrkarte nach Schwäbisch-Gmünd und eine nach Mittenwald gekauft. So machte es meine Mutti auch immer, wenn sie zu meiner Schwester nach München fuhr. Auf diese Art konnte man wenigstens einmal in die Alpen fahren, ohne dazu den jeweiligen Gastgeber damit zu belasten. Denn mit den 15 DM hatte man ja doch nur so viel wie ein Bettler. Der Koffer war für alle Fälle gepackt und so konnte es am nächsten Morgen in aller Frühe los gehen.

In Eisenach wurde man schon am Bahnsteig beim Warten auf den „Inter-

zonenzug“ auf ein Visum kontrolliert. Die richtige Kontrolle kam in Gerstungen, wo mit versteinerten Miene Listen mit Namen mit den Pässen verglichen und auch das Gepäck scharf ins Auge genommen wurde. Keiner im Abteil traute sich, ein Wort zu sagen oder gar zu scherzen. Manche von Ihnen haben das ja auch aus der Position als Bürger der BRD beim besuchsweisen Aufenthalt in der DDR so erlitten. Auch, als der Zug sich endlich in Bewegung setzte, saßen alle wie gelähmt auf ihren Plätzen. Von Bebra als Umsteigebahnhof ist mir nur das Gedränge auf den Bahnsteig in Erinnerung geblieben und der Bundesgrenzschutz, der in Pullovern für mich gar nicht wie Polizei aussah.

Aber der Hauptbahnhof Frankfurt am Main war für mich ein Schock. Dort wollte ich mich eigentlich mal etwas umsehen. Die hektische Betriebsamkeit, die Lärmkulisse, das grelle und gleißende Licht, die ungewohnten Gerüche usw., das unterschied sich so sehr von dem wohlthuenden Grau unserer Bahnhöfe. Dann besuchte ich außer der Cousine und der Schwester alle möglichen Bekannten. Jeder wollte mir Gutes angedeihen lassen. Eigentlich hätte ich mich auch gern mal allein umgesehen. Doch dazu bekam ich fast keine Gelegenheit.

In Würzburg wurde mir von einer Tante meiner Frau sofort sehr laut und deutlich mitgeteilt: „*Heute Abend ist im Saal der Volkshochschule ein Diavortrag des Frankenbundes über Würzburg in alten Ansichtskarten. Das interessiert dich doch, da gehst du mit!*“ Dann kam: „*Warum habt ihr bei euch noch keine Frankenbundgruppe?*“ Zur Erinnerung: Zu dem Zeitpunkt war die Botschaft der Bundesrepublik in Prag übervoll mit DDR-Flüchtlern.

Bei dem Diavortrag gab es zwischen durch ein Problem und es hieß: „*Herr Miltenberger, können Sie bitte mal helfen?*“, und dann ging ein großer Mann nach vorn und bald ging es weiter. Ich freue mich, daß ich mit dem Ehepaar Paul und Edda Miltenberger heute noch gut befreundet sein darf!

Überhaupt habe ich mich bemüht, so viele Eindrücke wie möglich wie ein Schwamm

aufzusaugen, weil ich sehr damit rechnete, solch eine Gelegenheit erst im März 2014 wieder zu bekommen, wenn ich selbst dann 65 Jahre geworden wäre. Wir haben auch schon darüber gewitzelt, daß ab Oktober 2014 die ganze DDR in den Westen fahren kann, weil dann die DDR ja 65 Jahre alt würde.

Auf der Rückfahrt war dann der Zug ab Bebra ziemlich leer und die Grenzer begrüßten uns mit: „*Schön, daß sie wieder da sind!*“ Auch das Gepäck wurde fast nicht kontrolliert. Inzwischen hatte Michail Gorbatschow dem großen Erich seine Meinung gesagt und Dietrich Genscher in der Prager Botschaft den wohl berühmtesten Halbsatz der Geschichte gesprochen. Trotz klarer Angebote stand für mich ein Verbleib in der BRD völlig außerhalb jeder Überlegung. Nicht nur wegen meiner Frau und der Kinder.

Ich hatte während der Rückfahrt aus dem Zugfenster heraus die Rhön von hinten her noch mit Diafilm photographiert. Als der Film aus der Entwicklung zurück war, versprach sich wenige Tage später Schabowski bei der Pressekonferenz und die Geschichte nahm ihren bekannten Lauf. Hätte er vielleicht einen Zettel von seiner Frau in der Tasche erwischt, dann hätte er unter Umständen vorgelesen: bringe zum Abendbrot Spreewaldgurken, Sahna, Vollkornbrot und Wernesgrüner Bier mit. Wer weiß!

Jedenfalls war dann die DDR schon etwas anders geworden. Die Volkskammer wurde plötzlich frech und selbstbewußt, das Fernsehen und die Zeitungen berichteten zunehmend freier, es wurde mehr in Frage gestellt, was vorher als unumstößlich gegolten hatte. Aber alle Reförmchen, die dann angedacht wurden, waren sofort wieder vom Leben überholt worden. So sehr ich mir auch eine Wiedervereinigung auf Augenhöhe gewünscht hätte, in der wir mit Würde in die Einheit gegangen wären, es war schon zu viel zu sehr verhärtet. So war es doch die Implosion eines Staates und das Aufgehen im andern Staat. Ich kann für mich nicht in Anspruch nehmen, etwas direkt dafür getan zu haben, daß es so kam.

Ich hielt lange Zeit wirklich die DDR für

den besseren Staat. Auch war ich Mitglied der SED. Zunehmend stieß mich aber manches ab, und im Nachhinein haben mir noch mehrfach verschiedene Erkenntnisse die Schamröte ins Gesicht getrieben.

Mein jüngster Bruder ist heute Pfarrer. Der hat als Kind zeitweise auch Gedichte geschrieben. Eines davon begann: „*Ich möchte nur mal wissen, wieso wir in der DDR leben müssen!*“ Wer im Sperrgebiet an der Grenze gelebt hat, der hatte auch Erlebnisse wie

- nächtliche Ausgangssperren zum Beispiel nach dem 17. Juni 1953 und dem 13. August 1961, wo ich dann abends nicht lange mit den Ziegen draußen bleiben durfte,
- Morgenappelle in der Schule mit der Mitteilung, welche Schüler ab heute nicht mehr unsere Mitschüler sind, weil sie mit ihren Familien wegen Unzuverlässigkeit weit in die DDR hinein umgesiedelt wurden,
- oder auch öffentliche Gerichtsverhandlungen in der Schule, weil Schulkameraden nur laut darüber nachgedacht hatten, ob sie nicht gemeinsam in den Westen abhauen könnten.

Als Bewohner des Sperrgebietes hatten wir einen Stempel im Ausweis, der erst vierteljährlich, später halbjährlich und schließlich jährlich verlängert wurde. Aber immer in dem Wissen, wer negativ auffällt, kann bei einer solchen Gelegenheit auch erfahren, daß er ab sofort einen anderen Wohnsitz hat. Ein Milzer mußte dann plötzlich in Ilmenau wohnen und bekam nicht mal zur Beerdigung seiner Mutter wenigstens für eine Stunde wieder einen Passierschein. Mit diesem Stempel im Ausweis durften wir uns im Sperrgebiet unseres Kreises bewegen. Ja. Von Milz bis Frankenheim. Dort kannte ich aber niemanden.

Wollte ich aber zu meinem Bruder, der im nächsten Dorf hinter dem Großen Gleichberg wohnte, so hätte ich dafür auch einen Passierschein gebraucht, weil sein Dorf im Sperrgebiet des Kreises Hildburghausen lag. Den hatten wir, glaube ich, nur einmal, als er heiratete. Dann mußte man nämlich den

umständlichen offiziellen Weg nehmen und sich nach der Ankunft dort beim Dorfpolizisten sofort anmelden und rückwärts ebenso. Mein Onkel im Nachbarhaus hatte Telefon, weil er Feuerwehrkommandant war. Wenn mein Bruder mal einen bestimmten Wunsch hatte, rief er von irgendwo an, und meist war das für mich wieder Grund zu einem Spaziergang 6 km durch den Wald. Einmal brauchte er zehn Stück 100er und 120 Stück 80er Nägel für einen Gartenzaun, die dann genau abgezählt wurden, ein anderes mal hatte ich zwei Ferkel im Rucksack, mal Pfeffer, weil er schlachten wollte usw. Dabei kam es auch vor, daß aus der Hecke ein „Halt, wo willst du hin?“ kam. Nach entsprechender Erklärung durfte ich dann schon hin, aber mit der Maßgabe, in 20 Minuten zurück zu sein. Wenn ich dann in die Hecke rief: „Ich geh jetzt wieder“, kam als Antwort: „Das machst du nie wieder!“ Nach ein bis zwei Wochen war ich vielleicht schon wieder da.

Das hat gewiß jeder so erlebt. Für uns war es aber etwas ganz Normales. Oft waren wir auch als ganze Familie dort und liefen dann im Dunklen durch den Wald zurück, sangen dabei zweistimmig zum Beispiel: „Der Mond ist aufgegangen“, erfreuten uns gemeinsam am Ruf eines Waldkauzes oder an den vielen Glühwürmchen oder am schönen Gewitter. Das war für mich Lebens- und Heimatfreude in einem. Es war halt Kindheit und Jugend! Da stört dann doch kein Polizist in der Hecke! Außerdem kannte man sich, und Kriminalität gab es bei so viel Überwachung sowieso kaum.

Gerade diese Volkspolizisten, die den Rand des Sperrgebietes bewachten, mußten sich viele Witze über sie gefallen lassen. Sie wurden im Volksmund meist „Wampetröer“ genannt, weil mehrere ganz schöne Bäuche hatten. Ein Witz war: Es gehen ihrer zwei am Waldrand und der erste sagt zum zweiten: „Du, hier kann uns niemand abhören. Wie denkst du nun wirklich über Partei und Regierung?“ Sagt der zweite: „Dumme Frage! Genau wie du.“ Sagt der Erste: „Tut mir leid, da muß ich dich anzeigen!“ So zerissen war wirklich manches. Man war

gesetzlich verpflichtet, zu melden, wenn jemand einen Gesetzesverstoß vorhatte. Verniedlichen will ich damit nichts. Es war halt einfach unser Leben, auch unter solchen besonderen Bedingungen.

Ein Bekannter, der als Agrarflieger tätig war, hatte abends mit seiner Frau heftigen Streit. Als er am nächsten Morgen zur Arbeit kam, durfte er nicht mehr an den Düngerbomber. Nie wieder! Das war das Stalin'sche System: Jeder hatte jeden zu überwachen. Wer dann einige Kilometer weiter hinten wohnte, wie vielleicht hier in Meiningen, der wußte meist schon nichts mehr vom Leben im Sperrgebiet.

Zum Stichwort „Liebe zur Heimat“ gehört für mich auch unbedingt dieses Haus! Meine Mutti leitete über Jahrzehnte die Hainaer Anrechtsgruppe für das Theater. Wir Kinder mußten vor den Terminen oft die Theaterkarten im Dorf austragen und möglichst gleich das Geld dafür mitbringen. Zwischen 3,75 und 1,05 Mark. Da fuhren damals 40 bis 50 Leute mit, vorwiegend natürlich Bauern. Damals kamen aber auch die Künstler vor manchem Stück zu Einführungen in die Dörfer und hatten sicher auch ihre Freude daran, weil sich dann rückwärts mitunter Eier, Kuchen oder anderes in den Taschen befanden.

Wenn Mutti in die Kreisstadt mußte und es möglich war, nahm sie mich und die kleineren Brüder öfters mit. Dabei ging es fast immer auch hier herein, zumindest in die Besucherabteilung. Einmal hatte ich mir unterwegs die Hose zerrissen. Da ging es schnell mal in die Schneiderei und dort hieß es nur: „Na, zieh sie mal aus!“ Dort fand sich immer auch ein schönes Requisit, mit dem man eine Pause schnell überbrücken konnte. Viel zu schnell war die Hose wieder repariert. Manchmal durften wir auch auf der Drehbühne spazieren gehen und es gab nur für uns kräftigen Theaterdonner. Selbstverständlich wurden wir auch sehr bald zu Weihnachtsmärchen und anderen Aufführungen für Kinder hierher geleitet.

Vor diesem Gemälde unseres Herzogs Georg II. wurde oft die Sage erzählt, wie im Sommer 1945 nach dem Einmarsch der Sowjetarmee in Meiningen ein Kultur-

offizier das Theater besichtigt haben soll und hier fragte, wo denn das Bild des Theaterherzogs sei. Es war im Krieg ausgelagert worden. Also, Georg II. wurde verehrt, obwohl auch er ein hoher Offizier der preußischen Armee war. Sein Vater Bernhard Erich Freund, der in den Kriegen um die deutsche Einheit auf Seite Bayerns stand und danach abdanken mußte, bekam erst sehr spät ein Denkmal und das wurde 1950 zerstört. Georgs Sohn und Nachfolger Bernhard III. wurde fast gänzlich ignoriert. So war das eben.

Zum Thema Sowjetarmee: Hier in Meiningen waren viele Panzer, die man dann am Dolmar sehen und hören konnte, wenn sie ihre Runden drehten. In der Stadt, als Fußgänger, sah man sie nur selten und dann in Grüppchen, die den Einkauf ihres Offiziers trugen. Berührungen mit der Bevölkerung gab es nicht zu viel. Fast nur zu offiziellen Freundschaftstreffen. In der Nähe der Kasernen soll es schon immer mal irgendwelche Probleme gegeben haben. Zum Verständnis: die Wehrpflichtigen waren ihre ganze zweijährige Dienstzeit hier in der DDR und nur wenige bekamen als Auszeichnung einmal einen Heimaturlaub. Sonst waren die nur in den Kasernen und auf den Truppenübungsplätzen. Da ging es uns in der Volksarmee schon besser. Ein Grundwehrpflichtiger bekam in der Regel in den 18 Monaten sechsmal Urlaub. Insgesamt 18 Tage.

In der Schule und bei jeder Weiterbildung gab es grundsätzlich auch Unterweisungen in Marxismus-Leninismus. Dabei wurde auch immer wieder hervorgehoben, daß wir uns noch in der Phase der Diktatur des Proletariats befinden, und das stimmte schon so. Nur wurden nicht irgendwelche Kapitalisten unterdrückt, sondern das ganze Volk an freier Meinungsäußerung gehindert. Deshalb gab es damals Witze, politische zumeist, zu fast jedem Thema. Außerdem war es ja ein Überwachungsstaat. Also hatte jeder Witz, den man weitererzählte, auch den pikanten Reiz, ob der andere nur schmunzelte und ihn vielleicht weitererzählte, oder ob von irgendwo ein staatliches Stirnrunzeln herkam. Ein Witz über die

Witze war: die Staatssicherheit solle doch endlich herausbekommen, woher die politischen Witze immer kämen. Schließlich macht man im Tal der Ahnungslosen, hinter Dresden, wo ARD und ZDF nicht hinkommen, einen Verdächtigen aus. Der Erfolg wird sofort nach Berlin gemeldet und der Delinquent muß augenblicklich nach Berlin gebracht werden. Dort sehen sich die beiden Erliche ihn an und sagen: „*Sie sollen die Witze über uns erfinden! Warum machen Sie das? Wissen Sie denn nicht, daß wir Tag und Nacht schwer arbeiten, damit es dem Volk gut geht?*“ Der lacht, hält sich den Bauch und sagt: „*Nein! Also der ist nicht von mir!*“

Wer von ihnen damals besuchsweise in die DDR kam, sah zwangsläufig überall die Losungen an den Wänden wie:

- Vorwärts zum Sieg des Sozialismus!
- Ruhm und Ehre der Arbeiterpartei!
- Es lebe die deutsch-sowjetische Freundschaft!
- Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen!

Das sprachen wir dann aus: Von der Sowjetunion lernen, heißt siechen lernen.

Diese Losungen als Form der Propaganda wurden auch aus der Sowjetunion übernommen und hatten ihre Ursache in der russisch-orthodoxen Kirche, die ja nicht wie unsere Kirchen eine sprechende Kirche ist, sondern in der in feierlichen Gesängen nur die Herrlichkeit Gottes angepriesen wird. Genauso sollte der Sozialismus, die Parteien und ihre Führer gefeiert werden. Möglichst, ohne nachzudenken.

Als Beschäftigte in der Landwirtschaft hatten wir den engsten Kontakt mit Sowjetsoldaten, wenn sie uns bei der Kartoffelernte oder in anderen Betrieben bei der Kohlernte halfen. Das war natürlich immer für ihren Eigenbedarf. Wir mußten sie voll versorgen. Bezahlt wurde es bis zum Schluß aus dem Staatshaushalt der DDR. Wir konnten anbauen und ernten soviel wir wollten, es war nie genug. Nur Gülle, die hatten wir genug. Bei solchen Gelegenheiten konnte ich auch mal meine Russischkenntnisse wieder reaktivieren und testen.

Nach der Grenzöffnung erlebten wir, wie sehr die Gesellschaft in der alten „BRD“ von amerikanischen und englischen Einflüssen geprägt war und heute noch ist. Die ständige Zurückdrängung der deutschen Sprache zu Gunsten des Englischen gefällt bei uns sehr vielen Menschen gar nicht. Wir haben in der großen Mehrheit nie Unterricht in Englisch bekommen. Dafür gab es bei uns Russisch, was ohne Begeisterung mit mäßigem Erfolg gelernt wurde. Außer Briefwechsel mit Schülern in der Sowjetunion war es praktisch kaum anwendbar. Obwohl es dort viele liebenswerte und kulturvolle Menschen gibt.

In Ungarn, Polen, der Tschechoslowakei und der Sowjetunion war ich damals öfters. Zur Veste Coburg, zum Kreuzberg und zu anderen Zielen haben wir es erst im Frühjahr 1990 geschafft. Deswegen war auch die Fahrt zum Bundestag des Frankenbundes im Mai 1990 eine Fahrt in vollkommen unbekanntes Gebiet. Wegen Orientierungsproblemen kamen wir damals zu spät an. Aber der Vortrag von Dr. Sachenbacher über die Heimholung eines verstorbenen Abtes zum Kloster Ebrach war für mich wie das Eintauchen in eine andere Welt. Und so ist es geblieben!

Jeder unserer jährlichen Bundestage und andere Veranstaltungen bereichern mein Leben durch neue Erkenntnisse und praktischen Nutzen kann ich auch daraus ziehen! Geht es um eine Ausfahrt mit meinem Gemeinderat oder einem Verein, so kann ich fast überall auf Wissen zurückgreifen, welches ich dank der Erfahrungen mit dem Frankenbund habe. Einschließlich unserer Zeitschrift „FRANKENLAND“. Und Bekannte hat man dadurch auch überall.

Es gab aber auch schon Wissenstransfer in Richtung Süden. Als man in Karlstadt einen Backofen bauen wollte, wandte sich die dortige Gruppe an mich, und sie konnten dann zwei Backöfen in Haina in unterschiedlichem Restaurierungszustand und fertige Backhäuser in Mendhausen und Wolfmannshausen besichtigen. Es ist ein schönes und gut funktionierendes Backhaus in Karlstadt entstanden.

Leider sind unsere vier Gruppen nach der Gründungseuphorie nicht weiter gewachsen

und durch natürliche Ereignisse dann wieder geschrumpft. Es bildeten sich dann auch zunehmend Heimatvereine und dergleichen neu und die Mitarbeit dort erschien durch die räumliche Nähe reizvoller. Fast alle Mitglieder, die damals die Gruppen mit gründeten, sind heute zur Frankenbundmitgliedschaft auch in solchen Vereinen tätig. Also wieder typisch fränkisch: lieber Klein und Mein als Groß und Allgemein.

Was blieb nun aus der DDR-Zeit? Sicher doch einiges. Wir sagen weiterhin „**Guten Tag!**“ und „*Es ist dreiviertel zwölf.*“ Manche Worte haben einen anderen Sinn. Bei „*Prämie*“ denken wir eher, daß wir etwas bekommen und nicht an einen Versicherungsbeitrag.

Russisch? Wenn jemand fragte: „*Wer sind die bekanntesten Russen?*“, dann mußte kommen: Abrassimow (langjähriger Botschafter der Sowjetunion in der DDR), Bungalow und Lunikow (eine Wodkasorte). Wodka kommt bekanntlich von Woda (Wasser) und heißt als Verniedlichungsform Wässerchen. Wer sich etwas mehr Russisch nach der Schule bewahrt hatte, der konnte einem Jubilar auch mal in Russisch zum Geburtstag gratulieren. Unser verehrter Bundesvorsitzender hatte vor einigen Tagen Geburtstag, und ich möchte es so mal ausdrücken: „*Ich gratuliere Ihnen sehr herzlich zum Geburtstag und wünsche Ihnen alles Gute: sibirische Gesundheit, kaukasische Langlebigkeit und Erfolge im Leben!*“ Herr Dietzel hat heute Geburtstag. Also das auch für Dich! Ist noch ein Geburtstagskind da?

Noch haben wir die Hoffnung nicht verlorren, daß hier doch noch eine richtige Frankenbundgruppe entstehen kann. Deshalb halte ich trotziger weiter unser Frankenbundfähnchen hoch.

An was alles mußten wir uns in den 20 Jahren neu gewöhnen! Als noch im Winter 1990 junge Leute nach der Disco einfach mal in Unterfranken übernachteten, wurden diplomatische Probleme befürchtet, sollte daraus ein ernsteres Interesse werden. Heute leben und arbeiten viel zu viele junge Leute von hier in aller Welt. Daß wir in Thüringen schon Minister aus verschiedenen Bundesländern hatten, ist ganz normal. Unser

jetziger Innenminister kommt aus Bayern, Professor Huber. Das Bundestagsmitglied mit Direktmandat aus unserem Wahlkreis kommt von den Linken. Ist auch normal. Luchse und Wildkatzen kommen zurück. Auch kein Grund zur Aufregung.

Sehr geehrte Gäste! Liebe Bundesfreunde! Es gibt über nichts nur die eine Wahrheit. Schon gar nicht über Erinnerungen. Jeder andere von uns hätte etwas anderes erzählt. Auch dank unseres Frankenbundes waren diese 20 Jahre sehr interessante und vielfältig bereichernde Jahre. Man-

chen hier, wie Herrn Wörlein, Frau Bartels und andere kenne ich nun schon 20 Jahre. Dafür danke ich ihnen! Negatives gibt es aber auch: Größere Steine, die ich 1989 in meinem Garten irgendwohin getragen habe, kann ich heute beim besten Willen nicht mehr alleine forttragen. Der Zahn der Zeit nagt halt überall.

Wem ich jetzt in manchem zu widersprüchlich war, der muß das eben auf das Konto: Widersprüchlich bei unseren fränkischen drei W's buchen!

Bericht über den 81. Bundestag in Meiningen

von

Christina Bergerhausen

Am 8. Mai dieses Jahres versammelte sich der FRANKENBUND zum zweiten Mal nach 1993 in Meiningen zum Bundestag. Die Be-

ziehungen des FRANKENBUNDES zu Meiningen und dem südthüringischen Raum reichen jedoch erheblich weiter zurück: Bereits



Abb. 1: Vor dem Beginn des Festaktes (v.l.n.r.): Bfr. Alfred Hochstrate, 1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer, Landrat Ralf Luther, Parl. Staatssekretär a.D. Eduard Lintner. Photo: Alois Hornung.

1937 wurde in Meiningen eine FRANKENBUND-Gruppe gegründet, wie im Bundesbrief von 1938 berichtet wird; in Römhild war schon 1921 eine Gruppe vom FRANKENBUND-Gründer Dr. Peter Schneider ins Leben gerufen worden. Unermüdlich wies Dr. Schneider in Publikationen des FRANKENBUNDES und in Vorträgen auf die vielfältigen geschichtlichen Verbindungen zwischen Franken und Südthüringen hin und forcierte auf FRANKENBUND-Ebene vielfältige und lebhaft kulturelle Beziehungen zwischen beiden Regionen. Nach dem Zweiten Weltkrieg freilich erlosch das Gruppenleben in Südthüringen; erst 1990 nach dem Fall der Mauer und der Wiedervereinigung konnte die Gruppe Meiningen wiedergegründet werden; weitere Gründungen aus dieser Zeit sind Haina, Suhl und Hildburghausen.

Mit der Zeit vor 20 Jahren, der deutschen Einheit und deren Folgen befaßten sich auch die Vorträge auf dem Festakt. Für die Festveranstaltung am Vormittag bot das Meininger Theater mit seinem im 1. Stock gelegenen Foyer einen prächtigen Rahmen. Im vollbe-

setzten Saal konnte der 1. Bundesvorsitzende neben den beiden Festrednern Herrn Parlamentarischen Staatssekretär a.D. Eduard Lintner und dem Landrat von Schmalkalden-Meiningen Herrn Ralf Luther Bürgermeister der umliegenden Gemeinden, Mitglieder südthüringischer FRANKENBUND-Gruppen und zahlreiche Bundesfreunde aus ganz Franken begrüßen.

In seiner Ansprache berichtete Dr. Beinhofer von den ersten Kontaktaufnahmen vor über 20 Jahren, bei denen sich von Seiten Südthüringens aus Herr Joachim Dietzel aus Suhl und Herr Alfred Hochstrate aus Haina besonders hervortaten. Sie trafen dabei in Würzburg auf einen 1. Bundesvorsitzenden, Herrn Dr. Franz Vogt, der – so Beinhofer – „diese Entwicklung beherzt und zielstrebig vorangetrieben“ hat. So konnten 1990 gleich vier südthüringische Gruppen ins Leben gerufen werden. 2001 schloß sich der Verein *Freunde von Kirche und Schloß zu Eisfeld* dem FRANKENBUND an.

Was aber waren die Bedingungen vor 20 Jahren, unter denen die deutsche Einheit



Abb. 2: Die beim Bundestag geehrten Bundesfreunde aus Südthüringen. Photo: Alois Hornung.

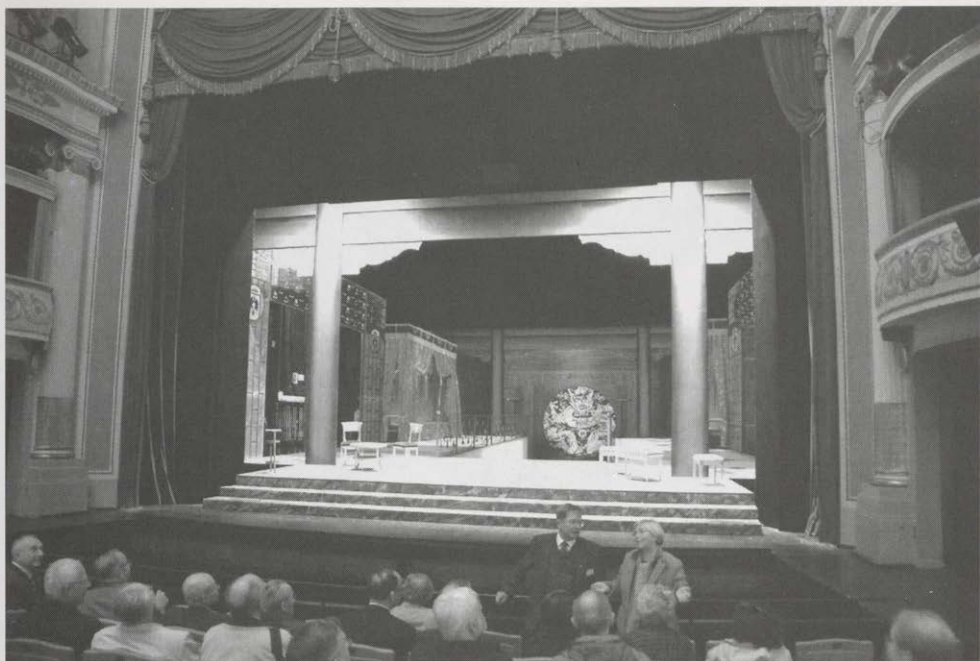


Abb. 3: Die Delegierten bei der Führung durch das Meiniger Theater. Photo: Alois Hornung.

möglich geworden ist, und wie sind wir seither mit diesem Geschenk umgegangen? Mit diesen Fragen leitete der 1. Bundesvorsitzende auf die Festreden über, die hierzu Antworten aus westlicher und östlicher Sicht geben wollten.

Als erster ging Herr Lintner auf diese Fragestellung ein; er war nicht nur langjähriger CDU-Bundestagsabgeordneter für das nördliche Franken, sondern auch zu Zeiten der Wende Vorsitzender der Arbeitsgruppe „Deutschlandpolitik und Berlinfragen“ der CDU/CSU-Bundestagsfraktion und später Mitglied im Bundestagsausschuß „Deutsche Einheit“ und Berichterstatter der CDU/CSU-Fraktion für den auszuhandelnden Einigungsvertrag. Damit bekamen die Zuhörer sozusagen aus erster Hand einen Bericht über diese spannende Zeit vor 20 Jahren. Ausgehend von dem Satz von Willy Brandt: „Jetzt wächst zusammen, was zusammen gehört“ erläuterte Lintner, vor welchen Schwierigkeiten die Politik stand, überhaupt eine den neuen Gegebenheiten angepaßte Infrastruk-

tur zu schaffen, sei es bei Kommunalbehörden, sei es beim Verkehrswesen. Ein anderer wichtiger Punkt, den es nach den Worten Lintners zügig zu regeln galt, war die Frage, auf welcher staatsrechtlichen Grundlage die Wiedervereinigung vollzogen werden sollte. Warum schließlich der Beitrittsparagraph 23 des Grundgesetzes zur Anwendung kam, können Sie in seiner Rede, die in diesem FRANKENLAND-Heft abgedruckt ist, nachlesen.

Einig war sich Herr Lintner mit dem nachfolgenden Redner Landrat Luther, daß nach 20 Jahren deutsche Einheit sehr wohl im Osten blühende Landschaften anzutreffen sind. Als Beispiel hierfür nannte der Landrat in seiner Ansprache seinen eigenen Landkreis. Zunächst jedoch zeichnete er seinen Weg in die Kommunalpolitik nach, um anschließend die teilweise harten (Spar-) Maßnahmen der letzten 20 Jahre zu erläutern, dank derer der Landkreis Schmalkalden-Meiningen heute eine sehr geringe Pro-Kopf-Verschuldung aufweist und über ausreichen-



Abb. 4: Unser 1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer gibt bei der Delegiertenversammlung des Bundestages seinen Bericht ab. Photo: Alois Hornung.

de Rücklagen verfügt. Seine Bilanz: „Für uns haben sich die Jahre absolut gelohnt.“ Ausdrücklich dankte er für die nicht nur finanzielle Unterstützung aus den alten Bundesländern.

Eine sehr persönliche Rede hielt anschließend Herr Hochstrate, heute Bezirksvorsitzender des FRANKENBUNDES für Südthüringen. Er erzählte sehr anschaulich von seinem Leben als DDR-Bürger, der ganz in der Nähe der Mauer im DDR-Sperrbezirk lebte, von seinem ersten Verwandtenbesuch in Westdeutschland und von Kindheitserinnerungen, in denen dank der Erzählungen der Großmutter der FRANKENBUND eine bekannte Größe war. Diese Erinnerungen waren Anlaß für ihn, nach Öffnung der Mauer Kontakt mit dem FRANKENBUND in Würzburg aufzunehmen und unsere Vereinigung in Südthüringen wieder heimisch werden zu lassen. Allerdings hatte er sich damals die Mitgliederentwicklung in seiner Region dynamischer vorgestellt, wie er bedauernd äußerte. Mit seinem Beitrag rundete Hoch-

strate das Bild, das ein ehemaliger westdeutscher Staatssekretär und ein ostdeutscher Kommunalpolitiker zuvor von den Wendejahren gezeichnet hatten, mit persönlichen Farbtupfern ab.

Anschließend wurden zwölf Mitglieder der südthüringischen Gruppen für ihre 20jährige Mitgliedschaft im FRANKENBUND geehrt, allen voran Herr Joachim Dietzel und Herr Alfred Hochstrate, deren Engagement für den Aufbau der Gruppen in Südthüringen der 1. Bundesvorsitzende noch einmal lobend hervorhob. Herr Dr. Beinhofer überreichte ferner den Bundesfreunden Doris Hochstrate, Dr. Karl-Jürgen Amthor, Achim Fuchs, Rolf und Christel Herrmann, Klaus Morgenbrod, Bernd Reißig, Hartmut und Elisabeth Walther und Dr. Günther Wölfig eine Urkunde.

Vor dem Schlußwort des 2. Bundesvorsitzenden Herrn Haas, der den Festakt mit den drei Ansprachen kurz Revue passieren ließ und den Rednern als eine kleine Dankesgabe einen Bocksbeutel überreichte, erklang noch einmal das Vokalensemble „Viva la

musica“. Dieses Ensemble war eine Entdeckung! Unter der Leitung von Jochen Wölkner erklangen während der Feier zehn ganz unterschiedliche Musikstücke; der musikalische Bogen ging von einer Volksweise über ein Kirchenlied bis hin zu einem Stück von den Beatles. Der Applaus zeigte deutlich, daß die musikalischen Darbietungen allen sehr gut gefallen hatten (Übrigens: Eine Woche später hat dieser Chor beim Deutschen Chorwettbewerb in der Kategorie: Vokalensemble den 3. Platz ersungen. Herzlichen Glückwunsch zu diesem Ergebnis! Weitere Informationen zu diesem Chor und seinen Mitgliedern finden Sie unter: www.viva-la-musica.net).

Nach dem Mittagessen konnten die Delegierten eine Führung durch das Meininger Theater mitmachen, für die Gäste wurde eine kostenlose Führung durch die Innenstadt angeboten.

Am Nachmittag versammelten sich die Delegierten zu ihrer Arbeitssitzung im Theaterrestaurant. Auf der Tagesordnung standen – wie bei jedem Bundestag – der Jahresbericht der Bundesleitung für das vergangene Jahr, der Kassen- und Kassenprüfungsbericht und die Entlastung der Bundesleitung, die einstimmig gewährt wurde. Neu war ein Antrag der Bundesleitung auf Erhöhung der Mitgliedsbeiträge, die an den Gesamtbund zu zahlen sind. Wie der Bundesschatzmeister ausführte, liegt die letzte Beitragsanpassung viele Jahre zurück, selbst die Umstellung auf den Euro war nicht zu einer Erhöhung der Beiträge genutzt worden. Angesichts einer maßvollen Erhöhung der Gebühren, die lediglich dazu dienen soll, die Ausgaben besser zu decken, fand der Antrag volle Zustimmung der Delegierten bei einer Enthaltung. Anschließend wurden weitere Veranstaltungen des Gesamtbundes vorgestellt:

- Am 16. Oktober findet die 63. Bundesbeiratstagung in Gerolzhofen statt. Ausrichter ist der Historische Verein in Gerolzhofen zusammen mit der Stadt Gerolzhofen. Den Festvortrag über die Bischofspfalz in Lindelach wird Herr Eike Michel halten. Das genaue Programm wird im August-Heft des FRANKENLANDES veröffentlicht.
- Das diesjährige 50. Fränkische Seminar befaßt sich unter der Leitung des Stellvertretenden Bundesvorsitzenden Herrn Prof. Dr. Werner Blessing mit dem Thema „*An den Wurzeln des Frankenbundes. Franken nach dem Ersten Weltkrieg.*“ Diese Zeit wird in Bezug gesetzt zu der Gründung der beiden FRANKENBUND-Gruppen Würzburg und Bamberg im Jahre 1920. Eine Exkursion nach Bamberg, Coburg und Michelau rundet die Tagung ab, die am 6. und 7. November 2010 in der Frankenkademie Schloß Schney abgehalten wird. Bei der Vorstellung dieses Programms gab es viel Zuspruch von Seiten der Delegierten.
- Auch Termin und Ort für den 82. Bundestag stehen bereits fest. Dankenswerterweise hat sich die Gruppe Bad Neustadt bereiterklärt, den kommenden 82. Bundestag auszurichten. Er wird am 7. Mai 2011 ausgetragen.

Pünktlich um 17.00 Uhr konnte der 1. Bundesvorsitzende das Ende der Delegiertenversammlung und den Abschluß des 81. Bundestages verkünden (Nebenbei bemerkt: Bereits 1922 ist die Bezeichnung „Bundestag“ statt der bis dato üblichen Benennung: „Vertreterversammlung“ eingeführt worden). Mit dem Wissen, daß Meiningen mindestens einen weiteren Besuch Wert ist, verließ der FRANKENBUND diese gastfreundliche und kulturell sehr interessante Stadt.

Zum Tode von Frau Prof. Dr. Elisabeth Roth

Am 4. Mai 2010 starb mit Frau Prof. Dr. Elisabeth Roth eine Persönlichkeit im 90. Lebensjahr, die den *FRANKENBUND* als Autorin, Herausgeberin, Mitglied des Historischen Vereins Schweinfurt e.V. (Gruppe des *FRANKENBUNDES*), Leiterin von fränkischen Seminaren und im wissenschaftlichen Beirat über lange Jahre stark geprägt hat. Für ihre herausragenden Leistungen hatte ihr die Bundesleitung schon im Jahre 1980 das Große Goldene Bundesabzeichen für besondere Verdienste verliehen.

Elisabeth Roth wurde am 30. November 1920 in Hösbach bei Aschaffenburg geboren. Sie entschied sich für den Beruf der Volksschullehrerin, den sie auch noch nach ihrer 1957 erfolgten Promotion ausübte, wobei sich schon ihr weiterer Weg als akademische Lehrerin abzeichnete. Studiert hatte sie an den Universitäten Würzburg und Freiburg im Üechtland (Schweiz) die Fächer Kunstgeschichte, deutsche Philologie, Geschichte und Volkskunde.

Nach ihrem Studium wirkte sie an der Pädagogischen Hochschule in Bamberg als Lehrstuhlinhaberin für Heimat- und Volkskunde. Als 1972 ihre Hochschule mit der Philosophisch-Theologischen Hochschule zur Gesamthochschule (ab 1979 dann Universität) Bamberg verschmolzen wurde, übernahm sie bis 1976 die Aufgabe der Gründungsrektorin und setzte sich „mit liebenswürdiger Hartnäckigkeit“ (so der frühere bayerische Kultusminister Prof. Dr. Hans Maier über sie) für das Wohl dieser noch jungen Bildungseinrichtung ein. Sie war entscheidend daran beteiligt, daß die Bamberger Akademie ihren Platz nicht auf einem entfernt gelegenen Campus, sondern in Unmittelbarkeit zum pulsierenden Leben der Menschen als „Universität in der Altstadt“ bekam. Dafür kämpfte sie seit 1974 auch als langjährige Bamberger Stadtheimatpflegerin.

Aber auch das Engagement für ihr Fach bildete einen wichtigen Baustein ihres

Wirkens für die Wissenschaft und in ihr, auch über den Zeitpunkt ihrer Emeritierung 1989 hinaus. Ihre vielfältigen Interessen und Forschungsansätze lassen sich gut an den drei Sammelbänden ihrer Arbeiten ablesen, die unter dem Titel „Volkskultur in Franken“ von 1990 bis 2000 erschienen sind. Elisabeth Roth und ihrem kräftigen Einsatz ist es auch maßgeblich zu verdanken, daß das Fach Heimatkunde weiter eine Rolle innerhalb des Lehrplans für die bayerischen Schulen spielt.

Neben dem *FRANKENBUND* betätigte sich unsere verehrte Verstorbene in zahlreichen weiteren Vereinen, darunter die Bayerische Einigung, die den Verfassungspatriotismus in unserem Land fördern will, deren Präsidium sie seit 1979 angehörte. Für die Bamberger Volkshochschule und den dortigen Historischen Verein war sie ebenso im Einsatz wie für den Schweinfurter Historischen Verein oder den Bayerischen Landesverein für Heimatpflege. Für ihre vielen ehrenamtlichen und beruflichen Leistungen wurde Elisabeth Roth mit Ehrungen überhäuft: Sie erhielt die Bamberger Bürgermedaille (1990), den Kulturpreis der Oberfrankenstiftung (1991), die Medaille „Pro Meritis“ des Kultusministeriums (1991), den Ehrenbrief ihrer Heimatgemeinde Hösbach (1995) und die Ehrenmedaille „bene merenti“ in Gold der Otto-Friedrich-Universität Bamberg (1995).

Menschlich stets bescheiden und sympathisch, allen Eitelkeiten abhold und im persönlichen Umgang aufgeschlossen, dabei immer von Herzlichkeit erfüllt, gewann sie sich viele Freunde, gerade auch im *FRANKENBUND*. Wer sie jemals bei einem Seminar, einer Bundesdelegiertenversammlung oder auch sonst im Gespräch hat kennenlernen dürfen, wird ihre charmante und einen rasch gewinnende Art nie vergessen. Wenn sie sich äußerte, spürte man ihre Liebenswürdigkeit, die mit breitem Wissen und großer Klugheit gepaart war. Ihre feste Heimatverbundenheit, ihr tiefer Glaube und

ihr mitreißender Bildungseinsatz müssen gerade in unserer heutigen, in vieler Hinsicht so schalen, wurzellos anmutenden Zeit ein leuchtendes Vorbild für die Jugend und auch die reifere Generation sein, denn Vorbildern, wie Elisabeth Roth eines war, folgt man bereitwillig. Der gesamte

FRANKENBUND hat mit dem Tod von Bundesfreundin Prof. Dr. Elisabeth Roth einen großen Verlust erlitten und wird ihr stets ein dankbares und ehrendes Andenken bewahren.

Peter A. Süß

Spende alter FRANKENLAND-Hefte

Im letzten FRANKENLAND-Heft wurde um Hefte des Jahrgangs 1986 gebeten. Jetzt ist dieser Jahrgang wieder komplett. Für die Heftspenden bedankt sich der FRANKENBUND bei:

- Herrn Wolfram König (Randersacker),
- Frau Anni Ringhand (Würzburg),
- Frau Martina Schramm (Bamberg).

Dank an die Spender

Auch der FRANKENBUND ist auf Spenden angewiesen, um seine Kulturarbeit erfolgreich fortsetzen zu können.

Wir danken:

Herrn Joachim Dietzel (Meiningen) für eine Spende über 500 EUR,
Herrn Herbert Rindt (Hilpoltstein) für eine Spende über 20 EUR und
Herrn Dr. Franz Schicklberger (Eibelsstadt) für eine Spende über 120 EUR.

Leben und Nachleben des Komponisten P. Valentin Rathgeber OSB

von
Günter Dippold

Der Rotary Club Obermain, dessen wöchentliche Treffen im Kloster Banz stattfinden, hat anlässlich seines 20jährigen Bestehens ein Denkmal für den Banzer Mönch P. Valentin Rathgeber (1682–1750) gestiftet. Am 27. März 2010 wurde es durch den Club-Präsidenten Johannes Grünwald, den Schöpfer der Skulptur, Bildhauer Joachim Mende aus Kleinziegenfeld, und den Koordinator der Bildungszentren Kloster Banz und Wildbad Kreuth der Hanns-Seidel-Stiftung, Michael Möslin, enthüllt. Der nachstehende Aufsatz wurde als Vortrag beim anschließenden Festakt gehalten.¹

Aufnahme ins Kloster

Zahllose junge Männer erstrebten im katholischen Franken des Alten Reichs den geistlichen Stand. Aber nur ein Teil von ihnen hatte Erfolg, mancher endete als Lehrer oder in einem anderen weltlichen Beruf. Vielen gelang es lediglich, in einem Bettelorden unterzukommen, bei Franziskanern, Kapuzinern, Karmelitern, Dominikanern. Weltpriester zu werden und als solcher eine einträgliche Pfarrei zu erhalten, bedeutete schon eine Auszeichnung. Gar aber als Mönch ins Kloster eines Prälatenordens oder als Chorherr in ein

Kanonikerstift aufgenommen zu werden, war für einen Nichtadligen der größte Erfolg. Da brauchte es einen wohlhabenden Vater, einflußreiche Verwandte, eine gute Singstimme, am besten alles zusammen. Vom letzten Langheimer Abt heißt es, er sei trotz seines Mangels „an Vermögen und musikalischen Kenntnissen“ ins Kloster aufgenommen worden.

1707 hatten in Banz vier junge Männer Erfolg. Einige alte Patres waren gestorben, und es war wieder an der Zeit, geistlichen Nachwuchs aufzunehmen. Da die Novizen der Ausbildung bedurften, berief Banz – wie andere Klöster auch – aus der Schar der Bewerber und Interessenten stets vier oder fünf gemeinsam. So begann am 26. November 1707, einem Samstag, das Noviziat für Männer aus Seßlach, Bamberg, Hollstadt bei Neustadt a.d. Saale und für Johann Valentin Rathgeber.



Abb. 1: Denkmal für P. Valentin Rathgeber OSB in Kloster Banz. Das Werk von Joachim Mende wurde gestiftet vom RC Obermain. Photo: Brigitte Eichner-Grünbeck.

ber. Rathgeber nahm – wie sein Mitnovize Johann Lorenz Mais (1683–1738) – seinen zweiten Vornamen als Klosternamen an oder erhielt ihn zugewiesen: aus Johann Valentin wurde Bruder Valentin. Der Name war gleichsam frei, denn der letzte Pater Valentin in Banz war 1672 gestorben.

Die vier Novizen des Jahres 1707 waren nicht sehr jung: 29 war der älteste, immerhin 22 der jüngste; Rathgeber stand im 26. Lebensjahr. Studiert hatten sie schon. Um den Platz im Kloster hatten sie sich fraglos bemüht. Mais hatte doch gewiß Hintergedanken, als er dem Abt im Sommer 1707 zum Namenstag ein Huldigungsgedicht übersandte. In einer guten Ausgangslage befand sich Rathgeber, denn er hielt sich, bevor er Novize wurde, schon für einige Monate in Banz auf, und zwar in unmittelbarer Nähe des Abtes: Er war dessen Kammerdiener.

Der Abt entschied über die Aufnahme oder Ablehnung von Bewerbern. An der Spitze des Klosters Banz stand damals Kilian Düring (1641–1720), für die Zeit ein alter Mann, immerhin 66 Jahre alt. Der gebürtige Bamberger war in jungen Jahren, 1658, Mönch in Banz geworden. 1673 wurde der Banzer Abt Otto de la Bourde (1630–1708) kaiserlicher Diplomat, und obwohl er 1677 seine Abtswürde niederlegte, blieb er Banz verbunden. Er hatte stets einen Banzer Mönch als Sekretär und Beichtvater an seiner Seite, auch nachdem er 1696 zum Bischof von Gurk aufgestiegen war.

Jene Vertrauensstellung hatte von 1680 an für mehr als zwei Jahrzehnte P. Kilian Düring inne. Er lebte mit seinem Herrn am Dresdner Hof, begleitete ihn an verschiedene Einsatzorte – Paderborn, Stettin, Ungarn – und reiste einmal nach Rom, wo er den Aufenthalt nutzte, um Reliquien für das Kloster Banz zu beschaffen. Otto de la Bourde förderte das Kloster mit reichen Zuwendungen, und so folgte man in Banz bei der Abtswahl des Jahres 1701 gewiß bereitwillig seiner Empfehlung. Kilian Düring, der treue Sekretär, den die jüngeren Mönche von Banz kaum kannten, dieser weltläufige Mönch ohne Banzer Stallgeruch, wurde Abt. Als solcher ebnete er den Weg Rathgebers ins Kloster.

Herkunft und Jugend

Johann Valentin Rathgeber war am 3. April 1682 in Oberelsbach in der Rhön als Sohn eines Lehrers zur Welt gekommen. 1701 begann er ein Studium an der Universität Würzburg. Zügig absolvierte er das für alle verbindliche Grundstudium der Philosophie; 1704 war er bereits Hörer an der theologischen Fakultät.

In diesem Jahr erlangte er – trotz seiner Jugend, wie es heißt – das Amt des Schulmeisters am Waisenhaus des Juliusspitals, zunächst auf Probe, nach einem Vierteljahr endgültig, da er „in der *Musik dem Spital wohl ahnstehet*“. Rathgebers Oberelsbacher Landsmann, der Spitalpfarrer Dr. Johann Kiesner, ebenfalls 1704 ins Amt gekommen, mag ihm zur Anstellung verholffen haben.

Wenn die Eltern nicht gerade reich waren, dann finanzierte mancher Student sein Studium durch Privatunterricht oder als Lehrer an einer Schule der Universitätsstadt, und einige, die keine Chance sahen, Geistlicher zu werden, blieben zeitlebens im Lehrerberuf. Der Schuldienst im Juliusspital konnte also nur Zwischenstation oder Lebensstellung sein.

Er wurde zur Zwischenstation. Nach zweieinhalb Jahren verlor Rathgeber seine Stelle, „weil er sowohl wegen seiner *Jugent alß anderer Ursach halben dem Spital nit ahnsten-tig seye*“. Bestand ein Zusammenhang damit, daß um die gleiche Zeit „*Wartherinnen*“ im Studenten- und Kinderhaus des Spitals entlassen wurden? Bis Ostern 1707 durfte Rathgeber gnadenhalber im Juliusspital wohnen bleiben. Als bald wurde er Kammerdiener, dann Novize in Banz. Beides verdankte er sicherlich seiner 1704 erwähnten musikalischen Begabung.

Erste Klosterjahre

Im Dezember 1708 legte Rathgeber in Banz die ewigen Gelübde ab. Da Banz bis 1808 zur Diözese Würzburg gehörte, empfing er im Würzburger Dom die geistlichen Weihen: 1709 zum Subdiakon, 1710 zum Diakon, 1711 zum Priester.

Als Rathgeber nach Banz kam, war das Kloster eine Baustelle. Renaissancebauten stand ein nagelneuer Barocktrakt gegenüber; der repräsentative Kaisersaal wurde gerade ausgestattet. Die Klosterkirche des 16. Jahrhunderts sollte anfangs eigentlich stehen bleiben, doch dann entschloß sich Abt Kilian Düring zum Neubau. 1710 legte er den Grundstein, der Rohbau war Ende 1713 fertig; es folgten Stuckierung, Ausmalung und Ausstattung. 1718 wurde die Westfassade der Kirche vollendet. Am 19. Oktober 1719, wenige Monate vor dem Tod des Bauherrn, konsekrierte der Würzburger Weihbischof das Gotteshaus. Rathgeber leitete beim Hochamt den Chor – bislang der einzige Hinweis, daß er sich in der klösterlichen Musikpraxis hervortat.

1721 veröffentlichte Valentin Rathgeber sein erstes Werk: acht Messen für vierstimmigen Chor, zwei Violinen, Violoncello und Orgel.

Banz hatte einen neuen Abt, Benedikt Lurz (1674–1731) aus Seßlach. Seine Wahl im Jahr 1720 war von heftigem Ringen zwischen den Parteien im Konvent geprägt, so daß Benedikt Lurz sich erst im dritten Wahlgang gegen den Favoriten durchsetzte.

Rathgeber erlebte die Wahl mit – übrigens nur diese eine –, und er wurde Zeuge des Zwists zwischen den kirchlichen Vertretern aus Würzburg und den weltlichen aus Bam-

berg. Eifersüchtig belauerten sich die Repräsentanten der beiden Fürstbischöfe. Jeder Schritt hatte rechtliche Relevanz. Wechselseitige Proteste prägten den Wahltag. Zum Eklat kam es, als die Würzburger den frischgewählten Abt aus der Kirche eine Treppe hinauf zu seinen künftigen Amtsräumen führten. Da lief der Bamberger Vizekanzler herbei, fuchtelte mit den Armen und schrie: „*daß heist nichts, protestor contra, ich nehme den herrn praelathen uff solche weis nicht an, forth, zuruckh, und wieder hienunder.*“ Nollens volens machte der Abt mit seinem Konvent kehrt. An anderer Stelle empfing ihn der bambergische Vizekanzler dann durch eine „*zierliche*“ Rede.

Erscheint Kilian Düring als recht eigenmächtiger Prälat, so band Benedikt Lurz offenbar seinen Konvent stärker in die Leitung des Klosters ein. Er baute weniger für die Repräsentation als vielmehr für seine Mönche: ein „*Recreations-Haus*“ in Gnellenroth, neue Zellen mit Blick ins Maintal, einen Spielplatz im Wald.

Talente konnten sich unter Benedikt Lurz entfalten. Der schon 50jährige Pater Ignatius Cimarolo-Brentano (1673–1750) veröffentlichte erst jetzt, ab 1725, in rascher Folge theologische und philosophische Werke, und Rathgeber brachte 1721 sein Opus I heraus. Es erschien, wie alle folgenden, im Augsburger Musikverlag Lotter. Dessen Gründer Jo-



Abb. 2: Vignette des Verlags Lotter in Augsburg.

hann Jakob Lotter (1683–1738) hatte um 1705 mit der Herausgabe von Musikalien begonnen. Er war Protestant – und dennoch spezialisiert auf katholische Musik. Nicht die großen, aufwendigen Werke verlegte er, vielmehr produzierte er für den breiten Markt der zahllosen Landpfarreien.

Lotters Programm und Rathgebers Stil paßten zusammen, beide Männer profitierten voneinander. Rathgeber kam an und förderte dadurch Lotters Geschäft, Lotter war umtriebig und brachte Rathgebers Werk unter die Leute. Rathgeber war der Starkkomponist des Verlags: Von den 70 Veröffentlichungen, die zu Lebzeiten des Verlagsgründers, bis 1738, erschienen, stammen 27 von Rathgeber; von keinem anderen brachte Lotter nur annähernd so viel heraus. Dabei hatte er durchaus namhafte Komponisten im Programm wie den Benediktiner Gallus Zeiler (1705–1755) aus St. Mang in Füssen oder den Weltgeistlichen Franz Anton Maichelbeck (1702–1750), Münsterorganist zu Freiburg im Breisgau. Zwischen 1721 und 1728 erschien beinahe jährlich ein geistliches Werk des Banzer Mönchs bei Lotter. Dann ereignete sich der große Bruch in Rathgebers Leben.

Die große Reise

*„Dem Closter Leben
war ich ergeben
Adjutorium, Completorium,
das war mein Freud
auch dieses hat ein End
die Meinung ist zertrennt
laß ins Clösterlein
mich nit sperren ein
auf alle Zeit
weiß nicht was ich anfang
die Zeit wird mir zu lang
larifari nur
plaget mein Natur
Verdrießlichkeit.“*

Das ist ein Liedtext aus Rathgebers weltlichem Werk, die dritte Strophe von „*Mein Stimme klinge*“. Auch P. Valentin beschloß, sich nicht mehr ins Klösterlein einsperren zu lassen. Er verließ Banz am 22. Oktober 1729, einem Samstag.

Rathgeber bereiste in der Folge Westdeutschland, Schwaben, die Schweiz, Altbayern, die habsburgischen Erblande. Sein genauer Weg ist nicht bekannt, geschweige denn sein Reisealltag. Doch etliche Stationen lassen sich dank einiger weniger archivalischer Quellen und dank der Widmungen seiner gedruckten Werke nachweisen.

So kennen wir die Reichsabtei St. Maximin in Trier als Aufenthaltsort durch die Vorrede zu op. VII, zehn Messen, 1730 bei Lotter erschienen, die Rathgeber dem dortigen Abt Nikolaus Paccius (1668–1731) dedizierte. Der musikbegeisterte Prälat starb im August 1731; spätestens dann wird Rathgeber das altehrwürdige Benediktinerkloster verlassen haben. Er ging nach Tettngang, an den Hof des Grafen Ernst von Montfort (1700–1759). Dessen Schwester hatte einen Schönborn zum Mann, einen Bruder des Trierer Erzbischofs und des Bamberger und Würzburger Fürstbischofs. So ist es nicht auszuschließen, daß der Trierer Erzbischof ihn zum verschwägerten Montfort nach Tettngang empfahlen hatte.

Dann zog es Rathgeber in die Schweiz. Am 9. September 1731 finden wir ihn im Benediktinerkloster Muri im Kanton Aargau, rund 20 km südwestlich von Zürich. Am 28. November 1731 stellte er sich in der Fürstabtei St. Gallen vor. Der Ankommende sei zwar ein „*beriemter Music-Componist*“, notierte der Abt in sein Journal. Doch er, der Abt, schätzte „*Gyrovagos*“ nicht. Er zitierte damit stillschweigend die Benediktsregel, die „*gyrovagi*“ als die verwerflichste Spielart mönchischer Lebensform benannte: „*Ihr Leben lang ziehen sie landauf landab und lassen sich für drei oder vier Tage in verschiedenen Klöstern beherbergen. Immer unterwegs, nie beständig, sind sie Sklaven der Launen ihres Eigenwillens und der Gelüste ihres Gaumens.*“²

Solche Leute wollte man in St. Gallen nicht. Rathgeber wurde weder vom Abt empfangen noch zur Tafel gezogen. Er bekam ein kleines Reisegeld und wurde zu Fuß weitergeschickt.

Um so höhere Wertschätzung wurde ihm tags darauf zuteil: Am 29. November 1731

trat er vor dem „*Musiccollegium auf der deutschen Schule*“ zu Zürich auf. In dieser studentischen Gesellschaft kannte man den Namen Rathgeber gut, hatte man doch, trotz des Konfessionsunterschieds, seit Jahren mehrere seiner kirchenmusikalischen Werke erworben. Nun besuchte „*Hr. P. Valentin Rathgeber, Organist zu Banth in Franken, ein sehr berühmter Musicus, der verschiedene schöne opera musica herausgegeben*“, die Gesellschaft persönlich und ließ „*Proben seiner musical. wüßenschaftt sehen und hören*“.

Nun wandte sich Rathgeber nach Nordwesten. Er hielt sich in der Zisterzienserabtei Wettingen im Aargau auf, um dann, Zürich wohl erneut passierend, das Benediktinerkloster Pfäfers, südlich von Liechtenstein, aufzusuchen. Bald kehrte er in die Bodensee-Region zurück. Er widmete 1733 ein Werk dem Pfarrer von Wasserburg bei Lindau. Weiter nach Bayern, wo er dem Propst des Chorherrenstifts Habach am Staffelsee ein Werk zueignete. Propst Anton Kajetan von Unertl (1685–1753) hatte hohe Ämter in München inne; vielleicht konnte Rathgeber durch ihn sogar Kontakte zum Hof des bayerischen Kurfürsten knüpfen. Anschließend lebte er für einige Zeit im Benediktinerkloster Scheyern. Sicherlich wird er von dort aus seinen Verleger Johann Jakob Lotter in Augsburg besucht haben.

1734 finden wir Rathgeber im Reichsstift St. Emmeram zu Regensburg, heute Schloß der Fürsten Thurn und Taxis. Wohl auf der Donau reiste Rathgeber nach Osten. Er besuchte die Benediktinerabtei Niederaltaich bei Deggendorf, wo, wie in Banz, gerade der barocke Neubau im Gange war. Weiter ging es die Donau hinab, nach Kloster Melk. Auch dort wurde gerade die Klosteranlage erneuert.

Anschließend nahm der Abt des Zisterzienserklusters Heiligenkreuz Rathgeber als Gast auf, sei es in seinem Kloster im Wienerwald, sei es im Heiligenkreuzer Hof zu Wien oder sogar an beiden Orten. Gut vorstellbar, daß ihm dieser Prälat den Weg weiter nach Osten öffnete. Denn Heiligenkreuz hatte nicht nur ausgedehnte Besitztümer in Ungarn, der damalige Abt, Robert Leeb (1688–1755), stand

zugleich dem Kloster St. Gotthard in Westungarn vor. Im Oktober 1735 erreichte Rathgeber die ungarische Erzabtei Martinsberg-Pannonhalma, wo er aber nach zwölf Tagen mehr oder weniger hinausgeworfen wurde. Wodurch er sich den Unwillen des Erzabtes zugezogen hatte, weshalb er, nachdem er vor dem Konvent musiziert hatte, mit einem Mal als Schmarotzer galt, wissen wir nicht.

Rathgeber kehrte nach Wien zurück, wo er ein Werk dem Abt des Schottenklosters widmete. Dann zog er westwärts. Erwog er schon die Heimkehr nach Banz? Er besuchte das Benediktinerkloster St. Lambrecht in der Steiermark, dem ein Bamberger, Kilian Werlein (1677–1737), als Abt vorstand, und war zu Gast im Wallfahrtsort Mariazell, den die Benediktiner von St. Lambrecht seelsorgerlich betreuten.

Das war 1736. Dann verlieren wir Rathgeber aus den Augen. Wir wissen zwar, daß er ein 1736 oder 1737 erschienenenes Werk dem Prinzipal der Österreichischen Jesuitenprovinz gewidmet hat, aber nicht, wo er mit diesem zusammentraf: vielleicht in Wien, wo der Prinzipal residierte, vielleicht in Graz, wohin er des öfteren reiste, vielleicht in einem anderen Jesuitenkolleg. Am 2. September 1738, fast neun Jahre nach seiner Abreise, pochte Rathgeber wieder an die Banzer Klosterpforte.

Die Reise war ungemein bedeutsam für Rathgebers künstlerisches Leben. Etliche geistliche Werke entstanden in den neun Jahren, viel mehr als in seinen Klosterjahren. Auch erschienen die drei Bände seines profanen Werks. Mit seinen lebensfrohen Texten paßte es nicht recht zum mönchischen Stand, so daß der Verfasser nicht offen genannt wurde. Nur dem Kundigen verriet das „*Ohren-vergnügende und Gemüth-ergötzende Tafel-Confect*“, wer die Melodien geschaffen oder neu arrangiert hatte. Das „*Confect*“ sei „*aufgetragen und vorgesetzt Von einem Recht gut-meinenden Liebhaber*“, heißt es auf dem Titel, und dabei waren das „*V*“ in „*Von*“ und das „*R*“ in „*Recht*“ in einer anderen Type gedruckt: die Initialen des Urhebers Valentin Rathgeber.

Wir kennen die Werke der Jahre 1729 bis 1738, wir kennen etliche Stationen. Die Motivation Rathgebers für seine Reise aber kennen wir nicht. Von ihm selbst hat sich keine Aussage erhalten, und die spärlichen Informationen sind vage. Interpretationen besitzen wir erst aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Sie stammen von dem ehemaligen Langheimer Konventualen und Bamberger Bibliothekar Joachim Heinrich Jaeck (1777–1847) und dem einstigen Banzer Mönch und Schullehrerseminar-Inspektor Georg Ildephons Schatt (1774–1829). Beide waren keine Zeitgenossen Rathgebers mehr, so daß ihren Darstellungen nur begrenzt Gewicht zukommt.

Was war Rathgebers Reise für ihn selbst? War sie eine Bildungsreise? War sie eine Werbereise? Plante Rathgeber überhaupt von Anfang an eine derart weite Reise durch west- und süddeutsche Klöster, gar bis nach Ungarn? Oder stand am Beginn einfach nur Klostermüdigkeit, vielleicht ein konkreter, uns unbekannter Verdruß? Damit hängt eine weitere, kontrovers beantwortete Frage zusammen: Hat Rathgeber mit oder ohne Genehmigung seines Abtes Banz verlassen?

Genau da widersprechen sich die Autoren des frühen 19. Jahrhunderts. Jaeck meint: „*Sein musikalisches Talent war zu sehr aufgeregt, als daß es sich mit der stillen klösterlichen Ordnung befriedigen konnte.*“ Rathgeber habe den Abt um Erlaubnis zu einer Reise gebeten. Sie sei ihm versagt worden, darauf habe er das Kloster „*eigenmächtig*“ verlassen. Schatt hingegen schreibt lakonisch: „*In aeternum dimissus [...] per novem fere annos extra Monasterium vagatus est*“ – auf ewig fortgeschickt, sozusagen aus dem Kloster entlassen. Aber ein Kloster war kein Betrieb, der jemandem kündigen, kein Verein, der jemanden ausschließen konnte. Das Gelübde band auf Dauer, weder der Abt noch der einzelne Mönch konnte es lösen.

Daß ein Mönch sein Kloster auf Zeit verließ, war nichts Seltenes. Kilian Düring ist ein Beispiel. Um nur ein paar weitere aus Rathgebers Zeit zu nennen: Pater Bernhard Zimmermann († 1721) war lange Prior des Regensburger Schottenklosters, Cölestin

Weinig (1642–1712) versah die Pfarrei Saal an der Saale, Joseph Herdeegen (1654–1725) war Pfarrer in Zapfendorf, dann in Eltmann, Placidus Hubmann (1710–1762) unterrichtete als Hauslehrer die Kinder der Familie von Rotenhan. Freilich, ein Wanderleben wie Rathgeber führte keiner, und es wäre für einen Benediktiner des 18. Jahrhunderts auch untypisch gewesen; die Mißbilligung des Fürstbists von St. Gallen spricht für sich.

Daß ein Mönch aus seinem Kloster floh, kam im frühneuzeitlichen Franken immer wieder vor. Zwei Fälle aus dem Banz der Rathgeber-Zeit gibt es: P. Maurus Büchner (1679–1732) verließ, nachdem ihn 1709 der Abt als Prior abgesetzt hatte, das Kloster und wurde evangelischer Pfarrer im Coburger Land. Der aus Karlsbad stammende P. Anselm Hailer (1681–1740), ein begabter Musiker und Altersgenosse Rathgebers, erlangte im März 1711 die Erlaubnis, mit einigen anderen Mönchen spazieren zu gehen, verschwand im verschneiten Wald, rannte ins benachbarte Ausland, nach Sachsen-Coburg, wo ihn die vom Abt eilends hinterhergeschickten Häscher nicht mehr greifen konnten. Nach acht Monaten wandte er sich an den Würzburger Weihbischof, der die Heimkehr nach Banz vermittelte. Im März 1723 floh Hailer ein weiteres Mal, diesmal für fast zweieinhalb Jahre.

Wie verhielt es sich mit Rathgeber? Denkbar ist viel. Es gibt Indizien, mehr nicht. Für verbindliche Deutungen reichen sie nicht hin. In St. Gallen legte Rathgeber „*von seinem Kloster [...] litteras Dimissoriales*“ vor, eine Genehmigung zum Verlassen von Banz, was auf die Erlaubtheit der Reise hindeutet. Der Kontakt zu Banz verlor sich freilich, denn im Protokoll der Abtwahl vom Januar 1731 heißt es, Rathgeber habe in den eineinviertel Jahren seit seinem Fortgang nichts von sich hören lassen. Auch diese Notiz gilt es ernst zu nehmen. Wir müssen die Fragen zu den Motiven und näheren Umständen der Reise also offen lassen.

Die letzten Lebensjahre

1738 kehrte eine Größe des süddeutschen Musiklebens nach Banz zurück, freilich in

der gebotenen Bescheidenheit. Rathgeber führte sich mit einem musikalischen Werk ein: Heimgekommen als „*frater humilis*“ (demütiger Bruder), widmete er sein op. XIX dem Banzer Abt Gregor Stumm (1693–1768). Sein erstes Werk habe er einem Banzer Prälaten zugeeignet, und dieses solle sein letztes sein.

In Wahrheit publizierte er weiter. 1739 und 1741 verlegte Lotters Witwe 36 Offertorien. 1743 und 1750 brachte ihr Sohn Johann Jakob Lotter jun. (1726–1804) – bekannt als Verleger von Leopold Mozart – 60 „*Schlagarien*“ heraus. Es handelte sich dabei um „*Galanterie-Stücke*“ für Schlaginstrumente – Orgel, Cembalo oder Clavichord –, zugeschnitten für den „*Liebhaber*“, den musikalischen Amateur, zu spielen im privaten Rahmen wie in der Kirche.

Von Rathgebers Leben im Kloster seit seiner Rückkehr wissen wir wenig aus zeitgenössischen Quellen. Erst in einer biographischen Skizze von 1814 lesen wir, Rathgeber sei anfangs „*in ein unterirdisches Gefängnis [...] gesperrt*“ worden, habe bei einem Bamberger Franziskaner eine Generalbeichte und vor dem Konvent ein neuerliches Ordensgelübde abgelegt und sei nach 14 Tagen der Haft entlassen wurden. 56 Jahre alt, war Rathgeber wieder ein ganz normaler Mönch in Banz.

Er litt in seinen letzten Lebensjahren an Krankheiten, wohl namentlich an der Gicht. In Kissingen suchte er im Sommer 1744 Linderung. Valentin Rathgeber starb am 2. Juni 1750 im Kloster nach einer halbjährigen Lähmung, vielleicht der Folge eines Schlaganfalls. In der Gruft unter der Kirche wurde er beigesetzt. Sein Begräbnisplatz ist nicht mehr zu identifizieren, aber nicht, wie phantasiert worden ist, weil irgendjemand „*die Aufschrift auf seiner Grabstätte aus Neid und Mißgunst bewußt ausgekratzt*“ hätte. Der Raum war begrenzt, so daß die Bestattungsnischen regelmäßig wiederbelegt wurden, die von Rathgeber ebenso wie die seiner meisten Mitbrüder. Bis vor kurzem erinnerte in Banz, jedenfalls an allgemein zugänglichen Orten, nichts an Rathgeber.

Zur Bedeutung des Komponisten Rathgeber

Rathgebers Musik ist geblieben. Allein an gedruckten Werken hinterließ er 520 Kompositionen, davon drei Viertel geistliche: 164 Offertorien (Musik zur Gabenbereitung), 61 Antiphonen, 42 Messen, 36 Hymnen usw. Erasmus Gaß zählt fast 10.000 Druckseiten Musik. Rathgebers Werke wurden in ganz Süddeutschland, Österreich, der Schweiz gekauft und aufgeführt, dazu in Ungarn, in der Slowakei, in Polen.

Seine Popularität gründet in der Einfachheit seiner Werke. Nicht für die Aufführung in Kathedralen oder Hofkirchen an Hochfesten seien sie bestimmt, schrieb er in der Vorrede zu seinen 1721 veröffentlichten Messen, auch weniger gebräuchliche Instrumente seien nicht vorgesehen. Er orientierte sich an den Möglichkeiten ländlicher oder kleinstädtischer Pfarrkirchen. Es ging ihm darum, dort an Sonn- und Festtagen qualitätvolle Musik zu bieten. Rathgeber schrieb nicht für höfische Virtuosen, nicht für großstädtische Interpreten, nicht für große Orchester. Seine Musik war bestimmt für den Organisten einer Landkirche, für den Stadttürmer mit seinem kleinen Streicherensemble, für den Schulmeister, nicht zuletzt für den Musikdilettanten. Rathgeber wurde so zum Schöpfer oder wenigstens Mitschöpfer eines neuen kirchenmusikalischen Typus, der „*missa ruralis*“ („ländlichen Messe“).

„*Brevitas*“, „*facilitas*“, „*suavitas*“ nannte er selbst als seine Grundsätze: Kürze – Einfachheit, Aufführbarkeit – Gefälligkeit, Eingängigkeit. Rathgeber hat nicht komplizierte Fugen gezirkelt, nicht für ein Virtuosentum komponiert. Gerade durch die Schlichtheit und durch seine prägnante Melodik wies er aber in die Zukunft. Er wandte sich ab „*von der kunstvoll-polyphonen, ‚gearbeiteten‘ Schreibweise*“, so 1995 Franz Krautwurst, hin zu „*mehr Homophonie und ‚Natürlichkeit‘*“, „*knappe und überschaubare Formen sowie [...] kantable und einprägsame Melodik*“ prägten sein Werk und machten es beliebt.

Rathgeber war ein Zeitgenosse Bachs (1685–1750). Rathgeber ihm gegenüberzu-

stellen, wird unserem Banzer Mönch nicht gerecht – es hieße Äpfel mit Birnen vergleichen. Eher wird man Rathgeber als süddeutsches Gegenstück zum etwa gleichaltrigen Hamburger Musikdirektor Georg Philipp Telemann (1681–1767) sehen können – und mit ihm als Vorläufer der Klassik.

Rathgebers Nachruhm

Abt Gregor Stumm, der 1731, in Rathgebers Abwesenheit, mit knapper Mehrheit gewählt wurde, verwandelte in seiner 37-jährigen Amtszeit Banz in ein modernes geistiges Zentrum. Rathgeber erlebte den Beginn dieser Entwicklung mit. Als Hort der katholischen Aufklärung erlangte Banz, Jahrzehnte nach Rathgebers Tod, Ruhm in der gebildeten Welt; aus dem ganzen deutschsprachigen Raum reisten Gelehrte hierher, um sich mit den vielseitig forschenden Mönchen auszutauschen. Der Glanz der aufgeklärten Abtei überstrahlte im späten 18. Jahrhundert den Ruhm Rathgebers. Mag er durch seine eingängigen Werke auch Wegbereiter einer neuen musikalischen Epoche geworden sein – das Gedenken an ihn verblaßte. Um 1800 wurden in Banz Werke von Bamberger Komponisten sowie eines Banzer und eines Langheimer Mönchs aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gespielt, jedoch wohl nicht mehr Rathgeber.

Es gebe in- und außerhalb Deutschlands keinen Chor, schrieb 1821 der frühere Banzer Mönch Georg Ildephons Schatt, der nicht durch Rathgebers Kompositionen Gott und den Heiligen zum Lob singe längst über das Grab des Verstorbenen hinaus.³

Aber das war, wie es scheint, mehr Wunsch als Wirklichkeit.

Immerhin, in manchem Kloster, in Kremsmünster etwa, oder auch am bayerischen Hof führte man Rathgeber nach 1800 noch auf. Insgesamt aber fiel er dem Vergessen anheim. Als der Cäcilianismus seit den 1870er Jahren eine Erneuerung der katholischen Kirchenmusik brachte, zumal den polyphonen Kirchengesang wiederentdeckte, als die Streicher und sonstigen Instrumentalisten in der Kirche ausgedient hatten – der Organist allein ausgenommen –, da war Rathgeber endgültig un-

zeitgemäß. Er galt als zu heiter für den Kirchenraum. So wie man die fröhlichen Appiani-Putten in Vierzehnheiligen als unschicklich übermalte, verstaubten die Rathgeber-Noten.

Das Bild eines seichten Vielschreibers zeichnet der angesehene Musikhistoriker Robert Eitner (1832–1905), der 1888 den Rathgeber-Artikel für die Allgemeine Deutsche Biographie schrieb. Wenig Handfestes steht da: der Herkunftsort Oberelsbach, der Zeitpunkt der ersten und der letzten Veröffentlichung, der Verleger. Rathgeber sei „*einer der fruchtbarsten Kirchencomponisten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts*“, meinte Eitner – und münzte diesen Befund in einen Vorwurf um: „*Es war die Zeit der kleinen Geister [...]. Kirchenmusik wie Opernmusik wurden wie aus dem Ärmel geschüttelt.*“ Man frage sich, so Eitner, „*ob diese Zeit unsere Bewunderung oder unsere Verwunderung hervorrufen soll.*“ Die Tendenz zur Verwunderung war überdeutlich. Das Tafelkonfekt galt zu jener Zeit als „*gewöhnliche Unterhaltungsmusik*“.

Erst im frühen 20. Jahrhundert erkannte die Musikwissenschaft die Bedeutung des Tafelkonfekts für die Entwicklung des Sololiedes und ermittelte zugleich Rathgeber als den Urheber. Die Neuauflage erst von Teilen, 1942 des ganzen Tafelkonfekts trug dazu bei, Rathgeber wieder populär zu machen. Einzelne Schlagarien wurden 1932/33 veröffentlicht, mehrere Messen sind als moderne Edition verfügbar. Doch gerade das kirchenmusikalische Werk spielt heute kaum noch eine Rolle; zu sehr haben sich liturgische Praxis und die Vorstellungen von Musik im Gottesdienst gewandelt. Was Banz angeht, so kommt P. Martin Kuhn (1910–1974) von der Gemeinschaft von den heiligen Engeln – 1933 bis 1978 Eigentümerin der einstigen Klosteranlage Banz – das Verdienst zu, Rathgeber vor Ort „wiederentdeckt“, ihn an seiner Wirkungsstätte wieder aufgeführt zu haben.

Rathgeber, vorübergehend vergessen, zeitweilig verschmäht, ist heute mehr denn je musikalisch präsent; nicht zuletzt die unermüdliche Valentin-Rathgeber-Gesellschaft in Oberelsbach hat Verdienste darum. Rathge-

ber ist freilich nicht in den Konzerthallen zu hören, denn dorthin passen seine Werke nicht. Für die Säle, für die Dome, für die großen Kirchen mit ihrem üppigen Musikleben schrieb er nicht. Er war der Komponist der kleinstädtischen und dörflichen Welt und ihrer Musiker. Das Tafelkonfekt war für den Salon, vielleicht sogar für die Wohnstube bestimmt, es war gedacht nicht für den Virtuosen, sondern für den ambitionierten Laien.

Rathgebers Musik nimmt sich zurück; sie sieht auf die Praxis, ist auf Breitenwirkung gerichtet. Diese Art zu komponieren entsprach seinen Gaben, sie war dem ersehnten Absatz geschuldet – und doch scheint hinter seinem künstlerischen Tun der ausdrückliche Wunsch gestanden zu haben, qualitätvolle Musik auch für die sogenannten „einfachen“ Leute zu schaffen.

Die Musik Rathgebers hat mithin eine die-nende und eine soziale Seite – ein guter Grund für den Rotary Club Obermain, dem Komponisten ein Denkmal zu setzen. Sein Platz, markant und doch nicht dominant, ist mit Bedacht gewählt. Er ist nahe der Kirche, in der Valentin Rathgeber gewirkt hat, und zugleich hat man vom Standort den Blick in die Ferne. So spiegelt der Ort die Spannung im Leben Rathgebers, des weltabgewandten Mönchs und des publikumsorientierten Ton-künstlers, wider.

Ausgewählte Literatur:

- Dippold, Günter: Zur „Geniereise“ Valentin Rathgebers, in: Vom Main zum Jura. Heft 5 (1988), S. 33–42.
- Dippold, Günter: Kloster Banz. Natur, Kultur, Architektur. Staffelstein 1991.
- Dotzauer, Wilfried: Die kirchenmusikalischen Werke Johann Valentin Rathgebers. Phil. Diss. Erlangen 1976.
- Gaß, Erasmus: Rathgeber als Kurgast in Kissingen im Jahr 1744, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 60 (2008), S. 162–177.

Gaß, Erasmus und Berthold: Johann Valentin Rathgeber (1682–1750). Leben – Werk – Bedeutung. Eine Wanderausstellung der Valentin-Rathgeber-Gesellschaft e. V. anlässlich des 325. Geburtstags. Oberelsbach 2007 (Musica Buchonia 1) (mit umfassender Bibliographie S. 225–236).

Gaß, Erasmus und Berthold (Hrsg.): Rathgeber im Kontext. I. Internationales Rathgeber-Symposium am 3. Juni 2007 in Oberelsbach. Festschrift für Franz Krautwurst zum 85. Geburtstag. Oberelsbach 2008 (Musica Buchonia 2).

Krautwurst, Franz: Valentin Rathgeber OSB (1682–1750), in: Fränkische Lebensbilder. Bd. 14. Neustadt a.d. Aisch 1991, S. 141–161; Ndr. in ders.: Franconia cantat. Fränkische Musikgeschichte in Lebensbildern aus sechs Jahrhunderten. Hrsg. von Friedhelm Brusniak. Würzburg 2006 (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte IX, 51), S. 63–83.

Krautwurst, Franz: Neues zur Lebens- und Rezeptionsgeschichte Valentin Rathgebers OSB (1682–1750), in: Musik in Bayern 50 (1995), S. 45–57.

Schatt, Georg Ildephons: Lebens-Abriß des Hochwürdigen und Hochwohlgebornen Herrn Gallus Dennerlein Abten und Prälaten des aufgelöbten Benedictiner-Stifts Banz. Bamberg–Würzburg 1821.

Wendehorst, Alfred: Die Benediktinerabtei St. Petrus und St. Dionysius in Banz. München 2009 (Materialien zur Bayerischen Landesgeschichte 23).

Anmerkungen:

- ¹ Die Redeform ist weitgehend beibehalten, für den Druck sind jedoch ortsbezogene und tagsaktuelle Elemente beseitigt.
- ² „Quantum vero genus est monachorum quod nominatur gyrovagum, qui tota vita sua per diversas provincias ternis aut quaternis diebus per diversorum cellas hospitantur, semper vagi et numquam stabiles, et propriis voluntatibus et gulae illecebris servientes.“
- ³ „Nullus tam in quam extra Germaniam chorus musicus est, qui non compositionibus ejus Deo et Sanctis laudes concinit diutissime post defuncti nostri funus duraturas.“

Pionier und Meister des modernen Kirchenbaus – Zum 100. Geburtstag des Würzburger Dombaumeisters Hans Schädel

von
Alexander von Papp

Reich und großartig ist, was Hans Schädel für den modernen Kirchenbau und für seine fränkische Heimat geleistet hat. Sein „*ebenso erstaunlicher wie einmaliger Weg*“⁴¹ brachte den Würzburger Baukünstler auf die Tribüne der führenden Architekten Deutschlands, in die Avantgarde des Nachkriegs-Kirchenbaus im Geiste des 2. Vatikanischen Konzils und in die Nachfolge der größten fränkischen Baumeister. In einer Epoche des Aufbruchs in vielen gesellschaftlichen Bereichen verkörperte Schädel den Aufbruch im Kirchenbau. Sein architektonisches Schaffen fand in Fachkreisen weltweit Anerkennung und lenkte damit auch Aufmerksamkeit auf die Weinbaugemeinde Randersacker bei Würzburg, wo Schädel am 14. Februar 1910 geboren wurde. Hier blieb er, so viel und so weit ihn auch Erkenntnissuche, Schaffensdrang und Wertschätzung anderer Kulturen in die Welt führten, zeitlebens verwurzelt und zu Hause.

Wer die mainfränkischen Landschaften bereist, trifft an vielen Orten auf Kirchen, insgesamt 62, die Hans Schädel konzipiert, geplant, gebaut und als markante Wegzeichen gesetzt hat, häufig mit Pfarrzentren, Gemeinderäumen und Pfarrhäusern verbunden. Darüber hinaus schuf er von Berlin bis Augsburg und von Passau bis Trier in elf anderen Diözesen weitere 21 Kirchen sowie noch sechs Kirchen in Südafrika, Indien und Irland. Mit ihnen hat er das Bild des modernen Kirchenbaus nach dem Zweiten Weltkrieg schöpferisch mitgeprägt. Diese „*Schädelstätten*“ sind nach wie vor Ziel von Besuchern, die sich immer wieder inspirieren und begeistern lassen von Bauwerken, in denen Architektur, Einordnung in die Umgebung, spirituell-liturgischer Geist, gemeindliche Notwendigkeiten sowie künstlerische Ausstattung²

einen geradezu symphonischen Einklang erreichen. Dazu erläuterte der Architekt selbst einmal in einem Vortrag „Kirchenbau aus einer erneuerten Liturgie“, es sei sein Bestreben gewesen, „*die liturgischen Voraussetzungen in bauliche Gestalt umzusetzen. Dabei waren auch außerliturgische Faktoren zu berücksichtigen: die städtebauliche und landschaftliche Situation, die verfügbaren Materialien (und Finanzen) sowie die Gegebenheiten der Gemeinde, woraus sich die so verschiedenen Gestalten meiner modernen Kirchen begründeten.*“

Schädels beeindruckendes Gesamtwerk resultiert aus einem hervorragenden fachlichen Können und einem ungeheuren Schaffenswillen. Beides gründete sich auf eine besondere künstlerische Begabung, eine solide Ausbildung im Handwerklichen und dann in der Architektur, eine außerordentliche schöpferische Intuition, eine nahezu unerschöpfliche Phantasie und eine große assimilierende Fähigkeit, mit der er Beobachtungen und Anregungen, z.B. bei Reisen (nicht zuletzt in die Welten des Ostens und des Südens) in neue eigene Ideen umformen konnte.

Außerordentlich war auch seine schöpferische Kraft. Sie kam ihm vor allem aus seiner tiefen Verwurzelung in seiner Heimat, aus seinem lebendigen Glauben und insbesondere aus seiner Familie mit den fünf Kindern, fünfzehn Enkeln und neunzehn Urenkeln zu. Beigetragen haben zu der kaum vorstellbaren Fülle seiner Bauwerke nicht zuletzt auch vorzügliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sowie namhafte Architekten und Künstler, die er zur Mitarbeit gewann und mitriß. Am Ende freilich kennzeichnet alle Bauten durchgehend eine Signatur: *Hans Schädel*.

Vom Steinmetz zum Stadtplaner

Nach seiner Schulzeit begann Hans Schädel eine Lehre als Steinmetz, die er 1927 als Geselle und 1931 als Meister abschloß. Das persönliche Erleben der großen Arbeitslosigkeit



Abb. 1: Hans Schädel (re.) mit Architekt Friedrich Ebert, einem langjährigen Mitarbeiter.
Photo: Hans Heer.

im Gefolge der Weltwirtschaftskrise bestärkte seine persönliche Bescheidenheit, die ihn zeitlebens, selbst in den Jahren des inneren Wachstums und des großen Erfolges zutiefst prägte und später in der Beschränkung auf das Notwendige und Wesentliche auch in seinen Kirchenbauten eine kühne Einfachheit zur Wirkung brachte. Mit der Arbeit als Steinmetz finanzierte er ab 1928 ein Studium der Architektur an der Höheren Technischen Lehranstalt in Nürnberg. Bereits in dieser Zeit baute er erstmals mit an einer Kirche: in Sandberg in der Rhön. Das Abschlußexamen absolvierte er im Februar 1933 mit Auszeichnung.

In der andauernden Arbeitslosigkeit fand er eine Stelle als Bauführer im Straßenbau und bald darauf in einem renommierten Würzburger Architekturbüro. 1934 trat er in den Dienst der Stadt Würzburg. Als Angestellter und ab 1937 als Bauinspektor war er im Hochbauamt, wie ihm Oberbürgermeister Pinkenburg später bescheinigte, „an der Planung und Durchführung zahlreicher Um- und Neubauten beteiligt“. Weinstube des Bürgerspitals, städtische Wohnblöcke in

Zellerau, Sanderau und Grombühl, Bertholdsschule im Frauenland, Jugendherberge, Umbauten am Rathaus, Bau der Schulbaracken am Kirchbühl und des Lagers für den Reichsarbeitsdienst am Bahnhof Zell usw.

1938 wurde Schädel „Stadtbaumeister“ im Stadtplanungsamt. Als „erster Mitarbeiter“ von Stadtbaurat Hubert Groß arbeitete er an den „für Würzburg besonders schwierigen Aufgaben“: u.a. Wirtschaftspläne 1939 und 1942 sowie „Vorentwürfe und Voruntersuchungen zur Stadtneugestaltung in den Jahren 1939, 1941 und 1942“. Seine Hauptaufgaben aber sind „Bebauungspläne für zahlreiche Stadtteile, städtebauliche Einzeluntersuchungen für Frauenland, Bahnhofplatz, Verkehrsplatz am Eingang zum Leisengrund u.v.a. sowie Überarbeitungen von Planeingaben privater Bauwerber, die den Anforderungen nicht entsprochen haben“ – so OB Pinkenburg 1945 im Arbeitszeugnis.

Dabei zeigte Hans Schädel bereits viele der besonderen Fähigkeiten, die später seinen Kirchenbau auszeichnen. So erkannte der Oberbürgermeister unter anderem ausdrücklich den „ausgesucht guten Geschmack“ Schädels an. Seine städtebauliche Planungsarbeit entsprang einer konsequenten Entwurfsmethodik. Als Architekt und Stadtplaner – für ihn ein ganzheitliches Denken – betrachtete er die Stadt immer als Ganzes. Einzelplanungen und Einzelgebäude waren für ihn stets eingeordnet in die ganze Stadtgestalt. Nicht nur Architektur, sondern auch die Stadtgestaltung war für ihn zuvorderst künstlerische Disziplin – Stadtbaukunst eben. Ganz im Sinne der Kunsttheorie von Alberti, nach der ein vollkommenes Kunstwerk so beschaffen sein muß, daß niemand etwas hinzufügen oder wegnehmen kann, ohne das Ganze zu gefährden.

Schmerzhaft empfand Schädel das – gerade in der Wiederaufbauphase – oft gedankenlose Umgehen mit dem baulichen Erbe früherer Generationen. Dabei war er durchaus gegen die Mumifizierung von „Denkmälern“ und für die aktive, zeitgemäße Nutzung des Überkommenen, wie er später bei den Umbauten und Erweiterungen historischer Kirchen mit großem Geschick beweist. Dann wird ihm immer wieder „größtes künstlerisches Einfühlen in die

gegebenen Verhältnisse“ bescheinigt werden.³ Ein Antrieb für seine architektonischen Ideen und Überlegungen war stets auch der Ortsbezug, der „genius loci“: die Sensibilität für die Bedingungen des Bau-Umfeldes. Das alles „fließt später in die städtebauliche Einordnung seiner Kirchenanlagen deutlich und ihn auszeichnend ein, wie auch seine Verwurzelung mit der fränkischen Heimat die für ihn typische landschaftliche Einbindung seiner Kirchen beeinflussen wird.“⁴

Der Weg zum Kirchenbaumeister

Von Jugend auf hatte sich Hans Schädel stark mit seinem katholischen Glauben sowie mit Fragen der Liturgie beschäftigt. Das führte ihn auf die Burg Rothenfels, zur Liturgischen Bewegung um Romano Guardini und zur diesbezüglichen Pionierarbeit des Quickborn. Dort lernte er Persönlichkeiten von hohem geistigen Rang kennen, u.a. auch den Architekten Rudolf Schwarz. Dort schloß er 1938 die Ehe mit Anna Henneberger, die aus einer Winzerfamilie seines Heimatortes Randersacker stammte. Fünf Kinder bereicherten im Laufe der Jahre diese Ehe. In Rothenfels erlebte er frühzeitig alternative Feiern des Gottesdienstes, die in ihm Visionen für dazu passende Formen des Kirchenraumes weckten. Auf der anderen Seite zeichnete sich für ihn ab, daß kirchliches Leben sich zunehmend in Gruppenarbeit ausdrücken wird, wozu entsprechende kirchliche Räume notwendig werden, z.B. in Form von Gemeindezentren, um die er später seine Kirchenbauten in vielfältiger Weise ergänzte.

Die Rothenfelser Begegnungen und die dort besprochenen Ideen bewogen ihn, die Arbeit bei der Stadt Würzburg aufzugeben und in den Dienst der Kirche zu treten. Diesen Schritt vollzog er gleich nach Kriegsende. Würzburgs Innenstadt war kurz davor am 16. März 1945 völlig zerstört worden. Den Stellungswechsel hatte die amerikanische Stadtkommandantur zu genehmigen, die damit zugleich die obligatorische „NS-Überprüfung“ verband. In seinen „Erinnerungen“ schrieb Schädel: „Der amerikanische Kommandeur sprach mich sehr schnell frei und genehmigte meinen Austritt bei der Stadt, allerdings unter der Bedingung, daß ich auch noch den Wiederaufbau und Neubau

der städtischen Versorgungseinrichtungen (Wasserwerke, Gaswerk, Elektrizitätswerk, Straßen) zu planen hätte,“ was allerdings aufgrund der Umstände nicht mehr durchgeführt wurde.

Noch im Juni 1945 begann Schädel den kirchlichen Dienst. Die Diözese hatte noch kein eigenes Bauamt. Sie beauftragte ihn zunächst als Privatarchitekten, im ausgebrannten Würzburg die beiden größten Kirchen Dom und Stift Haug zu sichern, zu überdachen, sowie „die Kirchen in Würzburg und Umgebung wiederaufzubauen, soweit sie mit dem Fahrrad erreichbar sind.“ Bei sich zu Hause in Randersacker betreibt der Architekt sein „Baubüro“ in bescheidenen Anfängen.

Am 1. Januar 1946 wird er Leiter des neu geschaffenen Bischöflichen Bauamtes. Er soll die zerstörten Kirchen im Bistum wiederaufbauen und die gesamte Diözese baulich, denkmalpflegerisch und künstlerisch betreuen. Zunehmend werden auch in den bald wachsenden und neuen Siedlungen mehr Kirchen notwendig. Diese besondere Situation der Nachkriegszeit – das geistig-künstlerische Vakuum nach zwölf Jahren Nazi-Regime, die Zwänge von raschem Wiederaufbau und wachsendem Neubedarf sowie das Fehlen einer theologisch-liturgischen Konzeption für den Kirchenbau – spielte Hans Schädel eine Aufgabe zu, die sowohl im Ausmaß als auch in der Bedeutsamkeit für einen Architekten eine „Sternstunde“ ergab.

Pionier des modernen Kirchenbaus

Denn für Schädel war Kirchenbau mehr als „eine dankbare Aufgabe für Architekten“. Er wollte mit den Mitteln der Architektur einen aus dem Alltag herausgehobenen Raum des Heiligen schaffen, die Kirche „um die Liturgie herum bauen“. Geistige und argumentative Unterstützung boten die von Künstlern, Kunsthistorikern, Architekten und Theologen geführten Debatten und Tagungen über „neue christliche Kunst“ sowie die im evangelischen Bereich schon lange vorhandenen und im katholischen Bereich nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzenden Diskussionen über die theologischen Grundlagen des Kirchenbaus: Wie können das „geistliche Geheimnis“, das

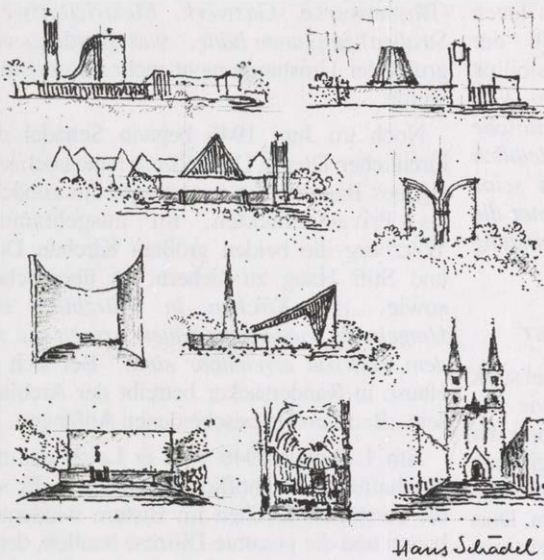


Abb. 2: Schöpferische Kraft: einige Beispiele der für Hans Schädel typischen Entwürfe.

„Wesen der Kirche“ und die „besondere Gestalt der christlichen Gemeinde“ in Kultraum und künstlerische Aussagen umgesetzt werden?⁵ Architektonische und künstlerische Impulse gaben neben vielen anderen Projekten auch die von Le Corbusier gebaute moderne Wallfahrtskirche in Ronchamp (1952/54) und die davon angestoßenen Fachdebatten, z.B. ob Kirchenbau in solcher Formensprache angemessen sei.

Schädel sah sich also hineingestellt in sehr heftige und gegensätzliche Auseinandersetzungen über sakrale Kunst und modernen Kirchenbau, in denen sich Verfechter von traditionellen, z.T. rückwärts gerichteten religiösen Denkweisen⁶ und kirchliche Erneuerer gegenüberstanden. Zu Hause in Würzburg aber sagte ihm sein Bischof, Matthias Ehrenfried: „In meiner Diözese werden die neubarocken Kirchen das große Vorbild des Kirchenbaus bleiben“.

So muß er sich in Franken seinen Weg als Kirchenbauer selbst bahnen. Es wird ein langer, etappenreicher, fruchtbarer und auch leidvoller Weg, ein Weg auch der Zweifel und des Ringens. Als Architekt hatte er „seine

Vorstellungen vom guten und richtigen Bauen“ (Franz Meunier) und ein „sicheres Raum- und Formgefühl“ (Hugo Schnell). Als Katholik war er ein tiefgläubiger Mensch, der freilich wußte, daß Kirche und Kirchenbau nicht nur von der Vergangenheit leben können. Seinem liturgischen Verständnis entsprach nicht das traditionelle Gegenüber von Priester vorne am Altar und Gemeinde hinten im Kirchenraum – wie es das seit einem Jahrtausend vorherrschende „Langhaus“ baulich verkörpert, sondern die im Gottesdienst um den Altar gescharte, aktiv feiernde Gemeinde, ideal verwirklicht in einem „Zentralbau“ mit dem Altar in der Mitte.

Auf dieses Ziel richtete er von Anfang an seine Kirchenarchitektur aus. In einem langen Ringen versuchte er, die Form des Langhauses zu durchbrechen und die *Einheit*

von religiösem Geschehen, vermittelndem Priester und feiernder Gemeinde baulich herzustellen und auszudrücken. Als geradezu schicksalhafte Fügung erwies sich da das Zusammentreffen mit Julius Döpfner, der 1948 Bischof von Würzburg wurde (bis 1957) und Schädel architektonische Pläne förderte. Viele gemeinsame Gespräche, an denen auch der Benediktiner P. Dr. Urban Rapp, Kunsthistoriker, maßgeblich beteiligt war, ermöglichten ihm jetzt neue Wege der künstlerischen Formung und Ausgestaltung seiner Kirchen.

Während andernorts z.B. abgelehnt wurde, „moderne“ oder gar „glaubensferne“ Künstler beim Kirchenbau zuzulassen, war es für Schädel wichtig, beim jeweiligen Objekt die besten Künstler einzusetzen. So trat er bereits Anfang der 1950er Jahre mit St. Alfons in Würzburg (1952/54), mit dessen Bauform und großem Chorwandbild der Apokalypse von Georg Meistermann, für lange Zeit in den Mittelpunkt der Diskussion über modernen Kirchenbau. Julius Döpfner rechnete später, als Kardinal in München, „das Kirchenbauen zu den kostbarsten Erinnerungen meiner fränki-



Abb. 3: St. Alfons in Würzburg: Der Kirchenbau von 1952/54 wie auch das monumentale Chorbauwand-Fresko von Georg Meistermann waren nicht einfach zu bewältigen und gehören zum Besten, was Kunst und Architektur der Nachkriegszeit in Deutschland geschaffen haben. Photo: J. Schädel.

schen Jahre. Ich hatte das Glück, hervorragende Mitarbeiter zu haben und Künstler zu finden – ich nenne stellvertretend nur Diözesanbaumeister Hans Schädel – mit denen in dieser einmaligen Zeit auch neue, mutige Ansätze gewagt werden konnten.“⁴⁷

So entwickelte sich im Bistum Würzburg eine Lebendigkeit im Kirchenbau, die weithin Zeichen setzte, vielen Gemeinden einen neuen, unverwechselbaren Akzent gab, Mainfranken deutschlandweit Rang und Namen einbrachte und Hans Schädel „in die Reihe der großen Baumeister des modernen Kirchenbaus stellt.“⁴⁸ Es war ein folgerichtiger architektonisch-

künstlerischer Weg, den Hans Schädel in mehreren Schritten vorwärts ging: schon bei den ersten Objekten 1946/47 versuchte er, nicht nur wiederaufzubauen, sondern die alte „Wegkirche“ weiterzuentwickeln. Dies erkannte auch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege an, das 1949 zur wiederaufgebauten Kirche von Osthausen bei Aub schrieb: „Die Kirche ist wohl eine Rekonstruktion und kann doch als eine völlige Neuschöpfung des Architekten Schädel angesprochen werden. ... Die neuesten Planungen versprechen gleichfalls Leistungen, die weit über das allgemeine tektonische Können hinausgehen.“

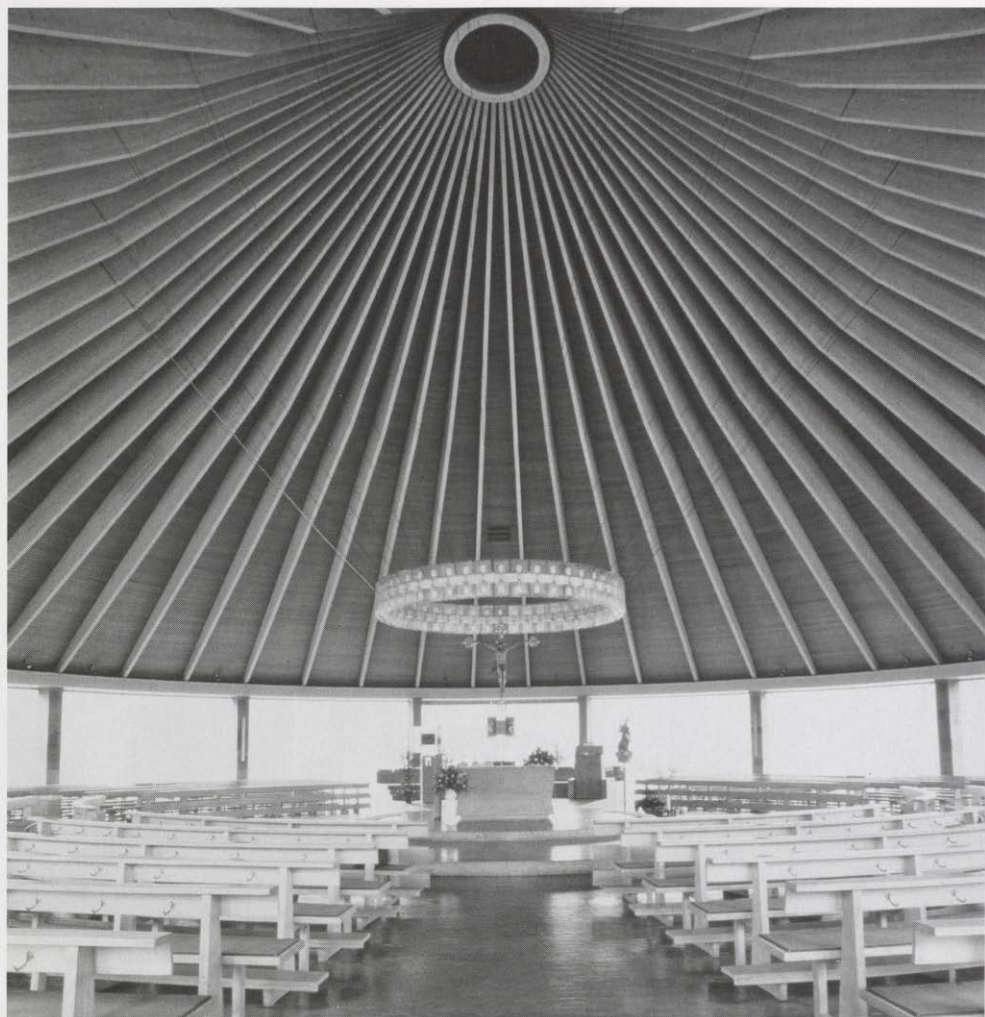


Abb. 4: Ein Höhepunkt im Schaffen von Hans Schädel: Mit dem Rundbau von St. Peter u. Paul in Wombach bei Lohr (1963/65) konnte er seine Bauideen am konsequentesten verwirklichen.
Photo: J. Schädel.

Dem Zentralbau näherte sich Schädel, beginnend bei St. Alfons, über Trapez-, Dreiecks- und Kleeblattformen (z.B. in Kleinheubach, Hasloch, Rück-Schippach, Kälberau), bis – nach dem Konzil – kreisförmige Rundkirchen als Höhepunkt möglich wurden (z.B. Wombach bei Lohr, Andernach, Berlin)⁹. Es ist „ein Weg, der eine Unsumme von Erfahrungen einschließt; jeder Bau eine Stufe im Ringen um die geistige, liturgische und architektonische Gestalt des heutigen Kirchenbaus.“¹⁰ Als Julius Döpfner Würzburger verließ und Bischof in

Berlin wurde, „hat sich Schädel durchgesetzt; auch in seiner Heimatdiözese ist der Streit über sakrale Kunst ausgestanden.“¹¹

Dombaumeister

So außerordentlich umfangreich und verdienstvoll dieser Kirchenbau ist, im Mittelpunkt des geistig-künstlerischen Schaffens von Hans Schädel stand immer der Wiederaufbau und die Vollendung des Würzburger Doms – die „Mitte“ seines

Wirken, ein 20jähriges Ringen um die beste Lösung. Schon nach der Bombennacht des 16. März 1945 fuhr der noch amtierende Stadtplaner *„um fünf Uhr früh mit dem Fahrrad in die brennende Stadt, wo ich versuchte, mich bei den Leitern der Löschzüge zu melden. Der Dom war in seinen wesentlichen Bestandteilen, den Altären, Stühlen, Bänken und Bildern ausgebrannt. Einzelne Reste, wie Altarblätter oder die Riemenschneidermadonna waren noch vorhanden. Die Madonna wurde noch am selben Tag von einem Unbekannten entwendet.“*¹²

Im Juni 1945 beauftragte ihn die Diözese mit dem Wiederaufbau des Kiliansdoms. Es begannen die Aufräumarbeiten, doch am 20. Februar 1946 richtete ein Einsturz noch schlimmere Zerstörung an¹³ und veränderte völlig die Bedingungen. Zuvor war die Wiederherstellung des Doms (Eigentum des Freistaates Bayern) vornehmlich als denkmalpflegerische Aufgabe betrachtet worden. Jetzt gab es eine grundlegend neue Ausgangssituation – und rasch höchst gegensätzliche Auffassungen. Mit der Ernennung Döpfners zum Bischof (1948) setzten die Planungen für den neuen Dom ein. Die Arbeiten wurden aber durch das von Döpfner angesichts der Wohnungsnot ausgegebene Motto *„Wohnungsbau ist Dombau“* sehr in die Länge gezogen. (Schädel widmete u.a. viel Engagement der Gründung und Entwicklung des St. Bruno-Werks für den Wohnungsbau.) 1954 wurde ein Wettbewerb für die Neugestaltung des Dom-Innenraumes unter sieben deutschen Architekten ausgeschrieben. Die Ergebnisse befriedigten nicht. Am Ende gab der Freistaat als Bauherr den Auftrag zur weiteren Bearbeitung an die Architekten Hans Döllgast (München) und Hans Schädel, der dann über die Jahre viel schöpferische Kraft auf dieses Werk konzentrierte. 1956 ernannte ihn die Diözese zum Dombaumeister.

In der Folge entwickelte sich eine weit über Würzburg hinausgreifende Auseinandersetzung über den „richtigen“ Weg: Wiederherstellung des „alten“, bis 1945 bestehenden barocken Aussehens oder „Romanisierung“, also Rückführung in den noch älteren ursprünglichen Zustand, oder „Purifizierung“ und völlige Neugestaltung im Stil der Zeit.

Nach vielen Entwürfen von Döllgast und Schädel¹⁴ – inzwischen ist Josef Stangl Bischof (1957-1979) – entschieden Diözese, Regierung und Landbauamt, im Querhaus den barocken Stuck zu erhalten und zu renovieren. Das Langhaus sollte romanisch bleiben und eine Flachdecke aus Holz und mit Bemalung erhalten.

Ebenso intensiv wurde um die Gestaltung des Innenraumes und um die liturgische Konzeption gerungen. Nach jahrelangen Diskussionen und vielen, einander oft widersprechenden Beschlüssen, setzte sich eine Kompromiß-Lösung durch, die auf das Konzil orientiert war und auf dessen Liturgieverständnis einer, auch in der Bischofskirche, um den Altar gescharten Gemeinde. Der Hauptaltar wurde in die Vierung vorgerückt. Für die Innenausstattung wurde ein künstlerischer Wettbewerb ausgeschrieben. Als Ergebnis konnte Schädel an zahlreiche bedeutende zeitgenössische Künstler Aufträge zur Ausgestaltung von Altarraum, Portalen, Langhausdecke, Glasfenstern in den Seitenschiffen, Langhaus, Sepultur und Krypta, Seitenaltären und Seitenkapellen, Taufkapelle, Liboriuskapelle und Gedenktafeln vergeben.¹⁵ 1967 wurde der Wiederaufbau des Doms abgeschlossen. Hans Schädel hatte ihn im Geist modernen künstlerischen Denkens, im Sinne der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils sowie mit einem schöpferischen Miteinander großer Kunstwerke aus unterschiedlichen Epochen und mit einer harmonischen Zusammenfügung der verschiedenen Baustile zu einer „modernen“ Bischofskirche geprägt.

In ähnlich zentraler Weise verstand der Dombaumeister auch den Auftrag zur Gedächtniskirche „Maria Regina Martyrum“ der Gedenkstätte Berlin-Plötzensee (1960/63) *„in seiner denkmalhaften Aufgabe und zugleich seiner pfarrlichen Rolle als einmalige Möglichkeit.“* Sein Resümee: *„Dank der Unterstützung und großen Bereitschaft von Kardinal Döpfner konnten dabei in einem großen Ausmaß auch viele bedeutende Künstler beteiligt werden. Ihre Mitwirkung war von Anfang an eingeplant, und die Künstler selbst waren schon beim Entwurf mitbeteiligt. So konnte ein Gesamtkunstwerk entstehen. Dieses,*

wenn auch in kleinerem Maße, in allen Kirchen zu verwirklichen, wird eine bleibende und drängende Aufgabe sein.“¹⁶

Der Pariser Künstler Joseph Pichard, mit Schädel in den 1960er Jahren in intensivem Kontakt, sah in Regina Martyrum alle „Besonderheiten Schädels zusammengefaßt. Die Beziehungen, die zwischen dem Turm und der Kirche, dem Innenhof und dem Gottesraum, dem Gesamtunterbau und der Raumgröße des letzteren sowie der Strenge der Bauformen und der freien plastischen Gestaltung der Kunstwerke geknüpft wurden, machen aus diesem Bau ... eine der charakteristischsten und vollständigsten Schöpfungen zeitgenössischer religiöser Kunst.“¹⁷

Zeitlebens Künstler

Hans Schädel führte seine künstlerische Architektenarbeit auch nach dem Eintritt in den Ruhestand am 1. Oktober 1974 weiter. 1975/77 schuf er drei Kirchen in Berlin (St. Dominicus, St. Markus, Zu den Hl. Märtyrern von Afrika), in Bamberg die Kirche St. Anna (1978/79) sowie in der Berliner Gropius-Stadt eine Schulanlage. Gerade in seinem Altersschaffen konnte er mehrfach seine „Ehrfurcht und Liebe zum Erbe der Vergangenheit“ (Richard Schömig), sein besonderes Gespür und Geschick für den kongenialen Umgang mit alter Bausubstanz zum Tragen bringen: bei der Renovierung und dem Umbau der St. Hedwigs-Kathedrale in Ost-Berlin (1977/78), beim Erweitern der 100 Jahre alten neugotischen Kirche St. Josef in Leuterod im Westerwald (1978/79) sowie bei der weithin beachteten Erweiterung und Umgestaltung der gotischen Kirche St. Martin in Bad Orb (1977/79). Als letztere am 25. Dezember 1983 niederbrannte, fühlte er sich noch einmal herausgefordert. Gleich in den darauf folgenden Tagen entwickelte er ein Wiederaufbaukonzept, mit dem er 1984/85 einen Neubau schuf, in dem sich Gotik und Moderne, künstlerische Gestaltung und theologische Aussage zu einem vielbeachteten Gesamtkunstwerk vereinen.

Im Würzburger Dom war bis zur Wiedereröffnung 1967 die Gestaltung des Chores unvollendet geblieben. Schädel empfand die künstlerische Situation als „sehr unbe-

friedigend“. Einst hatte der Hochaltar den Chor abgeschlossen. Jetzt fehlte ihm ein „optischer Abschluß“, der nach seinem Verständnis auf den „Wiederkommenden Herrn“ hinweisen sollte. Er fertigte mehrere Studien für die Neugestaltung.¹⁸ Sie gaben den Anstoß zu einem künstlerischen Wettbewerb und zu Aufträgen an mehrere Künstler, mit deren Plastiken dann 1988/89 Chor und Chorwände ihre heutige Gestalt erhielten.

Nach der Zerstörung Würzburgs am 16. März 1945 hatte der noch amtierende Stadtbaumeister rastlos weitsichtige Pläne für Wiederaufbau und Zukunftsgestaltung der Stadt entwickelt. Dabei ging es ihm vor allem um großzügige Verkehrsplanungen außerhalb der Innenstadt sowie um die Außenentwicklung, insbesondere auch um Gewerbeflächen auf den Höhen. Die Pläne wurden dem Stadtrat vorgelegt, aber nicht angenommen. Trotzdem beschäftigte er sich auch späterhin mit diesen Fragen, vor allem mit den Verkehrs- und Parkplatzproblemen sowie mit einem „städtebaulichen Abschluß“ der Stadt an ihren Einfallstraßen („Eingangstore“). Im Laufe der Jahre und während seines Ruhestandes entstand eine Sammlung von Plänen, über die Schädel 1986 im Verschönerungsverein berichtete. 1987 stellte er seine Ideen im Beisein von Oberbürgermeister Dr. Zeitler in der Hätzfelder Flößerzunft vor. Dieser regte eine öffentliche Ausstellung an, die aber aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr zustande kam.¹⁹

Wie sehr Schädel sich auch mit seiner Heimatgemeinde identifizierte, sich mit der Erhaltung ihrer baulichen Substanz, der Gestaltung ihres Ortsbildes sowie mit ihrer Entwicklung über das Jahr 2000 hinaus beschäftigte, belegen zahlreiche Skizzen, die in Randersacker im Februar 1995 in einer Ausstellung präsentiert wurden, ein Jahr vor seinem Tod am 31. Dezember 1996.

Würdigung

Hans Schädel wurde für sein Schaffen mit vielen Ehrungen ausgezeichnet, z.B. dem Bayerischer Verdienstorden, dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse, dem Kulturpreis der Stadt Würzburg, der Goldmedaille für

Architektur der Biennale Salzburg; er wurde zum Ritter des Ordens vom Heiligen Grab, zum Komtur des Silvesterordens und zum Ehrenmeister des unterfränkischen Handwerks ernannt. Außerdem hat er zahlreiche Wettbewerbe im In- und Ausland gewonnen, und seine Werke wurden in vielen Publikationen im In- und Ausland sowie in zahlreichen Ausstellungen, auch im Ausland (Paris, Salzburg, Bombay, Lissabon, New York, Amsterdam, Rom, Madrid, Dublin, London) veröffentlicht.

Zum Würzburger Kulturpreis 1972 nannte ihn Oberbaudirektor Otto Mayer einen „Großen unserer Zeit, der aber andererseits in seiner bescheidenen Zurückgezogenheit so gar nicht für eine Heroisierung geeignet erscheint.“ Der Kunsthistoriker und Verleger Hugo Schnell würdigte zu diesem Anlaß Schädels Lebenswerk mit den Worten: Viele seiner Kirchen „wurden beispielgebende Bauten, die auch im Ausland viele Anregungen vermittelten. Schädel war einer der ersten, der die Schalenbauweise im Kultbau (ab Kleinheubach 1955/56) einführte und mit ihr unerreichte architektonische Wirkungen erzielte. Seine Raumvorstellungen erhielten durch seine Trapez-, Dreieck und parabolischen Formungen, durch die von ihm geschaffene Einheit von Konstruktion und Form, von Innen- und Außenbau, eine so ausgereifte Ausprägung, daß Schädels Kirchen zu den maßgerechtesten und ausgewogensten Räumen des Kirchenbaus unserer Zeit zählen. ... Sein Werk steht in der ersten Reihe deutscher Kirchenbauten des 20. Jahrhunderts.“

Literaturauswahl zum Werk von Hans Schädel:

Jürgen Lenssen: Aufbruch im Kirchenbau. Die Kirchen von Hans Schädel (Mainfränkische Hefte 1989/H. 88). Würzburg 1989.

Hugo Schnell: Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland – Dokumentation, Darstellung, Deutung. München–Zürich 1973.

Das Münster. Zeitschrift für christliche Kunst und Kunstwissenschaft, u.a. 1988, Heft 4.

Christiane Lange: Zum Werk von Hans Schädel. Ein Beitrag zum Kirchenbau der fünf-

ziger Jahre in Deutschland. Diss. Univ. München – Weimar 1995.

Anmerkungen:

- ¹ So Bruno Rottenbach in FRANKENLAND 1980, S. 327, in einem Rückblick anläßlich des 70. Geburtstages.
- ² Die allerdings mittlerweile in manchen Kirchen gegenüber der ursprünglichen Gestalt verändert oder „bereichert“ wurde, so daß das ursprüngliche Konzept gelegentlich verunklart ist.
- ³ Z.B. bereits beim „Frühwerk“ St. Laurentius in Würzburg-Heidingsfeld (1947/50).
- ⁴ Jürgen Lenssen, in: „Aufbruch im Kirchenbau“. Die Kirchen von Hans Schädel (Mainfränkische Hefte 1989/H. 88). Würzburg 1989, S. 10.
- ⁵ Einen Überblick gibt Hugo Schnell in „Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland – Dokumentation, Darstellung, Deutung. München–Zürich 1973, S. 77ff.
- ⁶ Ein symptomatisches Beispiel bietet Mitte der 1950er Jahre die Diskussion über Le Corbusiers Wallfahrtskirche in Ronchamp, zu der z.B. die Kunstbeauftragten der Erzdiözese Paderborn im Juni 1956 öffentlich erklärten, daß diese Kirche „ein nicht zu überbietendes Beispiel von Neuerungssucht, Willkür und Unordnung ist und daß Le Corbusier mit ihr den Bruch mit der Tradition des katholischen Kirchenbaus mit einem bisher unerhörten Radikalismus vollzogen hat und sogar mehrfach gegen die allgemeinen Regeln der Baukunst verstößt“ (Zitiert u.a. in einer Information der Deutschen Akademie Rom – Villa Massimo vom 25. Dez. 2008).
- ⁷ In einer Sendung des Bayer. Rundfunks: „Meine fränkischen Jahre“, BR 2, 12. Juni 1976.
- ⁸ Lenssen: Aufbruch (wie Anm. 4), S. 13.
- ⁹ Dieses Schaffen ist ausführlicher dargestellt z.B. bei Bruno Rottenbach: Rückblick auf das Lebenswerk Hans Schädels, in: Würzburg heute 29/1980, S. 83ff.
- ¹⁰ Richard Schömgig: Dombaumeister Hans Schädel, in: Hans Schädel und seine Mitarbeiter 1968 bis 1974. Sonderdruck.
- ¹¹ Franz Meunier: Zum Werk von Hans Schädel, ebd.
- ¹² Hans Schädel in seinen „Erinnerungen“.
- ¹³ S. dazu Hans Schädel: Der Würzburger Dom. Bauwerk der Jahrhunderte, in: Würzburger

Diözesan- Geschichtsblätter 50 (1988), S. 488.

¹⁴ Ebd., S. 491ff.

¹⁵ Die Künstler sind namentlich aufgeführt bei Hans Schädel, ebd., S. 494.

¹⁶ Hans Schädel in dem oben erwähnten Vortrag „Kirchenbau aus einer erneuerten Liturgie“.

¹⁷ Zitiert bei Lenssen: Aufbruch (wie Anm. 4), S.20 – Konzeption, Bauanlage, architektonische und künstlerische Ausgestaltung von Regina Martyrum sind näher erläutert in: Das Münster

1988. Heft 4, S. 225-228, sowie in Lenssen: Aufbruch (wie Anm. 4), S 102ff.

¹⁸ Abgedruckt bei Schädel: Würzburger Dom (wie Anm. 13), S. 503.

¹⁹ Vorgestellt in den Artikeln „Würzburger Visionen. Die städtebaulichen Pläne von Hans Schädel“ sowie „Eine festliche Gestalt für Würzburg. Ideen zum Abschluß des Wiederaufbaus der Europastadt“, in: Würzburg heute 50/1990, S. 26-39.

Hier könnte Ihre Werbung stehen!

Bei Fragen wenden Sie sich bitte direkt an die Bundesgeschäftsstelle oder die Schriftleitung.

775 Jahre Kammerstein

von
Bernhard Wickl

Die südlich von Nürnberg im Landkreis Roth liegende Gemeinde Kammerstein feiert in diesem Jahr den 775. Jahrestag ihrer ersten urkundlichen Erwähnung. Auch wenn dies kein ganz runder Geburtstag ist, bietet die Gemeinde ein vielfältiges Programm, um dieses Jubiläum in würdiger und angemessener Weise zu begehen. Die Feierlichkeiten erreichen ihren Höhepunkt mit dem großen Festumzug am 4. Juli 2010. Daneben werden das ganze Jahr über geführte Wanderungen sowie

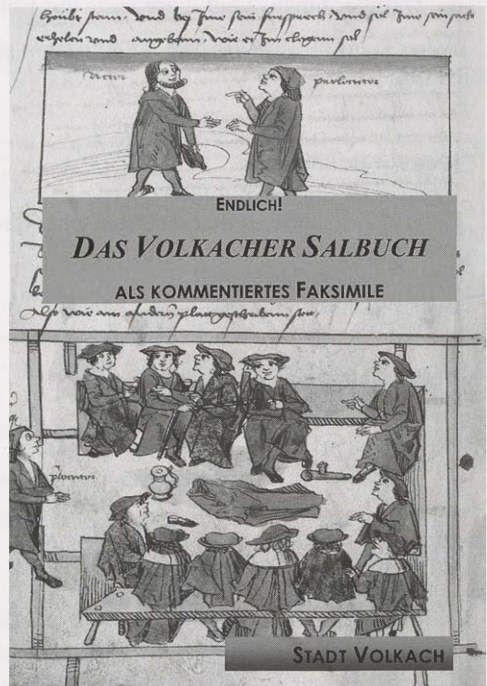
Vorträge über Geschichte(n) aus der Gemeinde angeboten. Zu Wort kommen dabei zum Beispiel die Kreisheimatpfleger Manfred Horndasch und Robert Unterburger, aber auch die Vorsitzende der Frankenbundgruppe Weißenburg, Evelyn Gillmeister-Geisenhof. Wer sich über das Festprogramm und die genauen Termine informieren möchte, kann dies auf folgenden Internetseiten tun: www.kammerstein.de oder www.landratsamt-roth.de.

Das Volkacher Salbuch

Aus Anlaß des Volkacher Stadtjubiläums 2008 hat sich eine wissenschaftliche Tagung mit dem Salbuch als einer europaweit einzigartigen Quelle zum Alltagsleben einer fränkischen Stadt am Ausgang des Mittelalters beschäftigt. Gleichzeitig konnte mit Unterstützung des Kulturfonds Bayern und der Kulturstiftung des Bezirks Unterfranken das Buch digital aufgenommen und für die Erstellung eines Faksimiles vorbereitet werden.

Beide – der Tagungsband mit den wissenschaftlichen Beiträgen und der Transkription sowie das Faksimile, herausgegeben von Prof. Dr. Klaus Arnold und Dr. Ute Feuerbach – können nun von der Stadt Volkach gemeinsam in einem hochwertigen Schubert angeboten werden: Faksimile (mit allen Illustrationen) 150 Seiten, Farbdruck Beitragsband und Transkription: 480 Seiten, Verkaufspreis: 89,-- Euro, Versandkostenpauschale: 10,-- Euro.

Information/Bestellung: Stadt Volkach, Marktplatz 1, 97332 Volkach, Telefonnummer: 09381 – 401-40, Telefaxnummer: 09381 – 401-38; stadt@volkach.de



Aufruf der Bayerischen Staatsbibliothek München

Im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projektes wurden von der Bayerischen Staatsbibliothek München in den letzten Jahren die vor 1945 in Bayern erschienenen Zeitungen, Zeitschriften und Amtsblätter systematisch ermittelt und in der Zeitschriftendatenbank (s.: www.zeitschriften-datenbank.de) nachgewiesen.

Nach Abschluß des Projektes mußte festgestellt werden, daß für eine Reihe von diesen bayerischen Zeitungstiteln noch Jahrgänge oder einzelne Hefte fehlen, die bisher in keinem Archiv und in keiner Bibliothek auffindbar waren. Eine Anfrage an die Historischen Vereine in Bayern läuft ebenfalls seit einigen Wochen. Es sind vor allem Zeitungen aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, die noch benötigt werden.

Deshalb bittet die Bayerische Staatsbibliothek um Ihre Mithilfe. Gesucht werden ganz bestimmte Ausgaben von Zeitungen, Zeitschriften und Amtsblättern auch aus dem Bereich der drei fränkischen Regierungsbezirke.

Es würde zuviel Platz kosten, sie alle hier detailliert im FRANKENLAND aufzulisten. Daher die Bitte: Schauen Sie sich die Liste mit den gesuchten Ausgaben im Internet unter:

<http://www.bayerische-landesbibliothek-online.de/zeitungen-amtsblaetter>

an. Darüber hinaus liegt diese Liste zur Einsicht auch in der Bundesgeschäftsstelle aus.

Wenn Sie im Besitz der dort aufgelisteten gesuchten Ausgaben sind, dann melden Sie sich bitte bei:

Frau Birgit Seiderer
Bayerische Staatsbibliothek
Referat Zeitschriften und elektronische Medien
80539 München
Tel. Nr.: 089 / 28638 – 2627
E-Mail: zeitungen@bsb-muenchen.de

Besten Dank für Ihre Mithilfe!

Königstraum und Massenware – Jubiläumsausstellung 300 Jahre europäisches Porzellan

Mit den Worten „*Ein Traum wird heute für uns wahr: Wir eröffnen Europas größte Porzellanausstellung im Jubiläumsjahr 2010!*“ begrüßte der Direktor des Porzellanikons Selb und Hohenberg a.d. Eger, Wilhelm Siemen, am 24. April 2010 die rund 1.000 zur Eröffnung der Ausstellung „Königstraum und Massenware. 300 Jahre europäisches Porzellan“ erschienenen Gäste. Anlaß der Ausstellung in Nordbayern ist das 300jährige Jubiläum des Beginns der europäischen Porzellanproduktion in Meißen. Damit fand eine mehr als vierjährige Vorbereitungszeit ihren Schlußpunkt. Die Stücke aus den eigenen Museumsbeständen werden durch Leihgaben von 100 Museen und Sammlungen aus 17 Nationen zu einer Gesamtzahl von gut 1.000 Exponaten ergänzt. Die Ausstellung zeigt auf 3.500 qm einen weltweit einmaligen und spannend inszenierten Überblick über die Entwicklung des europäischen Porzellans von 1710 bis heute.

Bis zum 2. November können nun im Porzellanikon Hohenberg a.d. Eger atemberaubende und weltweit einmalige Hauptstücke der europäischen Porzellanentwicklung vom Barock bis zum Art Déco in atmosphärisch dichten und einfühlsamen Farbkonzepten und Ausstellungsarchitekturen bestaunt werden. Im Porzellanikon Selb endet die chronologische Zeitreise. Statt dessen werden dort die unterschiedlichen Anwendungsmöglichkeiten des facettenreichen Werkstoffes aufgezeigt.

Die Ausstellung „Königstraum und Massenware. 300 Jahre europäisches Porzellan“ ist ab sofort täglich von 10 – 18 Uhr geöffnet. Ein umfangreiches Begleitprogramm ergänzt die Schau. Die Standorte des Porzellanikons Selb und Hohenberg a.d. Eger liegen etwa zehn Autominuten voneinander entfernt. Es verkehrt ein kostenloser Shuttlebus (www.koenigstraumundmassenware.org).

Vor 300 Jahren wurde Hartporzellan erstmals in Europa erfolgreich synthetisiert. Es waren die Deutschen Johann Friedrich Bött-

ger und Ehrenfried Walther von Tschirnhaus, denen es 1708 gelang, das Geheimnis des viel begehrten „Weißen Goldes“ wirklich zu entschlüsseln. Zwei Jahre später, 1710, gründete man die erste Manufaktur Europas in Meißen. Im offiziellen Jubiläumsjahr des europäischen Porzellans gibt „Königstraum und Massenware“ einen Überblick von exzeptioneller, europaweiter Dimension. Zwei Alleinstellungsmerkmale prägen die Ausstellung: Zum einen werden alle Anwendungsbereiche von Porzellan in Kunst, Design und Architektur und in der Dauerausstellung in der Technik aufgezeigt. Zum anderen widmet sie sich der Darstellung des Porzellans in ganz Europa, was durch eine Liste hochkarätiger internationaler Leihgeber und wertvollster Exponate garantiert ist. Geschirr- und Sanitärkeramik, historische Prunkstücke und zeitgenössische bildhauerische Plastiken, Fliesen, Tafelaufsätze und die Toilettenutensilien aus den Boudoirs gekrönter Häupter, millionenfach verkaufte Industrieklassiker und aristokratische Vorzeigeporzellane, Kaffeehumpen für das Arbeiterheim, hauchdünner Porzellanschmuck oder die gefeierten Entwürfe bedeutender Künstler der Moderne – das alles quer durch Europa – sind zu sehen. Meißen und Sèvres, Leihgaben aus dem Londoner Victoria & Albert Museum und dem Nationalmuseum Helsinki, aus Prag, Faenza und Stockholm: alle großen europäischen Häuser haben sich mit ausgesuchten Stücken beteiligt. „Königstraum und Massenware“ beginnt mit dem Traum der Aristokratie, besonders König Augusts des Starken, das damals unglaublich kostbare Porzellan selbst herzustellen und zu besitzen und zeigt dessen Entwicklung bis hin zur Vision von der „Guten Form für alle“ und den aktuellsten Entwürfen und Anwendungsmöglichkeiten. Wie kein zweiter Werkstoff spiegelt Porzellan die gesellschaftlichen Veränderungen in den letzten 300 Jahren in Europa wider. Porzellan und dessen wechselnde Verwendung stehen für die Wandlung Europas von einer

höfischen in eine demokratische und urbanisierte, schließlich in eine globalisierte Welt.

PAS

Weitere Informationen bei:

Porzellanikon Selb, Werner-Schürer-Platz 1,
95100 Selb,

Telephonnr. +49 (0) 92 87 / 9 18 00-0,

Faxnr. +49 (0) 92 87 / 9 18 00-30,

info@porzellanikon.org, www.porzellanikon.org

Porzellanikon Hohenberg, Schirndinger Straße 48,
95691 Hohenberg a. d. Eger,

Telephonnr. +49 (0) 92 33 / 77 22-01,

Faxnr. +49 (0) 92 33 / 77 22-08,

dpm@porzellanikon.org,

www.porzellanikon.org.

300 Jahre europäisches Porzellan

Königstraum und Massenware

Porzellanikon Selb
und Hohenberg a.d. Eger
Jubiläumsausstellung
24.04. – 02.11.2010



www.koenigstraumundmassenware.org

Anzeige

Wir drucken alles für Sie!

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

halbigdruck
offset • digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Aufsätze

Björn Schultz

Germanische Göttinnenverehrung in Würzburg im 7. Jahrhundert.....223

Gerhard Wulz

Wunder wirkendes Wasser – oder Wasser wirkt Wunder.....233

Alexander von Papp

„Der Nationalsozialismus klopft auch an Ihre Tür“. Die ‚Gleichschaltung‘ eines fränkischen Gesangsvereins.....238

Hartmut Schötz

Der Ansbacher Heilig-Kreuz-Friedhof – Kleindenkmäler und Persönlichkeiten.....244

Frankenbund intern

Einladung des 1. Bundesvorsitzenden zur 63. Bundesbeiratstagung in Gerolzhofen.....253

Ankündigung des Fränkischen Seminars 2010:255

„An den Wurzeln des FRANKENBUNDES – Franken nach dem Ersten Weltkrieg“.....255

Dank an die Bayerische Volksstiftung.....257

Kunst und Kultur

Willi Dürrnagel

Vor 1000 Jahren wurde der heilige Adalbero – der Namensgeber des „Sanderauer Domes“ – geboren.....258

Willi Dürrnagel

Zum 120. Geburtstag des Schriftstellers Anton Dörfler.....262

Werner Falk

Zum 100. Geburtstag des Bildhauers Oswald Zöller.....264

Alexander Biernoth

„Geschichte der Pfarrei Sachsen“ neu aufgelegt.....266

Judith Bar-Or

Letzte Ausstellung von Cordula Kappner im „Haus auf dem Zeilberg“.....267

Israel Schwier

Alte und neue Zeugnisse jüdischer Vergangenheit in Thüngen.....269

Alexander von Papp

Fränkische Forscher in der Weltspitze der Solartechnik.....271

Bücher zu fränkischen Themen.....277

Aktuelles

Christine Bartholomäus

Sieben Jahrhunderte Geschichte der Juden in Bayreuth. Ausstellung und Buch „Jüdisches Bayreuth“.....285

Welser-Ausstellung in Lauf an der Pegnitz.....286

Bernhard Wickl

Förderung von Seminararbeiten durch den FRANKENBUND.....287

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Judith Bar-Or	Postfach 25 01 39, 97044 Würzburg
Christine Bartholomäus M.A.	Stadtarchiv Bayreuth Maximilianstr. 64, 95444 Bayreuth
Alexander Biernoth	Gymnasiallehrer Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach
Dr. Wolfgang Bühling	Kirchbachlweg 9 83083 Riedering
Willi Dürrnagel	Stadtrat Egloffsteinstraße 2a, 97072 Würzburg
Werner Falk	Journalist Weinbergstraße 26, 91710 Gunzenhausen
Dr. Alexander von Papp	Publizist Euweg 8, 97236 Randersacker
Lothar Schnabel	Kressenstraße 19, 90419 Nürnberg
Hartmut Schötz	Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach
Björn Schultz	Freier Lektor Nopitschstraße 4 b, 97074 Würzburg
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 25 01 39, 97044 Würzburg
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach
Gerhard Wulz	Studiendirektor i.R. Albrecht-Dürer-Straße 24, 97688 Bad Kissingen

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Germanische Göttinnenverehrung in Würzburg im 7. Jahrhundert

von
Björn Schultz

1. Heidnische Kultstätten

An vielen Orten gibt es Anzeichen für eine erstaunliche Kontinuität von Heiligtümern, manchmal über Jahrtausende hinweg, trotz eines Religions- und Bevölkerungswechsels. Ein Beispiel dafür ist Stonehenge, das während eines Zeitraums von rund 2000 Jahren genutzt und dabei mehrfach umgebaut wurde – wie die Archäoastronomen Schlosser und Cierny vermuten, aufgrund eines Wechsels der lokalen Machthaber, die ihren Anteil zur Gestaltung des Kultplatzes beitragen wollten. Die Externsteine sind ein weiteres Beispiel, da an ihnen sowohl frühgeschichtliche als auch mittelalterliche Bearbeitungsspuren nachweisbar sind. Schlosser und Cierny vermuten darüber hinaus einen Zusammenhang zwischen der Kreisgrabenanlage von Bochum-Harpen aus der Zeit der Rössener Kultur (ca. 4600 v.Chr.) und dem Bochumer Maiabendfest, das heute noch gefeiert wird. Die Kreisgrabenanlage besitzt mehrere Erdbrücken, die nach markanten Daten ausgerichtet sind, unter anderem nach dem Sonnenaufgang zum Beltaine-Fest (heute: 30. April). Daraus schließen die Autoren, daß das Maiabendfest, obwohl angeblich im Jahr 1388 gestiftet, „*zweifelloso wie alle Maifeste in vorchristliche Zeiten*“ zurückreichte.¹

Was den Übergang des vorchristlichen (germanischen, keltischen, römischen und slawischen) Heidentums auf dem Gebiet des heutigen Deutschlands zum Christentum betrifft, so kann angenommen werden, daß heidnische Tempel und Heiligtümer oft nicht zerstört, sondern als christliche Kirchen weiter genutzt wurden. Papst Gregor der Große empfahl diese Vorgehensweise im Jahre 601 seinen Missionaren in England, um den Heiden

den Übergang zum Christentum zu erleichtern, da diese sich so weiterhin an ihren angestammten Plätzen zu religiösen Bräuchen treffen konnten.² Gregor versprach sich davon mehr Erfolg als durch eine Zerstörung der Kultstätten. Auch für das Gebiet des heutigen Deutschlands ist davon auszugehen, daß diese Praxis verbreitet war. Davon zeugt ein Brief aus dem Jahre 547, in dem der Frankenkönig Theudebald dem byzantinischen Kaiser Justinian über seinen Vater Theudebert berichtet, dieser habe viele heidnische Kultstätten durch Kapellen und Kirchen ersetzt.³

Soweit in solchen Zeugnissen von Tempeln die Rede ist, waren vermutlich römische und keltische Bauten gemeint. Bei den Germanen waren die Kultstätten meist Opferplätze im Freien, in Mooren oder Wäldern, die primitive hölzerne Götterstatuen enthielten und oft mit einem Zaun umhegt waren. Zahlreiche geopfert Gegenstände, wie z.B. Fibeln oder andere Metallgegenstände, wurden an solchen Plätzen gefunden, und noch viel größer mag die Zahl von Gegenständen aus organischen Materialien sein, die dort geopfert wurden und nicht mehr erhalten sind, wie z.B. Nahrungsmittel oder gewebte Stoffe. Tempelgebäude der Germanen konnten bisher archäologisch nicht nachgewiesen werden, obwohl z.B. in der altnordischen Literatur oder bei Adam von Bremen die Rede davon ist.⁴ Diese Texte allein sind aber kein sicherer Beweis.

Nachgewiesen werden kann, und zwar auch für den Würzburger Raum, die Verehrung von germanischen Göttinnen und Göttern, z.B. durch Methoden der Ortsnamenkunde (Toponymie) sowie durch Texte christlicher Autoren, die über Missionsbestrebungen berichten. In Mainfranken ist der allmähliche Übergang vom Heidentum zum Christentum außerdem

durch Veränderungen der Bestattungsbräuche und durch Überreste früher Kirchen belegt. Sicher hat auch in Würzburg eine solche Entwicklung stattgefunden. Im folgenden soll der Versuch unternommen werden zu zeigen, daß noch gegen Ende des 7. Jahrhunderts, zur Zeit des heiligen Kilian und seiner Gefährten, in Würzburg eine germanische Göttin verehrt wurde.

2. Die Übergangszeit vom Heidentum zum Christentum in Mainfranken

Es wird angenommen, daß die Einwohner Mainfrankens im 7. Jahrhundert größtenteils

noch den alten germanisch-heidnischen Glaubensvorstellungen, Sitten und Bräuchen anhängen. Die Eroberung durch die Franken im 6. Jahrhundert hatte daran anscheinend kaum etwas geändert, zumal die Franken zahlenmäßig in der Minderheit waren,⁵ so daß unabhängig von der Frage, ob die Franken schon zum größten Teil Christen waren oder noch nicht, ihr Einfluß auf die Bevölkerung in Glaubensdingen nicht sehr groß gewesen sein kann. In Mainfranken gefundene Grabbeigaben belegen den Glauben der heidnischen Bevölkerung an ein Weiterleben nach dem Tod. In manchen Reihengräbern des 7. Jahrhunderts wurden Gegenstände mit christlichen Symbolen, meist Kreuzen, gefunden. Deren Besitzer

waren also bereits mit dem Christentum in Berührung gekommen, aber vermutlich waren sie selbst noch keine Christen, sondern erhofften sich von der Verwendung des Kreuzes eine magische Wirkung. Schwert und Gürtel eines Mannes galten als heilige, magische Gegenstände, deren Zauberkraft man dadurch verstärken wollte. Häufiger als in Männergräbern war das Kreuz aber bei der Ausstattung der Frauen: Es findet sich auf Fibeln und Teilen des Gürtelhanges, also auf Trachtbestandteilen, die in heidnischer Zeit amuletthaften Charakter besaßen. Aufgrund der hohen Sterblichkeit von Frauen und Kindern in der Merowingerzeit gab man vor allem den Frauen viele schützende Amulette für ein Leben nach dem Tod mit. Bemerkenswert ist auch, daß Grabräuber Objekte mit Kreuzzeichen verschonten – vielleicht scheuten sie sich, diese zu entfernen, weil sie die Zauberkraft fürchteten.⁶

Das Kreuz auf Gegenständen des 7. Jahrhunderts belegt zwar die Berührung der damaligen Bevölkerung mit christlichen Vorstellungen, zeugt aber nicht

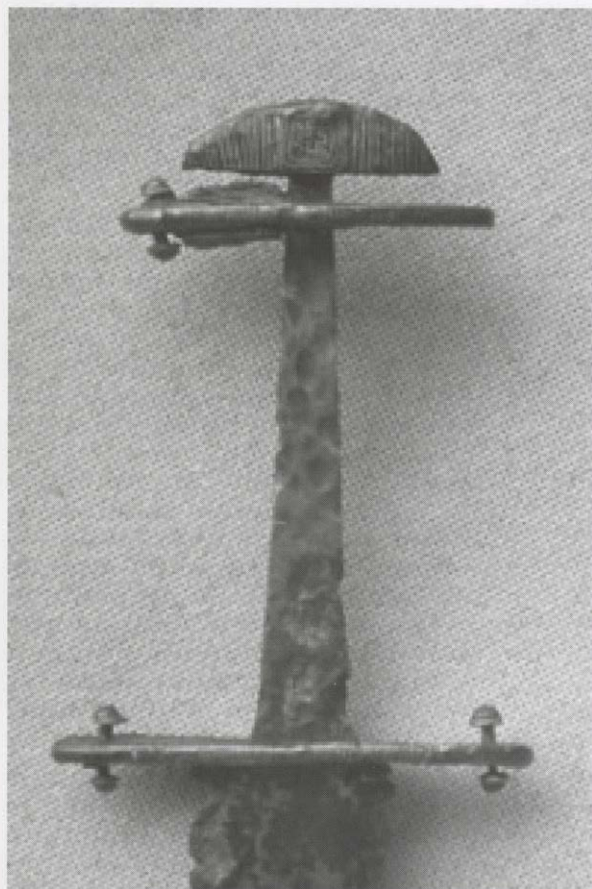


Abb. 1: Spatha (zweischneidiges Langschwert) mit Kreuzsymbol am Griff aus dem Grab eines Kriegers. Kleinlangheim (Kr. Kitzingen), Anfang 7. Jh. (Mainfränkisches Museum Würzburg). Photo: Björn Schultz.

von einer christlichen Glaubensauffassung, da der heidnische Beigabenbrauch beibehalten wurde. Nur allmählich wurde der christliche Glaube übernommen. So wurde in Kleinlangheim im Landkreis Kitzingen zwar eine Holzkirche aus dem 7. Jahrhundert gefunden, in derselben Zeit wurde aber dort der heidnische Brauch fortgesetzt, Tote in voller Tracht mit Speisebeigaben auf einem Reihengräberfriedhof zu bestatten. Ein neuer Friedhof um die Kirche kam erst im Laufe des 8. Jahrhunderts auf, und allmählich wurde auf Grabbeigaben verzichtet.⁷

Ein gezielter Versuch, die Bevölkerung Mainfrankens zu christianisieren, erfolgte erstmals durch die irischen Mönche Kilian, Kolonat und Totnan, die 686 in Würzburg eintrafen. Aber ihnen gelang nicht sofort die flächendeckende Durchsetzung des Christentums, sondern der Erfolg der irischen Missionare dieser Zeit beschränkte sich allgemein auf einzelne Punkte oder Kleinräume.⁸ Erst durch das Wirken des hl. Bonifatius Anfang des 8. Jahrhunderts erfuhr das Christentum in Mainfranken weitere Verbreitung.⁹ Bonifatius, ein angelsächsischer Missionar, gründete 741/42 das Bistum Würzburg und setzte als ersten Bischof seinen Landsmann Burkard ein.¹⁰

Selbst in der Würzburger Herzogsfamilie herrschten – zumindest nach Angabe der *Passio minor*, einer Lebensbeschreibung des heiligen Kilian, die in der Zeit zwischen 752 und 850 verfaßt wurde,¹¹ – im 7. Jahrhundert noch heidnische Vorstellungen und Bräuche, die zur Ermordung des heiligen Kilian und seiner Gefährten führten. Er hatte nämlich versucht, seine christlichen Vorstellungen von einer rechtmäßigen Ehe durchzusetzen und eine Scheidung des Herzogs Gozbert von seiner Frau Geilana zu erwirken und war infolgedessen im Jahre 689 auf Befehl der Herzogin ermordet worden. Kilian griff in die Ehe des Herzogs ein, weil Gozbert nach germanischem Brauch mit der Witwe seines Bruders verheiratet war. Nach christlicher Auffassung war dies Inzest, da Eheleute „ein Fleisch“ werden. Also wurde Geilana, als sie Gozberts Bruder heiratete, nach Kirchenrecht zugleich Gozberts Schwester, und als dessen Witwe und Gozberts Ehefrau war sie mit ihrem „Brudernach-Kirchenrecht“¹² verheiratet. Als Kilian zu

intervenieren versuchte, ließ ihn die Herzogin ermorden.¹³

Falls die *Passio minor* als Quelle ernst zu nehmen ist, bedeutet dies, daß in der mainfränkischen Herzogsfamilie noch im 7. Jahrhundert nach germanischem Eherecht geheiratet und dieses auch gegen christlichen Widerstand durchgesetzt wurde – wenngleich nicht offen, sondern durch die heimliche Ermordung der Missionare. Allerdings ist sorgfältig zu prüfen, inwieweit die Angaben der *Passio minor* ernst zu nehmen sind, da die Geschehnisse um die Ermordung Kilians und seiner Gefährten lange vor deren Niederschrift stattfanden.

Der Historiker Werner Goetz meint, die *Passio minor* sei als Quelle völlig wertlos, da die Martyrolognachricht des Hrabanus Maurus ihr in wesentlichen Punkten widerspreche: Kilian wurde nach Hrabanus Maurus nicht wegen seines Eingreifens in die Ehe des Herzogs auf Befehl der Herzogin, sondern wegen seines Bekenntnisses zur Wahrheit vom Herzog persönlich ermordet. Beide Viten betonen zwar das Heidentum der Bewohner Ostfrankens, und die *Passio minor* spricht zusätzlich von einem Dianakult. Nach Ansicht von Goetz hatte das Christentum jedoch bereits lange vor Kilian in Ostfranken Fuß gefaßt; vor allem das fränkischstämmige Herzogshaus soll christlich gewesen sein.¹⁴

Allerdings ist es erstaunlich, daß sowohl Hrabanus Maurus als auch die *Passio minor* in bezug auf das Heidentum der Bevölkerung die gleichen Angaben machen, während weitere inhaltliche Übereinstimmungen nicht zu finden sind. Es ist unwahrscheinlich, daß es sich um eine zufällige Übereinstimmung handelt. Dies läßt vielmehr darauf schließen, daß beide Autoren sich an die Tatsachen halten. Außerdem breitete sich, wie noch zu zeigen sein wird, das Christentum unter den Franken nach der Konversion Chlodwigs nur langsam aus. Man kann also nicht davon ausgehen, daß die Franken, die den Würzburger Raum seit dem 6. Jahrhundert beherrschten, durchgängig Christen waren, und es darf erst recht nicht angenommen werden, daß es ihnen gelang, die gesamte Bevölkerung Mainfrankens zu bekehren. Dies wird durch die Bestattungsbräu-

che bewiesen, die im 7. Jahrhundert in Mainfranken noch heidnisch waren, wie bereits oben gezeigt wurde.

3. Die Christianisierung der Franken

Der christliche Glaube verbreitete sich im heutigen Deutschland zuerst auf dem Territorium und im Einflußbereich des Römischen Reiches. Die früheste Nachricht von Christen in Germanien haben wir aus der Zeit um 180 n.Chr. Dabei könnte es sich um einzelne Christen oder um Gemeinden handeln.¹⁵

Eine systematische Christianisierung der Nordprovinzen konnte aber erst nach der „konstantinischen Wende“ im 4. Jahrhundert erfolgen. Konstantin (gest. 337), der erste christliche Kaiser, engagierte sich für die Verbreitung seines Glaubens.

In Gallien entstanden die meisten Bistümer und Gemeinden im 4. und 5. Jahrhundert. Was Germanien betrifft, so ist eine spätantike Mär-

tyrerverehrung des 3. oder eher 4. Jahrhunderts in Köln sicher und in Bonn möglicherweise nachweisbar. Mitte des 4. Jahrhunderts gab es Bischöfe in allen „*civitates*“ (d.h., Städten und Gemeinden) entlang des Rheines von Köln über Mainz, Worms, Speyer, Straßburg bis Kaiseraugst bei Basel. Darüber hinaus sind in vielen Kastellorten oder „*vici*“ (nichtagrarische, unbefestigte Siedlungen) christliche Gemeinden nachweisbar, die von Presbytern oder Diakonen geleitet wurden. Im Gegensatz dazu kam es in den nördlichen und östlichen Grenz-zonen des römischen Imperiums auch zu einer Repaganisierung, d.h., zu einer Rückkehr der Bevölkerung zum Heidentum.¹⁶

Ab Beginn des 5. Jahrhunderts kamen die Franken westwärts über den Rhein und bedrohten das römische Reich. Köln befand sich in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts bereits in fränkischem Besitz. Die Rheinfranken gelangten bis an die obere Maas und Mosel, in die Gegend von Worms und Speyer, wo sie mit den Alamannen in Konflikt gerieten. Im Jahre

496 fand die Entscheidungsschlacht zwischen beiden Völkern statt, die der Frankenkönig Chlodwig (466-511) gewann. Chlodwig, der vorher entweder Heide oder arianischer Christ gewesen war, ließ sich daraufhin im nizänischen¹⁷ Bekenntnis taufen, vermutlich am Weihnachtstag des Jahres 498 durch Bischof Remigius von Reims.

Chlodwig war durch seine Ehefrau Chrodichilde, eine katholische Nichte des Burgunderkönigs Gundobad, mit dem katholisch-nizänischen Glauben in Berührung gekommen. In der kritischen Situation der Auseinandersetzung mit den Alamannen legte Chlodwig das Gelöbnis ab, sich im Falle eines Sieges taufen zu lassen. Als Chlodwig seiner Frau danach von seinem Gelöbnis erzählte, sorgte sie dafür, daß es erfüllt wurde.¹⁸

Wie Dassmann vermutet, ging die Missionierung der Franken nach Chlodwigs Taufe nur langsam voran und die Kirche erfuhr im 5. und 6.

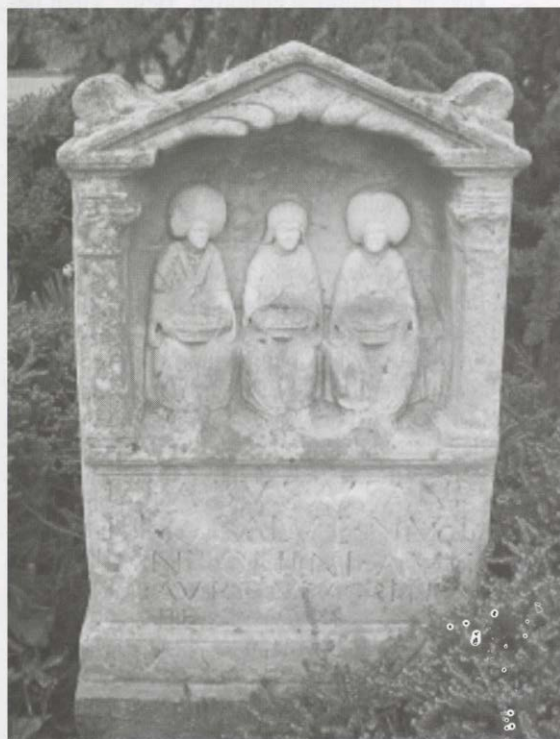


Abb. 2: Matronenstein in Bonn. Photo: Anja Leenders.

Jahrhundert insgesamt sogar eine Schwächung. Die Ursachen sind nicht etwa direkte Verfolgungen, sondern eine starke Verarmung und ein Bevölkerungsrückgang. Zwar gab es weiterhin christliche Gemeinden, wie man an einer Fortdauer von christlichen Bestattungen z.B. in Mainz, Trier und Köln erkennen kann. Trotzdem kam es durch die germanische Eroberung zu einer unterschiedlich starken Repaganisierung der linksrheinischen Gebiete aufgrund des Zustroms germanischer religiöser Vorstellungen. Dabei vermischten sich, wie Dassmann vermutet, noch erhalten gebliebene römisch-heidnische Götterverehrung, germanische Glaubensvorstellungen und Reste der gallisch-keltischen Kulte miteinander.¹⁹ „Über die Christianisierungsbemühungen des 4. Jahrhunderts hinweg dürften viele römische und gallo-keltische religiöse Vorstellungen lebendig geblieben sein, die sich schon früher miteinander verbunden hatten und nunmehr im Zuge der fränkischen Eroberung neuen Auftrieb erhielten.“²⁰ Ein Beispiel sind die Matronenkulte, die besonders im Rheinland verbreitet waren. Bei den Matronen handelt es sich um meist als Dreiheiten auftretende Muttergottheiten, ursprünglich Beschützerinnen des Hauses und der Familie, Segens- und Vegetationsgottheiten. Noch im 5. Jahrhundert waren die Denkmäler der heidnischen Religionen weitaus zahlreicher als die frühchristlichen.²¹

Chlodwig bemühte sich zwar um eine Missionierung Germaniens im Bereich der Franken, hatte damit jedoch nur sehr langsam Erfolg. Sein Sohn Childebert I. (511-558) verpflichtete die Grundbesitzer zur Abschaffung heidnischer Kulte. Der Frankenkönig Theodebald schrieb 547 an den byzantinischen Kaiser Justinian über seinen Vater Theodebert, er habe viele heidnische Kultstätten durch Kapellen und Kirchen ersetzt. Einzelne Missionare wie St. Goar, Ingobert, Disibod und Wendelin begannen mit der Missionierung. Noch langsamer gelang die Christianisierung im alten Siedlungsgebiet der Alamannen im Südwesten Deutschlands. Dort war noch zu Beginn des 7. Jahrhunderts das Heidentum tief verwurzelt.

Erst durch die Mission iro-schottischer Mönche im 7. Jahrhundert (zu denen auch der

bereits erwähnte hl. Kilian gehört) erfuhr das Christentum stärkere Verbreitung auch über das ehemals zum Römischen Reich gehörige Gebiet hinaus. Die Mission ergriff nun den Adel und den Episkopat (d.h., die Gesamtheit der Bischöfe) der Merowingerreiche. Auf der Pariser Synode von 614 waren die Städte Speyer, Worms und Straßburg wieder durch Bischöfe vertreten, die jetzt im Gegensatz zu den ersten nachchristlichen Jahrhunderten fränkischer Herkunft waren.²² Von einer flächendeckenden Christianisierung kann aber im 7. Jahrhundert noch keinesfalls die Rede sein. Die Eliten öffneten sich dem Christentum, aber die einfache Bevölkerung blieb mit hoher Wahrscheinlichkeit im Heidentum verwurzelt, zumal es im 7. Jahrhundert selbst im Pariser Teilreich, das bereits unter den Römern mit dem Christentum in Berührung gekommen war, auch unter den Mächtigen noch Heiden gab, wie z.B. den Herzog Bobo-Landegisel.²³ Um so eher werden die einfachen Menschen im Glauben ihrer Vorfahren verblieben sein, gerade in Gegenden, wo eine kirchliche Infrastruktur fehlte. In den ehemaligen gallischen Provinzen und am Rhein war es unter den Römern zur Entstehung einer solchen Infrastruktur gekommen, aber da die Römer Mainfranken nie erobert hatten, fehlten dort die Voraussetzungen für eine flächendeckende Christianisierung, wie noch genauer zu zeigen sein wird.

4. Missionsbemühungen und Heidentum in Mainfranken im 6. und 7. Jahrhundert

Aus dem oben dargestellten ergibt sich, daß das Christentum im 6. und 7. Jahrhundert im Frankenreich noch nicht verwurzelt war. Der größte Teil der Bevölkerung war heidnisch, so wie die Kiliansvita es berichtet. Nur diejenigen unter den fränkischen Adligen, die mit Chlodwig nach Soissons und Paris gezogen waren, waren bereits unter Chlodwigs Herrschaft zum katholischen Christentum übergetreten. Die weitere Verbreitung des Christentums war in der Folgezeit von den Anknüpfungspunkten abhängig, die bereits existierende christliche Gemeinden in von den Franken besetzten Gebieten boten, und von

dem Kontakt mit den noch intakt gebliebenen gallo-römischen Kirchen. Diese Voraussetzungen waren im 6. Jahrhundert nur in den Teilreichen Paris und Reims gegeben,²⁴ in Mainfranken ganz und gar nicht. Die fränkischen Eroberer waren gegenüber der ortsansässigen Bevölkerung in der Unterzahl, und selbst wenn der von König Dagobert als Herzog in Würzburg eingesetzte Hruodi Christ gewesen ist, so folgt daraus keinesfalls, daß er für eine Verbreitung seines Glaubens sorgte. Der fränkische Adel spielte nach der Konversion Chlodwigs keine religiöse Rolle im Frankenreich, sondern bewahrte nach Ansicht von Geary möglicherweise Reste seiner religiösen Bedeutung aus dem Heidentum.²⁵ Für eine flächendeckende Christianisierung besonders der ländlichen Gebiete fehlten im 7. Jahrhundert die organisatorischen und personellen Voraussetzungen, da eine bischöfliche Organisation in Mainfranken nicht existierte. Erst als Bonifatius 741/42 das Bistum Würzburg gründete und Burkard als Bischof einsetzte,²⁶ war diese Möglichkeit gegeben.

In beiden uns überlieferten Viten des hl. Kilian und ebenso im Martyrologium des Hrabanus Maurus wird das Heidentum der Würzburger Bevölkerung betont, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dies der Realität entsprach. Auch der fränkischstämmige Herzog Gozbert war den beiden ‚*Passiones*‘ zufolge zunächst Heide und wurde durch den heiligen Kilian bekehrt, der Ende der achtziger Jahre des 7. Jahrhunderts in Würzburg wirkte.²⁷ Über seinen Vater Hetan berichtet die aus dem 12. Jahrhundert stammende Vita der heiligen Bilhildis, daß er Heide gewesen sei. Ob Gozberts Großvater Hruodi von Geburt an Heide war oder ob er ähnlich wie der Wendenkönig Samo, der als Franke Christ war und bei den Wenden zum Heiden wurde, in Würzburg die heidnische Religion annahm, läßt sich nicht sagen.²⁸

Das erwähnte Beispiel des Wendenkönigs belegt, daß es keine geradlinige Entwicklung vom Heidentum zum Christentum gab und das Christentum auf dem Gebiet des heutigen Deutschlands keineswegs auf Anhieb erfolgreich war, sondern daß neben christlichen Missionsbemühungen eine mehr oder weniger starke Repaganisierung stattfand. Im Einfluß-

bereich der Franken bedeutete die Taufe Chlodwigs im Jahr 498 einen Einschnitt, der die Weichen für den späteren Siegeszug des Christentums stellte, aber im Anschluß daran gab es nur sehr langsame Veränderungen. Der größte Teil der Würzburger Bevölkerung war am Ende des 7. Jahrhunderts noch heidnisch. Es gibt keinen Grund, diese Aussage der ‚*Passio minor*‘ zu bezweifeln.

5. Germanische Götinnenverehrung in Würzburg

Die bereits mehrfach erwähnte Lebensbeschreibung des hl. Kilian, die ‚*Passio minor*‘, berichtet, daß zur Zeit der Ankunft Kilians in Würzburg eine Göttin mit dem Namen „Diana“ verehrt wurde. Der Anlaß war folgender: Nachdem einer der Täter den Mord am heiligen Kilian und seinen Gefährten, der sich 689 ereignete, gestanden hatte, mußte Herzog Gozbert zusammen mit seinem Volk über dessen Strafe entscheiden. Dies geschah sehr viel später, da die Leichen der drei bereits verwest waren. Nun schlug, von Herzogin Geilana angestiftet, ein mächtiger und beredter Mann („*homo eloquens, homo tyrannus*“) vor, den Mörder freizulassen. Falls der Gott der Ermordeten („*Deus eorum*“) wirklich mächtig sei, würde er sich selbst rächen. Anderenfalls aber „*wollen wir der großen Diana dienen, wie es auch unsere Väter taten und dabei bis heute wohl gediehen*“ („*volumus servire magnae Dianae, sicut et anteriores nostri fecerunt patres, et prosperati sunt in eo usque in praesens*“).²⁹ Sein Vorschlag wurde ohne Widerspruch angenommen. Später allerdings bekannten sich „*alle, die getauft waren*“, wieder zum christlichen Glauben, denn der Mörder verlor den Verstand und tötete sich mit den eigenen Zähnen, was als göttliches Zeichen interpretiert wurde.³⁰

Offensichtlich bezieht sich die Aussage über Diana nicht auf die ‚echte‘ römische Diana, da die Römer nie bis Würzburg gelangt waren, sondern der Autor der ‚*Passio minor*‘ bediente sich der *interpretatio Romana* bzw. ihrer Weiterentwicklung, der *interpretatio christiana*, um eine einheimische Göttin zu beschreiben. Nach römischer Vorstellung verfügten alle Völker über eine ähnliche Götterwelt, und in-

folgedessen wurde in christlicher Zeit angenommen, als Götterwelt der Heiden agiere letztlich überall dieselbe Dämonenwelt. Der Autor der ‚*Passio*‘ schreibt Latein und benutzt folglich auch eine lateinische Bezeichnung, doch mit Sicherheit gab es für „*Diana*“ in der Würzburger Gegend einen germanischen Namen.³¹

Die Göttin Diana wird traditionell mit der Hulda bzw. Frau Holle identifiziert.³² Nach Erika Timm ist diese mit Frijia gleichzusetzen, die der nordischen Frigg entsprach und auch die Freyja mit ersetzte, da es zu Letzterer im südgermanischen Raum keine Entsprechung gab.³³ Wie Orts- und Flurnamenvergleiche zeigen, ist das Gebiet der Frau Holle von dem der Frijia (bzw. Freen, Freke, Frick) strikt abgegrenzt, südlich des Harzes gibt es keine Namensspuren der Frijia mehr, und auch in Märchen tauchen niemals beide zugleich auf. Daraus schließt Timm, daß es sich um dieselbe Gestalt mit jeweils unterschiedlichen Namen handelt. Hulda, Holle u.ä. war ursprünglich ein Beinamen der Göttin, der durch die Christianisierung zum Decknamen und schließlich zum Hauptnamen aufstieg. Die Wahl dieses Namens ist naheliegend: „*Frijia war doch [...] mindestens auf einer gewissen Entwicklungsstufe die ‚Liebe, Freundliche‘, eben ‚Holle‘.*“³⁴ Für die Frauen und Mädchen aus der Zeit des späten germanischen Heidentums war sie dies sicher noch immer, und sie haben sich, wie Timm annimmt, mit ihren weiblichen Sorgen und Wünschen an die Göttin und nicht an männliche Götter wie Wodan gewandt.

In der Forschung ist die überragende Stellung der Göttin bei den Germanen noch weitgehend unbekannt. Statt dessen wird die Ansicht vertreten, daß männliche Götter bei den kriegerischen Germanen im Vordergrund standen. Im Gegensatz dazu geht Timm von der Kontinuität einer großen Fruchtbarkeitsgottheit über tausend Jahre aus, von Nerthus, die durch Tacitus im 1. Jahrhundert bezeugt ist, bis hin zu Freyja, die wir aus dem nordischen Heidentum kennen. Erika Timm gelangt zu der Ansicht, daß das Zeugnis von einer Göttingenverehrung im Würzburger Raum in der ‚*Passio minor*‘ ernst zu nehmen ist. Hinter Diana verbirgt sich ihrer Ansicht nach Frijia im Übergang zu Holle.³⁵

6. Der Marienberg als Ort der Göttingenverehrung?

Die räumliche Nähe zur bis heute erhaltenen Marienkirche könnte ein Indiz für Göttingenverehrung in Würzburg sein, eventuell sogar direkt auf dem Berg. Maria löst die Göttin ab; sie ist eine adäquate Antwort auf Hulda bzw. Frijia, der ebenso wie Maria mütterliche Eigenschaften zugeschrieben wurden.³⁶ Aus Sicht der christlichen Missionare war es ein geschickter Schachzug, den Menschen in der Nähe ihrer gewohnten Verehrungsstätte einen ähnlichen Kult anzubieten wie den ihnen vertrauten, um ihnen den Übergang zum Christentum zu erleichtern.

Die Marienkirche wurde auf dem damals Würzburg genannten Berg spätestens gegen Ende des 10. Jahrhunderts erbaut. Ein urkundlicher Nachweis stammt aus dem Jahr 985, der bestätigt, daß die Kirche damals schon vorhanden war. Eine Chronik aus dem 14. Jahrhundert gibt als Gründungsjahr der Marienkirche 706 an. Herzog Hetan II. soll hier an der Stelle eines alten Heiligtums der germanischen Muttergottheit eine Kirche zu Ehren Marias errichtet haben, doch diese Angabe ist aufgrund des großen zeitlichen Abstands zum Bau mit Vorsicht zu beurteilen. Unter der Kirche ist eine Krypta nachgewiesen, die den Besitz von Reliquien voraussetzt. Wie der Historiker Max von Freeden meint, sei sie wie geschaffen für die Aufnahme der Gebeine des heiligen Kilian, die dort im Jahre 752 ihren Platz gefunden haben könnten, was dafür spräche, daß sie bereits im 8. Jahrhundert vorhanden gewesen war.³⁷ Eine andere Möglichkeit wäre, daß nicht hier, sondern im Tal darunter die erste Marienkirche erbaut wurde, wo sich vermutlich damals der Herzogssitz befand. Einen archäologischen Hinweis darauf liefert ein 1984 gefundener Graben, der mit Sicherheit Teil einer Befestigungsanlage aus dem 7. Jahrhundert war.³⁸

Was die Möglichkeit betrifft, daß sich genau am Ort der heutigen Marienkirche auf dem Berg ein Heiligtum befunden haben könnte, so sind dessen Überreste vermutlich zerstört. Einen archäologischen Nachweis haben wir nicht. Wie bei Ausgrabungen 1937/38 herausgefunden wurde, setzen die Mauern der Kir-



Abb. 3: Die Kirche auf dem Marienberg in Würzburg.
Photo: Björn Schultze.

che direkt auf der Hallstattschicht (ca. 750-500 v.Chr.) auf. Spätere Schichten, wie eine frühmittelalterliche bzw. germanische, sind offenbar nicht mehr vorhanden. In Bezug auf die Erhaltungssituation früher Kirchen ist dies kein Einzelfall: Da die ersten Kirchen häufig aus Holz erbaut wurden, wie z.B. die in Kleinlangheim (Landkreis Kitzingen) ausgegrabene Kirche aus dem 7. Jahrhundert,³⁹ und erst später durch solche aus Stein ersetzt wurden, sind heute meist keine Spuren mehr davon erhalten.

Man darf keineswegs annehmen, daß jede der Maria geweihte Kirche am Ort eines früheren Göttinnenheiligtums errichtet wurde. Ein Gegenbeispiel gibt es auch im Würzburger Stadtgebiet, und zwar entstand die Marienkapelle auf dem Marktplatz nach der Zerstörung der dort befindlichen Synagoge bei einem Pogrom im April 1349. Die bis zu die-

sem Zeitpunkt bedeutende jüdische Gemeinde Würzburgs ging dabei unter. Am Ort der niedergebrannten Synagoge wurde zunächst eine hölzerne Marienkapelle errichtet, die den damals lebenden Christen den Sieg der *Ecclesia* (Kirche), deren Sinnbild Maria ist, über die Synagoge symbolisierte. Mit Hilfe von Geld- und Sachopfern wurde – vermutlich von 1377 bis 1392 – die heutige Kapelle erbaut.⁴⁰ Völlig neu war im Gegensatz dazu die Pietà des frühen 17. Jahrhunderts auf dem südlich vom Marienberg gelegenen Nikolausberg, die den Menschen während des Dreißigjährigen Krieges als Andachtsstätte diente und an deren Stelle Balthasar Neumann um 1750 die der Maria geweihte Wallfahrtskirche Käppele errichtete.⁴¹ Über ein mögliches früheres Heiligtum an diesem Ort ist nichts bekannt. Auch wenn es diese Gegenbeispiele nicht gäbe, sollte man die Annahme, daß sich auf dem Berg ein germanisches Göttinnenheiligtum befunden

hat, nicht nur darauf stützen, daß Maria sich als Antwort auf die Göttin eignet.

Einen weiteren Hinweis auf ein Göttinnenheiligtum auf dem Marienberg liefert eine Quelle aus dem 15. Jahrhundert, der zufolge sich auf dem Berg in germanischer Zeit ein Heiligtum befunden habe, in dem drei Statuen standen. Diese sollen 1476 beim Bau der Alten Mainbrücke im Fluß wiedergefunden worden sein. Der heilige Kilian soll sie vom Berge entfernt oder im Fluß versenkt haben. Wir wissen davon durch Nicolaus Serarius, der als Augenzeuge bei der Auffindung dabei war. Von Freeden weiß nur von zwei Statuen, vermutlich gestützt auf ein Gedicht von Johannes Lotichius aus dem 15. Jahrhundert, der diese als Standbilder der Diana und des Mars beschrieb. Sie wurden vor dem Westportal des Domes aufgestellt, bis sie um 1700 beim Einsturz der „Alten Kantzeley“ verloren gingen.⁴² Daß

„Diana“ in der Volkssprache Frau Holle, Hulda oder Frija (dieselbe Göttin unter verschiedenen Namen) bedeutete, liegt auf der Hand; ihr männlicher Gefährte „Mars“ könnte Tiu oder Wodan sein. Über die Identität der dritten Statue läßt sich nur spekulieren, aber zumindest ist es sehr wahrscheinlich, daß auch diese eine männliche Gottheit darstellte, da aufgrund der vielfältigen Funktionen, die Frija ausfüllte, sicher nur diese eine weibliche Hauptgottheit in Würzburg verehrt wurde. Zwar kennt man aus anderen Orten Dreiheiten von Göttinnen wie die Matronen aus dem keltisch-germanischen Grenzgebiet, deren Kult durch zahlreiche Weiheinschriften und steinerne Bildwerke vom 1. bis zum 5. Jahrhundert n.Chr. bezeugt ist,⁴³ aber aus der Würzburger Gegend ist nichts ähnliches bekannt.

Die Herkunft der Statuen vom Marienberg läßt sich heute nicht mehr rekonstruieren. Ob sie sich in einem Heiligtum auf dem Berg befunden haben, bleibt unklar und wird sich wohl auch nicht mehr klären lassen. Als gesichert kann also nur gelten, daß in Würzburg noch im 7. Jahrhundert die Göttin Hulda bzw. Frija verehrt wurde. Wo der Ort dieser Verehrung war, läßt sich nicht sagen. Möglicherweise besaß die Göttin ein Heiligtum auf dem heute Marienberg genannten Würzburg, zu beweisen ist dies aber nicht. Was von den steinernen Statuen zu halten ist, die 1476 beim Bau der Alten Mainbrücke gefunden wurden und die man als Bilder der Göttin und ihres Gefährten interpretierte, bleibt ebenfalls unklar.

Anmerkungen

¹ Schlosser, Wolfhard/Ciorny, Jan: *Sterne und Steine. Eine praktische Astronomie der Vorzeit*. Darmstadt 1996, S. 80.

² Vgl. Martin, John R. C. (Hrsg.): *The Letters of Gregory the Great*. Vol. 3, Books 10-14. Ontario 2004, S. 802 (Brief 11.56 an Abt Mellitus vom 18. Juli 601).

³ Vgl. Petrikovits, Harald von: *Germania (Romana)*, in: Klauser, Theodor u.a. (Hrsg.): *Reallexikon für Antike und Christentum*. Bd. X. Stuttgart 1978, Sp. 548-654, hier: Sp. 626.

⁴ Vgl. Jankuhn, Herbert: *Archäologische Bemerkungen zur Glaubwürdigkeit des Tacitus in der Germania*, in: *Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen aus dem Jahre 1966*. Philologisch-Historische Klasse. Göttingen 1966, S. 409-426; Maier, Bernhard: *Die Religion der Germanen. Götter – Mythen – Weltbild*. München 2003, S. 26f.

⁵ Vgl. Klein-Pfeuffer, Margarete: *Die Bevölkerungsverhältnisse in Mainfranken zur Zeit Kilians*, in: Erichsen, Johannes (Hrsg.): *Kilian, Mönch aus Irland – aller Franken Patron*. Bd. 2. München 1989, S. 133-158, hier S. 133.

⁶ Vgl. Klein-Pfeuffer, Margarete: *Heidnischer Volksglaube und Bestattungsbrauch*, in: *Mainfränkisches Museum* (Hrsg.): *Kilian, Mönch aus Irland – aller Franken Patron 689-1989. Katalog der Sonder-Ausstellung zur 1300-Jahr-Feier des Kiliansmartyriums 1. Juli 1989 – 1. Oktober 1989. Festung Marienberg Würzburg*. Bd. 1. Würzburg 1989, S. 89f.

⁷ Vgl. ebd., S. 90; Klein-Pfeuffer, Margarete: *Christliche Glaubensvorstellungen zur Zeit der Mission*, in: *Kilian. Ausstellungskatalog* (wie Anm. 6), S. 127f.

⁸ Vgl. Janssen, Walter: *Siedlungs- und Verkehrslandschaften zur Zeit von Kilian und Bonifatius. Ein Vergleich*, in: *Kilian. Aufsatzband* (wie Anm. 5), S. 159-172, hier S. 164; Stamminger, J. B.: *Franconia Sancta. Das Leben der Heiligen und Seligen des Frankenlandes*. 1. Band. Würzburg 1881, S. 81.

⁹ Vgl. Janssen: *Siedlungs- und Verkehrslandschaften* (wie Anm. 8), S. 164.

¹⁰ Vgl. Pfistermeister, Ursula: *Wehrhaftes Franken*. Bd. 2. Nürnberg 2001, S. 130.

¹¹ Zur Datierung siehe Dienemann, Joachim: *Der Kult des heiligen Kilian im 8. und 9. Jahrhundert*. Würzburg 1955; Levison, Wilhelm (Hrsg.): *Passio [I.] Kiliani Martyris Wirziburgensis*. Hannover 1910, S. 711-728; Bigelmair, Andreas: *Die Passio des heiligen Kilian und seiner Gefährten*, in: *Würzburger Diözesangeschichtsblätter* 14/15 (1952/53), S. 1-25, bzw. 16/17, (1954/55), S. 104-130; Emmerich, Franz: *Der heilige Kilian. Regionarbischof und Märtyrer*. Würzburg 1896; Goetz, Hans Werner: *Die Viten des hl. Kilian*, in: *Kilian. Aufsatzband* (wie Anm. 5), S. 287-298; Timm, Erika: *Frau Holle, Frau Percht und verwandte Gestalten*. 160 Jahre nach Jacob Grimm aus germanistischer Sicht betrachtet. Stuttgart 2003.

- ¹² Die englische Bezeichnung für Schwager, *brother-in-law*, macht diesen Zusammenhang noch heute deutlich.
- ¹³ Vgl. Timm: Frau Holle (wie Anm. 11), S. 273.
- ¹⁴ Vgl. Goetz: Die Viten des hl. Kilian (wie Anm. 11), S. 288, 291.
- ¹⁵ Vgl. Dassmann, Ernst: Die Anfänge der Kirche in Deutschland. Von der Spätantike bis zur frühfränkischen Zeit. Stuttgart–Berlin–Köln 1993, S. 9–16.
- ¹⁶ Vgl. Kaiser, Reinhold: Das römische Erbe und das Merowingerreich. München 2004, S. 11f.
- ¹⁷ Die Position der meist als „katholisch“ oder „orthodox“ bezeichneten Großkirche, wie sie 325 auf dem Konzil von Nizäa festgelegt worden war, betrachtete Gott und Jesus Christus als wesensgleich. Damit setzte sie sich polemisch von den „Arianern“ ab, denen man vorwarf, das Menschliche in Christus zu sehr zu betonen, und von den „Miaphysiten“ oder „Monophysiten“, denen nachgesagt wurde, sie betonten das Göttliche in Christus zu sehr. Vgl. Leppin, Hartmut: Einführung in die Alte Geschichte. München 2005, S. 140f.
- ¹⁸ Vgl. Dassmann: Anfänge der Kirche (wie Anm. 15), S. 160–162.
- ¹⁹ Vgl. ebd., S. 162–164.
- ²⁰ Ebd., S. 165.
- ²¹ Vgl. ebd.
- ²² Vgl. ebd., S. 166f.
- ²³ Vgl. Ewig, Eugen: Die Merowinger und das Frankenreich. Stuttgart 2006, S. 136.
- ²⁴ Vgl. ebd.
- ²⁵ Vgl. Geary, Patrick J.: Die Merowinger. Europa vor Karl dem Großen. München 2004, S. 170.
- ²⁶ Vgl. Pfistermeister: Wehrhaftes Franken (wie Anm. 10), S. 130.
- ²⁷ Vgl. Timm: Frau Holle (wie Anm. 11), S. 282.
- ²⁸ Vgl. Emmerich: Der heilige Kilian (wie Anm. 11), S. 108.
- ²⁹ Timm: Frau Holle (wie Anm. 11), S. 274; Mager, Josef: Die Passio minor des heiligen Kilian und seiner Gefährten. Würzburg 1979, S. 43f.
- ³⁰ Vgl. ebd.
- ³¹ Vgl. Timm: Frau Holle (wie Anm. 11), S. 284f.
- ³² Vgl. Freeden, Max H. von: Festung Marienberg. Würzburg 1982, S. 14.
- ³³ Vgl. Timm: Frau Holle (wie Anm. 11), S. 294, 303f.
- ³⁴ Ebd., S. 304.
- ³⁵ Vgl. ebd., S. 298, 303f.
- ³⁶ Vgl. ebd., S. 301.
- ³⁷ Vgl. von Freeden: Festung Marienberg (wie Anm. 32), S. 13–16.
- ³⁸ Vgl. Rosenstock, Dirk: Siedlungsgeschichte im Frühmittelalter, in: Wagner, Ulrich (Hrsg.): Geschichte der Stadt Würzburg. Bd. I. Von den Anfängen bis zum Ausbruch des Bauernkriegs. Stuttgart 2001, S. 51–61, hier S. 54f.
- ³⁹ Vgl. Klein-Pfeuffer: Christliche Glaubensvorstellungen (wie Anm. 7), S. 127.
- ⁴⁰ Vgl. Schneider, Wolfgang: Marienkapelle Würzburg (= Schnell Kleine Kunstführer Nr. 345). Regensburg 2001, S. 2–4.
- ⁴¹ Vgl. Muth, Hanswernfried/Schnell, Hugo: Das Käppele Würzburg (= Schnell Kleine Kunstführer Nr. 306). Regensburg 2000, S. 1, 8.
- ⁴² Vgl. von Freeden: Festung Marienberg (wie Anm. 32), S. 14; Emmerich: Der heilige Kilian (wie Anm. 11), S. 109; Kuhn, Rudolf Erwin: Die Festung Marienberg Würzburg. Würzburg 1978, S. 22.
- ⁴³ Vgl. Maier: Religion der Germanen (wie Anm. 4), S. 93.

Wunder wirkendes Wasser – oder Wasser wirkt Wunder

von
Gerhard Wulz

Vom Bad Kissinger Liebfrauensee unterhalb des Kapellenfriedhofs aus erstreckt sich in Richtung Stadt eine kleine Grünanlage, begrenzt von Kapellen- und Hemmerichstraße. Auf dieser Wiese standen einmal mehrere stattliche Gebäude sowie eine Schneid- und eine Mahlmühle. Das Gelände schilderte Dr. Johann Bartholomäus Beringer 1738 folgenderweise: Es „*schießt ein so heftiges Gewässer herfür, daß es an eben der Stell einen weiten und tiefen See ausmacht* (heute: Liebfrauensee), *welcher, da er durch viele mitten in seinem Schoos aufsteigende Quellen unaufhörlich anwachset, zweiffels ohn seine Ufer überschreiten thäte, wann er nicht durch eine aus ihm abrinnde, und gleich bey ihrem Ausgang in zwey Arm sich theilende Bach mercklich abgezapft, und in seinen Schranken und Maß gehalten würde. Diese Crystal helle Bach, nachdem sie fünff Mühlen theils vor theils in der Stadt getrieben, endigt ihren [...] Lauff auf denen Wiesen, durch welche sie sich [...] in der Saal versencket.*“

Diesen Mühlbach bzw. seine Quellen, der noch heute streckenweise unterirdisch durch Bad Kissingen fließt und die Kissinger Brunnen speist, wollte der Arzt Dr. Ignaz Ising für eine hydrotherapeutische Kaltwasserbadeanlage verwenden. Er kaufte deshalb 1872 ein bereits vorhandenes Wohnhaus sowie die ehemaligen umliegenden Bleichwiesen und wandte sich an die Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg um die Genehmigung, eine Privatheilbadeanstalt mit Wasserkur und Heilgymnastik eröffnen zu dürfen. Der ursprünglich als Teilhaber vorgesehene Kissinger Brunnenarzt, sein Schwager Dr. August Stöhr, trat wieder zurück; vielleicht war ihm der wirtschaftliche Erfolg zu unsicher.

Baden in kaltem Quellwasser, eine Vorstellung, die manchen erschauern lassen dürfte, galt im 19. Jahrhundert wieder als Heilmittel. Unsere Vorfahren in weit zurückliegenden Zeiten nutzten Bäche, Flüsse und Seen, um

darin zu baden, schätzten die wohltuende, erfrischende, abhärtende und vorbeugende Wirkung des kalten Wassers. In den Quellen sah man den Sitz von Göttern, Nymphen, Geistern und errichtete an diesen Stellen häufig Heiligtümer. Für den griechischen Arzt Pindaros (522-445 v.Chr.) war Wasser nicht nur das Beste, sondern gleichbedeutend mit Leben („*hydor men ariston*“).

Hydrotherapeutische Anwendungen, wie Güsse, Packungen, Duschen gab es schon im Altertum, sie erlebten eine Renaissance im 17. Jahrhundert vor allem in Frankreich, England und Deutschland (Lobenstein um 1640). Allerdings wurden die Kaltwasseranstalten oft recht bald wieder geschlossen. Die Inanspruchnahme ließ, da nicht gerade angenehm, offensichtlich zu wünschen übrig.

Der in Schlesien lebende Arzt Dr. Siegmund Hahn (1664-1742) erinnerte an die in Vergessenheit geratene Kaltwasserbehandlung. Er und seine Söhne, die „*Wasserhähne*“ genannt, sind die geistigen Väter des Vincenz Prießnitz (1799-1851), einem Bauern und Schäfer aus Gräfenberg (Schlesien), der die Kaltwasserbehandlungen wieder anwandte. Prießnitz errichtete 1829 seine erste Wasserheilanstalt, verwendete kaltes Wasser für Bäder, Duschen, kalte Umschläge und intensive Schwitzkuren, aber auch zum Trinken – ältere Menschen dürften die Prießnitz Brust- und Halswickel noch „gut“ in Erinnerung haben. Überdies verordnete er Spaziergänge und Arbeitstherapien wie z.B. Holzsägen. Seiner Ansicht nach waren Krankheiten die Folge einer Anhäufung schädlicher Stoffe im Körper, die er mit seinen komplizierten Anwendungen bekämpfen wollte. Aus vielen Ländern kamen Ärzte zu ihm, studierten sein System und verbreiteten es bei sich in ihrer Heimat. Die manchmal überzogenen Behandlungen reizten auch zu Widerspruch, durchaus nachvollziehbar, eingedenk der Praxis, auch psychisch Kranke mit manischen Auffälligkeiten auf diese Weise zu

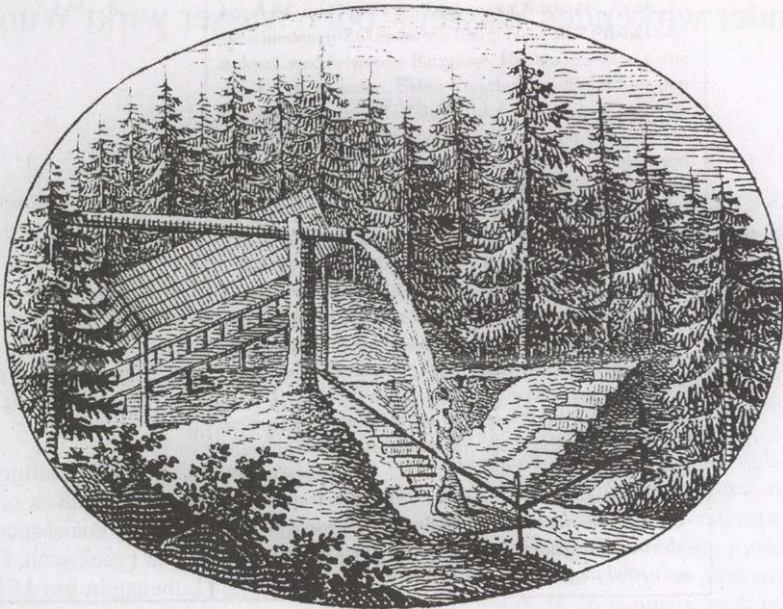


Abb. 1: Die Prießnitz-Walddusche in Gräfenberg.

behandeln. Sie mußten oft stundenlang Sitzbäder bis zur völligen Unterkühlung oder Sturzbäder, bei denen dem Kranken mehrere Eimer kalten Wassers über den Kopf gegossen wurden, über sich ergehen lassen.

Auch in Kissingen kamen Anwendungen in kaltem Wasser in Mode, denn 1842 berichteten der Kurgast Robert von Mohl und der Brunnenarzt Balling von der Nutzung des Runden Brunnens (Soolensprudel) mit der ursprünglichen Temperatur von 18°C . Um die volle Wirkung des kalten Wassers erreichen zu können, hielt man große Wannen, eigentlich Bassins und eine monate- bzw. jahrelange Anwendung für notwendig. Für diese Kaltbäder errichtete der Staat sogar 1841 das Salinenbad mit insgesamt 21 Kabinetten.

In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand unter dem Einfluß der Naturphilosophie in den deutschen Ländern die Naturheilkunde, für die Naturheilkräfte und das Ganzheitsprinzip wichtiger waren als schulmedizinische Ratschläge. Es bildeten sich verschiedene diätetische Systeme heraus, wie Trockenkost (Schroth), vegetarische Kost (Hahn), Rohkost (Bircher-Benner) oder Makrobiotik.

Von welchen Lehren Ising beeinflusst wurde, ist schwer zu sagen. Er studierte Medizin in Würzburg und Wien und war dort Assistent von Prof. Winternitz. Die prießnitz'schen Anwendungen und die Ganzheitsmedizin lernte er sicherlich in Wien kennen und integrierte sie in sein System. Diesen Rückschluß läßt auch eine handschriftliche Notiz auf einem Zeugnis von 1872 zu, in der es heißt: „Die Note fiel schlecht aus, weil ich aufgrund meiner Wiener Studien beim Examen Ansichten vertrat, die in Würzburg noch nicht geläufig waren.“

Aus einer Badeschrift Isings erfahren wir, wie er selbst die Kaltwasserbehandlung einschätzte. „Das kalte Bad ist ein grossartiges Anregungsmittel überall da, wo bei gut erhaltenen Kräften der Stoffwechsel energisch angeregt, krankhafte Stoffe ausgeschieden werden sollen; das kalte Bad ist der Born des Heiles für einen sehr großen Theil des nervösen hypochondrischen, hysterischen Geschlechtes der Jetztzeit; das kalte Bad enthält allezeit eine unerschöpfliche Fülle von Kraft für alle Jene, welche es verstehen, sich diese Kraft zu Nutze zu machen; das kalte Bad ist

endlich von phänomenaler Wirkung bei akuten Entzündungen mit durch wüthendes Fieber beeinträchtigtem Bewusstsein.“ Auch sein Arztkollege Dr. Oscar Diruf sen. befürwortete in seinen Schriften die Anwendung kalter Solbäder und kalter Bäder überhaupt. Er ging davon aus, daß der momentane Wärmeentzug, der sich im Sinken der Körpertemperatur während der ersten halben Stunde nach dem Bad zeigt, eine vermehrte Wärmeproduktion des Körpers bewirkt und dadurch der Umsatz „besonders der stickstoffhaltigen Gebilde [des Fettes] gesteigert und die Kohlensäureausscheidung vermehrt werde.“ In der Werbung für „Deutsche Bäder“ (1890) wurden die Kissinger Kaltwasserbehandlungen in Verbindung mit der Rakoczy Trinkkur besonders gegen Verdauungsstörungen und Nervenleiden empfohlen. Die Anwendung gab es in Form von Voll-, Halb-, Regen-, Strahl-, Sitz- und Fußbädern mit 27° bis 15° C kaltem Wasser und einer Dauer von 1/10 bis 5 Minuten.

Darüber hinaus setzte Ising mechanische Reize ein, getreu seiner Überzeugung „im kalten Bade nimmt das Frottieren mittelst eigener oder fremder Kraft kein Ende.“ Anschließend mußte sich der Patient abtrocknen, anziehen, sich bewegen oder auch ruhig liegen. Da es in der Anstalt sowohl einen Raum für Turngeräte wie auch einen Gymnastiksaal gab, wurden sicher heilgymnastische Übungen angeboten. Neben Bade-, Trinkkur und Bewegung erstellte Ising als vierte Säule zur Gesundheit und Gesunderhaltung eine ausführliche und

modern anmutende allgemeine und diätetische Ernährungsanleitung mit folgenden wichtigen Grundregeln: „1. Iss und trink' nicht mehr als du verdienst [gemeint ist die Selbstbeherrschung]. 2. Wähle deine Nahrungsmittel entsprechend deiner Arbeit [gemeint ist die Art der Arbeit]. 3. Genussmittel seien nur Beigabe zu deinen Nahrungsmitteln. 4. Halte Zeit im Essen und kaue gut.“ Für die Seriosität Isings spricht, daß er nur dann Patienten annahm, wenn er von einem Erfolg der Kur ausgehen konnte.

Nachdem die Regierung die Errichtung der Wasseranstalt und der Magistrat die Entnahme des Süßwassers aus dem Liebfrauensee zunächst auf zwanzig Jahre und später „für alle Zeit ungehindert“ sowie den Bau eines Zweigkanals zum Hauptkanal erlaubt hatten, begannen die Bauarbeiten. Ising ließ neben seinem Wohnhaus unter Einbeziehung einer bestehenden Scheuer ein Doktorzimmer, Badezimmer für Damen und Herren, einen Gymnastiksaal, Nebenräume für Turngeräte, Holzlager, neue Abtritte und sogar ein rundes Schwimmbecken von dessen Decke Eiszapfen aus Glas hängen errichten. Diese Wasseranstalt eröffnete er 1873, zunächst noch ohne Namensgebung. Nachdem er 1877 in zweiter Ehe eine Frau mit Namen Marie geheiratet hatte, war er nun von zwei Marien umgeben, der Ehefrau und der Muttergottes (Marienkapelle oberhalb des Liebfrauensees), womit sich auch der Name „Marienbad“ für das Wasser-Heilbad erklärt.

10 enter Ineresienstrasse.

Wasser-Heilanstalt

von
DR. IGNAZ ISING

in Kissingen, am Liebfrauensee.

Prospecte in der Hailmann'schen Buchhandlung und
in der Anstalt.

Abb. 2: Annonce in der Kurliste für Kissingen vom 15. Juni 1873.

Die Anstalt mußte 1882 wegen der großen Resonanz erweitert werden. Nach Isings Angaben steigerte sich die Zahl der Patienten von 14 Kurgästen (1873) auf 1.030 (1898) ohne Berücksichtigung der einheimischen Patienten. Schließlich kam an der Hemmerichstraße noch ein Logierhaus hinzu. Zu den berühmtesten Patienten gehörten der Maler Adolph Menzel und der Klavierfabrikant Julius Blüthner.

Auch Kaiserin Elisabeth (Sisi) von Österreich, für die eigens eine Marmorbatterie mit Löwenfüßen angeschafft werden mußte, soll das Kaltbad genutzt haben, was aber nur 1897 oder 1898 gewesen sein kann, als die Kaiserin bereits über 60 Jahre alt war. So ist es auch fraglich, ob die in der Familie erzählte Anekdote stimmt, nachdem der damals bereits 16jährige Sohn des Arztes, Georg, durch ein Astloch in der Bretterdecke die ältere Dame beim Baden beobachtet haben will. Die Wanne befand sich bis zum Abbruch des Hauses 1974 noch im Baderaum und verschwand dann, wie alles andere spurlos.

Zahlreiche Patienten kamen aus dem wohlhabenden jüdischen Bürgertum. Auch dazu gibt es eine Familienlegende, nach der sich der Herr Doktor eines Tages sehr wunderte, warum die angemeldeten Patienten nicht kamen. Bei seinen Nachforschungen entdeckte er an der Eingangstür einen von Georg angebrachten Zettel: „Heute keine Sprechstunde für Juden.“

In seiner Freizeit malte Ignaz Ising sehr gerne und hängte seine Bilder im Eingangsbereich zur Arztpraxis auf. Menzel soll bei einem Arztbesuch süffisant gemeint haben:



Abb. 3: Photographie von Dr. Ignaz Ising, um 1910.

„Auch Maler, bleiben Sie aber lieber Arzt“. Ein anderes Mal kommentierte er: „Schauen Sie Herr Doktor, so schaut sich ein Bauer die Natur an: die Wiesen schön grün und der Himmel schön blau.“

Zusätzlich zu seiner Wasseranstalt betrieb Ising auch eine große Landarztpraxis, war ein gesuchter Kinderarzt und genoß besonders bei dem Kurpublikum großes Ansehen. Bereits 1898 schloß er nach Saisonende die Badeanstalt, obwohl sie in den Wintermonaten von den Einheimischen, dann aber vermutlich mit warmem Wasser, gern benutzt wurde. Der Grund für die Schließung lag neben der Arbeitsbelastung an der stauenden Nässe, die Grundmauern und Türstöcke feucht werden ließ.

Der am 9. Dezember 1845 in Gelchsheim bei Ochsenfurt in einer Kaufmannsfamilie geborene Ignaz Ising war – wie seinerzeit fast üblich – nicht nur leidenschaftlicher Arzt, sondern stellte sich auch für das Wohl der Mitbürger zur Verfügung. So machte er den Krieg von 1870/71 als freiwilliger Unterarzt mit. In Kissingen, wo er 1878 das Bürgerrecht erhielt, gehörte er lange dem Gemeindegremium und ab 1887 dem Stadtmagistrat an, auch als Stellvertreter des Bürgermeisters. Er setzte sich für den Erhalt der Botenlaube ein, wozu er den „Bodenlaubenverein“ gründete. Wie die meisten Brunnenärzte, bereicherte auch er die Badeliteratur mit einem erstmals 1879 und in mehrfacher Auflage erschienenem Buch über „Bad Kissings Heilmittel.“

Schicksalsschläge blieben ihm nicht erspart. Seine erste Frau Helene aus der wohlhabenden Apothekerfamilie Boxberger starb 1875, zwei Jahre später sein Söhnchen Thomas. Sein eigenes Ende scheint er vorausgeahnt zu haben, denn im Juli 1919 sagte er einer Verwandten bei der Verabschiedung: *„Wenn das erste Laub fällt, werde ich auch gehen müssen.“* Das Leben des kgl. Hofrats Dr. Ignaz Ising, dem 1890 Prinzregent Luitpold von Bayern diesen besonderen Titel verliehen hatte, endete schon etwas früher als geahnt, am 1. August 1919.

Da die Familie Ising im Winter in Würzburg wohnte, wurde Ignaz Ising auf dem dortigen Hauptfriedhof beigesetzt. Sein Grab schmückt ein trauernder Engel des Künstlers Michael Arnold. Die 1884 geborene Tochter Leocadia

heiratete den Arzt Dr. Christian Schütze, der in seinem Haus Quisisana in der Prinzregentenstraße den ersten Röntgenapparat Bad Kissings aufstellte. Nachfahren von Ising leben außer in Bad Kissingen auch in Würzburg, Tützing und Darmstadt.

Nachdem die Familie 1925 das gesamte Areal verkauft hatte, vermietete die Stadt die Wohnhäuser und ließ schließlich 1974 sämtliche verbliebenen Gebäude abreißen. Erhalten blieb nur ein Pavillon im chinesischen Stil an der Kreuzung Kapellen-/Hemmerichstraße.

Quellen und Literatur:

Stadtarchiv Bad Kissingen: Familienbogen, Hausakten (Kapellenstr. 13).

Beringer, J.B.A.: Untersuchung deren Kissinger Heyl- und Gesundheitsbrunnen. Würzburg 1738.

Diruf, Oscar: Bad Kissingen und seine Heilquellen. Bad Kissingen 1884.

Ising, Ignaz: Bad Kissingen's Heilmittel. Bad Kissingen 1893.

Křížek, Vladimír: Kulturgeschichte des Heilbades. Leipzig 1990.

Schmidl, Georg: Bad Kissingen. Bad Kissingen 1958.

Saale-Zeitung v. 2.8.1919.

Kurliste von Kissingen 1873.

Deutsche Kurorte. Berlin 1890.

Familienarchiv und Familienwissen: Hilla Schütze, Bad Kissingen, Dr. Gundekar Stöckl, Würzburg.

„Der Nationalsozialismus klopft auch an Ihre Tür“ Die ‚Gleichschaltung‘ eines fränkischen Gesangsvereins

von
Alexander von Papp

Vor einiger Zeit zeigte die Nürnberger Photo-Ausstellung „BilderLast – Der Nationalsozialismus in Franken“¹ in verschiedenen Themenbereichen die Machtdemonstration und den Alltag der NS-Diktatur mit ihrem „gleichgeschalteten“ öffentlichen Leben. Das Regime festigte seine Macht nicht zuletzt durch die sogenannte „Gleichschaltung“ der Gemeindeverwaltungen und der bürgerlichen Vereine. Wie ein Verein gleichgeschaltet wurde, ist meist nicht oder nur spärlich dokumentiert, so daß es heute schwer fällt, sich ein exaktes Bild über die damaligen Ereignisse zu machen. Der folgende Beitrag versucht, einen solchen Vorgang an Hand von erhaltenen Sitzungsprotokollen darzustellen und damit die abstrakte Formel „Gleichschaltung“ gleichsam bildhaft zu machen. Beispiel ist der Männergesangsverein Randersacker.

Einleitung

Freiheitlicher Geist, demokratische Forderungen an den Obrigkeitsstaat und bürgerhaftliches Denken führten im 19. Jahrhundert zu den bürgerlichen Bewegungen. Einen besonderen Ausdruck fanden sie in den Vereinen. Hier konnten sich gemeinsame Interessen und gemeinschaftliches Leben sowie Demokratiebewußtsein entfalten. Als die Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 die Macht ergriffen hatten, begannen sie umgehend und sehr schnell alle Bereiche des öffentlichen Lebens zu dominieren und demokratische Strukturen zu eliminieren („Gleichschaltung“) – bis hinunter zu den Gemeinden.²

Auch die bürgerlichen Vereine wurden gleichgeschaltet. Vereine, die nicht paßten oder nicht mitmachten, wurden verboten.³ Wer weiterbestehen wollte, fügte sich, zumindest äußerlich. Diese Gleichschaltung betrieben vielfach lokale „Aktivisten“ der Partei oder der SA, oft auch der Ortsgruppenführer persönlich. Viele Vereinsmitglieder haben die

Gleichschaltung wohl als nebensächlich empfunden, vielleicht auch mit Gleichgültigkeit hingenommen. Auf letzteres deuten auch die Eintragungen im Protokollbuch⁴ des Männergesangsvereins Randersacker hin.

Der Männergesangsverein Liederkrantz 1898 Randersacker

Der Gesangsverein „Liederkrantz“ wurde am 31. Juli 1898 gegründet. Anlaß war das Bestreben von Gesangsfreunden, „*bei weltlichen sowohl, als bei kirchlichen Festlichkeiten die Feier des Tages durch Gesangsvorträge zu erhöhen.*“ In der Gründungsversammlung hatten sich „*zum Beitritt auch sofort 25 Männer bereit erklärt.*“ In den nachfolgenden Treffen konnten „*weitere Herren als Mitglieder aufgenommen*“ werden. Sein Motto druckte der Verein auf das Titelblatt der Statuten (1898): „*Es soll der Sänger mit dem König geh'n. Sie stehen beide auf der Menschheit Höhn.*“ Die Statuten bestimmten z.B.: „§ 1: Der Zweck des Vereins ist Pflege des Gesanges sowie, die geselligen Vergnügungen durch Ausbildung des Sinnes für Musik und Gesang zu veredeln. Jede politische Tendenz ist strengstens ausgeschlossen. § 2: Mitglied kann jeder ehrenhafte selbständige Mann werden.“

1911 faßte der Verein die Satzung neu. Zwei Änderungen fallen sofort auf. Als Wahlspruch galt, fortan: „*Wo man singt, da laß dich ruhig nieder! Böse Menschen haben keine Lieder.*“ Dazu sagte jetzt § 2 geradezu Revolutionäres zur Mitgliedschaft aus: „*Jedermann, der das 16. Lebensjahr vollendet hat, kann Mitglied des Vereins werden, auch Frauenspersonen.*“ Letzteres hat sich aber nicht realisiert. Die Festschrift zur 100-Jahr-Feier jedenfalls vermerkte: Im Jahr 1920 wurde „*der Antrag des damaligen Chorleiters auf Umwandlung des reinen Männerchores in einen gemischten Chor abschlägig beschieden.*“ Die Männer blieben gesanglich unter sich, immerhin bis



Abb. 1: Die Sänger des Randersackerer Männergesangsvereins im Jahr 1925 anlässlich des 25jährigen Stiftungsfestes, (das wegen der Inflation zwei Jahre nach dem offiziellen Termin gefeiert wurde). Quelle: Festschrift zur 100-Jahr-Feier 1998. Repro: E. Weckert.

2004. Erst seitdem gibt es auch einen gemischten Chor.

Im Ersten Weltkrieg gab es von Anfang 1916 bis Ende 1918 keine Vereinstreffen. Im Dritten Reich wurde der Gesangsverein bereits 1933 „gleichgeschaltet“ (s.u.). Der Zweite Weltkrieg hat das Vereinsleben vollständig unterbrochen. Nach einer (letzten) Ausschuß-Sitzung am 4. Dezember 1939 erfolgte erst 1948 wieder eine Versammlung zur Neugründung des Vereins. (In der Abbildung sind die Chormitglieder des Jahres 1925) zu sehen.)

Die Gleichschaltung – örtlicher Hintergrund

Da die Gleichschaltung des Vereins im Dritten Reich Teil eines übergreifenden Gesamtvorganges war, sei hier kurz der örtliche Hintergrund⁵ angesprochen, und zwar mit zwei Stimmen: mit der nüchternen (Protokoll-) Stimme des Gemeinderates und mit der euphorischen Stimme eines „Anhängers der Hakenkreuzpartei“.

Das „Protokollbuch des Gemeinderates von

Randersacker“ verzeichnete am 24. April 1933, ohne eine sonst übliche Tagesordnung zu nennen, den lapidaren Eintrag: „*Laut Verfügung des Bezirksamtes Würzburg vom 5. April 1933 sind durch das Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reiche vom 31. III. 1933 alle Gemeinderäte nebst übrigen Körperschaften aufgelöst. Für die Zusammensetzung des neuen Gemeinderates wurde laut Gesetz keine Bürgerwahl vorgenommen, sondern der neue Gemeinderat wurde an Hand von eingereichten Wahlvorschlägen jeder einzelnen Partei von einem Wahlausschuß bestimmt, der sich aus dem 1. Bürgermeister und den Vertrauensleuten der einzelnen Parteien zusammensetzte.*“ Sodann bestimmte der Ausschuß als Gemeinderäte zwei Mitglieder der NSDAP, vier der Bayerischen Volkspartei und vier der SPD. Tags darauf steht im Protokoll: „*2 SPD-Gemeinderäte erklärten ihren Austritt aus der SPD. Der bisherige (seit 29 Jahren) 1. Bürgermeister wird einstimmig wiedergewählt (und am 3.5. vom Bezirksamte bestätigt).*“ Am 5. Mai wurde ein NSDAP-Ersatzmann zum 2. Bürgermeister (und ein Jahr später zum 1. Bürgermeister) gewählt.

Beifällig und zufrieden beschreibt der Lehrer, Schulrat und Propagandaleiter der örtlichen NSDAP-Gruppe, Ignaz Fuchs, in seiner selbstverfaßten Ortschronik⁶ die nationalsozialistische Bewegung: er nennt die „*Wucht der frischen nationalsozialistischen Macht*“, die „*neue Zeit*“, den „*neuen Geist*“. Immerhin räumt er ein, die „*nationale Erhebung, der Sieg des Hitlertums über den Marxismus traf Randersacker umso unverhoffter und augenfälliger, als ja diese neue Bewegung hier schwer Eingang fand und lange als aussichtslos erachtet wurde.*“ Zu diesem „*so plötzlich eintretenden Umschwung, der mit Frühjahrsbrausen auch über Randersacker hereinbrach*“, zählt er u.a. „*die Auflösung des bisherigen Gemeinderats*“ sowie die „*ratlosen Wochen vom 25. März – 28. April*“ mit der „*Verwaltung der Gemeinde lediglich durch den jetzt kommissarischen Bürgermeister*“.

Die o.a. Gemeinderatssitzung und „Wahl“ am 24. April erwähnt er nicht. Dafür schreibt er: „*Der 1. Mai 1933 ist ein denkwürdiger Tag für R., besonders auch deswegen, weil mit ihm die Umschaltungsverhandlungen auch im Gemeinderat beginnen. Der Kommissar am Bez. A. Wbg. ordnete die Verhandlungen an.*“ Dann bringt er Einzelheiten, auch des Umgangs (u.a. Verhaftung) mit den Vertretern der anderen Parteien⁷, bis am „*12. Juni der neue nationalsozialistische Gemeinderat tagen und zur Wahl schreiten*“ konnte.

Die Gleichschaltung des Gesangvereins

„Gleichgeschaltet“ wurde der Gesangverein „Liederkranz“ am 7. September 1933 in einer außerordentlichen Mitgliederversammlung. Am Tag zuvor fand eine Ausschußsitzung statt. Die knappe Niederschrift im Protokollbuch (S. 22) vermerkt: „*Tagesordnung: Kassenrevision und Gleichschaltung. Die Kasse wurde [...] für richtig befunden. [...] Dem Kassier wurde Entlastung erteilt. Der Vorstand gab die Richtlinien der Gleichschaltung bekannt, und die unterzeichneten Ausschußmitglieder erklären ihren Rücktritt. Die Gleichschaltungsversammlung findet am 7. Sept. abends 8 Uhr im Gasthaus zur Krone statt.*“ Es folgen die Unterschriften des 1. Vor-

stands und des Schriftführers. Zurückgetreten war damit auch der 1. Schriftführer.

Auf der Seite 23 folgt dann die vom neuen 1. Schriftführer formulierte Niederschrift der Außerordentlichen Mitgliederversammlung.⁸ Sie lautet: „*Tagesordnung: Gleichschaltung. Auf Grund der Weisungen des Deutschen Sängerbundes und des Mittellaingaus war auf heute eine außerordentliche Mitgliederversammlung in das Vereinslokal [...] mittels Bekanntgabe durch die Ortsschelle einberufen.*“

Es sind 33 Mitglieder und auf besondere Einladung gemäß Weisung des D.S.Bund und des Mittellaingaus der hiesige Ortsgruppenführer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei (N.S.D.A.P.), Lehrer Max Gaßner erschienen.

Um ½ 9 h wurde die Versammlung von dem bisherigen 1. Vorstand Valentin Sedelmayer mit einem „Sieg Heil“ eröffnet. Nach kurzer Begrüßung verlas er das Protokoll der gestrigen Ausschußsitzung. Dann erklärte er den Zweck der heutigen Versammlung und erteilte dem Ortsgruppenführer Gaßner das Wort.

Gaßner führte etwa folgendes aus: Der Nationalsozialismus klopft an alle Tore und ist jetzt auch zum Gesangverein Liederkranz Randersacker gekommen. Nach dem Willen unseres Führers, des Volkskanzlers Adolf Hitler, ist überall die

Gleichschaltung

durchzuführen. Die Weisungen bestimmen, daß künftig nur solche Leute zur Führung und zum Beirat herangezogen werden, die entweder Mitglied der N.S.D.A.P. sind, oder dieser Partei nahe stehen, sodaß hierdurch die Gewähr gegeben ist, daß nach dem Willen unseres Führers Adolf Hitler gearbeitet wird; ferner daß nach Möglichkeit die jungen Leute beigezogen werden, um sie zu Führern heranzubilden. Nachdem er noch einige wichtige Punkte aus den Richtlinien bekanntgegeben hatte, wurde das „Horst-Wessel-Lied“ mit sämtlichen vier Strophen gesungen.

Hierauf ließ Gaßner zur Wahl des

1. Vorsitzenden

schreiten und schlug hiezu den bisherigen

1. Vorstand, Valentin Sedelmayer, vor. Die Wahl erfolgte einstimmig.

Der neugewählte 1. Vorsitzende erklärte, das Amt anzunehmen, dankte für das ihm erwiesene Vertrauen, versprach, den Verein im Sinne unseres Führers zu leiten und bat die Sangesbrüder, ihn in dieser Aufgabe tatkräftig zu unterstützen.

Vom 1. Vorsitzenden Valentin Sedelmayer wurde dann [es folgen die Namen und Funktion der sechs neuen Vorstandsmitglieder] ernannt.

Die Ernannten erklärten ihre bereitwillige Mitarbeit im Sinne unseres Führers. Ortsgruppenführer Gaßner stellte hierauf die Gleichschaltung als vollzogen fest. Er forderte die Sangesbrüder auf, stets einig zu sein, das Deutsche Lied wie bisher eifrig zu pflegen, ebenso auch die Lieder der S.A., S.S. und H.J. zum Besten unseres deutschen Vaterlandes. Mit Begeisterung erklang hierauf das Deutschlandlied.

[Es folgen sieben Zeilen Formalien.] Nachdem der vierstimmige Chor „Segenswunsch“ von Max Weinzierl gesungen war, wurde die harmonisch verlaufene Versammlung vom 1. Vorsitzenden um 9½ h für geschlossen erklärt. „Das Protokoll wurde abschließend vom 1. Vorsitzenden und dem Schriftführer unterschrieben.

Außerordentliche Mitgliederversammlung.
Röndoracker, 6. August 1933

Gegenstand:
Gleichschaltung.

Auf Grund der Beschlüsse der Deutschen Sängerbünde und des Mittelrheinischen war auf heute eine außerordentliche Mitgliederversammlung im Lokal Gasthaus 3. Raum mittels Plakats durch die Geschäftsstelle einberufen.

Es sind 33 Mitglieder und auf besondere Einladung gemäß Meinung des 1. V. P. und des Mittelrheinischen der heutige Ortsgruppenführer des Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei (N.S.D.A.P.), Lehrer Herr Gafner erschienen.

Um 12 94 wurde die Versammlung von dem bisherigen 1. Vorstand Valentin Sedelmayer mit einem „Lied“ eröffnet. Nach kurzer Begrüßung verlas er das Protokoll der letzten Bundesaussitzung. Herr erklärte er den Zweck der heutigen Versammlung und überließ dem Ortsgruppenführer Gafner das Wort.

Gafner führte etwa folgendes aus: Der Nationalsozialismus klopft an alle Tore und ist jetzt auch zum Gesangsverein Liederkreis Röndoracker gekommen. Nach dem Willen unseres Führers, der Volksgesunden Adolf Hitler, ist überall die

Gleichschaltung

durchzuführen. Die Meinungen bestimmen, daß künftig nur solche Leute zur Führung und zum Führen herangezogen werden, die entweder Mitglieder N.S.D.A.P. sind, oder dieser Partei nahe stehen, so daß dadurch die Gewähr gegeben ist, daß nach dem Willen unseres Führers Adolf Hitler gearbeitet wird; ferner daß nach Möglichkeit die jungen Leute herangezogen werden, um sie zu Führern heranzubilden. Nachdem er noch einige wichtige Punkte an den Richtlinien bekanntgegeben hatte, wurde das „Horst-Wessel-Lied“ mit musikalischen Vorlepfen begonnen,

werden!

Abb. 2: Auszug aus dem Protokollbuch des Gesangsvereins, hier: Niederschrift über die „Gleichschaltungs-Versammlung“.

Der NSDAP-Propagandist Ignaz Fuchs widmete in seiner Ortschronik diesem Thema ein Kapitel: „Neuordnung der Vereine durch die nationalsozialistische Erhebung 1933“. Dabei geht er ausführlich auf die Parteien sowie auf die Organisationen der „neuen nationalen Bewegung“ ein, beginnt aber zunächst mit den Sportvereinen und schreibt: „Der Grundsatz

der Gleich- und Umgestaltung sowie des Führerprinzips wirkte sich auch auf die Organisation der bestehenden Vereine aus. "Es folgen Bemerkungen zum „Zusammenschluß“ der Turnvereine, u.a.: „Das Prinzip der nationalen Erhebung mußte sofort mit dem Bestehen des freien Arbeiter-Turn- und Sportvereins (sozialdemokratische Richtung) aufräumen. Es erfolgte die glatte Aufhebung desselben, insbesondere der Fußballabteilung, die zuletzt das Erbe des Sportvereins bildete. Der Sportverein mußte auf dem Sportplatz das Feld räumen.“⁹

Nach einigen Zeilen zu den anderen Sportvereinen, u.a. über „den Zusammenschluß der beiden Schießvereine“ fährt Fuchs fort: „Bei den anderen Vereinen, so namentlich bei dem Veteranen- und Kampfgenossenverein sowie bei dem Gesangverein Liederkrantz wurde gemäß dem neuen Gleichschaltungs- und Führerprinzip die Umbildung dadurch vorgenommen, daß die bisherige Vorstandschaft mit dem Ausschuß zurücktreten mußte, im Sinne des nat. soz. Geistes ein neuer Führer von den Mitgliedern aufgestellt wurde und dieser nun selbst seine nächsten Mitarbeiter bestimmte. Eine Wahl nach dem alten demokrat. parlament. System findet nicht mehr statt. Das alte System ist tot.“ Dann fügt er hinzu: „Die Gesangsabteilung des freien (sozial.) Arbeiter-Turn- und Sportvereins, die nunmehr 10 Jahre bestand, fiel der nationalen Erhebung zum Opfer. Sie wurde verboten. Fahnen und Gesangsmaterialien sollten von der Polizei beschlagnahmt werden. Die Sänger hatten rechtzeitig das Inventar in Sicherheit gebracht. Also Fahne und Bücher schlummern, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit“. Das sozialdemokr. Lied schweigt auch. Gleichschaltung. Es gibt nur noch ein Lied, das deutsch-vaterländische [...].“

Der gleichgeschaltete Gesangverein

Auf nationaler Ebene hatte der Präsident des Deutschen Sängerbundes, Georg Breuer aus Berlin, die neuen Machthaber und den Führer als neue Hoffnungsträger des Vaterlandes begrüßt und gesagt: „Gott selbst hat ihn uns gegeben.“ Von solchem Geist blieben die Treffen des Gesangvereins Liederkrantz in Randersak-

ker auch nach der Gleichschaltung unberührt. Die weiteren Protokolle der Singstunden, Ausschuß-Sitzungen und Hauptversammlungen von 1933 bis 1939 geben keinen Hinweis, daß die Gleichschaltung verinnerlicht worden wäre. Es kommen keine nationalsozialistischen Gedanken und Formulierungen vor, wie sie in manchen Vereinsnachrichten dieser Zeit dokumentiert sind. Ebenso wenig ist ein betontes Einschwenken auf das von den Machthabern favorisierte Liedgut bekannt.

Stereotyp wiederholen sich in den Protokollen lediglich gewisse „Pflichtübungen“. Zum NS-Gleichschaltungsprinzip gehörte ja vor allem, die Vereine rasch dem Führerprinzip zu unterwerfen. Dem tragen die Niederschriften am Anfang formal Rechnung, wenn die Anwesenheitsliste folgendermaßen beginnt: „Der Führer, der Führstellvertreter, [...]“, und der Sitzungsbericht eingeleitet wird mit: „Der Führer eröffnet mit dem Deutschen Gruß Heil Hitler“. Die Schlußformel lautet: „Die Sitzung schloß mit dem Gesang „Die Fahne hoch“, oder – in anderen Sitzungen –, „mit dem Gruß Sieg Heil“. In der auf die Gleichschaltung folgenden Singstunde zeichnete der anwesende „Führer“ das Protokoll mit der Unterschrift „Valentin Sedelmayer, Führer“ ab. Schon ab dem folgenden Protokoll wird daraus wieder „Valentin Sedelmayer, 1. Vorsitzender“. Auch der Schriftführer geht die Pflichtformulierungen offenbar undogmatisch an und spricht in den Niederschriften später z.B. immer wieder vom „1. Vorsitzenden“. Auch die obligatorischen Formeln zum Eröffnen oder Beschließen der Treffen läßt er des öfteren weg.

Insgesamt kann man erkennen, daß der Gesangverein die Gleichschaltung im Jahr 1933 wohl mit einer gewissen Loyalität gegenüber dem Regime, doch eher als nebensächlich und unbedeutend hinnahm. Der damit eingeleiteten geistigen Machtergreifung wie auch der weitreichenden Hintergründe und Konsequenzen war man sich, im Jahr 1933 jedenfalls, wohl nicht bewußt. Der Heimatpfleger Herbert Haas hat das in die Worte gefaßt: „Die Bevölkerung Randersackers war damals nicht in der Lage, die kriminelle Energie eines Adolf Hitler und die schrecklichen Folgen seiner national-sozialistischen Diktatur zu erahnen geschweige denn zu erkennen.“¹⁰

Anmerkungen:

- ¹ Vom 18. April 2008 bis 2. August 2009 im Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände. S. auch den Begleitband zu dieser Ausstellung.
- ² Formale Grundlage waren das „Ermächtigungsgesetz“ vom 23. März 1933 sowie die beiden Gesetze zur „Gleichschaltung der Länder mit dem Reich“ vom 31. März und vom 7. April 1933.
- ³ Wie Gewerkschaften, Arbeitervereine, Bürgervereine, kirchliche Jugendverbände (z.B. Pfadfinder) u.v.a. In Randersacker wurde z.B. der „*linksradikale Arbeitersportverband schon im März/April 1933 durch die Staatspolizei aufgelöst und sein Inventar beschlagnahmt.*“ (Zitiert aus Ignaz Fuchs – s. Anm. 6).
- ⁴ Die Protokollbücher des Gesangsvereins sind von Anfang an und insbesondere auch in den Jahren 1933 bis 1945 lückenlos vorhanden. Protokolliert sind Singstunden, Ausschuß-Sitzungen und Mitgliederversammlungen.
- ⁵ Mit weiteren Detailinformationen, Fakten und Quellenangaben schildert ihn Herbert Haas: Der Randersackerer Sonnenstuhlturm, früherer Adolf-Hitler-Turm, und seine wechselvolle Geschichte, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst, Bd. 55 (2003), S.123–142. S. dazu auch Bruno Rottenbach: Chronik Markt Randersacker. Hrsg. v. Markt Randersacker 1988, sowie Christian Will: Landkreis Würzburg – Unsere Heimat unter Hitlers Gewaltherrschaft in Dokumenten, Erlebnissen und Schicksalen. Hrsg. v. Landkreis Würzburg 1988. Letzteres Werk führt in zahlreichen Kapiteln informativ und eindringlich die NS-Zeit und viele Folgen der politischen Verirrung vor Augen, auch die Gleichschaltung und den Umgang des Regimes mit konfessionellen Organisationen und anderen „*Feinden der Bewegung.*“
- ⁶ Chronik von Randersacker. Aufzeichnungen von Ignaz Fuchs, Schulrat, o.J. Von diesem Werk hat Rudolf Erben 1994 eine transkribierte Fassung angefertigt, die sich im Besitz von Herbert Haas befindet und hier ausgewertet wurde.
- ⁷ Z.B.: „*Die sozialdemokratischen Mitglieder [des Gemeinderats] wurden auf Grund inzwischen erlassenen Bestimmungen auch wieder abgetan und ausgebootet. Dafür traten wieder einige nationalsoz. Leute ein, bis am [...] 5. Juni in der Frühe um 4 Uhr von Würzburg her grüne Polizei und S.A. Leute erschienen und mit Auto einige Anhänger der Bayerischen Volkspartei aus den Betten herausholten und zur ‚Besinnung‘ auf die Festung Würzburg brachten.*“
- ⁸ Obgleich der vorgenannte Eintrag vom Vortag das Datum des 6. September 1933 trägt und darin die Gleichschaltungsversammlung für den 7. September angekündigt ist, beginnt auf der folgenden, gegenüberliegenden Seite die – wie immer handgeschriebene – Niederschrift mit „*Außerordentliche Mitgliederversammlung. Randersacker, 8. August 1933*“ (s.a. Abb. 2). Die Fragwürdigkeit dieser Datumsangabe kann heute nicht mehr geklärt werden, da der seinerzeitige Schriftführer, zugleich letzter Zeitzeuge des damaligen Geschehens, inzwischen verstorben ist.
- ⁹ Auch der SPD-nahe Turnverein (gegr. 1898) wurde 1934 zwangsweise aufgelöst, obwohl er noch im Juni 1933 Hitler, Göring und Hindenburg zu Ehrenmitgliedern ernannt hatte. Vgl. dazu auch Haas: Sonnenstuhlturm (wie Anm. 5), S. 127, sowie Will: Landkreis Würzburg (wie Anm. 5), S.127.
- ¹⁰ Haas: Sonnenstuhlturm (wie Anm. 5), S. 125.

Der Ansbacher Heilig-Kreuz-Friedhof – Kleindenkmäler und Persönlichkeiten

von
Hartmut Schötz

Die Kapelle „zum Heiligen Kreuz“ in Ansbach wurde einst weit außerhalb der Stadt erbaut. Sie entstand ursprünglich zwischen 1461 und 1478 und wurde später durch die Stiftung von Dr. Brandner, eines Rates des Markgrafen Georg Friedrich erweitert. Der Friedhof selbst war zu dieser Zeit noch um die Pfarrkirche St. Johannis in der Innenstadt von Ansbach gruppiert. Infolge einer Seuche wurde dieser Gottesacker zu klein und schließlich 1522 aufgelassen. Von Markgraf Casimir wurde verfügt, daß bei der Heilig-Kreuz-Kirche ein neuer Friedhof anzulegen sei. Ab 1776 entstanden die Gruften. Der Friedhof zählt heute zu den bedeutendsten im nordbayerischen Raum, natürlich nicht nur durch die bauliche Gestalt, sondern auch wegen der Persönlichkeiten, die hier zur letzten Ruhe gebettet worden sind. Hier seien nur das „*Findelkind Europas*“, Kaspar Hauser, und der Dichter Johann Peter Uz, dessen Gruft noch heute besteht, genannt.

Den Heilig-Kreuz-Friedhof kann man als einen „fränkischen Camposanto“, also einen von Bogengängen umgebenen Friedhof, bezeichnen. Die einzigartige Reihe von Gruftanlagen wurde zwar im letzten Krieg 1945 durch Bomben beschädigt, besteht aber gleichwohl als Gesamtanlage noch immer. Insbesondere ist auf die kostbaren Gitter der Gruftanlagen hinzuweisen, die aber leider nur noch zum Teil erhalten sind. Noch nach dem letzten Krieg sind Gruftgitter im Rahmen des Kunsthandels veräußert worden. In den vergangenen Jahrzehnten war festzustellen, daß die Nachkommen vieler Gruftbesitzer die Gräfte aufgaben, während die Nachfolger die neuerworbenen Gruftanlagen hauptsächlich als Statussymbol betrachten und deshalb selten geneigt sind, Zeugnisse der Vorgänger zu schonen. Gottlob überwacht Frau Reißinger von der unteren Denkmalschutzbehörde der Stadt Ansbach den

Erhalt der kunsthistorisch wertvollen Epitaphien in den Gräften und außerhalb.

Die Gräfte im Friedhof werden unterschieden in:

- a) sogenannte Ewigkeitsgräfte; hier übernimmt eine Generation einer Familie nach der anderen das Nutzungsrecht. Die Kosten sind geringer und beziehen sich nur auf Verwaltungsgebühren, Pflege der Wege und Wassergebühren,
- b) auf einen bestimmten Zeitraum zur Nutzung erworbene Gräfte. Die Nutzungszeit ist – wie bei einem Grab – in einer Urkunde festgehalten.

Auch verschiedene markgräfliche Hofbaumeister sind an den Gräften zu erkennen. So beispielsweise Gabriel de Gabrieli, der später in Diensten des Eichstättener Fürstbischofs das bedeutende Barockportal am Eichstättener Dom schuf (Willibaldschor).

Grab Dorothea Himmler

Betritt man den Friedhof durch das 1867 durch den Stadtbaumeister Weiß geschaffene neugotische Portal bei der Heilig-Kreuz-Kirche, so führt der linke (östliche) Weg vorbei an dem pompösen Granitgrabstein mit der Inschrift: „Dorothea Himmler 1788-1830“. Sie war Ahnfrau des verbrecherischen Reichsführers SS, Heinrich Himmler.

Dr. Adolf Bayer ist der Geschichte nachgegangen: Der Ansbacher Büttners- und Weinwirtssohn Johann Hettinger hatte als Musketier der Kompanie von Voß mit dem Bauernmädchen Dorothea Himmler zwei illegitime Söhne. Der ältere uneheliche Sprößling wurde 1806 geboren, als noch die Ansbacher Sitte herrschte, dem Kind den Namen des außer-ehelichen Vaters zu geben, wenn dieser die Vaterschaft anerkannte. Dieser Simon Friedrich Hettinger wurde bayerischer Gendarm in

Oberfranken. Der zweite uneheliche Sprößling, 1808 geboren, erhielt nach den inzwischen eingeführten baye-
rischen Gesetzen den mütterlichen Namen Himmler. Dieser illegitime Sprößling namens Himmler wurde ebenfalls Gendarm in Lindau und war der Urgroßvater des nachmaligen berüchtigten SS-Führers.

Das Grab der Dorothea Himmler war längst und wiederholt neu vergeben worden. Da sein Platz noch feststellbar war, ließ Heinrich Himmler es sich wieder zusprechen und mit einem großen Granitstein aufwendig zieren. So lange die SS-Macht Geld in Fülle hatte, war die große Grabplatte der Dorothea Himmler aus Fichtelgebirgs-Granit alljährlich reich geschmückt.

Ich möchte den Erläuterungen des unvergessenen Justizrates Bayer noch etwas anfügen: 1983 stiftete Frau Schabesberger einen Brunnen für den unteren Friedhofsteil bei der Kirche. Rings um den neuen Brunnen sind dabei einige Gräber aufgelassen und eingeebnet worden. Es mußte ein größerer Freiraum geschaffen werden, damit die Grabgießerinnen mit den Leiterwagen bis zum Brunnen fahren können. Dabei lag auch die Grabplatte Himmler im Wege. Sie wurde deshalb um etwa zehn Meter nach rechts versetzt.

Eigengrab des Architekten und Mitbegründers der Ansbacher Gruppe des Frankenbundes Hans Pylipp

Den Stein für sein Familiengrab hat der Architekt Hans Pylipp selbst entworfen. Sein Signum, das auch in vielen seiner Möbelentwürfe zu finden ist, hat auch hier seinen Platz gefunden. Es handelt sich um ein Herz bekrönt von drei Rosenblüten.

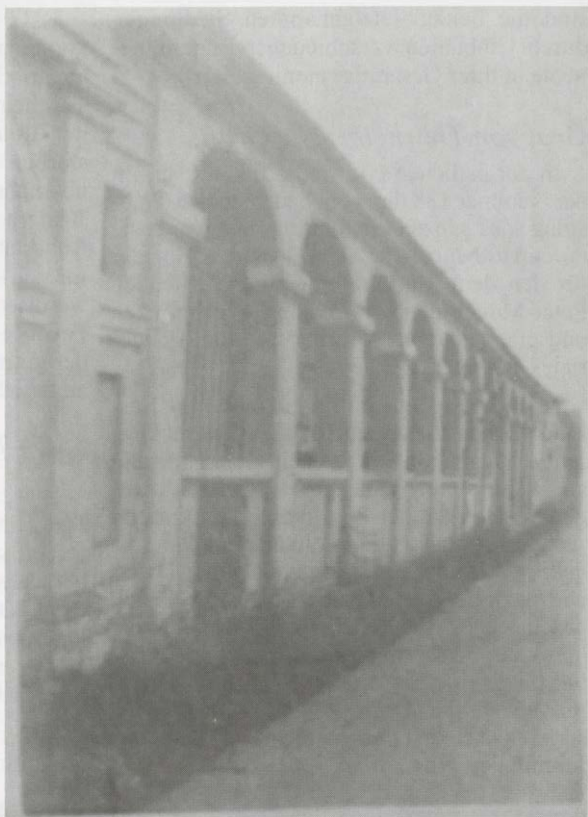


Abb. 1: Heilig-Kreuz-Friedhof Ansbach, Westseite der Gräfte mit Hochgrüften: hier wurden die Eisentüren unten geöffnet und die Särge eingeschoben. Heute sind die Öffnungen alle vermauert. Photo um 1920.

Bekannter als der Stein des Pylipp'schen Eigengrabes ist die nach seinen Plänen erbaute Gruft des Fabrikanten Oechsler mit dem Engel an der Himmelspforte. Daneben entstanden mehr als einhundert Kriegerdenkmäler für Gefallene des Ersten Weltkrieges im gesamten mittelfränkischen Raum nach Pylipps Plänen. Auch zahlreiche Leichenhäuser entstammen seinen Entwürfen.

Ab 1919 wurden die Kleinhäuser der Gartenstadt eGmbH an der Bachmannstraße gebaut. Hans Pylipp teilte sich diese Aufgabe mit dem inzwischen ebenfalls verstorbenen Architekten Konrad Widmann. Auch die Siedlung am Onolzbach wie die Wohnanlage Ziegelhütte beim Waldfriedhof wurden beide nach Plänen von Architekt Pylipp errichtet. Leider

sind die beiden letztgenannten Siedlungen durch Umbauten verschiedener Eigentümer heute in ihrer Gesamtharmonie gestört.¹

Graf von Thürheim'sche Gruft

In der östlichen Gruftreihe findet man mit der Nummer 138 die wohl bedeutendste Grabanlage des ganzen Friedhofes. 1698 wurde sie durch Hofbaumeister Georg Andreas Böckler für den dem Markgrafenhof nahestehenden Peter Mayer, den Informator des Erbprinzen und gleichzeitigen Konsistorial- und Ehegerichts-Sekretarius erbaut.

Nach heutigem Empfinden mutet die Fassade mit den steinernen Totenköpfen mit klaffenden Augenhöhlen schon ein wenig gruselig an. Weitere Motive der Vergänglichkeit prangen auf den Säulen-Postamenten und in den Arkaden zwischen den Volutenkapitellen, wo gekreuzte Knochen angebracht sind. „*Der Tod wird sein das Leben Dein*“ steht ins Gebälk geschrieben, so daß das Totenhaus auch den heutigen Friedhofsbesucher an die eigene Sterblichkeit gemahnt. Die Gruftfassade zieren ionische Säulen, das Fundament im wasserreichen Boden aber wurde im vergangenen Jahrhundert erneuert.

1832 wurde in dieser Gruft der Generalkommissär des Rezkreises und nachmalige bayerische Minister Carl Friedrich Graf von Thürheim beigesetzt. Er hatte in Ansbach seinen Ruhestand verbracht und war hier verstorben. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts übernahm der spätere Ansbacher Ehrenbürger Justizrat Dr. Adolf Bayer die Gruft 138 zur Ruhestätte seiner Eltern, dann seiner Frau und für sich selbst sowie seine Nachkommen. 1962 wurde er dann dort bestattet. Seine bedeutende Fayence- und Porzellansammlung ist heute in der gotischen Halle des Ansbacher Schlosses zu besichtigen.

Gruft 145: Stadtapotheker Mezner

Diese Gruft wurde zusammen mit Nummer 146 (Hirschmann-Thomschke) und 147 (Pfeiffer) erbaut. Auftraggeber war der Stadtapotheker Mezner, der hier auch seine letzte Ruhestätte fand. Nachfolgend wurden hier die Familien Löhe und Trott bestattet. Heute ruht an dieser Stelle das Ehepaar Eichhorn mit seinen Nachfahren.

In der Gruft 145 befindet sich eine lebensgroße Bronzestatue der trauenden Maria Mag-



Abb. 2: Gruft 138: Minister Graf von Thürheim und heute Justizrat Dr. Bayer (rechts).

dalena. Bei der Figur handelt es sich nach Feststellung des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in München um ein künstlerisches Werk, das der Schule Ludwig Schwanthalers zuzuordnen ist. Die große Plastik stellt eine wichtige Bereicherung für den Friedhof dar.

Gruft 136: Markgräflicher Rat M. H. von der Venne

Hofbaumeister Gabriel de Gabrieli, der Schöpfer der prunkvollen Südfassade des Ansbacher Schlosses, errichtete die Gruft mit der Nummer 136 für den aus einer niederländischen Familie gebürtigen markgräflichen Rat Moritz Hieronymus von der Venne. Das Totenhaus weist spätbarocke Elemente auf, besitzt relativ strenge, schlichte Formen sowie ein klares Licht- und Schattenspiel. Hier sind durch die strengen Säulen mit den kantigen Sockeln und das schwere Gebälk die Kräfte des Tragens und Lastens betont. Im vergangenen Jahrhundert wurde hier die mittlerweile ausgestorbene Lehrerfamilie Lea beigesetzt.

Gruft 142: Bauinspektor Spindler

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts richtete Bauinspektor Johann Dietrich Carl Spindler diese Gruft als seine eigene Grabstätte auf dem Heilig-Kreuz-Friedhof ein. Die vorher bereits zum Teil eingestürzte Gruft des 1703 verstorbenen Stadtpfarrers Dietzmann wandelte ihr Gesicht durch den Neubau völlig. Spindler zeigt hier eine an Ägypten erinnernde Formensprache, die durch Napoleons Feldzug in große Mode gekommen war. Wir sehen eine Art ägyptischen Tempel ohne Dach mit Rundbogeneingang, wie er der klassizistischen Bauepoche zuzuordnen ist. Nach Spindler wurde hier die Familie des Forstmeisters Lösch, zuletzt dessen Tochter, die Johanniterschwester Emma Lösch, zur letzten Ruhe gebettet.

Gruft 24: Stadtpfarrer L. Laelius

In der Gruft Nummer 24 wurde 1634 Stadtpfarrer Lorenz Laelius bestattet. Wegen seiner Gewandtheit im Disputieren hatte ihn Markgraf Georg Friedrich 1601 zu einem Religionsgespräch nach Regensburg gesandt. Dies

war auf Ansuchen des lutherischen Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg geschehen, der seinen katholischen Vetter Herzog Maximilian von Bayern von der Richtigkeit der Lehre Luthers überzeugen wollte. Trotz vierzehntägiger heftiger Bemühungen im Regensburger Rathaus wurde das gewünschte Ziel nicht erreicht. Laelius gab über dieses Religionsgespräch 1604 eine Schrift heraus, die das erste in Ansbach gedruckte Buch darstellt.

Neben Laelius wurden auch zwei seiner Nachkommen in der Gruft bestattet: die Leibärzte und Räte Dr. Johann Lorenz Laelius (1641-1700), der die Ansbacher Hofgärten anlegte, und sein 1687 hier geborener Sohn Dr. Johann Lorenz Ludwig Laelius (verstorben 1756). Nachfolgend wurden Mitglieder der Familien von Eyb hier beigesetzt.

Peter Janson, geboren 1864, stammte aus der Rheinpfalz und erwarb die Gruft 1916 nach dem Tod seines Sohnes Anton. Danach wurden seine Frau, verwitwete Feulner, geborene Pirner (gestorben 1918), deren Tochter Gretchen Wagner, geborene Feulner (gestorben 1920), Babette Hufnagel, geborene Feulner (gestorben 1924) sowie deren Ehemänner und schließlich Mina Janson (gestorben 1985), die Adotivtochter von Peter Janson in der Gruft bestattet.

Nach Ablauf der Ruhefrist wurde die Gruft 2005 an die Friedhofsverwaltung zurückgegeben. Schließlich konnte 2009 durch einen neuen Nutzungsberechtigten eine aufwendige Totalsanierung der Einzelgruftanlage erfolgen.²

Grab des akademischen Bildhauers Binner

Dieses Grabdenkmal stammt aus der Zeit um 1900 und ist somit vom Jugendstil geprägt. Als Material wurde ein offenporiger Kalkstein gewählt, die Bruchstelle ist nicht mehr nachvollziehbar, lag aber wahrscheinlich im Donauebiet. Die Basis des Denkmals bildet ein zweischaliges, rustikales Mauerwerk, was auch dem damaligen Zeitgeschmack entspricht. Das Mittelteil zeigt sich dann wesentlich verspielter, wirkt teilweise sogar überladen mit Früchten, Astwerk und liebevoll

herausgearbeiteten Tiermotiven. Hier spürt man die Liebe des Künstlers zum Material. Die Symbolik wird durch eine Taube mit Brief, Eichhörnchen auf Nahrungssuche, pralle Traubenreben etc. verdeutlicht.

Im Gegenzug findet man dann die Information über die Verstorbenen auf der Rückseite auf schwarzer Granitplatte. Auf der Vorderseite erhebt sich ein streng realistischer Thorvaldsen-Christus, der auf einer Jugendstilkonsole, in der ein Engelsgesicht eingearbeitet ist, placiert wurde. Die Figur selbst steht im Mittelteil vor einer halbrunden Nische, die mit einer Schriftrolle und einem Bibelzitat umrahmt ist. Die Krönung des gesamten Werkes bildet das Grabkreuz, das mit der Leichtigkeit

eines Porzellanmodeleurs aus dem Stein herausgemeißelt wurde und von einer teilweise freischwebenden Kette umgeben ist.

Verspieltheit und Liebe zum Material wird hier in einer einzigartigen Weise erkennbar. Es strömt aus diesem reich gestalteten Familiendenkmal eine innere Ruhe aus, die als eine Botschaft an unsere heutige Generation gesehen werden kann, diese aufgezeigten Sinnbilder wiederzufinden und zu erleben. Durch Vandalismus wurde vor etwa 20 Jahren dieses Grabdenkmal schwer beschädigt. Der Aufsatz mit dem Kreuz (Symbol für den Glauben) und dem Anker (Sinnbild für die Hoffnung) war jahrelang nicht mehr auf dem Stein. Auch die Arme der Christusfigur zeigten deutliche Spuren

der sinnlosen Beschädigung. Aber sämtliche fehlenden Teile konnten bei der Renovierung des Grabdenkmals rekonstruiert und somit das ursprüngliche Erscheinungsbild des Grabes wiederhergestellt werden.³

Grabdenkmal Carl Munck

Das mit Jugendstilornamenten verzierte schwarze Marmordenkmal auf der Grabanlage der Kaufmannsfamilie Carl Munck befindet sich an der östlichen Seite des Mittelweges unweit der Kirche. Bereits im vorigen Jahrhundert waren Mitglieder dieser Familie in dem Grab beigesetzt worden. Aus der Epoche des Jugendstils, etwa 1895 bis 1905, stammt der dunkle Grabstein mit den für den Jugendstil typischen Blumenornamenten und der zeittypischen Schrift. Vor etwa 35 Jahren hatte die nutzungsberechtigte Familie den Stein wenden lassen, um die Namen weiterer Verstorbener an der Vorderseite anbringen zu können. In den 1980er Jahren wurde der untere Teil des

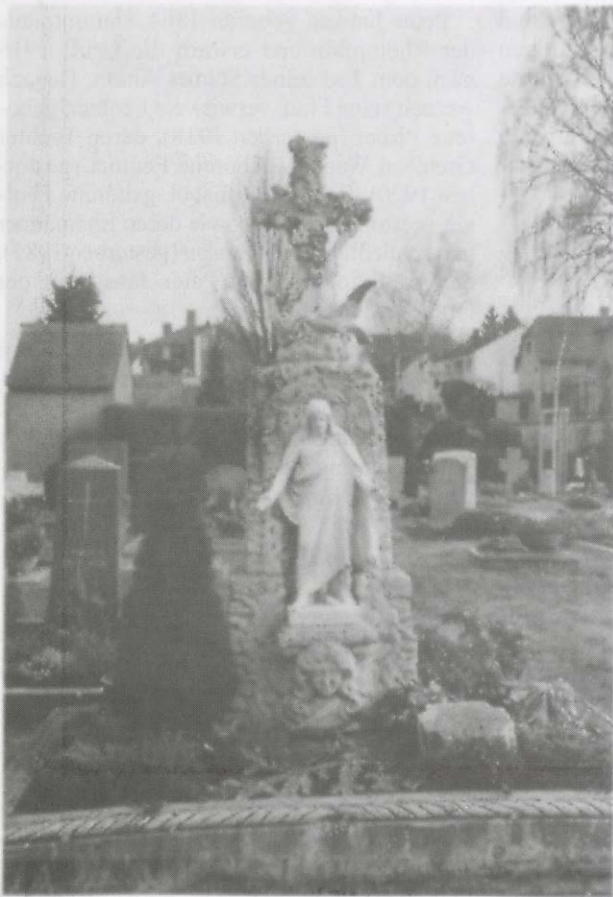


Abb. 3: Das Grabdenkmal des akad. Bildhauers Georg Binner.

Doppelgrabes dann mit einer dreiteiligen zum Stein material- und farbgleichen Platte geschlossen.

Gegen Ende des Jahres 1994 erfolgte eine weitgehende Rückführung der Denkmalanlage in ihren alten Zustand. Die schmucklose Rückseite des Steines wurde wieder zur Grabrückseite gekehrt, so daß die alten Jugendstilornamente wie ursprünglich wieder die Vorderansicht bilden. Die Namen der hier beigesetzten Familienmitglieder, für die auf der Vorderseite kein Platz vorhanden war, wurden nun bei der genannten Neugestaltung auf der liegenden Platte verzeichnet. Hervorzuheben ist hierbei, daß der beauftragte Steinmetz diese Namen in der Jugendstilschrift des ursprünglichen Steines eingehauen hat. Seit ihrer Neugestaltung bereichert die Grabstätte das Gräberfeld des altehrwürdigen Friedhofes wieder positiv.

Grab Dr. A. Ebert

Dr. Adolf Ebert (17. Mai 1855-23. März 1923), dessen Familiengrabstätte sich auch auf dem Ansbacher Heilig-Kreuz-Friedhof befindet, lehrte als Oberstudienrat am Gymnasium Carolinum. Die „bösen“ Alumnen hatten eine Grabinschrift für den prominenten Lehrer entworfen: *„Hier ruht von seinem Erdgewackel der gute alte Adolf Dackel (Dr. Ebert!). Er lag schon in der Achonie, da sprach er noch ,o, tsie!‘“* Der „Dackel“ alias Dr. Ebert stieß mit der Zunge an und rügte jeden Fehler im Unterricht mit einem entrüsteten *„o, tsie!“* Daß dieser Text nicht auf dem Grabstein steht, versteht sich von selbst. Zuletzt ist in dem Grab die Tochter des Ehepaares Ebert, die langjährig als Musiklehrerin in Ansbach tätige Gerlinde Ebert (17. März 1891-14. November 1985) beerdigt worden.

Grab Prof. H. Pospiech

Oberhalb der Leichenhalle findet der Friedhofsbesucher die Grabstätte der Familie Pospiech. Hier wurde im November 1980 Professor Heinrich Pospiech begraben. Bereits für sein Eltern- und Geschwistergrab hatte er das hölzerne Grabdenkmal mit den zwei Stelen selbst geschaffen. Den Ansbachern ist Heinrich Pospiech nicht nur durch die Vielzahl

seiner bedeutenden Werke als Maler, Bildhauer und Graphiker, sondern auch durch die langjährige Tätigkeit als Kunsterzieher am Platen-Gymnasium bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1970 in Erinnerung geblieben.

Heinrich Pospiech wurde 1908 als Sohn eines Regimentsschneiders und dessen Ehefrau, die auch das Gasthaus „Goldener Schlüssel“ betrieben, geboren. Er studierte in München an der Kunstgewerbeschule, an der Akademie der Bildenden Künste und an der Technischen Hochschule. Einer seiner Lehrer, der Pospiech sehr beeinflusste, war Karl Knappe, dem ein spezielles Verhältnis zum Holz und darin besonders zum plastischen Baumstamm eigen war. In den 1950er Jahren gehörte Heinrich Pospiech der Ansbacher Künstlergemeinschaft *„Die Barke“* an. Weitere Mitglieder waren Dr. Rudolf Gruber, Prof. Waldemar Fritsch, Heinz Braun, Gottfried Scheer, Prof. Heinrich Kaußler, Dr. Franz Tröltzsch, Prof. Anton Zahner u.a. Nach der Auflösung der *„Barke“* schloß er sich mit dem Gymnasiallehrer Anton Zahner und Gerhard Knieschon zu der Gruppe *„Die Zelle“* zusammen.

Auffallend ist bei Heinrich Pospiechs Werken die Vielzahl der religiösen Themen, die sicherlich den Hauptteil seines Schaffens bilden. Der Öffentlichkeit zugänglich sind seine Bronzearbeit am Elternhaus des Widerstandskämpfers Robert Limpert in der Kronenstraße (heute Haus Höptner), die Cronegk-Gedenktafel am Hause der Inneren Mission (Ecke Karolinen-/Bischof-Meiser-Straße), die nach seinem Wunsch in die Hofgartenmauer bei den Fuchs und Benkendorfftafeln hätte eingelassen werden sollen, sowie vier Werke in der Kapelle des Altenheimes St. Ludwig in der Jüdtstraße. Im nahen Sachsen findet man in der neuen katholischen Kirche eines seiner letzten größeren Werke: eine 1979 aus Lindenholz geschnitzte überlebensgroße Schutzmantelmadonna. 2005 ist in dem Familiengrab auch die Witwe Pospiechs, Eleonore, geborene Gensheimer, beigesetzt worden.⁴

Grab Dr. H. Evertbusch

1986 fand der über lange Jahre in Ansbach wirkende praktische Arzt Dr. Hermann Evert-

busch seine letzte Ruhestätte in seinem Elterngrab auf dem Heilig-Kreuz-Friedhof. Er hatte im eigenen Haus in der Bischof-Meiser-Straße 12 praktiziert. Hermann Evertbusch und sein Bruder Otto waren Vettern von Regierungspräsident Karl Burkhardt, dessen Grab sich hinter der Evertbuschischen Ruhestätte befindet. Die bereits genannten Eltern des Brüderpaares, Bankdirektor Emil Evertbusch und seine Ehefrau Marie, geborene Burkhardt, sind hier vor ihm bestattet worden. Die Steinskulptur auf dem Evertbusch-Grab ähnelt den sinnlichen Grabfiguren aus dem 19. Jahrhundert in den weltberühmten Toten-Städten von Genua und Paris. Gefertigt wurde der Stein durch den akademischen Bildhauer Georg Binner aus Ansbach.

Grabstätte L. Glück

In der 1999 vom Vierfach- zum Doppelgrab verkleinerten Grabstätte Glück ruhen u.a. der Ansbacher Lehrer Leonhard Glück, seine 1991 verstorbene Tochter, Rektorin i.R. Lotte Glück und die zweite Tochter, die Ansbacher Stadträtin von 1952-1964 Emmi Glück. Sie gehörte dem Verwaltungs-, Verkehrs-, Krankenhaus- und Fürsorgesausschuß an. Ihre ältere Schwester Lotte Glück (30. Mai 1901-26. September 1991) arbeitete als Vorsitzende der BLLV-Frauengruppe an wichtiger Stelle in der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Lehrerverbände mit, als es um die Aufwertung und die Gleichwertigkeit der Mädchenbildung in der Bundesrepublik ging. Diese Forderung setzte sich auch in ihrer eigenen schulischen Arbeit um: Ab 1949 führte Lotte Glück als Rektorin einer großen Nürnberger Schule zehn Jahre lang freiwillige 9. Mädchenklassen – ein bis dato in Bayern unerhörtes Unternehmen. In den 1950er Jahren übernahm sie auch noch die Verwaltung der Jugendlust, der Kinder- und Jugendzeitschrift des BLLV. Dieser verlieh ihr die Karl-Heiß-Medaille, der Bundespräsident das Bundesverdienstkreuz.

Grab G. K. F. von Bandel

Das Hermannsdenkmal bei Detmold ist sein bekanntestes Werk, doch die Ansbacher müssen nicht bis in den Teutoburger Wald fahren, um eine Arbeit des hier geborenen Bildhauers

Ernst Josef von Bandel zu sehen. Auf dem Heilig-Kreuz-Friedhof ist die nach einem Abguß gefertigte Kopie einer Büste zu sehen, die Bandels Vater darstellt. Das Original steht übrigens unter Dach im Ansbacher Markgrafenmuseum.

Georg Karl Friedrich von Bandel, der Vater, war 1747 in Stettin geboren worden und ist 1828 in Ansbach verstorben. Er war von König Friedrich Wilhelm II. als „*zweiter Direktor des Landesjustizkollegiums und Vorsitzender der ständigen Kriminaldeputation*“ nach Ansbach entsandt worden. Nachdem die Stadt im Jahre 1806 bayerisch geworden war, blieb Bandel als Beamter der bayerischen Krone in Franken. 1800 wurde in der heutigen Bischof-Meiser-Straße sein Sohn Ernst Josef von Bandel geboren. Eine Gedenktafel erinnert dort am Wohnhaus Nr. 3 noch heute daran.

Abgegangenes Grab E. Hohmann

Unmittelbar vor dem Grabe von Bandels Vater ruht am östlichen Weg der bekannte Kirchenmusikdirektor Edmund Hohmann (1858-1935). Seine Klavierschule ist noch heute unvergessen. Im Dezember 2007 wurde die gewölbte Sandsteinplatte auf dem Grab von Kirchenmusikdirektor Hohmann und seiner Familie überraschend abgetragen. Niemand hatte das ausgelaufene Grab gesichert und vor dem Untergang bewahrt. Im Nachhinein konnte nur noch die runde Metallplatte mit dem Konterfei von Edmund Hohmann gerettet werden. Sie wird zur Zeit in der Kirchenverwaltung verwahrt. Die steinerne Grabplatte war beim Abräumen zertrümmert worden.

Die Residenzstadt Ansbach hatte als Mittelpunkt des Protestantismus von jeher tüchtige Kantoren, denen die Pflege des musikalischen Schaffens des 17. und 18. Jahrhunderts frühzeitig ein echtes Anliegen war. Unter ihnen ist Edmund Hohmann zu nennen, der als Stadt- und Stiftskantor das Musikleben Ansbachs außerordentlich befruchtete und die Musik des Barock zu einer Zeit in den Vordergrund rückte, als der Name Heinrich Schütz nahezu unbekannt war.

Edmund Hohmann wurde am 15. Mai 1858

im nahen Schwabach geboren. Sein Vater war in der Goldschlägerstadt Musiklehrer und im gesamten deutschen Sprachraum als Verfasser der damals wohl besten Violinschule bekannt. Sohn Edmund besuchte das traditionsreiche humanistische Gymnasium in Ansbach. Zunächst studierte er in Erlangen Rechtswissenschaft. Markstein und Wendepunkt in Hohmanns Leben wurde seine Anstellung als Regierungsakzessist in der Wagnerstadt Bayreuth. Hier sang er, so berichtet Högner in seiner Hohmann-Biographie, im Chor des Richard-Wagner-Theaters, hier lernte er Richard Wagner noch persönlich kennen, hier begegnete er Anton Bruckner. Bald quittierte Hohmann den Staatsdienst und studierte am Münchner Konservatorium Musik.

1893 wurde er als Stadtkantor nach Ansbach berufen. Er schrieb für die Gottesdienste der Johanniskirche liturgische Sätze und bemühte sich um die Gregorianik. Die sechs Passionsgesänge des Stadtkantors Hohmann wurden 1896 als Opus 4 gedruckt „zum Gebrauch bei den von Crailsheim'schen Passionsandachten“. Seine Tochter Hedwig Hohmann schrieb kurz vor ihrem Tod in einem Brief vom 25. November 1973 an meine Familie: „...Da hat nun mein Vater komponiert und gearbeitet und hat immer gemeint, daß seine Familie einmal von dem Ertrag, den seine Werke abwerfen könnten, einen Nutzen hätten. Statt dessen habe ich auch noch ein ganzes Leben lang an Vaters Werken arbeiten müssen, überall werben, die Noten ordnen, binden lassen, sie von überall zusammentragen, weil ein Teil auch in Erlangen lag. Dann ließ ich sie bei Himmelseher schneiden, ließ die Manuskripte lichtbilden, um ein Doppel zu haben, eine Symphonie ließ ich sogar handschriftlich abschreiben, weil die Tinte merklich verblaßte. Wieviel Mühe, Zeit, Kosten hat dies verursacht, doch tat man's gerne, weil ich von dem Wert der Kompositionen meines Vaters überzeugt war. Nun war also am 19. November [1973] in Augsburg im kleinen goldenen Saal die Uraufführung seines Streichquartetts. Sollte ich bald sterben, so weiß ich jetzt, daß Vaters Werke zeitlos sind, daß sie nicht veralten, sondern durch ihren Reiz ihren Weg machen werden und zur klassischen Musik dereinst gehören werden...“

Musikdirektor Edmund Hohmann war nicht nur ein Könner seines Faches, sondern vielseitig musisch begabt. Im Besitz meiner Familie befinden sich zahlreiche Aquarelle, die er geschaffen hat. Er starb 1935 im Alter von 76 Jahren.

Weiterhin ruhen in dem Grab: Seine Frau Ina Hohmann (1867-1945), die in Ansbach eine Ballettschule leitete. Der Sohn Dr. Friedrich Hohmann (1892-1970) sammelte nebenberuflich historische fränkische Kirchweihlieder. Die Sammlung wurde ans Ansbacher Markgrafenmuseum übergeben. Die Tochter Dr. med. Cornelia Hohmann (1897-1972) wirkte als praktische Ärztin in Ansbach. Die weitere Tochter Hedwig Hohmann (1895-1974) widmete ihr Leben der Aufarbeitung der Werke ihres Vaters.

Vielleicht ist zu erreichen, daß anstelle der verlorenen Grabplatte dort auf einem kleinen schräg gestellten Kissenstein das Konterfei Hohmanns angebracht und so wieder an ihn und seine Familie erinnert werden kann. Ich werde mich jedenfalls darum bemühen.⁵

Grab H. v. Kössler

Die Grabstätte des Komponisten Hans von Kössler war bereits ausgelaufen, von Dipl.-Ing. Porsch neu belegt, und wurde nach Ablauf von dessen Ruhefrist neu angelegt, wobei auf einer Schrifttafel Kösslers Name und ein Violinschlüssel angebracht wurde. Wer war nun dieser Hans von Kössler?

Kössler wurde am 1. Januar 1853 in Waldeck bei Kemnath geboren. Nach einer Ausbildung als Lehrer entschloß er sich zu einer gründlichen Weiterbildung in den musischen Fächern. Weitere Erfahrungen sammelte er an der Königlichen Akademie der Tonkunst in München unter Joseph Rheinberger und Franz Wüllner. 1882 wechselte Kössler an die Kgl. Ungarische Musikakademie in Budapest über. Den internationalen Ruf dieser Anstalt hatte einst Franz Liszt begründet. Hans von Kössler übernahm 1883 hier die Leitung der Kompositionsklassen. Zu seinen Schülern zählten um die vorletzte Jahrhundertwende Bela Bartok, Ernst von Dohnanyi und der Operettenkomponist Emmerich Kalman. Erhalten ist ein

Brief, in dem Kalman schreibt, wieviel er seinem Lehrer Hans von Kössler zu verdanken habe. Kössler war auch ein – bedeutend älterer – Vetter von Max Reger.

Nennen möchte ich an dieser Stelle von Hans von Kösslers Werken auch die Symphonischen Variationen für großes Orchester, die um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in etlichen europäischen Großstädten erklangen. Darüber hinaus sollten zahlreiche Lieder, eine Oper, ein vom Wiener Tonkünstlerverein preisgekrönter 16-stimmiger Psalm, das Streichquintett in d-moll (u.a. am 19. Oktober 1962 im Bayerischen Rundfunk gesendet) und mannigfache Kammermusik erwähnt werden. Die letzte Arbeitstätte Kösslers war noch einmal an der Ungarischen Musikakademie in Budapest. Erst am Ende seines Lebens führte der Lebensweg Hans von Kössler nach Ansbach, wo er schließlich am 23. Mai 1926 verstarb. Die Gedenktafel an seinem Sterbehaus in der Endresstraße 23 ist leider verschwunden. Wenigstens erinnert die Schrifttafel auf seinem Grab an den Mentor einer ganzen Komponistengeneration.

Grab Kaspar Hauser

Immer mehr Besucher kommen nach Ansbach, um auf den Spuren Kaspar Hausers zu wandeln. Kaspar Hauser, den man auch das „Findelkind Europas“ genannt hat, wurde nach seinem tragischen Tod am 17. Dezember 1833 wenige Tage später auf dem Heilig-Kreuz-Friedhof beigesetzt. Heute steht mit ziemlicher Sicherheit fest, daß er ein aus Gründen der Erbfolge zuerst versteckter, dann als Faustpfand von Bayern gegen Baden dienender und schließlich vom Hause Baden aus dem Weg geräumter Erbprinz gewesen ist. Unzählige Bücher und Romane wurden über ihn geschrieben, ja auch zahlreiche Filme über sein abenteuerliches Leben gedreht.

Grab Regierungspräsident K. Burkhardt

Im August 1997 wurde der im 88. Lebensjahr verstorbene frühere Regierungspräsident Karl Burkhardt auf dem Heilig-Kreuz-Friedhof in seinem Elterngrab bestattet. Burkhardt hatte das Amt des Regierungspräsidenten 16 Jahre lang von 1958 bis 1975 bekleidet. Zuvor war er der vierte Nachkriegs-Oberbürgermeister der Stadt Ansbach gewesen. Auf Grund der Landratswahl vom 30. März 1952 wurde der damalige Stadtrechtsrat Karl Burkhardt, den CSU, BP, FDP und Parteilose unterstützten, bei einer Wahlbeteiligung von 73,5 % und einem Stimmenanteil von 69,5 % zum Oberbürgermeister gewählt. Seine Wiederwahl fand bei der Kommunalwahl am 18. März 1956, erneut auf Vorschlag von CSU, BP, FDP und Parteilosen, statt. Diesmal erhielt er 97,8 % aller Stimmen bei einer Wahlbeteiligung von 71,8 %. Ende 1957 schied Karl Burkhardt aus diesem Amt aus und übernahm das Amt des Regierungspräsidenten.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit diente Karl Burkhardt 24 Jahre lang ehrenamtlich der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern als Präsident der Landessynode. Während seiner Amtszeit als Regierungspräsident übte Karl Burkhardt auch das Amt des 1. Vorsitzenden des Historischen Vereins für Mittelfranken aus.⁶

¹ Vgl. Schötz, Hartmut: Ansbacher Album. 5. Bd. Bergatreute-Aulendorf 1997, S. 74-85, sowie ebd. 10. Bd., S. 102-107.

² Vgl. Vogtherr, Friedrich: Geschichte der Stadt Ansbach, Ansbach 1927, S. 59; Privater Schriftwechsel mit Frau Hanne Wagner, Erlangen.

³ Schötz, Hartmut/Töpner, Kurt: Geschichte bewahren. Denkmalprämierung des Bezirks Mittelfranken 1996. Aulendorf 1996, S. 90f.

⁴ Schötz: Album. 3. Bd. 1990, S. 56-58.

⁵ Vgl. Schötz: Album. 2. Bd. 3. Aufl. 1994, S. 34.

⁶ Schötz: Album. 8. Bd. 2. Aufl. 1998, S. 10.

Der 1. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES informiert:

Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder des
FRANKENBUNDES

zu unserer 63. Bundesbeiratstagung

**am Samstag, den 16. Oktober 2010, nach Gerolzhofen
in die Aula der Volksschule Lülsfelder Weg ein.**

Die Vorsitzenden der Gruppen werden – entsprechend § 17 der Satzung – gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollten durch Delegierte vertreten sein.

10.00 Uhr **Festakt** in der Aula der Volksschule Lülsfelder Weg
Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken
Grußworte
Festvortrag von Herrn Eike Michl, M.A. (Universität Bamberg):
Die Bischofspfalz Lindelach bei Gerolzhofen
Überreichung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES
Ehrung
Schlußwort des 2. Bundesvorsitzenden Dipl.-Ing. Heribert Haas,
Präsident a.D. des Amtes für ländl. Entwicklung Oberfranken

12.15 Uhr **Mittagessen** im Gasthof Wilder Mann, Marktplatz 2 (für die Delegierten)

13.30 Uhr **Altstadtführung** für alle (Treffpunkt: am Marktbrunnen)

14.30 Uhr **Delegiertenversammlung** in der VS Lülsfelder Weg

Tagesordnung:

1. Situationsbericht der Bundesleitung
2. Aktivitäten der Gruppen in 2010
3. Vorschau auf Veranstaltungen des Gesamtbundes in 2011
4. Verschiedenes

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich bis zum 08. Oktober 2010 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

Würzburg, den 14. Juli 2010

gez. Dr. Paul Beinhofer

Bundesvorsitzender des FRANKENBUNDES e.V.

Für die Nichtdelegierten werden ab 14.30 Uhr drei Führungen angeboten:

- Führung durch die Ausstellung über den Bürgerwald Gerolzhofen (im Alten Rathaus)
- Führung durch das Nähmaschinenmuseum – „Vom armen Schneiderlein zur Kleiderfabrik“ (im Alten Rathaus)
- Führung durch die Johanniskapelle – „Kunst und Geist der Gotik“ (Treffpunkt: am Marktbrunnen)

Hier könnte Ihre Werbung stehen!

Bei Fragen und Interesse an einer Werbeanzeige wenden Sie sich bitte an:

Frankenbund Bundesgeschäftsstelle

z. Hd. Frau Dr. Bergerhausen
Stephanstraße 1
97070 Würzburg
Tel.: 0931/56712
email: info@frankenbund.de

Frankenbund Schriftleitung

z. Hd. Herrn Dr. Peter A. Süß
Am Galgenberg 14
97074 Würzburg
Tel.: 0931/611730
schriftleitung@frankenbund.de



Wir drucken alles für Sie!

halbigdruck
offset • digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Ankündigung des Fränkischen Seminars 2010:

„An den Wurzeln des FRANKENBUNDES – Franken nach dem Ersten Weltkrieg“

Leitung:	Prof. Dr. Werner K. Blessing (Universität Erlangen)
Beginn:	06. November 2010, 10.15 Uhr
Ende:	07. November 2010, nach dem Mittagessen gegen 13.00 Uhr
Ort:	Franken-Akademie Schloß Schney (bei Lichtenfels)

Das 50.(!) Fränkische Seminar nimmt die Gründung des FRANKENBUNDES im Jahr 1920 zum Anlaß, sich näher mit dieser Zeit in Franken zu beschäftigen. Was war das für eine Zeit, in der der FRANKENBUND gegründet worden ist, und unter welchen Umständen sind die beiden FRANKENBUND-Gruppen Würzburg und Bamberg entstanden, was waren die Motive für ihre Bildung?

- Den Auftakt des Seminars bildet ein Vortrag über das im Ersten Weltkrieg über Feldpostkarten transportierte Bild vom Krieg. Hierüber referiert Frau Prof. Dr. Heidrun Alzheimer, Universität Bamberg, die im letzten Jahr im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim eine Ausstellung über „Glaubenssache Krieg – Religiöse Motive auf Bildfeldpostkarten des Ersten Weltkriegs“ betreut hat.
- Mit der politischen Kultur in Franken zwischen der Revolution 1918/19 und dem Krisenjahr 1923 befaßt sich der Tagungsleiter Herr Prof. Dr. Werner K. Blessing.
- Um auch die gesellschaftliche Situation dieser Zeit anschaulich vorzuführen, ist für den Samstagnachmittag eine Busexkursion ins Korbmuseum nach Michelau geplant. Hier wird die Situation der Anfang des 20. Jahrhunderts weitverbreiteten Heimarbeit anhand der Korbmacher erläutert und deren schwierige Lage aufgezeigt. Mit dem oberfränkischen Bezirksheimatpfleger Herrn Prof. Dr. Günter Dippold konnte für die Führung der frühere Leiter des Museums gewonnen werden.
- Anschließend führt die Exkursion nach Bamberg. 1919 war Bamberg vorübergehend Sitz der bayerischen Regierung und des Landtages; dieser beschloß hier die erste demokratische Verfassung Bayerns, die sog. Bamberger Verfassung. Herr Horst Gehringer, Leiter des Staatsarchivs Coburg, wird uns zu den Schauplätzen führen und uns so in einen eher unbekannten Aspekt der Bamberger Geschichte einführen. Geplant ist zudem ein Besuch in der Residenz (Staatsbibliothek), in deren Treppenhaus das Originalbild des Gründers des FRANKENBUNDES, Dr. Peter Schneider, hängt.
- Nach dem Abendessen werden wir mittels Filmen, Bildern und Musik in die Welt der Zwanziger Jahre eingeführt.
- Am Sonntagvormittag geht es konkret um den Aufbau des FRANKENBUNDES. Herr Prof. Dr. Werner K. Blessing stellt den Gründer unserer Vereinigung, Dr. Peter Schneider, vor.
- Anschließend berichten Herr Dr. Peter A. Süß und der 2. Bundesvorsitzende Herr Dipl.-Ing. Heribert Haas über die Gründung der Gruppen Würzburg und Bamberg.
- 1924 wurde das Colloquium Historicum Wirsbergense ins Leben gerufen. Darüber referiert der jetzige 1. Vorsitzende dieses historischen Vereins, Herr Prof. Dr. Günter Dippold.
- Zum Schluß der Tagung nimmt der ehemalige Leiter des Staatsarchivs Bamberg, Herr Dr. Rainer Hambrecht, die politische Kultur in Franken in der Zeit von 1924 bis 1933 in den Blick; ein Schwerpunkt seines Vortrages wird der Aufstieg der NSDAP sein.

INFORMATIONEN ZUR TEILNAHME

am 50. Fränkischen Seminar 2010

06. – 07. November 2010 in der Franken-Akademie Schloß Schney

Teilnahmegebühren:

Der Teilnahmebetrag beträgt für eine Einzelperson 130,00 €, für Paare 250,00 €. In diesem Betrag sind folgende Leistungen enthalten: 2 x Vormittagskaffee, 2 x Mittagessen, 1 x Abendessen (kalt), 1 x Übernachtung mit Frühstück, 1 Exkursion und Tagungsgebühr. Ohne Übernachtung mit Frühstück verringern sich die Teilnahmegebühren auf 100,00 € (Einzelperson) bzw. 190,00€ (Paar).

Verbindliche Anmeldung:

Bitte melden Sie sich verbindlich in der

Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES, Stephanstraße 1, 97070 Würzburg

per **Fax Nr.: 0931 – 45 25 31 06** oder

per E-Mail: **info@frankenbund.de**

an und überweisen den Tagungsgebühren auf das Konto des FRANKENBUNDES:
42 00 14 87 // BLZ: 790 500 00 // Sparkasse Mainfranken.

Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich an zum
*50. Fränkischen Seminar: An den Wurzeln des FRANKENBUNDES -
Franken nach dem Ersten Weltkrieg.*

.....
Vorname Nachname Geburtsdatum*

.....
Vorname Nachname Geburtsdatum*

.....
Straße PLZ / Ort Telefon*

.....
E-Mail-Adresse* // besondere Wünsche*(* = freiwillige Angabe)

Die Teilnahmegebühr von€ werde ich / werden wir bis zum 18.10.2010 auf das Konto des FRANKENBUNDES (Kto: 42 00 14 87 // BLZ: 790 500 00 // Sparkasse Mainfranken) überweisen. Mit der Unterschrift erkenne(n) ich / wir auch die Teilnahmebedingungen an.

.....
Datum

.....
Unterschrift



Dank an die Bayerische Volksstiftung

Der FRANKENBUND dankt der Bayerischen Volksstiftung für ihre

Spende in Höhe von **1.000 EUR**

für unser Projekt „FRANKENLAND ins Internet“.

Die *Bayerische Volksstiftung* ist eine Einrichtung der *Bayerischen Einigung e.V.*



Bayerische Einigung e.V.
Bayerische Volksstiftung

„Kultur und Demokratie – kein Wiegegengeschenk der Geschichte“

In dieser Erkenntnis wurde im Jahre 1954 die Bayerische Einigung e.V. gegründet. Sie ist eine gesamtbayerische, überparteiliche und überkonfessionelle Vereinigung engagierter Bürger und Gruppen mit dem Ziel, den Heimatgedanken, das kulturelle Leben und die demokratische Wertordnung in allen bayerischen Regionen zu fördern.

Alljährlich veranstaltet die Bayerische Einigung Verfassungsfeiern, die das Staatsbewußtsein unter kritischer Prüfung der Verfassungswirklichkeit lebendig halten wollen. So feierte sie 2007 zusammen mit dem FRANKENBUND an der Gaibacher Konstitutionssäule *175 Jahre Gaibacher Fest*.

Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts rief die Bayerische Einigung die Bayerische Volksstiftung als eine „Stiftung vom Volk für das Volk“ ins Leben. Das Besondere an dieser Stiftung: Das Stiftungsvermögen wird nicht von einem Mäzen aufgebracht, es wird vielmehr in Sammlungen zusammengetragen. Die Bürger sollen auf diese Weise durch ihren eigenen Beitrag unmittelbar Mitträger und Nutznießer dieser Stiftung sein. Der Zweck der Stiftung ist die Erhaltung und sinnvolle Fortentwicklung bayerischen Kulturgutes. Gefördert werden von ihr bayernweit Personen und Objekte; das Spektrum reicht von der Denkmalpflege über Kunst bis hin zu den Wissenschaften.

Ferner gibt die Bayerische Einigung die Zeitschrift *Bayernspiegel* mit Beiträgen aus dem Kulturbereich sowie Informationen über die Aktivitäten der Bayerischen Volksstiftung heraus.

Vor 1000 Jahren wurde der heilige Adalbero – der Namensgeber des „Sanderauer Domes“ – geboren

von
Willi Dürrnagel

Adalbero entstammte dem Geschlecht der Grafen von Lambach in Österreich und wurde vor 1000 Jahren, im Jahre 1010, als Graf von Lambach-Wels geboren. Wo heute in Lambach der Gebäudekomplex der Benediktinerabtei steht, befand sich früher die Stammburg der Grafen von Lambach-Wels, des damals mächtigsten Geschlechts zwischen Inn und Enns, das zu den Adelsgeschlechtern gehörte, von denen die bayerische Kolonisation ausging. Sein Vater war Graf Arnold II., den Kaiser Konrad II. 1036 zum Markgrafen der Steiermark erhoben hatte. Seine Mutter Reginlindis stammte möglicherweise aus dem lothringischen Herzogshaus. Aus der Ehe Graf Arnolds mit Reginlindis sind vermutlich drei Söhne hervorgegangen: Gottfried, Arnold III. und als jüngster Adalbero.

1050 kamen bei einem Überfall auf die Stammburg Adalberos Mutter sowie beide Brüder ums Leben. Sein Vater Arnold II. überlebte den Überfall nur kurze Zeit: So wurde Adalbero der letzte überlebende männliche Sproß des Hauses der Grafen von Lambach-Wels. Adalbero verbrachte seine ersten Jahre auf der väterlichen Burg. Nach seiner Lebensbeschreibung schickte ihn sein Vater früh in die Würzburger Domschule. Er studierte in Würzburg und Paris. Nach Würzburg zurückgekehrt, wurde er Kanoniker. Am 30. Juni 1045 fand seine Wahl zum Bischof von Würzburg statt. Er war der Zwanzigste in der Reihe der Würzburger Bischöfe. Besonders in den ersten zwölf Regierungsjahren entfaltete Adalbero eine rege kirchliche Tätigkeit. Auch als bedeutender Bauherr ist er in die Geschichte des Bistums eingegangen. Nach Bischof Brunos Tod führte er mit neuen Plänen den Würzburger Dombau weiter; so wurde die unter Bruno erbaute Ostkrypta von Adalbero

wesentlich erweitert, ebenso der Ostchor. Er ließ die Westtürme errichten und im Anschluß daran das Langhaus. Adalbero ist Gründer des Stiftes Neumünster und Bauherr der Neumünsterkirche. Auch um die Erhaltung der Marienkirche auf dem Marienberg hat sich Adalbero sehr bemüht. Die berühmten romanischen Basiliken von Schwarzach am Main und Lambach hat Adalbero errichten lassen. Er darf wohl als einer der bedeutendsten Bauherren seiner Zeit bezeichnet werden.

In dem Kampf zwischen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. – dem Investiturstreit – stand Adalbero auf Seiten des Papstes.

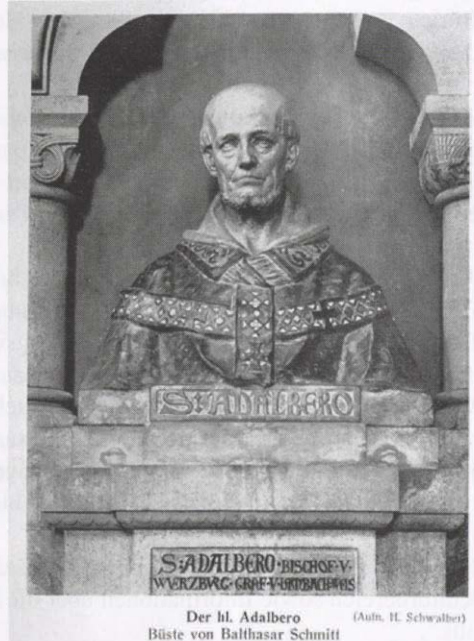


Abb. 1: Büste des hl. Adalbero in der ihm geweihten Würzburger Pfarrkirche.

Als er im Jahre 1085 den von Kaiser Heinrich IV. ernannten Papst Klemens IV. nicht anerkennen wollte, wurde Adalbero abgesetzt und verbannt. Er begab sich nach dem von ihm begründeten Kloster Lambach, das inzwischen vom Schloß zum Kloster umgewandelt war, wo er noch fünf Jahre lebte. Dort starb er am 6. Oktober 1090 und liegt in der von ihm vollendeten Abteikirche bestattet. An seinem Grabe sollen sich verschiedene Wunder ereignet haben.

Adalbero hat das, was von seinem väterlichen Besitz in Oberösterreich übriggeblieben war, dem Bistum Würzburg vermacht. Es sind die „*praedia herbipolensia*“, die „Würzburger Güter“. Die einzige Bedingung, die Adalbero an sein Erbe geknüpft hatte, war die, daß der Würzburger Bischof jährlich einmal nach Lambach zur Revision kommen solle. Als das Hochstift um 1220 wirtschaftliche Probleme hatte, wurde Adalberos Erbschaft für 1.500 Silbermark an Herzog Leopold VI. von Österreich verkauft. Damit war die Bindung zwischen Würzburg und Lambach unterbrochen.

Der Bau der einzigen Kirche in Deutschland, die dem hl. Adalbero geweiht ist, im Würzburger Stadtteil Sanderau, fällt ins letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und verdankt ihre Entstehung der Initiative eines lokalen Kirchenbauvereins. Die Aufhebung der Festungseigenschaft für die Stadt Würzburg durch die königliche Verfügung vom 26. September 1856 sowie die planmäßige Niederlegung der Festungswälle seit 1869 hatten die Voraussetzung geschaffen für die Ausdehnung der seit Jahrhunderten von Mauern umschlossenen Stadt. Es standen schon vor der Entfestigung der Stadt einige wenige Häuser in der Sanderau. Der größte Teil der Sanderau wurde für Garten- und Weinbau genutzt, Straßennamen wie Weingartenstraße oder Traubengasse erinnern noch heute daran. Der neue Stadtteil entwickelte sich rasch und schon bald war dessen Bevölkerung so angewachsen, daß die zuständige Pfarrei St. Peter und Paul die zusätzlichen Gläubigen aus der neuen Vorstadt nicht mehr mitbetreuen konnte. So wurde in einer Versammlung der Sanderauer Katholiken am 7. Januar 1875 der „Katholische Kirchenbau-Verein Sanderau“ ins Leben

gerufen, dessen Ziel die Planung, Finanzierung und Errichtung einer eigenen Pfarrkirche für die Vorstadt sein sollte.

Ursprünglich sollte Maria die Patronin der neu zu errichtenden Kirche werden, doch infolge der Heiligsprechung des Würzburger Bischofs Adalbero nahm man davon Abstand und vertraute nun dem Lokalheiligen den Schutz des Gotteshauses an. Ab der Gründung des Kirchenbauvereins dauerte es zwanzig Jahre bis am 18. Februar 1895 die Generalversammlung des Kirchenbauvereins den Beschluß faßte, mit dem Bau zu beginnen. Diese zwanzig Jahre benötigte man zur Finanzierung des Projekts, das sich auf 500.000 Mark belaufen sollte. Aufgebracht wurde diese Summe letztendlich durch Mitgliederbeiträge, Spenden, Stiftungen, Schenkungen, staatliche und städtische Zuschüsse sowie eigens für den Kirchenbau veranstaltende Lotterien.

Zum größten Förderer dieser Kirche wurde der erste Vorsitzende des Kirchenbauvereins, der Universitätsprofessor Dr. Franz Adam Göpfert. Allein sein Beitrag zum Kirchenbau belief sich auf 100.000 Goldmark und machte somit ein Fünftel der zu erbringenden Summe aus. Am 14. Februar 1890 konnte jene Urkunde notariell beglaubigt werden, kraft derer ein Privatier namens Joseph Urlaub der rasch wachsenden Gemeinde katholischer Christen in der Sanderau ein Areal zwischen Franz-Ludwig-, Frieden- und Neubergstraße als Kirchenbauplatz schenkte.

Am 5. Juni 1890 erfolgte die Genehmigung des Bischöflichen Ordinariats unter Bischof Franz Joseph Stein zu Planung und Bau. Am Heiligabend 1892, als die Sicherstellung der Finanzierung schon absehbar war, verpflichtete der Kirchenbauverein mit Franz Joseph Ritter von Denzinger einen namhaften Architekten dieser Zeit. Zum Zeitpunkt der Planung für St. Adalbero war Denzinger als staatlicher bayerischer Dombaumeister gerade mit der Restaurierung und Vollendung der Dome von Frankfurt und Regensburg beschäftigt. Die Pläne für die Kirche St. Adalbero, so wie wir sie heute kennen, konnte Denzinger zwar noch im Maßstab 1:100 vorlegen, doch dann riß ihn der Tod am 14. Februar 1894 mitten aus seiner Arbeit.

Mit Joseph Schmitz übernahm im Mai 1894 ein zeitweiliger Mitarbeiter Denzingers die Leitung des Unternehmens sowie die weitere Ausarbeitung der Pläne. Joseph Schmitz, der „Dombaumeister des klassischen Industriezeitalters“, war am 8. November 1860 in Aachen geboren worden und verstarb am 29. März 1936 in Nürnberg. Als staatlicher bayerischer Dombaumeister und Fachberater der obersten Baubehörde oblag Schmitz später die Restaurierung der beiden großen Nürnberger Stadtkirchen St. Sebald und St. Lorenz. Erfahren durch die hierbei erworbenen Kenntnisse der mittelalterlichen Baukunst trat Schmitz auch bald als eigenständiger Kirchenbauarchitekt, hauptsächlich in Franken, hervor. Für Würzburg schuf er neben St. Adalbero auch noch St. Josef in Grombühl sowie die Klosterkirche der Kongregation der Schwestern des Allerheiligsten Erlösers in der Ebracher Gasse. Höchster Ausdruck der Anerkennung für Schmitz war es, als die deutsche Kommission für die Vorbereitung der Weltausstellung in Berlin veranlaßte, daß Bilder, Pläne und ein großes Holzmodell der Adalberokirche im Jahr 1900 auf der Weltausstellung in Paris zu sehen waren.

Nach Genehmigung der Pläne begann man am 24. Mai 1895 mit den Bauarbeiten. Mitte September 1895 war das Fundament gelegt, und so konnte am 22. September 1895, also genau zwanzig Jahre nach der Gründung des Kirchenbauvereins, die feierliche Grundsteinlegung durch Bischof Dr. Franz Joseph von Stein vorgenommen werden. Fünf Jahre später, am 20. Februar 1900, war der Kirchenbau vollendet. Da ein zu den Kirchenweihehandlungen verlangtes Umschreiten der Kirche zunächst wegen des unmittelbar vor dem Portal der Kirche stehenden Urlaubs-Hauses nicht möglich war, erfolgte am 13. Oktober 1901 durch Bischof Ferdinand Schlör nur die sogenannte „Benediktion“. Dies war ein besonderer Festtag für die Sanderau. Unter lebhafter Beteiligung der gesamten Bevölkerung fand die feierliche Benediktion der Kirche statt und das erste festliche Hochamt wurde in der Kirche zelebriert.

Die Adalberokirche ist dem Flächenraum nach die drittgrößte Kirche der Stadt Würzburg, größer sind nur der Dom und Stift Haug. Die neue Kirche hatte die Etappen einer Filiale von St. Peter und Paul über die Expositur zur eigenen Pfarrei bis 1914 zu durchlaufen.



Abb. 2: Die Pfarrkirche St. Adalbero in Würzburg-Sanderau (um 1896), noch mit dem davor stehenden Urlaub'schen Haus.

Die Errichtung der Expositur St. Adalbero erfolgte am 28. Januar 1905. Damit gehörte die St. Adalberokirche zwar immer noch zur Pfarrei St. Peter und Paul, aber der Expositus war nun stellvertretender „*rector ecclesiae*“ von Adalbero und hatte damit hier eine ganze Reihe seelsorglicher Funktionen selbständig zu verwalten. Zum Expositus wurde der bisherige Kaplan für die Sanderau, Christian Schmelz, bestellt.

Die heilige Erstkommunion der Kinder der Sanderau wurde zum ersten Male am Ostermontag 1908 in St. Adalbero gefeiert. Inzwischen war durch großzügige Stiftungen und Schenkungen der Bevölkerung nicht nur für die innere Ausstattung der Kirche gesorgt worden, sondern auch eine reich dotierte eigene Kirchenstiftung St. Adalbero begründet worden, wodurch auch eine feste wirtschaftliche Grundlage für die Errichtung einer neuen, selbständigen Pfarrei gesichert war. Am 15. Juni 1913 gab Prinz Ludwig, der damalige Verweser Bayerns, seine Zustimmung zur Errichtung der neuen Pfarrei, und am 15. Februar 1914 wurde die Errichtungsurkunde von dem mittlerweile zu König Ludwig III. Avancierten unterzeichnet.

Die bischöfliche Genehmigung zur Errichtung der neuen Pfarrei erfolgte am 23. Februar 1914 durch Bischof Ferdinand von Schlör. Als Tag der Errichtung wurde der 22. März 1914 bestimmt, mit welchem Tag auch der bisherige Expositus Schmelz zum Pfarrverweser von St. Adalbero bestellt wurde, der dann unterm 20. Mai 1914 auch zum ersten Pfarrer ernannt und nach erfolgter Zustimmung des Königs am 15. Juni 1914 installiert wurde. Die erste eigene Fronleichnamsprozession fand 1915 in der Pfarrei statt. Die eigentliche Weihe von St. Adalbero blieb schließlich Bischof Matthias Ehrenfried am 25. November 1934 vorbehalten.

Bereits elf Jahre nach der Weihe hatten am 16. März 1945 Spreng- und Brandbomben Dächer und Gewölbe der Kirche vollständig vernichtet, einzig die Marienkapelle im Ostteil blieb unversehrt. Es gelang zwei mutigen Männern noch, in die Sakristei einzudringen und den größten Teil der kunstvollen Parameter und sonstige wertvolle Kunstgegenstände zu retten. Am folgenden Morgen war die Kirche nur noch eine rauchende Ruine. Nur wie durch ein Wunder waren die meisten herrlichen Kunstwerke innerhalb des Kirchenraumes von der Vernichtung verschont geblieben.

Im Ehehaltenhaus, das mitten in den Trümmern stehen geblieben war, wurde die vorläufige Pfarrverwaltung eingerichtet und in der zugehörigen Kapelle der Pfarrgottesdienst gefeiert. Auch mit den evakuierten Pfarrangehörigen wurde durch Rundschreiben wieder Verbindung aufgenommen. Am 7. Juli 1945 wurde Valentin Schober zum neuen Pfarrer von St. Adalbero ernannt. In unermüdlicher, rastloser Arbeit ging er zusammen mit Kaplan Heßler an den Wiederaufbau der Pfarrei. Ein großer Freudentag für die so wieder neu erstehende Pfarrei war Gründonnerstag, der 18. April 1946, an dem zum ersten Male wieder ein Gottesdienst in der notdürftig wiederhergestellten St.-Adalbero-Kirche abgehalten werden konnte.

Die am 7. Juli 1945 begonnenen Wiederaufbauarbeiten am „Sanderauer Dom“, wie das Gotteshaus von den Gläubigen auch genannt wurde, konnten schließlich am 10. September 1952 abgeschlossen werden. Von 1989 bis 1992 erfolgte dann die grundlegende Renovierung und Restaurierung der Kirche. Unter Berücksichtigung aller denkmalpflegerischen Auflagen entstand die Kirche St. Adalbero in ihrer alten Schönheit wieder.

Zum 120. Geburtstag des Schriftstellers Anton Dörfler

von
Willi Dürnagel

Das Frankenbundmitglied Anton Dörfler wurde vor 120 Jahren, am 2. August 1890, in München geboren. Seine Vorfahren väterlicherseits waren Bauern aus Oberfranken, die seiner Mutter Handwerker aus der Oberpfalz.

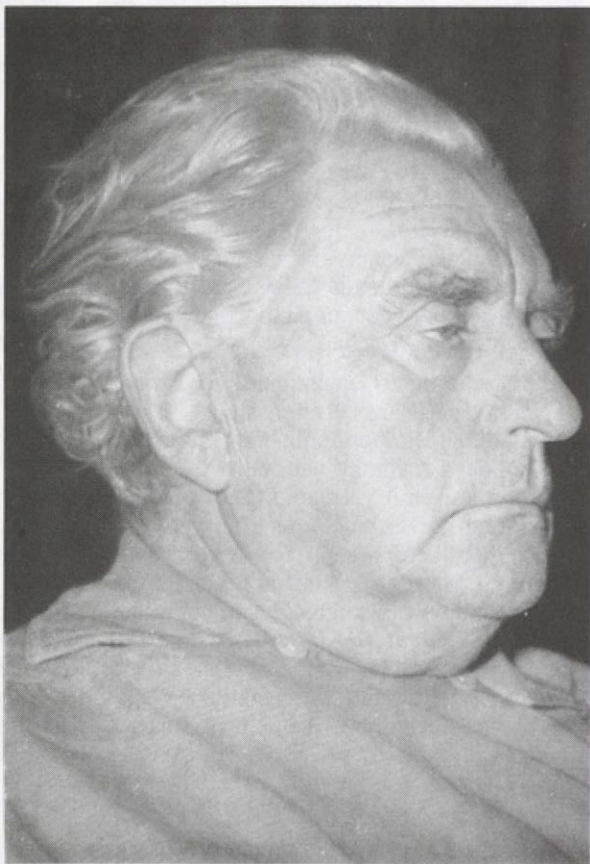
Als Neunjähriger zog er mit den Eltern nach Würzburg, in die Alte Kaserngasse 26/27, in eine Dienstwohnung – sein Vater stand nämlich als Obermälzer der Mälzerei des Hofbräu sowohl in der Kaserngasse als auch bei der Tellsteige vor.

Bereits im Alter von 16 Jahren begann er erste schriftstellerische Versuche mit Märchen, Romanen und Theaterstücken. Schon ab seinem 18. Lebensjahr war er als Lehrer in Oberleinach, Gerbrunn, Rudolstadt in Thüringen, dem Würzburger Institut Adam, in Heustreu, Schweinfurt und Nürnberg tätig.

Am Ersten Weltkrieg nahm er von Beginn an im Würzburger 9. Infanterieregiment im Verband der 4. Bayer. Infanteriedivision teil. Als „Neuner“ zog er an seinem Geburtstag 1914 ins Feld. Später arbeitete er als Theaterkritiker und Schriftleiter der Stuttgarter Zeitschrift „Die Lese“. Vor allem aber war er immer wieder freier Schriftsteller in Berlin, mehreren kleinen Orten in Württemberg und Stuttgart.

Schon 1918 veröffentlichte er in Leipzig die „Deutschen Geschichten aus drei Welten“. Großen Erfolg erzielte er 1921

mit dem ebenfalls in Leipzig erschienenen Buch „Wunder und Feste der Schule zu Wunnenrot“. Einem größeren Publikum wurde er 1935 mit dem Handwerkerroman „Der tausendjährige Krug“ bekannt, der in Jena



A handwritten signature of Anton Dörfler in cursive script.

Abb.: Anton Dörfler.

erschien und für den er den Volkspreis für deutsche Dichtung und den Wilhelm-Rabe-Preis erhielt. Dichterlesungen führten ihn durch ganz Deutschland und auch nach Frankreich, Belgien, Holland, Ungarn und Rumänien.

1941 ließ er sich in Seeshaupt am Starnberger See nieder. Doch seine Liebe galt Würzburg, dem „Meeviertel“, dem Main. Er schrieb in Seeshaupt zur Förderung des Wiederaufbaues der Stadt Würzburg das Heft „Würzburg lebt!“ und leitete 1943 das Büchlein „Heiner Dikreiter – 60 Bilder“ ein. 1944 brachte er mit Holzschnitten von Richard Rother „Morgenwind rüttelt am Fenster“ heraus. Nicht zu vergessen sind seine Liebeserklärungen an Würzburg wie z.B. „Die Stadt des Lächelns“ und der Roman „Die schöne Würzburgerin“.

Am 12. März 1981 ist er in Seeshaupt gestorben. Sein Sohn Walter Dörfler (geb. 1920) wurde einer der wichtigsten deutschen Bühnenbildner der 1960er bis 1980er Jahre. Er hat auch viele Zeichnungen in den Büchern seines Vaters geschaffen.

In dem Büchlein „Geliebtes Würzburg – Blätter der Erinnerung“ beschreibt Anton Dörfler das Umfeld seiner Jugend im Würzburger Mainviertel: *„Neun Jahre war ich alt, als die gute Stadt am Main mir zu neuen Heimat wurde. Als ich mich bei den Schulkameraden (in München) verabschiedete, bedauerten mich einige, weil ich bis fast zu den Preußen auswandern müsse ...“*

Wir kamen an einem sonnigen Herbsttag an. Gewaltige Rösser zogen den Möbelwagen

vom Bahnhof zum Mainviertel. Schließlich hielten wir in der Alten Kaserngasse. Sie ist für Jahre meine Heimat gewesen. Und was für eine reiche, traumbunte Heimat! [...]

Viel stärker und rascher gewann bald die gute Alte Kaserngasse Macht über mich. Was gab es doch auf dem an und für sich engen Raum dieser kurzen, schmalen und meist schattigen Gasse für ungeahnte Möglichkeiten zu träumen, zu planen und zu abenteuernd! Metzger, Bäcker, Gärtner und Gastwirt, Glaser, Spengler, Tünchner und Schlosser lebten mir ihren Werktag vor.

Die Alte Kaserngasse war vor sechzig Jahren eigentlich eine rechte Gasse der Pferde. Die Kaserne des Trainbataillons stand am Ende. Als ich gar hörte, daß früher Artillerie dort gehaust habe, befiel mich Sehnsucht nach dieser früheren Zeit. Am Eingang der Gasse befand sich eine Pferdehandlung, und in der Mitte standen schwere Brauhengste in einer Stallung. Eine Spur vom Dunst jeder Pferdehandlung, wie er aller Buben Herz beschwingt, lag immer in der Luft. Das Gefühl von Weite und Ferne lockte daraus.“

So schildert er auch: *„Um die Jahrhundertwende gab es noch grimmige Fehden zwischen den Kindern der Stadtviertel. Da ist es gewiß nicht eben sanft hergegangen, wenn die Meeviertler über die Brücke schlichen und es zum Kampf mit der vereinigten Streitmacht aus Kärrnergasse und Büttnergasse kam. So mancher Schorschle und Sepper kam blutend heim; aber das waren Ehrenwunden, besonders wenn die Gasse als solche besiegt hatte.“*

Zum 100. Geburtstag des Bildhauers Oswald Zöller

von
Werner Falk

Sein Elternhaus stand in Dorfprozelten am Main. Mit acht Geschwistern ist er aufgewachsen. Der Holzbildhauer Oswald Zöller wäre heuer 100 Jahre alt geworden. Ein Anlaß also, seiner zu gedenken.

Sein Nachlaß ist über viele Jahrzehnte ungeordnet geblieben. Erst sein Bruder Edmund, der in Ansbach der Frankenbundgruppe angehört und dort als Kreisheimatpfleger lange Jahre aktiv war, hat sich daran gemacht. „Immer wieder kamen mir die Tränen, wenn ich die Photos von seinen Schnitzwerken sah, die ich noch im Original gekannt habe“, sagt er heute. Damals aber im Bubenalter hatte er wenig mitbekommen von der künstlerischen und schriftstellerischen Arbeit des älteren Bruders. Viele heimatkundliche Erzählungen und Gedichte aus dem Soldatenleben fand er. Er ordnete sie alle.

Oswald Zöller wurde am 17. Februar 1910 als erstes Kind von acht weiteren Geschwistern geboren. Seine Eltern waren der Bäcker

und Landwirt Emil Zöller und Maria Zöller, geb. Hirsch. Von 1916 bis 1923 besuchte er die Volksschule in Dorfprozelten, die er mit einem sehr guten Schlußzeugnis verließ. Leider fehlten den Eltern die finanziellen Mittel, um ihn eine weiterführende Schule besuchen zu lassen. Schon als Bub wurde in ihm die Liebe zur Heimat geweckt, war doch sein Vater ein Kenner der Heimatgeschichte und der Sagen des Spessarts. Vielleicht lag es auch daran, daß die Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits aus dem Spessart stammten. Der Umgang mit Holz und mit dem Schnitzisen war ihm in die Wiege gelegt. Hier schlug die Erbmasse des Vaters durch. In den Winterabenden nach dem Ersten Weltkrieg hat der Vater kleinere Schnitzarbeiten gefertigt. Dabei wurde das Interesse des Sohnes geweckt.

Es war deshalb ganz natürlich, daß der Sohn Oswald das Schnitzhandwerk erlernen sollte. Nach langem Suchen fand man eine passende Lehrstelle beim Holzbildhauer Franz Lieb in

Würzburg. Die Lehrzeit dauerte von 1924 bis 1927. Während dieser Zeit besuchte Oswald Zöller die Städtische Berufsbildungsschule in Würzburg, von der er mit einem guten Schlußzeugnis entlassen wurde. 1928 legte er vor der Handwerkskammer von Unterfranken in Würzburg die Gesellenprüfung im Holzbildhau-erhandwerk ab.

Es zeugt von seinem Fortbildungsstreben, daß er während seiner Lehr- und

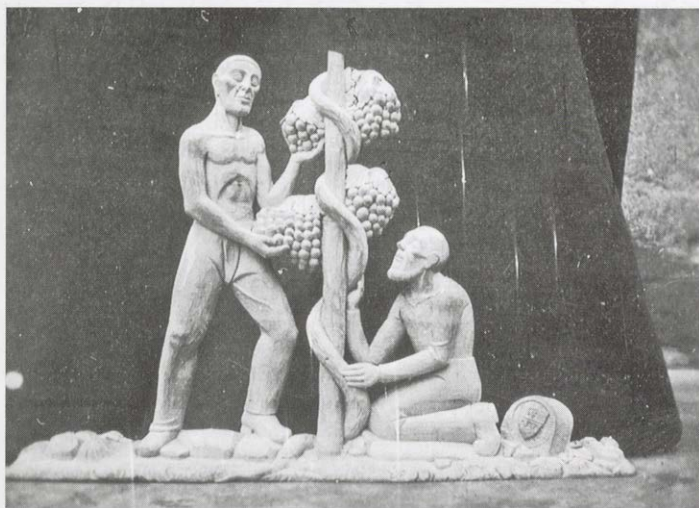


Abb. 1: Auch dem für Mainfranken so wichtigen Thema Weinbau widmete sich Oswald Zöller in seinem Schaffen.

Gesellenzeit vom 1926 bis 1928 die Handwerkerschule des Polytechnischen Zentralvereins in Würzburg absolvierte. In den Schuljahren 1927/28 und 1928/29 belegte er außerdem den Zeichenkurs an der Berufsbildungsschule in Heidingsfeld. Aus dieser Zeit stammt auch die Verbindung zu Heiner Dikreiter (1893-1966), dem Begründer der Würzburger Städtischen Galerie, der an einer der besagten Schulen Zeichenunterricht erteilte.

Als Geselle war Zöllner noch bis 25. März 1929 bei seinem Lehrherrn Lieb tätig. Dann richtete er sich im heimatlichen Elternhaus eine Werkstatt ein. Die Aufträge waren anfangs sehr spärlich. Hauptsächlich Auftragsgeber waren die Pfarrer, für deren Kirchen er Kruzifixe, Madonnen, Heiligenfiguren, Leuchter und sonstige Altararbeiten anfertigte. Zöllner hieß deshalb allorts der „Herrgottschnitzer“. Eine besonders glückliche Hand bewies er beim Ausbessern und Ergänzen alter Figuren und Altäre. Pfarrer Trapp aus Dorf-



Abb. 2: Der Künstler Oswald Zöllner bei der Arbeit.

prozelten, ein Freund des Elternhauses und der Gebrüder Schiestl, förderte den jungen Künstler, wo er nur konnte. Die Schnitzarbeiten wurden bekannt und dementsprechend gingen auch die Aufträge ein.

Über der Arbeit kam die Muse nicht zu kurz. Sehr oft packte Oswald Zöllner seinen Rucksack und wanderte in den Spessart. Auf seinen Wanderungen sind ihm sicherlich die heimatlichen Verse eingefallen. Vieles hat er erlebt und erlauscht. Schon 1933 verfaßte er die ersten Gedichte.

Mitten aus dieser Schaffens- und Lebensfreude wurde er im Mai 1939 zu einer Wehrübung eingezogen. Leider konnte er den Waffenrock nicht mehr ausziehen. Nach dem Polen- und Frankreichfeldzug mußte er mit der 4. Mainfränkischen Panzerdivision zum Osteinsatz. Trotz des Krieges nutzte er jede freie Stunde zum Schnitzen. Viele seiner Vorgesetzten, vom General bis zum Hauptfeldwebel, wurden mit Schnitzarbeiten bedacht.

Während der Wache als Funker und Fernsprecher verfaßte er viele Verse und Gedichte über die Heimat, den Spessart und das fränkische Land.

Es sollte Oswald Zöllner nicht gegönnt sein, das geliebte Heimatland wiederzusehen. Nach kurzem Eheglück starb er am 10. Juli 1943 nach schwerer Verwundung bei Orel in Rußland an der Ostfront. Seine Frau Hanni kam übrigens später bei einem Bombenangriff im Rheinland mit ihren Schwestern und ihrer Mutter ums Leben. Sein Vater konnte den Schmerz darüber nicht überwinden und starb im Dezember des gleichen Jahres.

Von den Schnitzarbeiten des toten Künstlers ist im Elternhaus wenig zurückgeblieben. Doch im Spessart und am Untermain kann man in Kirchen, Pfarrhäusern und an Bildstöcken die Schnitzarbeiten des „Herrgottschnitzers“ aus Dorfprozelten noch bewundern.

„Geschichte der Pfarrei Sachsen“ neu aufgelegt

von

Alexander Biernoth

Das Standardwerk zur Geschichte des bei Ansbach gelegenen Sachsen, aber auch zur Besiedlung weiter Teile Westmittelfrankens ist nun in einer Neuauflage erschienen: 1940 hatte der ehemalige Sachsener Pfarrer, der Kirchenrat Georg Rusam, das Werk mit dem Titel „Geschichte der Pfarrei Sachsen“ veröffentlicht. Nun wurde dieses „Standardwerk der fränkischen Geschichtsschreibung“, wie einer der Enkel des Autors bemerkte, in einer Neuauflage gedruckt. In dem Werk wird die Entwicklung der Pfarrei Sachsen von der ersten Besiedlung im 9. Jahrhundert über die Entstehung der sogenannten „Urpfarrei“ bis hin zum Ende der markgräflichen Herrschaft sowie der preußischen Herrschaft 1806 geschildert.

Sachsens Bürgermeister Hilmar Müller sagte in seiner Begrüßung bei der Buchvorstellung, daß kaum eine Gemeinde über eine so fundierte Ortsgeschichte verfüge, wie Sachsen es mit dem Rusam-Buch „Geschichte der Pfarrei Sachsen“ tut. Das 1940 von dem damals schon pensionierten früheren Ortspfarrer Georg Rusam veröffentlichte Werk gelte, so der Bürgermeister, bis heute als eines der Standardwerke zur Geschichte des westmittelfränkischen Raumes. Er zeigte sich froh, daß es nun gelungen sei, das längst vergriffene Werk neu aufzulegen und so weiten Kreisen zugänglich zu machen. „Der Rusam“ sei für viele Sachsener Bürger und interessierte Heimatforscher ein aus dem Bücherregal nicht wegzudenkendes Buch.

Bürgermeister Müller drückte auch seine Freude aus, daß die Nachfahren des Autors, die Neuauflage tatkräftig unterstützt haben. Darunter sind die drei Enkel des Autors: der ehemalige Leiter der Ansbacher Landeskirchenstelle Dr. Reinhard Rusam, der Nürnberger Hochschullehrer Professor Dr. Hermann Rusam, der auch ein Vorwort zur Neuauflage verfaßt hat, sowie der ehemalige Rosenheimer

Dekan Dr. Friedrich Rusam. Auch die politische Gemeinde Sachsen habe die Neuauflage unterstützt, so Müller, weil das historisch gewachsene Miteinander ein Auftrag sei, das kulturelle Erbe in der Gemeinde zu bewahren. In seinem Grußwort erwähnte Bürgermeister Müller auch das über viele Jahrhunderte überaus schwierige Verhältnis zwischen den Ortschaften Sachsen und Lichtenau, das sich wie ein roter Faden durch das über 420-seitige Werk zieht. Es seien aber nicht die einfachen Leute gewesen, die früher miteinander im Streit gelegen waren, so Müller, sondern die Obrigkeiten in Ansbach und Nürnberg. Bürgermeister Müller dankte auch dem Sachsener Bürger Hans-Gerhard Dürr, der die Neuauflage des Buches maßgeblich gefördert hat.

Dr. Reinhard Rusam, einer von 18 noch lebenden Enkeln des Kirchenrates Georg Rusam, hat, so berichtete er, den Autor noch selbst erlebt. Er blickte auf die Biographie seines Großvaters zurück, der als Bauernsohn 1867 in Thalmannsfeld geboren worden war. Als Fünfjähriger hatte er sich das linke Handgelenk gebrochen, so daß die Hand dauerhaft verkrümmt war. Da er einen „guten Kopf“ hatte, so berichtete Dr. Rusam, wurde es ihm ermöglicht, Pfarrer zu werden. In diesem Beruf war er ab 1895 in Unterrodach, ab 1904 als Dekan in Rothausen und ab 1912 in Schwabach tätig. In Sachsen war Georg Rusam als Pfarrer von 1926 bis zu seinem Ruhestand im Jahr 1938 tätig. Als 70-jähriger ging er in den Ruhestand nach Ansbach, wo er die Geschichte der Pfarrei Sachsen vollendete. Am 22. Juni 1946 verstarb er in Ansbach.

Hans-Gerhard Dürr stellte das Werk Rusams vor und erläuterte auch, wie viel Arbeitszeit in dem Buch steckt. Vor allem die intensive Quellenarbeit, die Georg Rusam gemacht hat, hätte unendlich viele Stunden erfordert, so Dürr. Die Neuauflage wurde nicht in der alten Frakturschrift, sondern in

moderner Schrift gedruckt, und es wurden alte Karten und Pläne beigelegt, so daß die Häuser, die im Text noch mit alten Hausnummern erwähnt werden, auch heute genau zugeordnet werden können. Das Buch könne, so Dürr, das Sächsener „*Wir-Gefühl*“ stärken und die Identifikation mit dem Heimatort steigern. Aber auch die Gemeinsamkeiten mit den Nachbar-

orten werden neu aufgezeigt. Im Rahmen der Buchpräsentation hielt Professor Dr. Hermann Rusam einen Vortrag zum Thema „Aus welchen Kräften leben wir?“ Die Neuauflage der „Geschichte der Pfarrei Sachsen“ ist im Verlag Degener in Insingen in der Reihe „Rothenburg-Franken-Edition, Band 3“ erschienen.

Letzte Ausstellung von Cordula Kappner im „Haus auf dem Zeilberg“

von

Judith Bar-Or

Im Herbst letzten Jahres führte Cordula Kappner, die ehemalige Leiterin des Bibliotheks- und Dokumentationszentrums in Haßfurt auf dem „Haus auf dem Zeilberg“ ihre wohl letzte Ausstellung mit dem Thema: „Aus der jüdischen Geschichte von Altenstein und die Familie Goldmann in Zeil am Main“ durch. An der feierlichen Eröffnung nahmen neben vielen prominenten Gästen aus Politik und Religion auch die Bundestagsabgeordnete und Vorsitzende des Verteidigungsausschusses des Deutschen Bundestages, Frau Susanne Kastner (SPD), teil, die die Ausstellung auch eröffnete. Sie dankte Frau Kappner sehr herzlich für ihr unermüdliches Engagement auf dem Gebiet der Erforschung und Darstellung der jüdischen Geschichte der Region. Dies sei deshalb besonders wichtig, meinte sie, weil auch im Landkreis Haßberge fremdenfeindliches Gedankengut leider wieder zunähme. Sie stellte fest, daß durch die Ausstellung viele Tatsachen, die längst vergessen worden sind, wieder lebendig und auch nachvollziehbar würden. Sie forderte, die heutige Generation solle aus den Fehlern der Vergangenheit lernen, damit so etwas Unsagbares wie die Shoah nie und nirgends mehr vorkommen könne.

Der Leiter des „Hauses auf dem Zeilberg“ Peter Pratsch gab einen kurzen, sehr interessanten Überblick über die Geschichte der Ein-

richtung. Im Ersten Weltkrieg wurde das Haus mit allen Nebengebäuden als Gefangenenerlager für französische Kriegsgefangene genutzt, danach, im Zweiten Weltkrieg, wurden hier russische Kriegsgefangene von der SS interniert. Das Geschehen von damals, so Pratsch, sei in keiner Dorfchronik dokumentiert worden. Nach Beendigung des Krieges wurde die Anlage auf dem Zeilberg zu einem „Flüchtlingslager für verlorene Kinder“ umfunktionierte, danach wurde es zu einem „Zöglingenheim“ ausgebaut. Ende der 1960er Jahre errichtete die Diakonie dann hier ein Betreuungszentrum für psychisch kranke Menschen.

Von jüdischer Seite würdigte Rektor i.R. Israel Schwierz die nunmehr 37. Ausstellung von Cordula Kappner. Durch sie setze die frühere Leiterin des BIZ in Haßfurt den einstigen jüdischen Gemeinden und den früheren jüdischen Bewohnern der Gegend ein bleibendes Denkmal. Wie bereits bei früheren Ausstellungseröffnungen wies er auch dieses Mal eine Kollektivschuld aller Deutschen entschieden zurück. Er betonte, es habe genug Menschen in Deutschland gegeben, die aktiven und passiven Widerstand geleistet und dieses, ihr Tun mit ihrem Leben oder mit ihrer Gesundheit bezahlt hätten. Nur wer Schuld auf sich geladen habe, sei auch schuldig.

Cordula Kappner erklärte, sie sei sehr froh, daß die Ausstellung, die schon vor zwei Jahren stattfinden sollte, jetzt durch die Hilfe der Diakonie doch noch durchgeführt werden könne. Geeignete Räumlichkeiten in Altenstein seien mit dem Hinweis, man wolle mit der jüdischen Vergangenheit des Ortes nichts mehr zu tun haben, nicht zu Verfügung gestellt worden.

Die Jüdische Kultusgemeinde Altenstein, die nachweislich eine Synagoge mit einem Schulraum und einer Lehrerwohnung sowie eine Mikwe besaß, wurde mangels Mitglieder (1883 lebten noch zwei jüdische Familien im Ort, die jedoch nach Burgpreppach und Memmelsdorf verzogen) im Jahre 1909 aufgelöst. Die Synagoge wurde mit der Auflage, sie nicht als Schweinestall zu nutzen, im gleichen Jahr an die evangelische Kirche verkauft. Sofort nach dem Verkauf wurde das Gebäude abgerissen und an ihrer Stelle die jetzige neugotische Kirche in der Wilhelm-von-Stein-Straße errichtet. Heute erinnert außer der Mikwe, die 2001 wieder entdeckt wurde, im Dorf nichts mehr an die Existenz der einstigen jüdischen Kultusgemeinde.

Der von Cordula Kappner konzipierten Ausstellung sind auf mehreren Tafeln interessante Einzelheiten über Burg und Ort Altenstein, über Synagoge, Rabbinat, Mikwe, Friedhof, Schule und Kultusgemeinde bis zu ihrer Auflösung sowie über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landjudentums, die Auswanderung und die familiären Beziehungen der Juden in Altenstein im 19. Jahrhundert zu entnehmen. Zahlreiche im Dorf ansässige Familien – so die Familien Ellrodt, Kaufmann 1, 2, 3, Lausbach, Nusbaum, Plaut, Redwitzer, Rodacher, Rosenberg 1, 2, 3, Rosenberger,

Rosendorn, Sonne, Sperrberg, Stern und Weis(b)ach – werden erwähnt. Jeweils ein eigener Raum ist der Familie Goldmann aus Zeil am Main (bekannt durch das Bankhaus), der Diskussion um die Mikwe und den jüdischen Friedhof in Altenstein und Umgebung, 70 Jahre Kindertransport aus Nazi-Deutschland, dem 8. Mai 1945 im heutigen Landkreis Haßberge, dem „Kindermord“ in Manau am 17. März 1929 sowie jüdischen Schicksalen gewidmet.

Im Verlaufe der Ausstellungseröffnung wurde Cordula Kappner zudem eine Dokumentation über den jüdischen Friedhof in Ebern überreicht. Obwohl Cordula Kappner keine Jüdin ist, hat sie es sich seit nunmehr über 27 Jahren zur Aufgabe gemacht, die jüdische Geschichte ihrer Region zu erforschen, zu dokumentieren und damit dem sicheren Vergessen zu entreißen. In 37 Ausstellungen hat sie die Bevölkerung intensiv mit den untergegangenen und zerstörten jüdischen Gemeinde in der Region, mit ihren Friedhöfen, aber auch mit ihren Mitgliedern, die seit dem „Dritten Reich“ nicht mehr da sind, vertraut gemacht. Wieviel Zeit, Ausdauer, Arbeit, aber auch Liebe hinter diesem Schaffen stehen, kann niemand erahnen, der sich nicht selbst intensiv mit der Materie beschäftigt hat. Den Schwerpunkt ihres Schaffens bildet die Familienforschung. Unzähligen Juden in aller Welt hat sie geholfen, ihre Vorfahren zu finden. Für diese Leistungen, aber auch dafür, daß sie – trotz mancher Anfeindungen – nicht müde wird, an die jüdische Geschichte ihres Landkreises zu erinnern, gebührt ihr höchste Anerkennung und tiefster Dank aller, denen der ehrliche Umgang mit der Geschichte wichtig ist.

Alte und neue Zeugnisse jüdischer Vergangenheit in Thüngen

von

Israel Schwierz

In Thüngen im heutigen Landkreis Main-Spessart existierte vom 16. Jahrhundert bis 1942 eine große jüdische Gemeinde. Sie besaß eine 1860 erbaute Synagoge, ein Ritualbad, eine eigene Volksschule und ein Haus des Ver-

eins „ASIFA“. Alle Baulichkeiten wurden 1938 beschädigt. Die Synagoge in der Oberen Gasse 1 – als Bauwerk bis heute noch gut erhalten – wurde nach dem Krieg lange Zeit als Fabrikgebäude einer Handweberei ge-



Abb. 1: Das Gebäude der ehemaligen Synagoge in Thüngen.



Abb. 2: Das Thüingener Denkmal für die ehemaligen jüdischen Mitbürger.

nutzt. Gegenwärtig dient sie als Wohnhaus. Eine Gedenktafel mit der folgenden Inschrift erinnert jetzt an die frühere Funktion des Gebäudes: *„In Thüingen bestand mehrere Jahrhunderte eine jüdische Kultusgemeinde. Von 1885 bis 1938 diente ihr dieses Gebäude als Synagoge. Der Markt Thüingen gedenkt seiner ehemaligen jüdischen Mitbürger.“*

Da am Ort viele gläubige Juden lebten, gab es in Thüingen mehrere Häuser mit Mesusen. An einigen Bauwerken – so beispielsweise an der ehemaligen koscheren Metzgerei in der Herrenstraße – waren bzw. sind Spuren davon noch nach langer Zeit zu sehen. Ein weiteres Zeugnis jüdischer Existenz in Thüingen sind die Namen der sieben jüdischen Gefallenen

und Vermissten des Ersten Weltkrieges auf dem örtlichen Kriegerdenkmal des Ortes in der Mitte des Planplatzes unweit der evangelischen Kirche.

Seit Juni 2009 gibt es in Thüingen ein weiteres Zeugnis jüdischer Vergangenheit: einen Gedenkstein für die jüdischen Einwohner des Ortes, die Opfer der Shoa wurden. Ebenfalls auf dem Planplatz, direkt neben dem Kriegerdenkmal für die Soldaten des Ersten Weltkrieges und neben den Gedenksteinen für die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges ist ein Denkmal mit Davidstern und folgender Inschrift zu finden: *„Wider das Vergessen und im Gedenken an die jüdischen Mitbürger, die in der Zeit von 1933 bis 1945 den Nationalsozialisten zum Opfer fielen, verfolgt und ermordet wurden.“* Es folgen die Namen von 20 jüdischen Einwohnern von Thüingen.

Ursprünglich hatte man geplant, vor den Häusern der ermordeten jüdischen Dorfbewohner „Stolpersteine“ setzen zu lassen. Der Gemeinderat des Marktes Thüingen hatte sich dann aber ganz bewußt dafür ausgesprochen, das Denkmal mitten im Ort – neben den Gedenksteinen für die gefallenen und vermißten Soldaten beider Weltkriege – aufstellen zu lassen, damit es für alle Einwohner und Besucher des Ortes eine ständige Mahnung sein möge. So gibt es heute im Markt Thüingen alte Zeugnisse jüdischer Vergangenheit wie das ehemalige Synagogengebäude, Häuser mit Überresten der Mesusen und das Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges, aber auch ein neues Zeugnis, das für immer an die jüdischen Opfer des NS-Rassenwahns erinnert.

Fränkische Forscher in der Weltspitze der Solartechnik

von
Alexander von Papp

Die nachhaltige Energiegewinnung der Zukunft gehört zu den drängendsten Themen der Gegenwart. Eine ganz große Rolle spielen dabei thermische Solarkraftwerke. Diese Technologie entwickelt sich rund um den Globus in atemberaubendem Tempo. Gerade ist in Südspanien das größte thermische Solarkraftwerk Europas mit seinem ersten Abschnitt (Andasol 1) ans Netz gegangen. Das jüngst präsentierte Sahara-Strom-Projekt „Desertec“ plant in geradezu gigantischen Maßstäben. Zu den Schrittmachern dieser Zukunftstechnologie gehören deutsche Forschungseinrichtungen und Firmen. In einer sehr speziellen Marktnische wirken auch an der Universität Würzburg ausgebildete Physiker an vorderster Front mit. Sie haben daran mitgearbeitet, unentbehrliche Meßverfahren zu erforschen und technisch weiterzuentwickeln. Damit sind sie derzeit als weltweit führende Experten in vielen Ländern im Einsatz. Mit Kollegen schufen sie im Jahr 2007 die Firma *CSP Services – Concentrating Solar Power Services GmbH*. Damit gelang ein erfolgreicher Schritt vom Forscher zum Unternehmer.

Ohne Sonne wäre das Leben nicht denkbar. Seit viereinhalb Milliarden Jahren gibt sie der Erde einen Teil ihrer Wärme ab. Noch für Jahrmillionen bleibt sie unsere sicherste Energiequelle, nahezu unerschöpflich. „*Thermische Solarkraftwerke weisen gegenüber anderen erneuerbaren Energiequellen klare Vorteile auf*“, sagt der Physiker Dr. Klaus Pottler aus Zeil am Main, seit 2002 Solarforscher in Südspanien. „Bei

diesen Anlagen ist das Problem der Speicherung gelöst. So kann mit konzentrierender Solartechnik rund um die Uhr Strom erzeugt werden.“

Zukunftstechnologie Solarkraftwerke

An der Nutzung dieser Möglichkeiten durch solarthermische Kraftwerke arbeiten seit über zwei Jahrzehnten deutsche und spanische Wissenschaftler in Andalusien. Dort



Abb. 1: Die Solarforschungsanlage Plataforma Solar de Almeria bei Tabernas in Andalusien. Prägnant sind u.a. der Heliostat (im Vordergrund), der Sonnenlicht in den Solarofen (nicht im Bild) reflektiert, sowie dahinter der Sonnenturm (mit mehreren Experimentierebenen), das Wahrzeichen der Anlage. Photo: Hanna Haag.

gibt es Europas idealste Bedingungen. In der Wüste von Tabernas, der einzigen echten Wüste Europas, nahe der Hafenstadt Almeria, scheint die Sonne mehr als 3.000 Stunden im Jahr, mit sommerlichen Temperaturen von bis zu 40 Grad im Schatten.

Bei Tabernas hat die spanische Regierung Anfang der 1980er Jahre eine internationale Solarforschungsanlage *Plataforma Solar de Almeria (PSA)* eingerichtet. Sie entwickelte sich zu Europas größtem und weltweit führendem Forschungsbetrieb für „konzentrierende Solartechnik“. Dabei geht es um Verfahren, die das einfallende Sonnenlicht – nach verschiedenen Konzepten – mit speziellen Spiegeln (konzentrierenden Reflektoren) bündeln, in Wärme umwandeln und damit Strom produzieren, z.B. als Parabolrinnen- oder als Solarturm-Kraftwerk (ein Solarturm ist das Wahrzeichen der *PSA*). Beim Aufbau der Forschungsanlage hat in der Anfangsphase auch die Würzburger Firma MERO einen Beitrag geleistet.

Ab 1987 bestand eine Vereinbarung zwischen Deutschland und Spanien zur dauerhaften wissenschaftlichen Zusammenarbeit in der Solarforschung, unter gleichberechtigter Führung des Deutschen Zentrums für Luft- und Raumfahrt (DLR), einer der führenden Forschungseinrichtungen Europas, und dem spanischen CIEMAT. Diese Vereinbarung lief in den späten 1990er Jahren aus; seither sind die Deutschen gern gesehene ständige Gastforscher auf der *Plataforma*. Zum Kollegium der deutschen und spanischen Wissenschaftler gehören auch die Physiker Dr. Klaus Pottler und Dr. Norbert Geuder, die an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg studiert und anschließend an dem der Universität angeschlossenen Bayerischen Zentrum für Angewandte Energieforschung (ZAE Bayern) ihre energietechnischen Grundlagen und Kompetenzen erlernt haben. Mittlerweile sind noch zwei weitere Würzburger Physiker zum deutschen Solar-Team dazugekommen, davon einer in Köln und einer in Spanien.

Als Forschungsstation ging und geht es der *Plataforma Solar* nicht darum, Strom zu erzeugen. Vielmehr wird daran gearbeitet, die konzentrierende Solartechnik (international:

CSP – Concentrating Solar Power) unter praxisnahen Bedingungen zu testen und zu optimieren. Die dabei mitentwickelten Schlüsseltechnologien kamen inzwischen in der Nachbarschaft zum praktischen Einsatz. Im 400 Kilometer entfernten Sevilla wurde 2004 ein Solarturm-Kraftwerk „*PS10*“ begonnen, 2007 ging es mit einer Leistung von elf Megawatt ans Netz. Daneben wurde am 23. September 2009 eine zweite Anlage „*PS20*“ eröffnet, die als Europas größtes Solarturm-Kraftwerk 20 Megawatt Strom produziert. Schon in der Planungs- und Bauphase waren die Spezialkenntnisse der *PSA*-Forscher immer wieder gefragt, ebenso wie beim weltgrößten Parabolrinnen-Kraftwerk *Andasol*, das die Erlanger Firma Solar Millennium AG – einer der deutschen Pioniere in der Solartechnik – in nächster Nähe im andalusischen Hochland bei Guadix errichtet. Der erste Komplex *Andasol 1* wurde am 1. Juli 2009 eingeweiht. Solar Millennium AG brachte Europa damit die Premiere einer umweltfreundlichen Kraftwerks-Technologie, die in Kalifornien in der Mojave-Wüste schon seit 20 Jahren erfolgreich eingesetzt wird. Der zweite Komplex *Andasol 2* ist fast fertig gestellt und ein dritter im Bau (Leistung je 50 Megawatt). An *Andasol 3* sind seit Juli 2009 auch die Münchner Stadtwerke (SWM) beteiligt, die dadurch von 2011 an 30.000 Münchner Haushalte mit Ökostrom versorgen wollen. Als weitere deutsche Energieunternehmen sind auch RWE Innogy (Essen) sowie Rhein Energie (Köln) mit von der Partie.

Diese umweltfreundlichen thermischen Solarkraftwerke haben gewaltige Dimensionen: Die großflächigen Spiegelfelder benötigen vorbereiteten Untergrund, ausgedehnte Fundamente, großformatige Tragestrukturen, exakte Krümmungen der Spiegel, präzise Einrichtung sowie laufende Anpassung der Kollektoren an den Sonnenstand. In allen Stufen, von der Spiegelproduktion über Planung und Aufbau der Anlage bis zum Betrieb des Kraftwerks ist höchste Genauigkeit erforderlich. „Bei unseren langjährigen Experimenten und Messungen“, erläutert Klaus Pottler, „zeigte sich, daß bereits wenige Millimeter Abweichung – z.B. bei der Konstruktion von Solarmodulen, bei der Montage oder beim Anpassen an den Sonnenstand – deutlich die Ener-

gieausbeute und damit die Wirtschaftlichkeit des Kraftwerks mindern.“

Die Innovation

Zu diesen Aspekten haben Klaus Pottler und seine Kollegen, gefördert vom Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (BMU), in der Testanlage in Andalusien jahrelang Forschungs- und Entwicklungsarbeiten betrieben. Ihr Team entwickelte, gemeinsam mit spanischen und deutschen Unternehmen, eine praktisch anwendbare, industriell ausführbare und wirtschaftlich realisierbare Kollektor-Technologie, die nun weltweit eingesetzt wird. Dabei schärfte das Zusammenwirken mit den Industriepartnern den Blick für die Notwendigkeiten einer industriellen Umsetzung, z.B. bei Fragen der Qualität, der Effizienz und der Standardisierung. Für die zur Qualitätssicherung erforderlichen Prüf- und Kontrollprozeduren haben sie hochspezialisierte Meßtechniken erarbeitet, diese getestet und sich so auf

diesem Gebiet zu weltweit führenden Experten entwickelt. Ihre Testmethoden und Meßgeräte erstrecken sich auf alle Komponenten und Arbeitsschritte eines Solarkraftwerks: von der Produktion der einzelnen Spiegel über den Aufbau und die Gesamtanlage im Gelände bis zur Überwachung der Betriebsabläufe.

„Das ist eine äußerst spannende Thematik. Aufgrund beschränkter Projektmittel konnten nur wenige Fachleute diese komplexen Zusammenhänge einer neuartigen Technologie so konsequent durchdenken und weiterentwickeln wie wir auf der Plataforma Solar“, bilanziert Klaus Pottler mit nüchternem Stolz. „Außerdem sind wir eingebettet in ein Netzwerk jahrzehntelanger solartechnischer Spitzenforschung.“ Daraus resultierte ein hochspezialisiertes Expertenwissen, das schon bald in nächster Nähe wie auch international rege Nachfrage aus der Wirtschaft erfuhr, als um das Jahr 2004 die Projektierungen großer Solarkraftwerke begannen (wie z.B. bei den oben erwähnten Vorhaben in Sevilla und Gvadix).

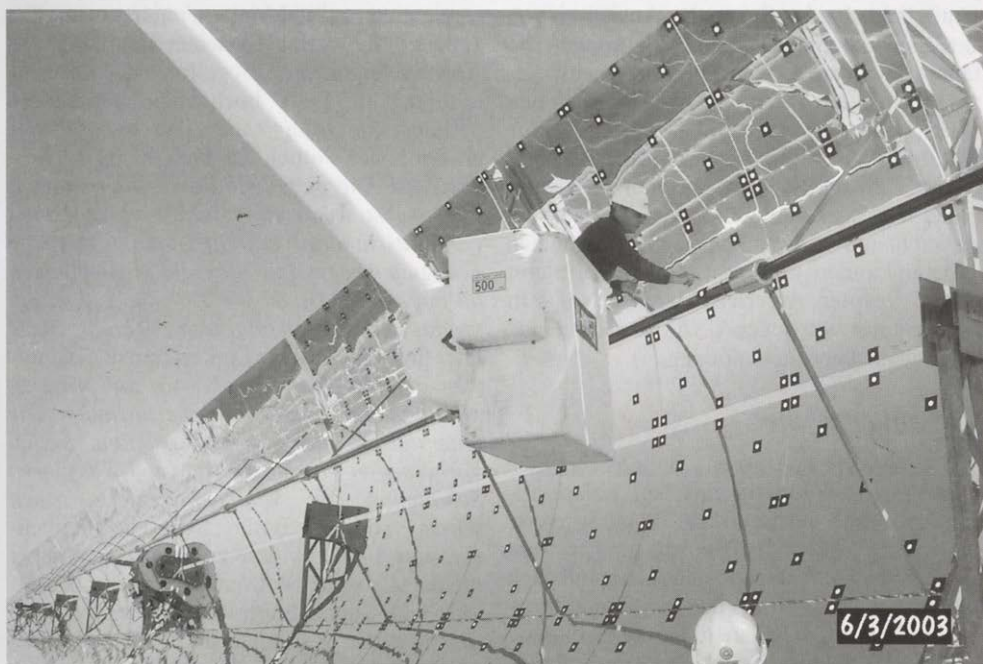


Abb. 2: Klaus Pottler (im Hubwagen) montiert Meßpunkte zur dreidimensionalen Vermessung eines Parabolrinnenkollektors in den USA. Photo: CSPS.

Eine unbesetzte internationale „Marktnische“ tat sich auf. Kurzentschlossen wagten drei Solarforscher, die sich auf der *Plataforma* gefunden hatten, nämlich die Ingenieure Dr. Eckard Lüpfer und Dr. Steffen Ulmer sowie der fränkische Physiker Dr. Klaus Pottler, mit einer „Ausgründung“ („spin off“) aus dem DLR-Verbund den Schritt vom Forschungslabor zum eigenen Unternehmen. Im September 2007 gründeten sie die Firma *CSP Services – Concentrating Solar Power Services GmbH*. Mit dabei waren nun auch die Franken Dr. Norbert Geuder und Markus Mützel. Nach dem ersten Büro in Köln wurde rasch ein zweites Büro in Almeria eingerichtet, weil sehr viele Kunden aus Spanien kamen. „*Unser Ziel ist*“, beschreibt Klaus Pottler den Aufbruch, „*die Erfahrungen aus unseren Forschungs- und Entwicklungsarbeiten aus dem Versuchsstadium heraus und in die industrielle Praxis hinein zu bringen.*“

Die Herkunft und Unterstützung aus dem renommierten Forschungsverbund DLR und eine Förderung durch die Helmholtz-Gemeinschaft erleichterten den Start. Ein Kooperations- und Lizenzvertrag mit dem DLR ermöglichte beiden Seiten den Austausch von aktuellen Erkenntnissen und Erfahrungen. So faßten die Solarexperten auf einem hochspezialisierten Markt rasch Fuß. Ihr Unternehmen entwickelte sich rasant, beschäftigte Ende 2009 rund 20 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in Voll- und Teilzeit, darunter 15 Akademiker. Als weltweit führende Experten sind sie nicht nur in Spanien, sondern in vielen anderen Ländern im Einsatz: Türkei, Mittlerer Osten, Ägypten, Algerien, Marokko, sogar in Australien sowie in den USA, im „Kernland“ solartechnischer Innovationen.

Das Unternehmen

Sie beraten Investoren, Bauunternehmen und Betreiber von thermischen Solarkraftwerken schon während der Planungsphase und bieten exklusive Dienstleistungen zum Optimieren der Anlagen – ein neues und auch aussichtsreiches Feld, das die drei Jungunternehmen mit Elan und Überzeugung „beackern“. Dafür arbeitet die Firma auf zwei „Standbeinen“. Zum einen leistet sie Beratung: kleinere Studien oder umfangreiche

Gutachten, Seminare, bis hin zu umfangreichen Consulting-Prozessen für alle Phasen des Baus und Betriebs von thermischen Solarkraftwerken. Darüber hinaus beherrschen die Experten die hochspezialisierten und weitgehend automatisierten Testmethoden und Meßgeräte, die sie selbst entwickelt haben und die jetzt bei Investoren und Betreibern der neuen Solarkraftwerke-Technologie gefragt sind. Damit können sie im Vorfeld mit meteorologischen Stationen Standortuntersuchungen begleiten, die Qualität der Sonnenkollektoren schon in der Entwicklung optimieren oder bei der anschließenden Fertigung in der Produktionslinie sichern sowie später im Betrieb überprüfen.

Dazu verfügen sie z.B. über optische Meßsysteme für solare Turmkraftwerke, mit denen sie Spiegelfehler, etwa in der Spiegelform oder bei den Brennweiten und Ausrichtungen der Spiegelfacetten ermitteln. Bei Parabolrinnen-Kraftwerken können sie mit ihrem photogrammetrischen Meßsystem „QFoto“ die Qualität und Genauigkeit der Kollektorskelett-Strukturen von verschiedenen Blickwinkeln aus schnell und zuverlässig analysieren sowie eine exakte Montage unterstützen. Ein anderes Meßverfahren wiederum kann die Abweichungen der Spiegelform der Konzentratoren im Feld hochgenau vermessen. „*Wenn eine Anlage fehlerhaft gebaut ist*“, erklärt Klaus Pottler, „*können bis zu 15 Prozent des Energiepotentials verloren gehen. Und selbst wenn eine Anlage einen hohen Qualitätsstandard einhält, können wir die Energieausbeute mit unseren Meßtechniken oft noch steigern, da wir Defekte finden, die für das Betriebspersonal kaum sichtbar sind.*“ Hier fügt sein Kollege Lüpfer hinzu: „*Wir leisten aber noch mehr, als nur zur präzisen Montage der Kollektoren beizutragen. Wir unterstützen auch die Konstruktion, treffen Vorhersagen für den Ertrag, und wir führen Schulungen für Mitarbeiter der Firmen durch.*“ So wird z.B. die „Solare Ressourcenmessung MDI“ eingesetzt, eine transportable meteorologische Meßstation, mit der die tatsächliche Sonneneinstrahlung gemessen und die jährliche Normaleinstrahlung berechnet werden kann, um die Ertragschancen an einem Standort zu beurteilen.



Abb. 3: Weltweit führende Experten in solaren Meßtechniken: Dr. Klaus Pottler (Mitte) mit den Kollegen Dr. Eckard Lüpfer (r.) und Dr. Steffen Ulmer. Photo: CSPS.

Führende Spezialisten

Die Hauptakteure des jungen Unternehmens kommen aus demselben DLR-Institut. Seit mehreren Jahren haben sie gemeinsam auf dem relevanten Themengebiet Forschungs- und Entwicklungsprojekte durchgeführt und dabei mit mehreren der zukünftigen Kunden zusammengearbeitet. Sie gewannen dabei umfangreiche Erfahrungen beim

- Entwickeln und Umsetzen von Meßverfahren bis zum Prototyp und Feldtest,
- Strukturieren, Beantragen, Bearbeiten und Abschluß von kleineren und größeren Forschungs- und Entwicklungs- (F&E)-Projekten im deutschen, spanischen und europäischen Umfeld,
- Anleiten und Führen von Gruppen und Projektteams sowie von Forschungspartnern,
- administrativen Steuern und Erstellen von Angeboten, Verträgen, Berichten und Abrechnungen.

Die unterschiedlichen und einander ergänzenden Ausbildungen und beruflichen Qualifikationen der drei Gründungsmitglieder er-

gänzen sich zu einem vielseitigen Kompetenzteam, das durch ständiges Beschäftigen mit den technischen Problemen der Kunden in der Lage ist, schnell zielgerichtete Lösungsansätze zu erarbeiten. So kann jeder sein eigenes Wissen einbringen und vom Wissen der anderen profitieren, was wiederum den Kunden zugute kommt.

Dr.-Ing. Eckard Lüpfer, Dipl.-Ing. Maschinenbau der RWTH Aachen, war lange Zeit Fachgebietsleiter Qualifizierung beim DLR in der Abteilung Solarforschung und sammelte acht Jahre Erfahrung an der Außenstelle auf der *Plataforma*. Dr. Lüpfer vertritt bei *CSP Services* die allgemeine Geschäftsleitung und den Bereich Consulting.

Dr. rer. nat. Klaus Pottler, Dipl.-Physiker der Universität Würzburg, war im DLR auf der *PSA* im Bereich Qualifizierung tätig. Dabei erwarb er Schlüsselkenntnisse in der Meßtechnik, insbesondere beim Anwenden der Photogrammetrie zur Vermessung von konzentrierenden Kollektoren. Vor dem Physikstudium hatte er sich zum Landmaschinenmechaniker ausbilden lassen – so bleibt er beim Forschen und Experimentieren immer „baustellenorientiert“, ein „Allrounder“, der das wissenschaftliche Denken mit dem Blick auf die praktische Umsetzung verbindet. Bei *CSP Services* verantwortet Dr. Pottler den

Kompetenzbereich Punkt- und Wirkungsgradmessungen.

Dr.-Ing. Steffen Ulmer, Dipl.-Ing. Maschinenbau Univ. Stuttgart, war im DLR auf der PSA im Bereich Flußdichtemessung tätig. Seine Schlüsselkenntnisse liegen im Bereich der Meßtechnik, insbesondere bei der Konzentrador-Charakterisierung. Bei CSP Services managt Dr. Ulmer die Kompetenzbereiche Formmessung und Simulation.

CSP Services hat noch drei weitere Franken fest angestellt: die Würzburger Diplom-Physiker Dr. Norbert Geuder, Experte im Bereich der meteorologischen Meßtechnik, und Markus Mützel, der den Bereich der Feldmeßtechniken verstärkt. Der Wertheimer Feinmechaniker Frank Hartmann ist internationaler Servicetechniker für die automatisierten CSPS-Messanlagen in der Kollektor-Serienfertigung.

Die Qualifikationen dieses Kompetenzteams sind geprägt durch vielfältige Erfahrungen in Aufbau, Test und Optimierung von Prototypen und Pilotanlagen der Solartechnik im europäischen Testzentrum *Plataforma Solar de Almeria*. Neben den Aufträgen in Spanien haben die schon erwähnten internationalen Einsätze zur Qualifizierung von Solarkonzentratoren in verschiedenen Testeinrichtungen und insbesondere in kommerziell betriebenen Solarkraftwerken in Kalifornien dem Team allgemeine Anerkennung als weltweit führenden Experten eingetragen.

So gewann das neu gegründete Unternehmen 2007 in Nordrhein-Westfalen beim „NUK-Businessplan-Wettbewerb“ in der Stufe 2 für „*ein sehr gutes Geschäftsmodell und einen hervorragend ausgearbeiteten Businessplan*“ einen Hauptpreis (Der Verband NUK – Neues Unternehmertum Rheinland e.V. unterstützt Existenzgründer und Jungunternehmer dabei, ihre Geschäftsidee in ein erfolgversprechendes Geschäftsmodell umzusetzen. Der Wettbewerb gibt Gelegenheit, vor dem Schritt in die Gründung das Konzept mit unterschiedlichen Experten zu besprechen und Schritt für Schritt zu vervollkommen).

Im Herbst 2009 erhielten die Unternehmensgründer Lüpfer, Pottler und Ulmer zusammen mit anderen DLR-Kollegen des Fachgebietes Qualifizierung für ihre grundlegenden Vorarbeiten den *Innovationspreis* des Vereins der Freunde des DLR. In der Begründung dazu heißt es: „*Dem Team ist es gelungen, Meßverfahren zu entwickeln, mit deren Hilfe die Entwicklung hochgenauer Kollektoren möglich ist bzw. eine bislang unerreichte Montagegenauigkeit erreicht wird. Damit konnten Effizienzgewinne von mehr als 10 % gegenüber der bisherigen Kollektortechnik erreicht werden, was auch einen erheblichen finanziellen Gewinn für die Betreiber bedeutet.*“ Bei der SolarPaces Konferenz im September 2009 in Berlin erhielten die Mitglieder des Teams den *Technical Innovation Award* der SolarPACES-Vereinigung, die als internationaler Zusammenschluß vieler Staaten den Bau solarthermischer Kraftwerke weltweit fördert.

Zusammenfassung

In Deutschland werden thermische Solarkraftwerke wohl nur einen untergeordneten Beitrag zur Stromerzeugung liefern können. „*Mit unter 1.000 Sonnenstunden im Jahr wird sich diese Kategorie von Solarkraftwerken nicht wirklich rentabel betreiben lassen*“, weiß der Solarexperte Klaus Pottler. „*Auch dort, wo die Sonne im bundesweiten Vergleich lange scheint, wäre die Ausbeute durch Solarthermie allenfalls halb so groß wie bei uns in Andalusien.*“ Trotzdem ist Deutschland bei der Solartechnologie Weltspitze, dank exzellenter Forschung, innovativer Unternehmen und langfristiger Forschungsförderung durch Bund und Länder. In dieser Weltspitze operiert auch der in Andalusien ansässige fränkische Physiker Dr. Klaus Pottler mit seinen ehrgeizigen und kreativen Kollegen in dem neu gegründeten Unternehmen CSP Services – Concentrating Solar Power Services GmbH.

Abschließend sei vielleicht noch hervorgehoben, daß in dieser aufstrebenden Branche laufend ausgezeichnete Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen gesucht werden. Die beruflichen Chancen sind hervorragend.

Im Bannkreis des Schwanbergs. Jahrbuch für den Landkreis Kitzingen 2009. Dettelbach (J.H. Röhl Verlag) 2009, 392 S., 19.90 Euro.

Fritz Mägerlein, von 1953 bis 1965 übrigens Leiter der Frankenbund-Gruppe Marktbreit, gab von 1959 bis 1972 das Jahrbuch des Kitzinger Landkreises unter dem Titel „Im Bannkreis des Schwanbergs“ heraus. Auch zu den zwischen 1979 und 1982 unter der Ägide von Hans Bauer entstandenen Ausgaben lieferte er noch manchen Beitrag. War es mangelndes öffentliches Interesse, daß die Reihe mit der Ausgabe von 1982 eingestellt wurde?

Nach langjähriger Pause liegt erstmals wieder ein Jahrbuch für den Landkreis Kitzingen vor. Zu danken ist dies einem Initiativkreis, der im wesentlichen mit den Autoren der aktuellen Ausgabe identisch ist. Redaktionelle Anlaufschwierigkeiten hatte die neue Edition offenbar nicht zu verzeichnen, es findet sich ein überraschend vielfältiges Angebot an interessanten Beiträgen aus kompetenter Feder.

Schriftleiter Reinhard Hüßner berichtet als Kustos des Kirchenburgmuseums Mönchsodheim über die dortige Friedhofskapelle und stellt in einem weiteren Beitrag die Baugeschichte der Synagoge in Wiesenbronn vor. Bei der letzteren liegt, wie in vielen ähnlich gelagerten Fällen, eine Umwidmung zur Wohnnutzung vor. Doris Badel, Leiterin des Stadtarchivs Kitzingen, berichtet aus der Arbeit ihres Hauses und bietet in einem zweiten Artikel ein Streiflicht zum Thema Städtebau, nämlich der Konzipierung des Königsplatzes im 19. Jahrhundert. Rudolf Etzelmüller würdigt den Marktstefter Maler J.M.W. Orth der nach einer Schaffensperiode in Dachau in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts nach den USA auswanderte und dort als Porträtist der amerikanischen Präsidenten bekannt wurde. Stefanie Nomayo weist auf die Sammlungen des von ihr gelei-

teten Kitzinger Museums hin, besonders auf die kürzlich abgeschlossene aufwendige Neukonzeption des Hauses.

Theo Vornberger stellt die Ergebnisse des Weinjahrs 2007 im Landkreis Kitzingen vor. Dieser Beitrag versteht sich als der erste einer Aufsatzreihe, die über die Jahre hinweg zu einer Weinchronik geraten soll.

Zusammen mit den anderen, in dieser Ad-hoc-Auswahl aus Platzgründen nicht erfaßten, jedoch nicht minder interessanten Referaten liegt hier ein gewichtiger und vielseitiger Band vor, dem man recht viele spannende Nachfolger wünschen möchte!

Wolfgang Bühling

Thomas Brose (Hrsg.): Glaube, Macht und Mauerfälle. Von der friedlichen Revolution ins Neuland. Würzburg (Echter Verlag) 2009, ISBN 978-3-429-03154-1, 216 S., 10.-- Euro.

Viel ist in diesen Tagen geschrieben und gesagt worden über den Fall der Mauer vor zwanzig Jahren. Franken war in vielfältiger Weise mit betroffen: durch regionale Nachbarschaften zum Eisernen Vorhang, durch vielfältige Verbindungen, durch „deutsch-deutsche“ Städtepartnerschaften sowie durch viele Einzelschicksale. Unvergessen bleiben die Freudenfeste oder auch die „Trabi-Karawanen“, die in den Wochen nach der Grenzöffnung in die fränkischen Städte einzogen. Zwanzig Jahre nach diesen epochalen Ereignissen droht bereits vieles in Vergessenheit zu geraten. Wichtig bleibt, über oft vordergründiges politisches Gedenken hinaus das Wesentliche dieser Prozesse im Gedächtnis zu bewahren.

Das ist das Ziel dieses Büchleins, in dem zwanzig Jahre nach der friedlichen Revolution und Wiedervereinigung damalige Akteure und Zeitgenossen „berichten über ein Wechselbad der Gefühle, über innere Kämpfe

und äußere Auseinandersetzungen, und nachdenken über Niederlagen, Erfolge und Mauerfälle: die Überwindung von Schranken und Grenzen, das Ende von Vorurteilen und Feindbildern.“ Nachgegangen wird ferner Fragen wie: „Welche Rolle spielte Glaube für die Zeitenwende? Und wohin führt uns das Wagnis gemeinsamer Freiheit?“

Der Themenbogen ist weit gespannt. Von der europäischen Dimension durch die Vorgänge in Polen über die vielfältigen Prozesse und Bewegungen in Bürgerschaft, staatlichen Stellen und Kirchen bis hin zu den heutigen Herausforderungen. Darüber hinaus versuchen verschiedene Reflexionen, z.B. über Unrecht und Recht in der DDR, über die Demokratieprobleme im Osten oder über „Freiheit als Grundnahrungsmittel“, dabei zu helfen, verzerrte Wahrnehmungen und Schlagworte der Zeit der Wende und des Zusammenwachsens zu überdenken und zu korrigieren.

Alexander von Papp

Erwin Gatz (Hrsg.): Atlas zur Kirche in Geschichte und Gegenwart. Heiliges Römisches Reich – Deutschsprachige Länder. Regensburg (Verlag Schnell & Steiner) 2009. ISBN 978-3-7954-2181-6, Format 36x25 cm, 376 S., 197 Karten, Ortsregister, 56.- Euro.

Wie haben sich unsere Bistümer, Hochstifte, Kathedralstädte, Wallfahrtsorte, Orden und Universitäten oder auch die reformatorische Bewegung und die konfessionell differenzierten kirchlichen Landschaften historisch entwickelt und räumlich ausgebreitet? Der vorliegende detailreiche und ausführliche Atlas präsentiert eine Fülle von Karten zu dieser Kirchengeschichte seit dem Frühen Mittelalter: von den Anfängen des Christentums im Gebiet des spätantiken Weströmischen Reiches über das nachfolgende Heilige Römische Reich bis zu den daraus hervorgegangenen deutschsprachigen Ländern. Zu sehen sind, welche Bistümer ununterbrochene Kontinuität aufweisen (wie z.B. Trier), welche in der Völkerwanderung untergingen, welche später neu errichtet wurden.

Für Franken wird z.B. plastisch deutlich, wie Bistumsgründungen erst nach 700 schrittweise hierher vorgedrungen sind (Würzburg 742, Eichstätt um 750, Bamberg 1007), wie der Zisterzienserorden sich im 12. Jahrhundert auch in Franken ausbreitete oder welche Heiligtümer im Bistum Würzburg Ziel von Wallfahrern waren, sich um 1450 interessanterweise überwiegend auf die Flußtäler von Main und Sinn konzentrierten und bis 1750 dann weiter ausbreiteten. Ausführlich behandelt der Atlas die kirchliche Situation im Reich um 1500. In Einzelkarten werden die Bistümer und die Territorien anderer geistlicher Herrschaftsträger dargestellt. So werden z.B. für die fränkischen Bistümer komplizierte territoriale Verhältnisse deutlich, wo neben den bischöflichen Jurisdiktionsbereichen zahlreiche Reichsabteien und Reichsstifte sowie Deutschordensland, Freie Reichsstädte und ritterschaftliche Gebiete einen wahrhaft „bunten Fleckerlteppich“ bildeten.

Interessant ist dabei u.a. auch, daß für das Bistum Prag um 1500 zwei Karten gezeigt werden, die die erste konfessionelle Spaltung im Reich dokumentieren. Eine Karte des Universitätswesens im Alten Reich gegen Ende des 18. Jahrhunderts verzeichnet neben den tatsächlich existierenden Hochschulen auch die zuvor bestehenden und untergegangenen Einrichtungen. So lassen sich die institutionelle Ausbreitung der akademischen Gelehrsamkeit und ihre Verzahnung mit den kirchlichen Strukturen nachvollziehen. Kartographisch dargestellt werden weiterhin die großen Kathedralstädte um 1750, die Neuordnungen seit dem Zeitalter der Aufklärung sowie sehr ausführlich die Situation vom 20. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Im Textteil beginnt der Atlas zunächst mit einer informativen Einführung zu den historischen Hintergründen der räumlichen Ordnungen. Den einzelnen Karten sind textliche Erläuterungen zugeordnet, die das kartographisch Dargestellte in einen historischen Gesamtzusammenhang einordnen und die manchmal sehr komplizierten Grenzverläufe verständlich werden lassen.

Alexander von Papp

Johann Fleischmann: „Mesusa 6“. Dr. Moses Haas – geboren am 3. Januar 1885 in Mühlhausen – Erlangen – Würzburg – Westfront – München – Leipzig – 1942 nach Theresienstadt deportiert – 1944 in Auschwitz ermordet. Spuren jüdischer Vergangenheit an Aisch, Aurach, Ebrach und Seebach. Mühlhausen (Selbst- verlag REG) 2008, ISBN 978-3-933623-14-0, geb. Ausgabe, 414 S. m. 214 z.T. farb. Abb., 20,- Euro.

Am 9. November 2008 – dem 70. Jahrestag der berühmten „Reichskristallnacht“ – stellte Dipl.-Ing. Johann Fleischmann in Mühlhausen seine Dokumentation Mesusa 6 vor, in der er exemplarisch auf 307 Seiten an Hand des Lebenslaufs des Arztes und Sanitätsoffiziers Dr. Manfred Moses Haas aus Mühlhausen ein jüdisches Schicksal im „Dritten Reich“ darstellt.

Nach Geleitworten von Christian Schmidt, MdB, Parlamentarischer Staatssekretär beim Bundesminister der Verteidigung, der Familie Hayes aus England, den Enkeln von Dr. Manfred Moses Haas s.A. und einem Vorwort des Herausgebers kann der Leser in den ersten drei Kapiteln der Dokumentation eine Fülle von Informationen über die familiären Wurzeln von Manfred Haas, seine Kindheit und Jugend in Mühlhausen, seine Schulzeit in Erlangen, das Medizinstudium in Würzburg und die sich daran anschließenden Praktika in Niederbayern und Berlin in Erfahrung bringen. Ein weiterer Abschnitt der Biographie ist der militärischen Tätigkeit von Dr. Haas während des Ersten Weltkrieges an der Westfront gewidmet. Die Beförderungen und Auszeichnungen werden hier beschrieben, ebenso wie die familiäre Situation. In weiteren Kapiteln kann der Leser sehr viel Interessantes über Dr. Haas' Zeit in München, wo er 1918 heiratete und als praktischer Arzt tätig war und schließlich in Leipzig, wo er ab 1925 als Dermatologe praktizierte, erfahren. Hier in Leipzig begann ab 1935 auch der Leidensweg der Familie Dr. Haas': die schrittweise Entrechtung und unmenschliche Behandlung der Familie, die Emigration des Sohnes Hans Otto Haas nach England; dessen Schwierigkeiten und Probleme in der

neuen Heimat werden genauso anschaulich dargestellt wie die immer schlimmer werdende Situation seiner Eltern und schließlich deren Deportation in das KZ Theresienstadt im Jahre 1942 und die Ermordung des Ehepaares 1944 im Vernichtungslager Auschwitz.

Das letzte Kapitel der äußerst interessanten und informativen Dokumentation des Schicksals der Familie Dr. Haas' befaßt sich mit der Zeit nach Kriegsende: der Einbürgerung des Sohnes Hans Otto Haas – jetzt hieß er John Hayes – in England, der Gründung einer Familie 1946, der Suche nach den Eltern in den Jahren 1951 bis 1971 und schließlich der Heirat der Töchter und dem viel zu frühen Ableben von John Hayes 1988. Ein sehr umfangreicher Anhang schließt sich an die Biographie an: er beinhaltet u.a. eine Zeittafel zur Familie Dr. Manfred und Olga Haas, einen Stammbaum der Familien Haas, Metzger, und Van Wien (Mädchenname der Ehefrau Olga), Adressen und Straßen in Leipzig, unbekannte Leipziger Fluchthilfe, Durchführung und Chronologie der Deportationen aus Leipzig, Deportationen von Leipzig nach Theresienstadt und einen Bericht über einen Besuch bei Sheila Hayes, der Witwe von John Hayes in London.

Ein umfangreicher und sehr interessanter Bericht über die zahlreichen Aktivitäten des Arbeitskreises, ein Abbildungsverzeichnis, ein Orts-, Namens- und Begriffsverzeichnis sowie eine Danksagung schließen diese sehr informative und äußerst gelungene Dokumentation harmonisch ab. Mit dem Erscheinen von Mesusa 6 ist es ihrem Verfasser Johann Fleischmann in der Tat gelungen, Dr. Manfred Moses Haas, seine jüdischen Kameraden des Ersten Weltkrieges und schließlich auch alle seine Schicksalsgenossen, die in den deutschen Vernichtungslagern ermordet wurden – nicht nur in Mühlhausen, sondern darüber hinaus weltweit – dem Vergessen zu entreißen. Dafür gebührt ihm und allen seinen Mitarbeitern und Helfern der tiefe Dank aller, denen der ehrliche Umgang mit der deutschen Geschichte ein Herzensanliegen ist.

Israel Schwierz

Peter Wellnhofer: Archaeopteryx. Der Urvogel von Solnhofen. München (Verlag Dr. Friedrich Pfeil) 2008, ISBN 978-3-89937-076-8, 256 S., 358 farb. Abb., Format 32,5 x 24,5 cm, geb., 78,-- Euro.

Im Pfeil Verlag München, der seit vielen Jahren allgemein verständliche Bücher über die Erdgeschichte herausbringt, die von Fachgeologen geschrieben werden, erschien ein großformatiger Band über den Urvogel, den Archaeopteryx, der interessierte Laien über alle bisherigen Erkenntnisse zu diesem Gegenstand der Forschung aufklärt. Das Buch ist leicht und gut zu lesen, weil auf allen Seiten Zeichnungen, Photos, Karten und Tabellen in reichhaltiger Auswahl gebracht werden.

Kalksteine werden zwar überall, wo dieses Gestein vorkommt, gebrochen, aber die dünnen Platten, die man zum Dachdecken der alten Häuser im südlichen Frankenland verwendet hat, gibt es nur im Einflußgebiet der Altmühl. Durch die Erfindung des Flachdruckverfahrens durch Alois Senefelder 1798 wurden zu Beginn des 19. Jahrhunderts sehr viele gleichmäßig feine Steinplatten benötigt, die besonders oberhalb von Solnhofen und dem nahe gelegenen Langenaltheim im Tagebau gebrochen wurden. Die dünnen Kalkplatten, die ursprünglich nur als Dachplatten Verwendung fanden, benutzte man dann auch zum Verkleiden von Wänden, wozu sie sich ebenfalls gut eigneten.

In diesen dünnen Platten, die wiederum durch noch dünnere Lehmsschichten getrennt waren, fanden sich Abdrücke von Tieren der Jurazeit wie Fische, Krebse, Reptilien und auch Insekten, die in der Wechselwirkung von Ebbe und Flut in den damaligen Lagunen stecken blieben und verendeten. Das wußte man schon im 18. Jahrhundert. Diese Versteinerungen wurden ab dieser Zeit schon wissenschaftlich beschrieben. 1861 fand man eine versteinerte Feder und bald darauf einen gut erhaltenen Abdruck eines noch unbekannten Federtieres. Genau genommen fand man bereits 1855 einen kleinen Teilabdruck eines Urvogels, der aber damals nicht als solcher erkannt und 1857 als Flugsaurier – mit Hautflügeln – beschrieben wurde. Dieser befindet sich heute als Exemplar Nr. 5 in

Haarlem in den Niederlanden. Er wurde erst 1970 nach 113 Jahren als echter Urvogel erkannt. Die Urvögel wurden alle nach dem Jahr der Auffindung nummeriert.

Interessant ist auch, daß man diese Urvögel nur im Gebiet zwischen Langenaltheim-Solnhofen und Kelkheim gefunden hat und zwar in der geologischen Schichtfolge von Malm Zeta 2, der obersten Gesteine des Juras. Neuerdings fand man auch Urvogelfragmente anatomisch anderer Art in China.

Das erste und mit das beste Exemplar wurde für viel Geld nach London verkauft. 1877 fand man wiederum einen guten Abdruck, den Werner von Siemens für Deutschland kaufte. Er ist wie die Feder von 1861 in Berlin zu besichtigen. Erst 79 Jahre später 1956 fand man ein drittes Exemplar, das schwer zu erkennen war und von dem Nürnberger Paläontologieprofessor Florian Heller (1905–1978), der in Erlangen lehrte und den der Verf. dieser Zeilen noch gut persönlich kannte, beschrieben wurde. Das 7. und 9. Exemplar ist im Bürgermeister-Müller-Museum in Solnhofen (in der Nähe des dortigen Bahnhofs) zu besichtigen. Der Übergang vom Reptil zum Vogel fand nach neuesten genauen Untersuchungen vor etwa 151 Millionen Jahren statt.

Dieser Prachtband ist für jeden erdgeschichtlich interessierten Freund unserer abwechslungsreichen und schönen fränkischen Heimat zu empfehlen.

Lothar Schnabel

Edmund Zöller: Kreuz und quer durch die Rothenburger Landwehr. Faltblatt. / **Edmund Zöller: Wegweiser zu Wehrkirchen im Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen.** Faltblatt.

Dem Verfasser gelingt es, schon mit der äußeren Gliederung und der Bilderflut das Interesse des Betrachters zu wecken und ihn somit zum Lesen seiner Faltblätter zu bewegen. Zunächst stellt er dem Leser Rothenburg o.d.T. nicht nur historisch, sondern auch baugeschichtlich-kunsthistorisch als „Malerpa-

radies“, ja sogar als „Gesamtkunstwerk“, das es unbestritten ist, vor. Er weckt die Neugierde nicht nur der Touristen, indem er das Interesse der heutigen Individualisten für Wehr- und Kirchtürme weckt und auf die Bedeutung der sakralen Kunst hinweist. Jetzt wird die eigene Meinung des Lesers herausgefordert, und er läßt sich vom Weiterlesen nicht mehr abbringen.

Beide Faltblätter werfen drei grundlegende Fragen auf: 1. Wann wurde mit der Befestigung der Kirchen begonnen, 2. warum mußte sich die Bevölkerung schützen, und 3. woran erkennt man auch heute eine ehemals befestigte Kirche? Um die letzte dieser drei Fragen zu klären, verweist der Autor darauf, daß viele der Kirchen im 18. Jahrhundert entweder umfassend renoviert oder gar neu errichtet, die Kirchhofmauern aber auf eine geringere Höhe abgetragen worden sind. Die mancherorts noch vorhandenen übermannshohen Mauern sind ein Beweis für die frühere Eigenschaft als Wehrmauer, meint der Verfasser.

Wie dem auch sei, Edmund Zöller präsentiert uns zunächst in beiden Faltblättern Wissenswertes über Brauchtum und Wehrkirchen in Franken, klärt die Begriffe „Landwehr“ – „Landhege“ (Begriffe, die allgemein dem Vergessen preisgegeben sind), befaßt sich mit den „Sühnekreuzen“ und mit den „Bildstöcken“ in Franken. In beiden Faltblättern beantwortet der Autor die drei aufgeworfenen Fragen kompetent und zufriedenstellend. Der Leser hat den Eindruck, von einem Fachmann der Heimatgeschichte an die Hand genommen zu werden. Das erweckt Vertrauen und wiederum Neugierde. Der Autor weist darauf hin, daß sich dem Interessierten geschichtliche Gegebenheiten durch immer neuere Ausgrabungen verändern können. Historiker sind immer auf der Suche nach neuen Erkenntnissen, neuen Belegen, neuen Beweisstücken. Diese Tatsache macht Geschichte ja so interessant.

Im ersten Faltblatt werden dem Leser 41 Pfarrkirchen, im zweiten 60 Wehrkirchen vorgestellt, oft mit ergänzenden Hinweisen, wie z.B. „In Wettringen befindet sich eine der zwei Tauberquellen“, „Uhren auf Säulen,

eine davon wird als Taufstein verwendet“, die den Kulturbeflissenen aufhorchen lassen und darauf hinweisen, wie die Geschichte mit anderen Wissenschaften verquickt ist.

Edmund Zöllers Faltblätter sind mit einer Literaturliste ergänzt, so daß dem Leser Quellen vorgelegt werden, mit deren Hilfe er sein Wissen erweitern, festigen kann. Wir erfahren eine Fülle von historischen Informationen über Franken, z.B. vom Totenleuchten, von den Stein- und Sühnekreuzen, von den neun Landtürmen, die die Landwehr schützten, von den Bildstöcken, von den Wehrkirchen und Kirchenburgen in Franken, usw. usf. Der Verfasser entpuppt sich als Kenner der Malerei und erzählt von den Gemälden auf den Emporenbrüstungen in den Kirchen der Gegend. Er erweist sich als Kenner der Heimat, der weiß, was er dem Leser bieten muß und wo der Interessierte weiteres Material dazu finden kann. Alles in allem sind dem Leser diese Faltblätter nur zu empfehlen und der Verfasser aufzufordern, weitere solche Werke zu herauszubringen.

Hartmut Schötz

Erich Schneider (Hrsg.): 100 Jahre Schweinfurter Volksfest 1909-2009. Made in Schweinfurt VIII, bearbeitet v. Larissa Howora unter Verwendung einer Materialsammlung von Dieter Adlfinger. Schweinfurt 2009 (= Schweinfurter Museumsschriften 165/2009), ISBN 978-3-936042-48-1, 192 S., zahlr. teils farb. Abb.

Die Begleitpublikation zur Ausstellung „Made in Schweinfurt VIII“ geht über den Rahmen eines Ausstellungskatalogs weit hinaus. Die Ausstellung selbst fand in der Glashalle des Schweinfurter Kongreßzentrums auf der Maininsel vom 30. April bis 21. Juni 2009 – also im üblichen jährlichen Zeitfenster des Volksfestes – statt. Unterstützt wieder vom rührigen „Arbeitskreis Handwerks- und Industriekultur“. Dies war die achte Ausstellung in der Reihe und erfreut sich nach einer Pause wieder einer begleitenden Veröffentlichung.

Das Schweinfurter Volksfest hat sich in hundert Jahren zum überregionalen Publi-

kumsmagneten entwickelt. Seit Jahrzehnten ist das hohe Riesenrad Wahrzeichen des Festes. Alle bedeutenden Looping-Achterbahnen waren bisher vertreten. Der Jahrmarkt zählt zu den bedeutendsten Volksfesten Süddeutschlands, was sich auch darin ausdrückt, daß auf jeden der etwa 60 Stellplätze rund zehn Bewerber kommen.

Grundlage war die Magisterarbeit der Bearbeiterin. Das Buch soll sowohl Wissenschaftler, als auch Archiv-Laien, Volksfest- und Jahrmarktfreunde sowie Zeitungsartikelsammler, aber vor allem interessierte Leser ansprechen. Das gelingt dann auch: Larissa Howora hat nicht nur die Materialsammlung von Dieter Adlfinger ausgewertet, sondern auch eine Vielzahl von gedruckten und ungedruckten Quellen. Das Buch ist eine Fleißarbeit und sprudelt nur so von Detailinformationen über. Gegliedert ist es in zwei Hauptteile: Chronologie und Volksfestattraktionen. Gerahmt von Vorwort und Einleitung sowie Schlußbemerkung der Bearbeiterin. Das Grußwort der Oberbürgermeisterin sowie ein 1912 in der örtlichen Zeitung veröffentlichtes Gedicht von Otto Ullrich über das Volksfest eröffnen den Band. Anmerkungen, Quellen- und Abbildungsverzeichnis erschließen die reichhaltigen Fundstellen. Die Vier-Türme GmbH Benedict-Press Münsterschwarzach besorgte den ansprechenden Druck.

Sicher ist das Buch zunächst ein Stück dokumentierter Lokalgeschichte. Neben der Entwicklung des Schweinfurter Volksfestes selbst werden aber auch zeitgeschichtliche Zusammenhänge aufgezeigt. Auch die technischen und sozialen Veränderungen im Schaustellergewerbe sind interessant aufbereitet. Rummel ist Bestandteil der Volkskultur, in dem sich der Wunsch findet, gemeinsam zu feiern. Das Schweinfurter Volksfest ist insofern eine kleine Ausgabe des Oktoberfestes oder des Cannstatter Wasens. Gut, daß es nun in seiner eigenen Ausprägung festgehalten ist.

Thomas Voit

Robert Unterburger: Geschichtliche Spaziergänge zu den Orten des Landkreises Roth. Band 1: Von Abenberg bis Alfers-

hausen. Allersberg 2009, 156 S., Format 21 cm x 15 cm, 19,90 Euro; zu beziehen beim Autor (Johannisstr. 8, 90584 Allersberg; Tel.Nr.: 09176/1817; E-mail: unterburger-allersberg@t-online.de).

„Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nah?“

Fast jeder kennt dieses etwas abgewandelte Goethe-Zitat aus dessen Gedicht „Erinnerung“. Obwohl es schon vor mehr als 200 Jahren geschrieben wurde, haben diese Worte gerade im Land der „Reiseweltmeister“ an Aktualität nichts eingebüßt. Bezeichnenderweise sind es vor allem heimische Tourismusverbände, die sich dieses Wahlspruchs mit Vorliebe bedienen, und dies durchaus mit Berechtigung, denn sind so manchem Zeitgenossen nicht Gegenden in Italien, Spanien, Thailand oder der Türkei vertrauter und vielleicht auch lieber als Orte und Landschaften vor der eigenen Haustür? Dabei gibt es in unserer fränkischen Heimat viel zu entdecken und zwar nicht nur in den touristischen Zentren wie der Fränkischen Schweiz, den Städten Bamberg, Nürnberg, Würzburg oder dem Fränkischen Seenland.

Eine der Gegenden, die bislang nur punktuell im Zentrum touristischen Interesses stand, ist der Landkreis Roth, obwohl die dort für den Tourismus Verantwortlichen große Anstrengungen unternehmen, um den Bekanntheitsgrad ihres Heimatlandkreises bundesweit zu heben. Dabei wurden schon Erfolge erzielt; dennoch schlummern im Landkreis Roth noch viele unentdeckte Schätze.

Um Interessierten einen Zugang zu diesen zu öffnen, hat der Allersberger Lehrer, Heimatpfleger und Schriftsteller Robert Unterburger ein ehrgeiziges Projekt in Angriff genommen. In einer Buchreihe, deren erster Band nun vorliegt, will er Geschichte und kunsthistorische Besonderheiten aller Orte des Landkreises Roth in „*geschichtlichen Spaziergängen*“ darstellen.

Der erste Band beschäftigt sich mit den vier Orten Abenberg, Aberzhausen, Albersreuth und Alfershausen, wobei die Stadt Abenberg auf 130 Seiten natürlich am umfangreichsten beschrieben wird: Nach einem knappen Überblick über die Geschichte der

Stadt geht Unterburger ausführlich auf die Schulgeschichte Abenbergs ein und verdeutlicht dadurch ein Stück Alltagsgeschichte, die in historischen Abhandlungen häufig zu kurz kommt. Für manchen Leser wäre es hier vielleicht hilfreich, wenn historische Fachbegriffe oder alte Maßeinheiten erklärt würden. Breiten Raum in der Darstellung nehmen die Burg, die ehemals auf ihr residierenden Grafen, die Klosterkirche und die katholische Stadtpfarrkirche ein. Abgerundet wird das Abenberg-Kapitel mit einer Betrachtung der Bildsäulen und Kapellen sowie des Rathauses der Stadt.

Die insgesamt zwanzigseitigen Ausführungen über Aberzhausen, Albersreuth und Alfershausen beschließen den sehr informativen und inhaltsreichen Band. Die mehr als 70 durchgehend farbigen Abbildungen verleihen dem Buch eine hohe Anschaulichkeit und erleichtern Orientierung und Suche vor Ort. Für heimatgeschichtlich Interessierte lohnt sich die Anschaffung auf jeden Fall; der vergleichsweise hohe Preis sollte dabei keinen Hinderungsgrund darstellen. Die Frankenbund-Gruppe Nürnberg-Erlangen wird dieses Buch ihren Mitgliedern als Jahresgabe 2010 überreichen.

Bernhard Wickl

Württembergisch Franken. Jahrbuch 2008, Band 92. Hrsg. vom Historischen Verein für Württembergisch Franken e.V. Schwäbisch Hall 2008, ISSN 0084-3067, 348 S., zahlr. Abb., mit Beilage.

Der Wirkungskreis des Historischen Vereins sind die Landkreise Main-Tauber, Hohenlohe und Schwäbisch Hall, was geographisch etwa der baden-württembergischen ‚Region Franken‘ (einschl. Heilbronn) entspricht. Teilweise werden auch die nördlichen Gebiete der Kreise Rems-Murr und Ostalb einbezogen. Dies entspricht ungefähr dem heutigen Teil Württembergs, der dem Fränkischen Reichskreis zugehörig war. Das Badische Frankenland ist damit nur teilweise erfaßt. Insbesondere die Teile des Neckar-Odenwald-Kreises fehlen. Unter der bewährten Schriftleitung von Gerhard Fritz, Gerhard Taddey, Herta Beutter, Herbert

Kohl und Armin Panter wurde das Jahrbuch zusammengetragen. Das garantiert sowohl den üppigen Umfang als auch die ansprechende Qualität.

In dieser Ausgabe wurde eine Dreiteilung vorgenommen. Fünf Vorträge der „Schöntaler Tage“ 2006 wurden abgedruckt, da für diese Veranstaltung kein eigener Tagungsband aufgelegt wurde. Die Schöntaler Tage sind das jährliche wissenschaftliche Kolloquium des Historischen Vereins. Eine Vorbemerkung erklärt die ungewohnte Platzierung im Jahrbuch und leitet die Beiträge ein. Peter Schiffer schreibt unter dem Titel „Das Gedächtnis Hohenlohes – Forscher und Forschungen im Hohenlohe-Zentralarchiv“ über die Entwicklung dieses Archivs seit den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Aus den verstreuten fürstlichen Archiven entstand 1971 ein zentrales staatliches Archiv. Die Nutzung wird analysiert, Forschungsergebnisse präsentiert, die Bestandserhaltung und die Erschließung dokumentiert. Kurt Andermann widmet sich unter der Überschrift „*daz ich derselben herrschafft eigen bin*“ der „*Personalen Abhängigkeit und Leibeigenschaft in Hohenlohe während des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit*“. Der Artikel erlaubt dem Leser ein differenziertes Bild der Leibeigenschaft in Hohenlohe auch im Blick auf politische und wirtschaftliche Aspekte. Frank Kleinhagenbrock streift die ständische Gesellschaft im Alten Reich unter dem Titel „Untertanenpartizipation im frühneuzeitlichen Hohenlohe“. Hans Konrad Schenk befaßt sich mit der staatsrechtlichen Entwicklung Hohenlohes nach 1806. Abschließend für diesen Teil ist ein umfangreicher Beitrag von Volker Stalman über „Reichskanzler Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1819–1901)“ – womit wir geographisch nach heutiger Sicht in Mittelfranken gelandet wären.

In Teil Zwei des Jahrbuchs werden acht Forschungen aus Württembergisch Franken vorgestellt. Zunächst erläutert Florian Schobloch dem Leser „Die Öhringer Schiedsurkunde von 1253 als Ausgleich zwischen Gottfried von Hohenlohe und den Herren von Weinsberg“ unter der Hauptüberschrift

„Ze verebenne unre genuine criege“. Die Urkunde ist im Originalwortlaut und in der Übersetzung abgedruckt. Carl-Jochen Müller stellt Bezüge zu Unterfranken mit „Eine Landesgeschichte aus dem Geiste der Leichenpredigt: Der ‚Limpurgische Ehrensaal‘ des George Salomon Ziegler (1680–1744)“ her. Ausführlich schildert Doris Strack „Die Kalkschneidearbeiten der Brüder Kuhn in Schloß Langenburg (1618 und 1627)“. Einer der Brüder wurde später in Nürnberg ansässig. Das Ende des Alten Reiches und damit den Übergang vom Deutschen Orden nach Württemberg beschreibt Daniel Kirn in „Von der Klosterkirche zur Turnhalle. Das Ende des Mergentheimer Dominikanerklosters in der Zeit der Säkularisation“. Sabine Arend vergleicht „Drei frühneuzeitliche Schulordnungen aus Schwäbisch Hall“ unter der plakativen Überschrift „Einrichten und Abfragen“. Die Schulordnungen werden hier auch im Wortlaut editiert. Roland Schweitzer befaßt sich mit einer beglaubigten Abschrift einer verschollenen Originalurkunde: „Ein Vidimus des ‚Haller Grundvertrages‘ von 1306 aus dem Jahr 1555“. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Abschrift über die Siedensinhaber und ihre Anteile an der Haller Solequelle als glaubhaft anzusehen ist. Die Abschrift sowie der Beglaubigungsvermerk sind abgebildet. Der Aufsatz „Das Stammbuch des Johann Christian Gottlieb (von) Jan“ von Gerhard Seibold berichtet über den Eigentümer und seinen Lebenslauf. Das Stammbuch diente Anfang des 18. Jahrhunderts dazu, Einträge von Zeitgenossen zu sammeln, mit denen der Besitzer einen Lebensabschnitt verbracht hat. Vergleichbare Stammbücher mit Bildbeiträgen sind für Bamberg und Nürnberg

nachgewiesen. Interessant ist, daß sich auch z.B. zwei Schweinfurter eingetragen haben. Bis ins zehnte Jahrhundert zurück gehen die Forschungen von Rüdiger German „Die genealogischen Wurzeln der Familie Sammet auf dem Hofgut Oberlimpurg in Schwäbisch Hall“. Eine Zweigsippe hat Ahnen in Schweinfurt.

Zwei Miszellen bilden den dritten Teil des Jahrbuchs. Armin Panter klärt in „Die Treppe von St. Michael in Schwäbisch Hall – statische Notlösung oder bauhistorisches Monument der Vorreformation“ diese Frage. Sie ist ein baugeschichtliches Denkmal für den Beginn der Neuzeit in Hall.

Die Wiesenbewässerung geht bis ins Mittelalter zurück. Von Südtirol kennen wir die Waalwege längs der Kanäle. Wolfgang Dieterle zeigt uns in „Auf den Spuren der ehemaligen Wiesenwässerung im unteren Salltal (Hohenlohekreis)“, daß diese Technik auch hierzulande eingesetzt wurde. Bilder dokumentieren, daß die Reste der Anlagen auch heute noch im Gelände erkennbar sind.

Der Nachruf auf Prof. Dr. Rainer Jooß von Gerhard Fritz steht vor den Buchbesprechungen. Diese, der Bericht über die Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in den Jahren 2006 und 2007, Orts- und Personenregister sowie das Autoren- und Mitarbeiterverzeichnis schließen das Jahrbuch ab. Insgesamt wieder ein lesens- und nachschlagewertes Kompendium, um Schätze in dem württembergischen Teil Frankens zu heben.

Thomas Voit

Sieben Jahrhunderte Geschichte der Juden in Bayreuth

Ausstellung und Buch „Jüdisches Bayreuth“

von

Christine Bartholomäus

Das 250jährige Jubiläum der Einweihung der Bayreuther Synagoge, das im März 2010 mit einem Festakt gefeiert wurde, ist Anlaß für vielfältige Aktivitäten zur näheren Betrachtung des „Jüdischen Bayreuth“. Ein soeben erschienener umfangreicher Sammelband sowie eine Ausstellung beleuchten die wechselvolle Geschichte der Bayreuther Juden in sieben Jahrhunderten mit neuen Forschungsergebnissen und erstmaligen Darstellungen.

Erste Belege für die Anwesenheit von Juden in der Stadt am Roten Main reichen zurück bis ins 13. Jahrhundert, Ende des 14. Jahrhunderts existierte in Bayreuth sogar eine Talmudhochschule. Die Zeiten des Mittelalters und der Frühen Neuzeit waren bestimmt von wiederkehrenden Vertreibungen und Diskriminierungen, denn das Leben der jüdischen Bevölkerung war gänzlich abhängig von der Gunst der Markgrafen. Erst Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth, Ehemann der kunstinteressierten Markgräfin Wilhelmine, der Schwester König Friedrichs des Großen, erlaubte im Jahr 1759 die dauerhafte Ansiedlung von zehn jüdischen Familien in der Stadt und gestattete die Errichtung einer Synagoge, die im März 1760 eingeweiht wurde.

Im Zuge der Vorbereitung einer grundlegenden Sanierung der Synagoge, die in nächster Zeit ansteht, ergaben sich in jüngster Zeit interessante Ergebnisse der Bauforschung, die erstmals vorgestellt werden. Gleiches gilt für den sensationellen Fund einer wohl vollständig erhalten gebliebenen Genisa einer Stadtgemeinde; dies ist ein Depot abgelegter religiö-



*Abb.: Die Bayreuther Synagoge im Jahr 1908.
Photo: Stadtarchiv Bayreuth.*

öser Schriften und Kultusgegenstände, das im November letzten Jahres auf dem Dachboden der Synagoge entdeckt wurde. Die Funde werden momentan unter Mitarbeit des Jüdischen Kultur museums Veitshöchheim ausgewertet. Trotz Demolierung der Synagoge in der Reichspogromnacht blieb diese wegen ihrer Nähe zum Markgräflichen Opernhaus erhalten. Die Barocksynagoge wird auch heute noch von der Israelitischen Kultusgemeinde Bayreuth, die zu den wenigen noch bestehenden jüdischen Gemeinden in Bayern gehört, genutzt.

Der umfangreiche, reich illustrierte Sammelband beleuchtet in insgesamt 20 Beiträgen die politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Zusammenhänge jüdisch-christlichen Lebens in Bayreuth im Verlauf von sieben Jahrhunderten. Neben der Historie der Gemeinde seit dem Mittelalter finden sich darin Artikel zur Baugeschichte der Synagoge sowie zum Genisafund, zum jüdischen Friedhof, zur Namenskunde, über aus Bayreuth stammende jüdische Persönlichkeiten wie auch über jüdische Künstler im Umfeld Richard Wagners, über das Schulwesen und das Wirtschaftsleben. Ein Rückblick auf die jüdische Gemeinde in der Stadtgesellschaft von 1945 bis heute unter dem pro-

grammatischen Titel „Vom frostigen Nebeneinander zum versöhnten Miteinander“ beschließt die Publikation.

Jüdisches Bayreuth. Sammelband mit 20 Beiträgen. Hrsg. von der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Bayreuth e.V. Redaktion und Gestaltung Bernd Mayer und Dr. Frank Piontek. Bayreuth (Verlag Ellwanger) 2010, 224 S., Abb., 22,80 Euro, ISBN 978-3-925361-81-4.

In einer Ausstellung im Historischen Museum Bayreuth werden außerdem im Jubiläumsjahr die verschiedenen Facetten des jüdischen Lebens in der Stadt aufgezeigt und anhand von Exponaten lebendig gemacht. Neben zahlreichen Archivalien, Dokumenten und Photographien werden erstmals Teile des aufsehenerregenden Genisafundes der Öffentlichkeit präsentiert.

Ausstellung „Jüdisches Bayreuth“ im Historischen Museum Bayreuth

vom 12. August bis 24. Oktober 2010

Historisches Museum, Kirchplatz 4, 95444 Bayreuth, Tel. Nr.: 0921/76 40 10

Öffnungszeiten: Di – So, 10 – 17 Uhr, im August auch montags geöffnet.

Welser-Ausstellung in Lauf an der Pegnitz

Die Handelsgesellschaften der Welser in Memmingen, Augsburg und Nürnberg gehörten im 15. und 16. Jahrhundert zu den ganz großen europäischen Wirtschaftsunternehmen. Ein Netz von Niederlassungen bis nach Antwerpen, Lyon, Venedig, Lissabon, Kolumbien und Haiti bildete die Grundlage für den weltumspannenden Handel zu Land und zur See. Zusammen mit anderen oberdeutschen Handelshäusern betrieben die Welser den Gewürz- und Rohstoffhandel mit Ostindien und Südamerika. Als Finanzgroßmacht trugen sie zur Entdeckung und Eroberung der neuen Welt bei und beeinflussten das politische Geschehen.

Die Familie Welser gehört zu den ältesten und bedeutendsten Augsburger Geschlechtern, aber auch in den Reichsstädten Nürnberg und Ulm gehörten sie dem einflußreichen Patriziat an. Nach 1600 ging die Blütezeit der Welserschen Handelsunternehmungen zu Ende. Sie erlebte jedoch Jahrzehnte später im Nürnberger Land eine bedeutende Nachwirkung: Im „Laufer Vergleich“ vom 30. Juli 1660 erwarb die Nürnberger Welserfamilie die Herrschaft Neunhof bei Lauf mit umfangreichen Rechten und Besitzungen. Als reichsfreies Rittergut bewahrte sich das Neunhofer Land im 18. Jahrhundert seine territoriale Eigenständigkeit, ehe es 1806 an das Königreich Bayern fiel.

Nach dem Aussterben der Nürnberger Welser ging das Gut Neunhof mit seinen bemerkenswerten Schloßbauten an die 1539 gegründete Freiherrlich von Welser'sche Familienstiftung über, die von der Ulmer Linie der Familie getragen wird. Öffentlichkeitsarbeit als wichtiger Beitrag zum Kulturleben des Nürnberger Landes ist heute die wichtigste Aufgabe der Stiftung. Die Tagungsreihe „Neunhofer Dialog“ führt Wissenschaftler verschiedener Disziplinen zusammen. Führungen, Ausstellungen und Forschungsarbeiten tragen dazu bei, die historische Leistung des Hauses Welser neu darzustellen.

„Im Zeichen der Lilie“ – der Wappenfigur der Familie von Welser – würdigt das Stadtar-

chiv Lauf a.d. Pegnitz mit zahlreichen Dokumenten, Abbildungen, Objekten und Leihgaben die historischen und kulturgeschichtlichen Aspekte der seit 350 Jahren bestehenden Verbindung zwischen der Familie von Welser und den nördlichen Ortsteilen der Stadt Lauf um Neunhof, Beerbach und Tauschersreuth.

Die Ausstellung ist bis zum 19. Februar 2011 im Stadtarchiv Lauf, Spitalstr. 5 (Spitalhof), zu sehen.

Öffnungszeiten: Dienstag bis Samstag 9.00 – 12.00 Uhr, nach Voranmeldung auch nachmittags. Gruppenführungen können gerne vereinbart werden unter Tel. Nr. 09123/184 166 oder archiv@lauf.de.

Förderung von Seminararbeiten durch den FRANKENBUND

von

Bernhard Wickl

Wie im Vorjahr hat Frau OStRin Claudia Gaull, die am Adam-Kraft-Gymnasium Schwabach die Fächer Deutsch und Geschichte unterrichtet, auch heuer wieder Fördermittel aus dem Jugendfonds des Frankenbundes beantragt, und zwar für ihr W-Seminar zum Thema „Industrialisierung in Schwabach“. Im Verlauf dieses Seminars muß jeder Teilnehmer eine Arbeit zu einem Teilaspekt des Rahmenthemas verfassen. Der hier angefügten Aufstellung können die Einzelthemen und ihre jeweiligen Bearbeiter entnommen werden:

- Vergleich zwischen der gesamtwirtschaftlichen Situation in Deutschland und in Schwabach während der Industriellen Revolution (Nicholas Derra),
- Die Veränderungen des Aufbaus der Stadt Schwabach im Zuge der Industrialisierung (Annika Dudek),
- Das Hüttlinger (Lena Göttling),
- Die Kattunfabrik in Schwabach (Marco Hertel),
- Die Industrialisierung als Auslöser für den Wandel der Schwabacher Kultur (Alexandra Ittner),
- Das Tagebuch eines Schwabacher Industriellen (Kristopher Karg),
- Wohn- und Lebensverhältnisse in der Schwabacher Gartenstadt (Daniela Kuhn),
- Der Wandel des Schwabacher Tagblatts zur Zeit der Industrialisierung (Lisa Mübus),
- Die Geschichte des Schwabacher Bahnhofs (Kevin Nemeth),
- Die Seifenfabrik Ribot (Chantal Pfistermeister),
- Die soziale Lage in Schwabach im 19. Jahrhundert (Axel Rötschke),
- Die soziale Frage in Schwabach im 19. Jahrhundert (Christina Zigel).



Abb.: Frau OStRin Gaull, zehn Schülerinnen und Schüler des W-Seminars zur Industrialisierung in Schwabach, Herr OStR Dr. Wickl.

Da die Zahl der zu fördernden Arbeiten deutlich höher ausfiel als im Jahr 2009, hat sich die Gruppe Nürnberg-Erlangen des FRANKENBUNDES dazu entschlossen, den von der Bundesleitung bewilligten Betrag von EUR 200 auf insgesamt EUR 600 aufzustocken. Damit kann jetzt jedem Schüler spürbar unter die Arme gegriffen werden.

Im Beisein der Schulleiterin, Frau OStDin Dr. Fuchs, überreichte der Stellvertretende Vorsitzende der Frankenbundgruppe Nürnberg-Erlangen, Herr OStR Dr. Wickl, am 20. Juli 2010 den Gesamtbetrag an Frau OStRin Gaull, die das Geld an die Schüler verteilt. Bei dieser Gelegenheit stellte Herr Dr. Wickl den Seminarteilnehmern die Arbeit des Frankenbundes vor und verwies insbesondere darauf, daß die Zeitschrift des Frankenbundes, von der jeder Schüler ein Ansichtsexemplar mit nach Hause nehmen konnte, zahlreiche Aufsätze und Literaturhinweise über die Industrialisierung in Franken enthält. Auch auf das Fränkische Seminar zu eben diesem Thema wurde hingewiesen.

Anmerkung der Schriftleitung: Die Zeitschrift FRANKENLAND hat sich entschlossen, in einer der nächsten Ausgaben einige der im vergangenen Jahr geförderten Facharbeiten, die eine hohe Qualität aufweisen und mit den Notenstufen 1 bzw. 2 bewertet wurden, als besonderen Ansporn für die Schüler in unserem Periodikum zum Abdruck zu bringen. Wir wollen damit das lobenswerte Bemühen des Adam-Kraft-Gymnasiums Schwabach, junge Menschen für Franken und seine Geschichte zu begeistern, anerkennend würdigen und zugleich den Gymnasiasten einen Anreiz bieten, sich weiter für ihre Heimat zu engagieren. Daneben sehen wir die Chance, auf diese Weise frühzeitig interessierte Jugendliche auf die kulturelle Arbeit des FRANKENBUNDES aufmerksam zu machen und ihnen eine Plattform zu bieten, ihre Leistungen einem breiteren Publikum vorzustellen.

Aufsätze

Eike Michl

Der Kapellberg bei Gerolzhofen – Archäologische Spurensuche in einem „vergessenen“ Bodendenkmal	291
---	-----

Hans Steidle

Der Bürgerwald Gerolzhofen – Dingolshausen – 1250 Jahre Markgenossenschaft?....	302
---	-----

Martin Frey

Vom Handwerk zum Gewerbsverein	314
--------------------------------------	-----

Martin Frey

Das ‚Landwirtschaftliche Bezirksfest‘ von 1851	319
--	-----

Martin Frey

Vom ‚Bürger- und Gewerbeverein‘ zum ‚Förderkreis‘ – Vereine mit wirtschaftlichen Zwecken in Gerolzhofen im 19. und 20. Jahrhundert	325
--	-----

Matthias Endriß

Das Stadtarchiv Gerolzhofen – Kollektives Gedächtnis einer Kommune	337
--	-----

Frankenbund intern

Grußwort der Bürgermeisterin der Stadt Gerolzhofen zur 63. Bundesbeiratstagung des FRANKENBUNDES am 16. Oktober 2010	345
--	-----

Einladung des 1. Bundesvorsitzenden zur 63. Bundesbeiratstagung in Gerolzhofen	346
--	-----

Ankündigung des Fränkischen Seminars 2010:

„An den Wurzeln des FRANKENBUNDES – Franken nach dem Ersten Weltkrieg“ ...	347
--	-----

Kunst und Kultur

Willi Dürrnagel

Ein Traum vom Glück – Johannes Brahms, die Familie Siebold und Würzburg	349
---	-----

Josef Treutlein

Ein Weg, der viele(s) in Bewegung bringt – Der Fränkische Marienweg	351
---	-----

Willi Dürrnagel

Emy Roeder, die bedeutende Bildhauerin des Expressionismus, kam vor 120 Jahren in Würzburg zur Welt	353
---	-----

Aktuelles

Thomas Horling

Ansbach und Kissingen als neue Bände des Historischen Atlas von Bayern	356
--	-----

Bernhard Wickl

Zur Nachahmung empfohlen: Studienfahrt in das Fichtelgebirge	358
--	-----

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Willi Dürrnagel	Stadtrat Egloffsteinstraße 2a, 97072 Würzburg
Matthias Endriß	Stadtarchivar Wilhelm-Busch-Weg 6, 97447 Gerolzhofen
Martin Frey	Gymnasiallehrer Erlesmarter 20, 97447 Gerolzhofen.
Dr. Thomas Horling	Wissenschaftlicher Sekretär der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Hennebergstr. 48, 97453 Schonungen (Mainberg)
Eike H. Michl M.A.	Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, Otto-Friedrich-Universität Bamberg Wilhelmsplatz 3, 96047 Bamberg
Dr. Hans Steidle	Gymnasiallehrer, Stadtheimatspfleger von Würzburg Matthias-Ehrenfried-Straße 17, 97074 Würzburg
Josef Treutlein	Pfarrer / 1. Vorsitzender des Vereins der Freunde und Förderer des Fränkischen Marienweges e.V. Matterstockstr. 39, 97080 Würzburg
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Der Kapellberg bei Gerolzhofen – Archäologische Spurensuche in einem „vergessenen“ Bodendenkmal

von
Eike Michl

Wenige hundert Meter östlich der heutigen Stadt Gerolzhofen erhebt sich ein kleiner Bergsporn, der seit einigen Jahren im Fokus eines Forschungsprojektes des Lehrstuhls für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit der Otto-Friedrich-Universität Bamberg steht.

Begonnen hatte das Interesse für den Kapellberg mit der näheren Untersuchung einer Schriftquelle aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts, in der ein fürstbischöflich-würzburgischer Kanzleischreiber eine Besitztumsliste des Bistums Würzburg niederschrieb. Dort erwähnt er fünf bischöfliche „*pallacia*“, also Residenzen oder Verwaltungssitze, von denen

sich einer in der Siedlung „*Lyndeloch prope Gerolzhouen*“ befunden haben soll.¹

Das erstmals für das Jahr 1151 gesichert erwähnte und im Dreißigjährigen Krieg von schwedischen Truppen zerstörte Dorf Lindelach lag einst ebenfalls östlich der heutigen Stadt Gerolzhofen in unmittelbarer Nähe des Kapellberges. Auf letzterem konnte der Gerolzhöfer Heimatforscher H. Koppelt durch langjährige Feldbegehungen und eine oberflächliche Schürfung überraschenderweise Teile eines bislang unbekannten Steingebäudes lokalisieren,² welches von den Bamberger Archäologen seit 2007 in engem Zusammenar-



Abb. 1: Gerolzhofen im Luftbild von Osten. Im Vordergrund der Kapellberg mit im Bewuchs zu erkennenden archäologischen Spuren.
Photo: A. Koch, Gerolzhofen.

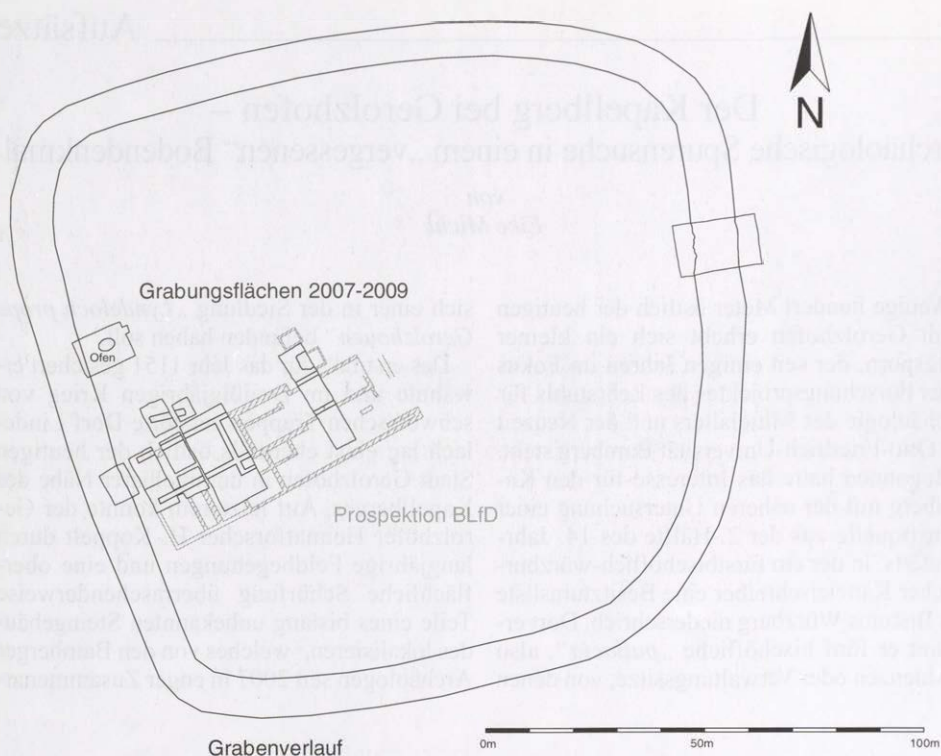


Abb. 2: Gesamtplan der archäologischen Ausgrabungen 2007 bis 2009 mit Rekonstruktion des Steingebäudes und der Grabenanlage. Autoren: E. Michl, Bamberg (Plan); J. Fassbinder, BLfD (Rekonstruktion Steingebäude).

beit mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und der Stadt Gerolzhofen untersucht wird.

Im Vorfeld der eigentlichen Ausgrabungen ließen sich durch großflächige geophysikalische Messungen und die Analyse von Luftbildern bereits einige überraschende Erkenntnisse feststellen: So handelt es sich bei dem neu entdeckten Gebäude auf dem Kapellberg um einen grob ost-west-orientierten Steinbau mit eingezogenem Ostabschluß, der mit einer Breite von knapp 12 Metern und einer Länge von fast 60 Metern eine immense Größe erreicht.

Gleichzeitig konnte ein ebenfalls bislang unbekannter Befestigungsgraben auf dem Bergsporn beobachtet werden, der in einer leicht unregelmäßig runden Form eine Fläche von ca. 2,2 Hektar umfaßt und im Jahr 2009 erstmals archäologisch untersucht wurde.

Die bisherigen Ausgrabungsergebnisse auf dem Kapellberg zeigen eine komplexe und in

diesem Ausmaß nicht erwartete Siedlungsgenese in der Umgebung Gerolzhofens und lassen die Bedeutung dieses zentralen Ortes für die regionale Entwicklung deutlich erkennen.

So fanden sich auf dem Berg bereits vorgeschichtliche Besiedlungsspuren, die von der Jungsteinzeit über die Bronze- bis hin zur Latène- bzw. Eisenzeit reichen. Höchst spannend wird die Situation jedoch ab dem Frühmittelalter, welches gerade für Mainfranken und das Steigerwaldvorland von besonderer Bedeutung ist.

Als Protagonisten dieser Entwicklung sind hier primär die Franken zu nennen, welche ab dem 6. Jahrhundert von Westen her immer weiter in den unterfränkischen Raum expandierten, nachdem die zu dieser Zeit dort siedelnden Alamannen und Thüringer militärisch besiegt worden waren.³

In den folgenden drei Jahrhunderten trieben diese rheinfränkischen Einwanderer in mehreren Siedlungswellen den frühmittelalterlichen



Abb. 3: Luftbild der Ausgrabung 2009 mit im Bewuchs erkennbarem Verlauf der Grabenanlage.

Photo: M. Merz, Schweinfurt.

Landesausbau in Unter- bzw. Mainfranken voran.

Diese Territorialvergrößerung wird in der Geschichtsforschung auch als ‚fränkische Landnahme‘ bezeichnet, doch ist hiermit wohl weniger ein mit hohen Einwandererzahlen verbundener Landesausbau zu verstehen, als vielmehr eine langsame und zum Teil uneinheitliche⁴ „Verfrankung“ bzw. „Frankisierung“ der alteingesessenen Bevölkerung auf politischer und kirchlicher Ebene.⁵

Wahrscheinlich wurden die nach und nach eroberten bzw. annektierten Gebiete zunächst als Königsgut ausgewiesen, wobei Land und Nutzungsrechte an Gefolgsleute der Merowinger übergingen (unabhängig davon, ob dies Franken, Thüringer oder andere Gruppierungen waren), die ihrerseits die Verwaltung und Sicherung der Region übernahmen.

Diese Forschungsmeinung setzt sich auch in neueren Untersuchungen fort, wobei man davon ausgehen kann, daß das Gebiet östlich des Rheins anfangs kein politisch einheitlich organisiertes Gebilde darstellte und offensichtlich unterschiedlich stark von fränkischen Einflüssen geprägt wurde. Gerade Mainfranken spielte hier aber anscheinend eine Schlüsselrolle,⁶ und es wird angenommen, daß die „fränkischen“ Siedlungszentren des soge-

nannten „Altsiedellandes“ am Untermain, im Gäuland und im Grabfeld lagen.⁷

Aufgrund der Tatsache, daß diese unter- bzw. mainfränkischen Gebiete bereits früh zum Fränkischen Reich gehörten und dieses die Christianisierung zielstrebig vorantrieb (beispielsweise durch die Gründung des Bistums Würzburg um die Jahre 741/742), liegen bereits für diese Zeit, wenn auch nur begrenzt, Schriftquellen zur Geschichte der Region vor.⁸ So wird der Gerolzhöfer Stadtteil Rügshofen schon sehr früh in der schriftlichen Überlieferung faßbar: In einer Bestätigungs-urkunde von König Arnulf aus dem Jahr 889 zur Abgabenverteilung an das Bistum Würzburg findet sich an dritter Stelle die Hofstelle „*Roudeshof in Folhfeldon*“,⁹ welche neben anderen Höfen und Königskirchen bereits in der Mitte des 8. Jahrhunderts dem neugegründeten Bistum Würzburg zur Erstausstattung übertragen wurde.¹⁰ Die Standorte dieser Anlagen befanden sich überdies ausnahmslos in Regionen, die bereits im 7. Jahrhundert den Schwerpunkt merowingischer Besiedlung darstellten.¹¹

Gerolzhofen selbst findet seine erste erhaltene schriftliche Erwähnung in einer Urkunde des ostfränkischen Königs Ludwig IV. (das Kind) aus dem Jahr 906, in der er Schenkun-

gen seines Vorgängers Arnulf von Kärnten an das Kloster Fulda bestätigt. Dort wird unter acht genannten Orten im Volkfeldgau auch „*Kerolteshoua*“ aufgelistet,¹² wobei es sich auch hier wohl ursprünglich um einen ehemaligen Königshof zur Überwachung und Sammlung der Zehntabgaben von umliegenden Weilern und Hofstellen handelte.

Jedoch reichen die Wurzeln der Stadt noch weiter in die Vergangenheit. Erst jüngst konnten bei Ausgrabungen in der Nähe der Vogtei in Gerolzhofen Spuren frühmittelalterlicher Besiedlung archäologisch belegt werden.¹³

Für diese frühmittelalterliche Entwicklung scheint der Kapellberg eine ganz besondere Rolle zu spielen: Auch hier fanden sich Überreste frühmittelalterlicher Siedlungstätigkeit, die auf dem Berg im 8. Jahrhundert einzusetzen scheint. Doch damit nicht genug: Nachdem im Jahr 2009 die bis zu diesem Zeitpunkt undatierte Befestigungsanlage erstmals näher untersucht werden konnte, zeigte sich ein mächtiger, bis zu 10 Meter breiter und durchschnittlich noch 4 Meter tief erhaltener Spitzgraben. Dieser weist mindestens drei verschiedene Bauphasen auf, wobei die ersten beiden Grabenanlagen möglicherweise vor-

mittelalterlich sind, den Befunden nach zu urteilen allerdings nur sehr kurze Zeit genutzt und durch natürliche Sedimentierung relativ rasch mit sehr sterilem Material verfüllt wurden.

Besonders aufschlußreich und für die hier behandelte Entwicklung ausschlaggebend ist die letzte Ausbauphase, welche eine frühmittelalterliche Buranlage mit Graben, Erdwall, Mauer und hölzerner Palisade darstellt. Innerhalb dieser Befestigung fanden sich unter anderem Spuren mehrerer hölzerner Pfostenbauten sowie diverse Funde und Befunde aus der Zeit des 8. bis 10. Jahrhunderts.

Trotz zum Teil schlechter Erhaltungsbedingungen aufgrund der Kuppenlage der Ausgrabungsflächen und den damit verbundenen Erosionserscheinungen auf dem Berg konnten wichtige Informationen zu dieser Siedlung gewonnen werden. So zeigen verbrannte Getreidereste eine agrarisch geprägte Siedlungsstruktur, bei der die Menschen des 8. und 9. Jahrhunderts vom Anbau von Roggen, Einkorn, Dinkel und Emmer sowie Nackt- und Spelzweizen lebten.¹⁴ Überraschenderweise konnten bislang keine für eine solch bedeutende befestigte Siedlung anzunehmenden



Abb. 4: Profil der Grabenanlage. Deutlich zu erkennen ist eine dunkle Brandschicht mit einem darüber liegenden Mauerversturz des frühen Mittelalters.

Photo: E. Michl, Bamberg.

Spuren handwerklicher Tätigkeit, etwa der Metallverarbeitung, gefunden werden. Andererseits deuten Fragmente von polierter Importkeramik oder der Fund eines Schläfenrings auf die weitreichenden Beziehungen der sicherlich auf diesem Berg lebenden Elite.

Der Fund eines bislang unbekannten frühmittelalterlichen Zentralortes im Steigerwaldvorland unterstreicht die Bedeutung dieser Region für die fränkischen Herrscher und reiht sich passend in ein ganzes System von Befestigungsanlagen in Mainfranken und Umgebung ein. Gerade im 7. Jahrhundert entsteht dort eine Vielzahl von neuangelegten oder älteren, wieder genutzten Höhenbefestigungen oder Bergstationen, die einerseits der Organisation und Verwaltung des Landes dienen, andererseits aber auch zum Schutz vor den im Osten lebenden slawischen Stämmen errichtet wurden.¹⁵

Zwar scheint der Kapellberg erst im ausgehenden 8. oder im Verlauf des 9. Jahrhunderts wieder befestigt worden zu sein,¹⁶ doch können auch hier sicherlich die oben genannten Gründe für die Errichtung als ausschlaggebend gedeutet werden. Außerdem diente die Anlage mit Sicherheit dem Schutz der wichtigen Königshöfe Gerolzhofen, Rügshofen und anderer Gehöfte sowie der damit verbundenen Infrastruktur.

Denn gerade im beginnenden 10. Jahrhundert tauchte im Osten eine neue Gefahr in Form von ungarischen Reiterverbänden auf, welche im Jahr 915 Fulda erreichten und auf ihren Feldzügen große Teile Thüringens verwüsteten.¹⁷ Auch in Franken richteten die Reiterkrieger offensichtlich große Zerstörungen an, so spätestens im Jahr 924.¹⁸ Jedoch sollen die Ungarn bereits vorher in den fränkischen Gebieten „[...] *erbermlichen geblundert, verheret vnd verwüstet* [sowie] *mit rauben, brennen, morden vnd schlaiffen grossen schaden* [...]“¹⁹ angerichtet haben.

Auf dem Kapellberg zeugen Keramikfragmente aus einer Brandschicht in der Grabenanlage von einer zumindest teilweisen Zerstörung der Befestigung während des 10. Jahrhunderts. Ob diese Schäden jedoch den Ungarneinfällen zuzuordnen sind, bleibt vorerst spekulativ.

Für die frühmittelalterliche Besiedlung der

Gerolzhöfer Markung läßt sich zusammenfassend festhalten, daß mit der Befestigung auf dem Kapellberg ein bislang unbekannter Zentralort dieser Zeitstellung im Steigerwaldvorland dokumentiert werden konnte, der unser Wissen über die fränkisch-würzburgische Herrschaftspolitik deutlich erweitert.²⁰ Hinsichtlich der materiellen Kultur der damaligen Bewohner und den damit verbundenen Handelskontakten ist auch die Beobachtung interessant, daß vor allem die früh- und hochmittelalterliche Gebrauchskeramik trotz einer geographischen und politischen Anbindung des Gebietes nach Westen größere Ähnlichkeit mit Funden aus den oberfränkischen Gebieten aufweist. Inwieweit diese Beobachtung haltbar ist, kann erst mit den folgenden Ausgrabungen geklärt werden.

Auch im hohen Mittelalter verlor der Kapellberg nichts von seiner Bedeutung, denn, unabhängig davon, ob die frühmittelalterliche Befestigung zu diesem Zeitpunkt noch existierte oder nicht, wurde spätestens im Verlauf des 10. bzw. beginnenden 11. Jahrhunderts ein steinerner Saalbau auf dem Sporn errichtet, der aufgrund seiner Ost-West-Orientierung und seines eingezogenen Ostabschlusses in dieser Form als Kirchenbau interpretiert werden kann.

Trotz des Namens „Kapellberg“ war der Fund eines solch frühen Steinbaus sehr überraschend und wirft ein völlig neues Licht auf die Bedeutung des Berges. So wurde bereits lange Zeit mit Recht vermutet, daß die heute in der Nähe stehende, im Jahr 1718 errichtete Gertraudiskapelle einen mittelalterlichen Vorgängerbau besessen habe, doch konnte ein solcher bis zu den hier behandelten archäologischen Ausgrabungen nicht lokalisiert werden.

Auch die Schriftquellen schweigen weitestgehend zu dieser Frage; erst im Jahr 1357 findet sich eine Nennung, welche mit dem Berg in Verbindung gebracht wird,²¹ die wichtigen Antworten zu den Befunden auf dem Sporn kann sie jedoch nicht liefern.

Ein weiterer Hinweis zur Klärung dieser Fragen findet sich in einer Urkunde von 1403, in der Fürstbischof Johann I. von Egloffstein die Kapelle am „*Cappelberg bei Lindeloch*“ dem neu gegründeten Spital in der Stadt Gerolzhofen inkorporiert. Zu diesem Zeitpunkt

soll die der heiligen Gertrud geweihte Kapelle jedoch bereits zerstört bzw. verwüstet gewesen sein.²²

Betrachtet man das Patrozinium dieses Sakralbaus, so fällt auf, daß sich die Verehrung der im 7. Jahrhundert verstorbenen Patronin für Reisende, Pilger und Spitalinsassen im hohen und späten Mittelalter großer Beliebtheit erfreute, sie allerdings insbesondere von den Karolingern und Familien karolingischer Abstammung intensiv verehrt wurde.²³ Ist dies möglicherweise ein Hinweis auf einen noch nicht eindeutig nachgewiesenen, aber anzunehmenden hölzernen Vorgängerbau des in den Jahrzehnten um 1000 errichteten Steingebäudes?

Generell ist die Quellenarmut zu dem Saalbau und auch der Befestigung auf dem Kapellberg mehr als überraschend, denn nur wenige Jahrzehnte nach der Errichtung des ersten Steinbaus folgte eine groß angelegte Erweiterung der Anlage nach Westen. Im archäologischen Befund zeigte sich, daß die frühmittelalterliche Grabenanlage spätestens in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts ihre Bedeutung endgültig verlor, da man für die Erweiterung des Steingebäudes nach Westen in einen Bereich kam, in dem ein der Grabenanlage zugehöriger Wall zu vermuten ist.²⁴ Die-

sen mußte man zwangsläufig beseitigen, um den neuen Westteil zu errichten.

Bestand bereits der ältere Bau aus typisch mittelalterlichem Schalenmauerwerk aus Bruchsteinen, so nutzte man diese Technik auch bei der Erweiterung, welche das Gebäude in seiner Länge fast verdoppelte. So entstand ein fast 60 Meter langer und knapp 12 Meter breiter Saalbau, der mit seinen Ausmaßen die Proportionen eines einfachen (Kirchen- ?) Gebäudes deutlich überschreitet.

Im Gegensatz zu den weitgehend in Trockenmauertechnik errichteten Fundamenten des Ostteils nutzte man für den Bau der Westerweiterung große Mengen von Kalkmörtel im Fundamentbereich. In diesem Zusammenhang wird ein Befund interessant, den die Bamberger Archäologen wenige Meter nördlich des Gebäudes dokumentieren konnten.

Ebenfalls in den Bereich des ehemaligen Walles gesetzt, fanden sich Reste eines als mittelalterlicher Kalkbrennofen anzusprechenden Befundes, in welchem man den für die Mörtelherstellung benötigten Branntkalk erzeugen konnte. Dessen Radiokarbondatierungen stimmen mit den Beprobungen der westlichen Mauern überein und ordnen beide Befunde in das 11./12. Jahrhundert ein. Diese aufwendigen Baumaßnahmen sind ein wichtiges Indiz



Abb. 5: Mittelalterlicher Kalkbrennofen. Auf der rechten Seite Spuren zweier Schürkanäle, auf der linken Seite Steine der ehemaligen Ofenwandung.

Photo: E. Michl, Bamberg.

für die Bedeutung des Gebäudekomplexes, welche die Anlage auf dem Kapellberg noch im Hochmittelalter inne gehabt haben muß.

Wie hat man sich diesen Steinbau auf dem Kapellberg zu dieser Zeit nun vorzustellen? Den Befunden nach handelte es sich um einen sicherlich mehrgeschossigen Saalbau, dessen Bruchsteinmauern eine Stärke von durchschnittlich einem Meter erreichten. Bislang deuten die Befunde auf einen einschiffigen, turmlosen Baukörper, der über kein Gewölbe, sondern eine hölzerne Überdeckung verfügte. Bedenkt man die Länge der für eine solche Konstruktion nötigen Deckenbalken, wird auch hier der Reichtum des unbekannten Bauherren deutlich, da die Bereitstellung von durchschnittlich 11,50 Meter langen Bauhölzern sicherlich mit hohen Kosten verbunden war.

Spätestens für die zweite Bauphase, also den bereits nach Westen erweiterten Bau, ist eine Dachdeckung aus Ziegeln anzunehmen; die an den in großer Menge geborgenen ‚Mönch-Nonne-Ziegeln‘ angebrachten ‚Nasen‘ legen jedenfalls den Zeitpunkt einer Ziegeldeckung erst im beziehungsweise nach dem 11. Jahrhundert nahe.²⁵

Der offensichtlich kaum unterteilte Innenraum war mit einer zum Teil schräg geschichteten Steinrollierung aus kleinen Bruchsteinen gepflastert und mit einem Estrich versehen. Außerdem fanden sich bei den Ausgrabungen Putzfragmente mit roter Bemalung, die eine farbige Raumgestaltung im Innenbereich belegen.

Zur Funktion des Gebäudes selbst lassen sich vorerst nur Theorien aufstellen, nicht zuletzt aus dem Grund, da die archäologischen Untersuchungen erst im Jahr 2010 abgeschlossen werden. Eine Ansprache als Kirchenbau scheint allerdings weiterhin am plausibelsten.

Diese Interpretation wird auch dadurch gestützt, daß sich im Umfeld des Gebäudes verschiedene, in einem sakralen Zusammenhang stehende Architekturteile und Werksteine fanden, darunter Fragmente von gotischem Maßwerk aus Sandstein. Diese deuten einerseits auf eine kirchliche Nutzung des Steinbaus hin, andererseits belegen sie eine weitere Umbaumaßnahme wohl im Verlauf des 14. Jahrhun-

derts, bei welcher gotische Architekturelemente den einstmals romanischen Bau modernisieren sollten.

Unabhängig von seiner Funktion nutzte man trotz des Fehlens jeglicher Schriftquellen den repräsentativ gestalteten Gebäudekomplex anscheinend sehr lange Zeit, bis er, den archäologischen Funden und Befunden nach zu urteilen, in den Jahrzehnten um 1400 endgültig aufgelassen bzw. abgebrochen wurde. Dies deckt sich einerseits mit der eingangs erwähnten Schriftquelle von 1403, andererseits ließe sich das Ende des Steinbaus auf dem Kapellberg auch durchaus stimmig in den historischen Kontext stellen, wenn man die zu dieser Zeit in Mainfranken und Gerolzhofen herrschende Situation betrachtet: Unter der Herrschaft des Würzburger Bischofs Gerhard von Schwarzburg (1372-1400) litt Gerolzhofen, wie auch andere fränkische Städte, stark unter den Steuer- und Abgabenlasten an das Hochstift.

Zwar sprach der Bischof noch 1394 von den Gerolzhöfer Bürgern als seinen „*lieben getruwen*“²⁶ und stiftete 1395 einen Altar in die Pfarrkirche des „*oppidum Geroltzhouen*“,²⁷ doch trat die Stadt im Jahr 1396 dem so genannten „Fränkischen Städtebund“ bei,²⁸ der kurze Zeit später offen gegen Würzburg rebellierte. Zu den beteiligten Siedlungen zählten neben Gerolzhofen und Würzburg selbst noch Neustadt an der Saale, Haßfurt, Ebern, Seßlach, Meiningen, Königshofen, Mellrichstadt, Fladungen und Karlstadt.²⁹

Der Städtebund fühlte sich durch Zusicherungen König Wenzels gestärkt, der in einer Urkunde vom 13. Oktober 1397 mehrere Städte, darunter Gerolzhofen, aufgrund der „*schweren Übergriffe*“ des Bischofs Gerhard von Schwarzburg „*in seinen und des Reiches Schutz*“ nahm. Allerdings sollten die Städte auch weiterhin „*die hergebrachten Rechte des Bischofs von Würzburg achten*“.³⁰

Auf die Hintergründe der Entstehung des Städtebundes und den damit verbundenen Konflikten soll hier nicht weiter eingegangen werden; es reicht festzuhalten, daß diese Spannungen zwischen den Städten und dem Bischof, gleichzeitig auch Spannungen zwischen den Reichsfürsten und dem König, verschiedene Ursachen hatten, wobei in erster Linie

politische Gründe für diese Auseinandersetzung verantwortlich waren.³¹

Nichtsdestotrotz wurden bereits im Vorfeld der sich anbahnenden Kriegshandlungen in den Jahren 1387 bis 1389 in Schweinfurt und Bergtheimfeld bischöfliche Kirchen abgebrochen,³² was bereits Hans Koppelt zu der Überlegung führte, gleiche Ereignisse auch für die Anlage auf dem Kapellberg zu postulieren.³³

Angesichts der Tatsache, daß der Bischof 1397 oder 1398 die Stadt mit einer Streitmacht erfolglos belagerte,³⁴ erscheint eine Zerstörung des wohl bischöflichen Gebäudekomplexes auf dem Kapellberg im Falle einer möglicherweise bevorstehenden Belagerung plausibel. Eventuell wurde die Anlage sogar während dieser Kampfhandlungen zerstört, worauf eine Quelle bezüglich der „*schweren Übergriffe des Bischofs Gerhard zu Würzburg gegenüber Schlössern, Märkten und Einkünften des Stifts*“ von 1397³⁵ hindeuten könnte. Auf jeden Fall war es den Gerolzhöfer Bürgern möglich, bei dieser vergeblichen Belagerung sogar Gefangene zu machen,³⁶ was gewisse Handgreiflichkeiten voraussetzt. Besonders interessant wäre es zu wissen, ob ein am 23. Juni 1398 ge-

schlossener Bündnisvertrag zwischen Diez von Tungen und der Stadt Gerolzhofen, in dem ersterer Schutz, Öffnung von Burgen und Städten sowie bezahlte Kriegshilfe gegen „*Bischof und Hochstift*“ verspricht,³⁷ vor oder nach der Belagerung geschlossen wurde.

Unabhängig davon legen auch die Ergebnisse der archäologischen Ausgrabungen von 2007 bis 2009 eine Zerstörung bzw. einen Abbruch der steinernen Anlage in den Jahrzehnten um 1400 nahe, obwohl direkte Hinweise von Kampfhandlungen auf dem Berg vorerst fehlen. Nicht umsonst spricht Bischof Gerhard im Jahr 1400, allerdings erst im Sühnevertrag bezüglich des gesamten Konfliktes, von einer Wiedergutmachung für das, was „*[...] in der vorgenanten stat [Anm. d. Verf.: Gerolzhofen] genumen oder abgebrochen [...]*“³⁸ wurde.

Wenige Jahre nach der erfolglosen Belagerung von Gerolzhofen, in der Schlacht von Bergtheim im Januar des Jahres 1400, verlor der Städtebund allerdings die entscheidende Auseinandersetzung gegen das bischöfliche Heer und die Stadt wurde in der Folgezeit wieder eng an das Hochstift gebunden.³⁹ In dieser Schlacht von Bergtheim fiel übrigens auch der



Abb. 6: Archäologische Ausgrabung 2008.

Photo: E. Michl, Bamberg.

aus Gerolzhofen stammende Bannerträger des bürgerlichen Heeres, Brun von Gerolzhofen,⁴⁰ wie die Lieder vom Würzburger Städtekrieg, eine um 1527 aufgezeichnete Verssammlung, berichten.⁴¹

So zeigt die Überlieferung, wenn auch nur indirekt, daß es Kämpfe in oder um Gerolzhofen gab, denn nach dem Friedensschluß mit der Stadt im Jahre 1400 sollen „in der Stadt angerichtete Schäden“ festgestellt, Neubauten an der Stadtbefestigung nur mit Wissen des Bischofs unternommen und Gefangene wieder freigelassen werden.⁴² Von letzteren waren jedoch bereits im März 1400, ob mit Absicht oder nicht, schon „einige verstorben [und] einige in andere Hand gekommen“.⁴³

Ob der Bau auf dem Kapellberg allerdings tatsächlich im Rahmen dieses Konfliktes in Mitleidenschaft gezogen wurde, bleibt vorerst spekulativ. Auch seine tatsächliche Funktion liegt vorerst noch im Dunkeln. Auf der einen Seite ist eine Deutung als Sakralbau aufgrund der archäologischen Befunde wahrscheinlich, doch erscheint die Bezeichnung ‚Kapelle‘ für einen solch mächtigen Baukörper etwas ungewöhnlich. Zudem konnten bislang keinerlei Bestattungen dokumentiert werden, die bei einem Kirchenbau eigentlich zu erwarten wären.⁴⁴

Auf der anderen Seite ist auch die Identifikation des Gebäudekomplexes als das im 14. Jahrhundert erwähnte „palatium“ der Würzburger Bischöfe denkbar. Hier überrascht hingegen die Quellenarmut für diesen und auch die anderen eingangs erwähnten Verwaltungssitze, für die, abgesehen von Würzburg, bislang nur wenige Nennungen in der schriftlichen Überlieferung auftauchen.

Unabhängig davon lassen sich nach dem Niedergang dieser Anlage in den Jahren um 1400 nur noch geringe Spuren menschlicher Aktivität auf dem Bergsporn feststellen; die einst so imposanten mittelalterlichen Strukturen auf dem Kapellberg gerieten in Vergessenheit und wurden bis zum heutigen Tag von landwirtschaftlich genutzten Flächen überdeckt.

Die wechselhafte und bedeutsame Geschichte dieses für die Region zentralen Ortes, von der frühmittelalterlichen Burganlage bis hin zu einem hoch- und spätmittelalterlichen

Saal- oder Kirchenbau, zeigt deutlich, welchen immensen Stellenwert der Archäologie für die Erforschung unserer Vergangenheit zukommt.

Die nur durch verschiedenste Förderer⁴⁵ möglich gewordenen Ausgrabungen demonstrieren geradezu exemplarisch, daß zuweilen nur die Archäologie in der Lage ist, wichtige Antworten zu Fragen der geschichtlichen Entwicklung zu liefern und, wie in diesem Fall, bislang völlig unbekannte Sachverhalte für die Entwicklung des Steigerwaldvorlandes und Gerolzhofens zu erschließen.

Anmerkungen:

- ¹ Ruland, A.: Die Ebracher Handschrift des Michael de Leone, in: Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Bd. 13/1. u. 2. Heft (1854), S. 164: „[...] *Praeterea est notandum, quod Episcopatus Herbipolensis habet quinque pallacia Episcopalia, quorum quodlibet Sale vulgariter nuncupatur. Primum scilicet in civitate sua Herbipolensi, et quator in Dyocesi Herbipolensi, scilicet in Leutersdorf in der Hofmark, in Eltmenn, in Frikenhusen et in Lyndeloch prope Gerolzhoven.* [...]“.
- ² Erstmals erwähnt in: Koppelt, H.: Steinmetze und Bildhauer in Gerolzhofen (= de geroldeshova, Bd. 4). Gerolzhofen 1997, S. 10f.
- ³ Koch, R./Koch, U.: Die fränkische Expansion ins Main- und Neckargebiet, in: Wiczorek, A. u.a. (Hrsg.): Die Franken. Wegbereiter Europas. Vor 1500 Jahren. König Chlodwig und seine Erben. Mannheim–Mainz 1996, S. 270ff.
- ⁴ Wamers, E.: Alamannisch-fränkische Kontinuität im Untermaingebiet, in: Wiczorek: Die Franken (wie Anm. 3), S. 266.
- ⁵ Spindler, M. (Hrsg.): Handbuch der Bayerischen Geschichte. Bd. 3. Franken, Schwaben, Oberpfalz bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Erster Teilband. München 1971, S. 19.
- ⁶ Kolb, P./Krenig, E.-G. (Hrsg.): Unterfränkische Geschichte. Bd. 1. Von der germanischen Landnahme bis zum hohen Mittelalter. 2. Aufl. Würzburg 1990, S. 72.
- ⁷ Stonus, D./Ramming, J.: Dorf und Flur in Unterfranken. Zur Geschichte einer Kulturlandschaft. Münsterschwarzach 1997, S. 12.

- 8 Vertiefend zu diesem Thema: Jahn, W./Schumann, J./Brockhoff, E. (Hrsg.): *Edel und Frei. Franken im Mittelalter. Katalog zur Landesausstellung 2004 im Pfalzmuseum Forchheim*. Augsburg 2004.
- 9 Kehr, P.: *Monumenta Germaniae Historica. Die Urkunden der Deutschen Karolinger*. Bd. 3. *Die Urkunden Arnolfs*. Berlin 1940, Nr. 69.
- 10 Lenssen, J./Wamser, L. (Hrsg.): *1250 Jahre Bistum Würzburg. Archäologisch-historische Zeugnisse der Frühzeit*. Würzburg 1992, S. 35ff.
- 11 Kolb/Krenig: *Unterfränkische Geschichte* (wie Anm. 6), S. 81.
- 12 Schieffer, T.: *Monumenta Germaniae Historica. Die Urkunden der Deutschen Karolinger*. Bd. 4. *Die Urkunden Zwentibolds und Ludwigs des Kindes*. Berlin 1960, Nr. 46: Der Ortsname wurde aber offensichtlich erst später nachgetragen.
- 13 Diese Information verdankt der Verfasser freundlicherweise dem Büro für Ausgrabungen und Dokumentationen Heyse.
- 14 Die archäobotanische Analyse wurde von Dr. Hans-Peter Stika von der Universität Hohenheim durchgeführt.
- 15 Kolb/Krenig: *Unterfränkische Geschichte* (wie Anm. 6), S. 88. Nähere Informationen hierzu auch bei: Wamser, L.: Merowingerzeitliche Bergstationen in Mainfranken – Stützpunkte der Machtausübung gentiler Gruppen, in: *Das Archäologische Jahr in Bayern* 1984, S. 136–140. Abels, B.-U.: Die vor- und frühgeschichtlichen Geländedenkmäler Unterfrankens. Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte. Reihe B – Inventare der Geländedenkmäler. Bd. 6. Kallmünz 1979.
- 16 Die beiden älteren Grabenphasen lassen sich vorläufig noch nicht datieren und waren zu diesem Zeitpunkt bereits weitgehend im Gelände verschwunden.
- 17 Spindler: *Bayerische Geschichte* (wie Anm. 5), S. 46ff.
- 18 Kurze, F.: *Regionis Abbatis Prumiensis Chronicon cum Continuatione Treverensi* (= *Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicarum*. Bd. 50). Hannover 1890, S. 157: „[...] *Ungarii orientalem Franciam vastaverunt* [...]“
- 19 Wagner, U./Ziegler, W. (Hrsg.): *Lorenz Fries. Chronik der Bischöfe von Würzburg 742–1495*. Bd. 1. *Von den Anfängen bis Rugger 1125*. Bearbeitet von Thomas Heiler, Axel Tittmann und Walter Ziegler (= *Fontes Herbipolenses. Editionen und Studien aus dem Stadtarchiv Würzburg*. Bd. 1). Würzburg 1992, S. 145. Dieser von Lorenz Fries genannte Ungarnfeldzug läßt sich historisch nicht belegen.
- 20 Näheres zum fränkischen Burgenbau findet sich z.B. bei: Brachmann, H.: *Der frühmittelalterliche Befestigungsbau in Mitteleuropa. Untersuchungen zu seiner Entwicklung und Funktion im germanisch-deutschen Bereich*. Berlin 1993.
- 21 In der sog. Urkunde Nr. 1 im Stadtarchiv Gerolzhofen vom 20.11.1357 werden Besitzungen „[...] *am Kirchberge bi Netzelbach* [...]“ erwähnt, „[...] *die an die Capellen zu Lindenloch vier Pfennige gelten* [...]“.
- 22 Merzbacher, F.: Das spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Spitalwesen in Gerolzhofen, in: *Das Bürgerspital in Gerolzhofen*. Gerolzhofen 1981, S. 8ff. – Die Originalurkunden finden sich im Bischöflichen Ordinariatsarchiv Würzburg, Pfarreiakten Gerolzhofen K 4.
- 23 Van Uytfighe, M.: Gertrud von Nivelles, in: *Lexikon des Mittelalters*. Stuttgart 2003, S. 1356f.
- 24 In der Regel wurde eine Grabenanlage immer mit einem Wall kombiniert, was bereits allein durch die mit dem Aushub eines Grabens entstehenden Erdmassen bedingt ist. Aufgrund der fortgeschrittenen Erosion auf dem Kapellberg konnte allerdings bislang kein Wall archäologisch nachgewiesen werden.
- 25 Bender, W./Schrader, M.: Dachziegel als historisches Baumaterial. Ein Materialleitfaden und Ratgeber. Suderburg-Hösseringen 1999, S. 53.
- 26 *Monumenta Boica*. Bd. 46. *Monumenta Episcopatus Wirzburgensis* (= *Monumentorum Boicorum. Collectio Nova*. Bd. 19). München 1905, Nr. 344.
- 27 Ebd., Nr. 372.
- 28 *Monumenta Boica*. Bd. 44. *Monumenta Episcopatus Wirzburgensis* (= *Monumentorum Boicorum. Collectio Nova*, Bd. 17). München 1883, Nr. 115.

- 29 Schubert, E.: Die Lieder vom Würzburger Städtekrieg (1397-1400), in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung. Bd. 64. Stegaurach 2004, S. 47.
- 30 Engel, W.: Würzburger Urkundenregesten vor dem Jahre 1400. Würzburg 1958, Nr. 288.
- 31 Vertiefend hierzu beispielsweise: Schubert: Städtekrieg (wie Anm. 29).
- 32 Deinhart, W.: Frühmittelalterliche Kirchenpatrozinien in Franken. Studien zur Frühgeschichte der Diözesen Bamberg und Würzburg. Erlangen 1933, S. 140. - Rosenstock, D.: Frühgeschichte der Stadt Schweinfurt von 700 bis 1550. Schweinfurter Museumsschriften. Bd. 49. Schweinfurt 1992, S. 21. - Wagner, U./Ziegler, W. (Hrsg.): Lorenz Fries. Chronik der Bischöfe von Würzburg 742-1495. Bd. 3. Von Gerhard von Schwarzburg bis Johann II. von Brunn (1372-1440). Bearbeitet von Christoph Bauer, Hannelore Götz, Asta Schröder und Ulrich Wagner (= Fontes Herbipolenses. Editionen und Studien aus dem Stadtarchiv Würzburg, Bd. 3). Würzburg 1999, S. 29: „[...] *sant Kilians kirche vor der stat, die si* [Anm. d. Verf.: die Bürger Schweinfurts im Städtekrieg] *abgebrochen haben* [...]“.
- 33 Koppelt, H.: Lindelach. Lesefunde, Lese-früchte und mehr. de geroldeshova. Bd. 10. Gerolzhofen 2004, S. 28.
- 34 Wagner/Ziegler: Lorenz Fries (wie Anm. 32), S. 52: „[...] *So ruckt auch in solcher zeit bischof Gerhart mit gewaltiger hand fur etliche stete, als Geroltzhouen, Kunighshouen vnd andere mer, kant aber nit vil schaffen* [...]“.
- 35 Engel: Urkundenregesten vor 1400 (wie Anm. 30), Nr. 288.
- 36 Wagner/Ziegler: Lorenz Fries (wie Anm. 32), S. 52: „[...] *die von Geroltzhouen fingen Micheln von Saunsheim vnd Weiprechten Thanner.* [...]“.
- 37 Engel, W.: Urkunderegesten zur Geschichte der Stadt Würzburg. 1201-1401. Regesta Herbipolensia. Bd. 1 (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg. Bd. 5). Würzburg 1952, Nr. 519.
- 38 Monumenta Boica 46 (wie Anm. 26), Nr. 409.
- 39 Arnold, K.: Die Schlacht von Bergtheim. Der 11. Januar 1400 – ein Wendepunkt der Würzburger Stadtgeschichte, in: Würzburg – heute. Mainfränkische Zeitschrift für Kultur und Wirtschaft. Bd. 69. Würzburg 2000, S. 29ff.
- 40 Liliencron, R.: Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert. Leipzig 1865, S. 187.
- 41 Siehe hierzu: Schubert: Städtekrieg (wie Anm. 29). – Liliencron: Volkslieder (wie Anm. 40).
- 42 Engel, W.: Urkundenregesten zur Geschichte der Städte des Hochstifts Würzburg. 1172-1413. Regesta Herbipolensia. Bd. 3 (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg. Bd. 12). Würzburg 1956, Nr. 387.
- 43 Ebd., Nr. 393.
- 44 Allerdings waren die Ausgrabungen zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Beitrags noch nicht abgeschlossen, so daß die hier vorgestellten Ergebnisse nur den Charakter eines Zwischenberichtes haben können.
- 45 Für die Förderung der Ausgrabungen 2007 bis 2008 ist hier der Stadt Gerolzhofen, der Dr. Ottmar Wolf-Kulturstiftung, dem Bistum Würzburg und der Sparkasse Schweinfurt herzlich zu danken. Seit dem Jahr 2009 wird das Forschungsprojekt „Bischofspfalz und Wüstung Lindelach bei Gerolzhofen, Kreis Schweinfurt“ von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert. Auch allen anderen zahllosen Helfern und Beteiligten soll an dieser Stelle für ihre bisherige Mitarbeit und Unterstützung gedankt werden.

Der Bürgerwald Gerolzhofen-Dingolshausen – 1250 Jahre Markgenossenschaft?

von
Hans Steidle

Der Bürgerwald

Der Bürgerwald Gerolzhofen-Dingolshausen umfaßt etwas mehr als 8 qkm Fläche und stellt keinen Gemeindewald, sondern einen gemeindefreien Wald dar. Am 27. Mai 1904 beschäftigten sich die Juristen des Königlich-bayerischen Verwaltungsgeschichtshofs mit dem besonderen Charakter des Bürgerwaldes, der nach einem Beschluß in erster Instanz unter die Gemeinden Gerolzhofen und Dingolshausen zu unterteilen war. Das Bezirksgericht war von dem kommunalen Charakter des Waldes ausgegangen, der eine Fläche von knapp 789 ha, oder 2314 Tagwerk und 36 Dezimalen umfaßt. Dieser Wald erstreckt sich auf dem Bergkamm und dem westlichen Höhenzug des Steigerwaldes, während die Marken der anteilberechtigten Orte Gerolzhofen, Lindelach, Dingolshausen und Rügshofen im östlichen Steigerwaldvorland liegen. Die Kleinregion Gerolzhofen umfaßt also zwei topographisch genau abgegrenzte, sehr unterschiedliche Landschaften. Der früher gebräuchliche Namen der „Nutz“ verdeutlicht den pragmatischen und unromantischen Blick unserer Vorfahren auf den Wald, der ihnen gemeinsam in vielerlei Hinsicht nützlich war. Bis 1850 stellte Holz den vielfältigsten Werkstoff und Energieträger in der europäischen Geschichte dar. Werner Sombart, ein Gründungsvater der modernen Sozialwissenschaft, meinte, daß die gesamte vorindustrielle Zeit eine unbeachtete innere Einheit besessen habe, die in einem „ausgesprochen hölzernen Gepräge“ bestanden habe.¹ 1682 betonte Wolf Helmhard von Hohberg, ein Experte für die Landwirtschaft: „Hätten wir das Holz nicht, dann hätten wir auch kein Feuer; dann müßten wir alle Speisen roh essen und im Winter erfrieren; wir hätten keine Häuser, hätten auch weder Kalk noch Ziegel, kein Glas, keine Metalle. Wir hätten weder Tische noch Türen, weder Sessel noch andere Hausgeräte.“² Die Wechselbe-

ziehung von Mensch und Holz stellte eine der grundlegenden Faktoren der mitteleuropäischen Zivilisation dar und die Geschichte des Gerolzhöfer-Dingolshausener Bürgerwaldes bildet einen kleinen Teil davon.

Die fränkische Markgenossenschaft – historisches Phänomen oder Phantom

Diesen Wald ordneten die Juristen 1904 anläßlich des Verfahrens um den Nutz als „unfürdenkliches Eigentum der Gemeinden“³ und als fränkische Markgenossenschaft ein: „Nach der Geschichte der Ansiedel[un]g der deutschen Stämme pflegte eine jede Anleg[un]g eines neuen Dorfes in den alten großen Marken den neuen Ansiedlern eine besondere Waldmark anzuweisen in unter diese zu verteilen. Wald, Weide, R. heide (?) blieben dagegen unausgeschieden und bildeten die eigentl. gemeine Mark. Sie dienten der gemeinsamen Nutzung durch die Merkgenossen. Namentlich sind es große geschlossene Waldreviere, welche in der Regel den ungeteilten Besitz der Markgenossenschaften ausmachten.“⁴

Die vermeintliche germanische Markgenossenschaft galt der Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhundert als Beweis germanischer, damit auch deutscher Freiheit und Solidarität, die sich mit einer nationalen und einer liberalen Interpretation vereinbaren ließ. Freie germanische Stammesmitglieder rodeten gemeinsam ein Stück Wald, teilten die gewonnene Flur in gleiche Ackerteile, die sich zunächst regelmäßig durch ein Losverfahren neu verteilten, um die reale Gleichheit der freien Bauern zusätzlich zur rechtlichen zu wahren, wohingegen sie gemeinsam Wasser, Weide und Wald als Gemeingut, Almende, nutzten.⁵ Freie fränkische Bauern besiedelten nach dieser Vorstellung die unterworfenen Mainlande, gründeten Dörfer, in denen sie genossenschaftlich lebten. Noch vor 50 Jahren

war der Autor Reinhold Schneider vom Wirken eines solchen freien, fränkischen Geistes in Gerolzhofen über die Jahrhunderte hinweg überzeugt, weil er den Stammescharakter der Franken auszeichnete: *„All das zeugt vom siedlerischen Landesausbau durch die Franken. Im Einklang damit stehen die besitzrechtlichen Vorstellungen, die Hofanlagen, steht die Eigenart des ‚Nutz‘ [...] steht die Wesensart der Bevölkerung, in der die Neigung zum Praktisch-Vernünftigen und die Begabung dafür stärker ist als die Neigung zum Musikalischen und zum Künstlerischen.“*⁶

Genossenschaften stellen tatsächlich eine soziale Grundkonstante der mittelalterlichen europäischen Gesellschaft dar, die stark agrarisch und lehensrechtlich geprägt war.⁷ Im 20. Jahrhundert nahmen Historiker wie Karl Bosl, die die Bedeutung von Ungleichheit und Herrschaft für die mittelalterlichen Gesellschaften hervorhoben, an, daß königsfreie Bauern genossenschaftlich im königlichen Wald rodeten und genossenschaftlich in einer Mark lebten. Tatsächlich gab es solche Militärkolonisten, die zum Beispiel die Karolinger zu besserem, „freiem“ Recht als Militärkolonisten ansiedelten. Allerdings ist die Bedeutung dieser bäuerlichen Gruppe, die angeblich die Königsprovinz „Ostfranken“ als die fränkische Machtbasis gegen die oppositionellen ostrheinischen Stämme der Sachsen, Alemannen, Bayern und die westslawischen Mainwenden verteidigen sollte, übertrieben worden.⁸ Auch diese Darstellung ist einer differenzierteren Vorstellung von der frühfränkischen Gesellschaft gewichen, die besonders Wilhelm Störmer in verschiedenen Werken vorgetragen hat.⁹ Darauf aufbauend komme ich zu folgender Definition des Begriffs der „freien Franken“ und der „Markgenossenschaft“: Freie Franken stellten die berechtigten Grundeigentümer einer Ortsmark dar, die einen Erbhof, einen großen Gutshof besaßen, vielleicht sogar wie die großen Adeligen, Bischöfe und Äbte, letztlich auch die Könige einen weit gestreuten Großgrundbesitz hatten. Sie versammelten sich zu gemeinsamen öffentlichen Handlungen, die die Nutzung der Fluren, die Grenzen der Grundstücke und der Ortsmark betrafen und bestätigten mitunter bei öffentlichen Gerichtsversammlungen das Verschenken oder

den Verkauf von Grundeigentum in der Ortsmark. Meist lebten sie in Hofgruppen verstreut über die Flur, nicht in geschlossenen Dörfern, und konnten alle den Wald nutzen.

Als Markgenossenschaft gilt die Nutzung eines gemeinsamen Waldes von berechtigten Grundeigentümern aus rechtlich eigenständigen Gemeinden, wobei die berechtigten Genossen ihr Vieh im Wald weiden lassen und Bau- und Brennholz aus dem Wald beziehen konnten. Die schriftliche Fixierung der über Generationen hinweg mündlich tradierten Regeln erfolgte jedoch erst im späten Mittelalter in der Form der Weistümer. Diese Regelwerke bestimmten, wer als Markgenosse aufgenommen wurde, legten den jährlichen Gerichtstag, auch Märkerding genannt, fest, an dem die Schöffen der verschiedenen Orte unter einem Holzrichter über den Wald- und Holzfrevel urteilten und einen Vogt wählten, der oft als adeliger Landesherr den Schutz der Markgenossenschaft übernahm. Im hohen Mittelalter drängten die Fürsten und Landesherren auf die Auflösung der Markgenossenschaften und unterstellten die Wälder und deren Verwaltung ihrer Hoheit. So konnte es für eine Anzahl von Markgenossenschaften in Hessen beobachtet werden.

Das Beispiel des Osings

Neben dem Bürgerwald Gerolzhofen/Rüggshofen hat in Franken nur noch die Freimark Osing im Landkreis Neustadt/Aisch – Bad Windsheim die genossenschaftliche Organisation und den gemeinschaftlichen Rechtscharakter aus der mittelalterlichen Agrargesellschaft erhalten. Der Osing bildet ein gemeindefreies Areal zwischen den vier Gemeindefluren von Herbolzheim, Krautostheim, Humprechtsau und Rüdelsborn in der Nähe von Bad Windsheim und erstreckt sich auf der Hochfläche eines südwestlichen Steigerwald-Ausläufers. Es umfaßt mit seiner Fläche von rund 275 ha ein Areal, das 4,3 km lang und zwischen 230 und 1060 m breit ist. Erstmals wurde die gemeinschaftliche Nutzung des Osings 1465 erwähnt.¹⁰ Seine Entstehung wurde von der Lokalhistorie ins frühe Mittelalter verlegt und erfolgte demnach durch freie Franken, die das unterworfenen Land besiedel-

ten und militärisch sicherten, seien es nun freie Stammesmitglieder oder königsfreie Bauern. Kurt Rieder nahm in einem jüngeren Aufsatz an, daß die Rodung des Waldes Osing und die Landverlosung nicht von fränkischen Militärkolonisten in der Karolingerzeit, sondern um 1450 vorgenommen wurde. Die Landnahme erfolgte zwar im 7. und 8. Jahrhundert, die Landverteilung des Osing setzte jedoch die Bildung der Gemeinden voraus, die erst im späten Mittelalter zum Abschluß kam, und in die Entstehung von „Marknutzungsverbänden“ mündete. Dieser Begriff vermeidet die Überschneidung mit der genossenschaftlichen Lebensweise innerhalb eines Dorfes und einer Mark mit der Almende und ist deswegen eindeutiger.

Der Name „Osing“ wiederum verweist nach Kurt Rieder auf den Hütewald, der „verösigt“, verkommen und ausgelichtet war.¹¹ Der gemeinsame Hütewald war in der frühen Neuzeit weit verbreitet und für die Viehzucht unersetzlich.¹² Nach der Agrarkrise des 14. Jahrhunderts setzte eine weitere, bislang weniger beachtete Rodungstätigkeit ein. In diesen Zusammenhang ordnet Rieder die Rodung und die Verteilung des Osings ein, der vorher als gemeinsamer Hütewald den vier Dörfern diente. Allerdings wurde die Fläche des Osings nicht dauerhaft an Privateigentümer verteilt, sondern jedes der beteiligten Dörfer erhielt ein Viertel der Fläche, das unter den jeweiligen Berechtigten alle zehn Jahre neu verlost wurde. Bis heute gilt der Verteilungsschlüssel: Weil in Herbolzheim 74 Osingrechte bestehen, machen diese nur eine Fläche von 1,5 Tagwerken aus, in Krautostheim fallen auf jedes der 64 Rechte 1,75 Tagwerk, in Rüdisborn sind es bei 54 Anteilen immerhin 2,25 Tagwerk und in Humprechtsau bearbeiten die 21 „Rechtler“ 5,5 Tagwerk.¹³ Dies wurde als gerechter betrachtet.

Rieders Untersuchung läßt insgesamt einen differenzierten Blick auf die Geschichte von Marknutzungsverbänden zu. Dennoch liegen die Verhältnisse im Bürgerwald anders, da er nie gerodet wurde, vielleicht wegen seiner etwas peripheren Lage zu den Nutzergemeinden.

Die Gerolzhöfer Kleinregion im frühen Mittelalter

Die jüngere Forschung bleibt skeptisch gegenüber dem Versuch, Markgenossenschaften auf das frühe Mittelalter zurückzuführen, und legt deren Entstehung in das ausgehende Mittelalter.¹⁴ Dies heißt allerdings nicht, daß die Anfänge der markgenossenschaftlichen Nutzungen nicht in der frühfränkischen Zeit liegen. Dies kann nun an der Geschichte des Bürgerwaldes Gerolzhofen und Dingolshausen nachvollzogen werden, der nicht in Agrarland umgewandelt wurde und auch nicht als Hütewald seinen Waldcharakter auf Dauer verlor.

Der Bürgerwald stellt ein interessantes Beispiel für eine kleinregionale Kontinuität vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart des dritten Millenniums dar. Die Gerolzhöfer Kleinregion weist eine lange Siedlungskontinuität seit der römischen Kaiserzeit auf und bildete im frühen Mittelalter eine Siedlungskammer.¹⁵ Nach der Phase der Völkerwanderungszeit lebte eine ethnisch gemischte, germanische Bevölkerung in den Mainlanden, die ein Randgebiet des Thüringerreichs bildeten. Eine feste Organisation erfuhr das westliche Steigerwaldvorland nicht mit dem fränkischen Sieg über das Königreich der Thüringer 536, sondern erst rund hundert Jahre später, als die lockere Anbindung der ostrheinischen Gebiete und Stämme an die merowingischen Könige durch die Vorstöße der Awaren, die Bildung des westslawischen Reichs unter Samo und die Westsiedlung der slawischen Wenden am Obermain gefährdet wurde. Im Jahre 631 oder 632 markierte die Niederlage des Frankenheers gegen die Slawen bei Wogastisburg die Gefährdung der merowingischen Herrschaft in Mainfranken. Die Merowinger setzten als thüringischen Herzog Radulf ein, der sich jedoch von der Oberhoheit der Merowinger löste und seine Unabhängigkeit von den Frankenkönigen verteidigen konnte. Deswegen ernannte Chlothar II. oder sein Sohn Dagobert in der Mitte des 7. Jahrhunderts einen fränkischen Großen namens Hruodi zum Herzog in Mainfranken. Seine Nachfahren, die Hedene, regierten in Würzburg wohl bis 717 als Herzöge in Mainfranken und Südthüringen. Sie waren

Somptuarius
Wirtshaus
Wirtshaus

Wir Lorenz von Gottes gnaden Bischof zu Würzburg und Herzog zu Franken
Als wir etliche vorzeiten in unsern den Erbsamen vürstlichen Leben geteilt
Hingeworfen und hatz vürst: Was Verfolgungen durch Obachtliche Doff-
meister und Gemeinder in Dingolshausen Kirchhofen und Lindelore eine
irrtümliche Doffmeister und Gemeinder in Vörsfeld des pönlichlichen
Der mit genannt mit andern dergen wird gebühret Als vürstlich am
Hedelsberg und am Neureyß geübt und haben auch in der Doffge-
am Obachtliche am Kirchhofen und am Obachtliche geübt und
gedachten gegolte: Die mit genannt begreifen und gelegen anderwärts
Zierung und gebühren gehalten. Deshalben sie erstlich am vürstlichen
Landgeübt. Amtes Verfolgungen in vürstlichen gegen eingewandt in
zucht geübt. Und wir auch in folgenden nachfolgend teile
Gemeinder vürstlichen die begreifen. Darunter wir als allerhöchste Land-
fürst die gegen Gemeinder in vürstlichen ferg fergewandt und vürstlich
ist gemeinder teile Gemeinder in vürstlichen gestellt. Und furtlich allezeit
der Gemeinder ist vürstlich in vürstlichen zucht vürstlich. Und Grund in
Lindelore die Doffmeister geübt. Als vürstlich. Wir Lorenz
von Gottes gnaden Bischof zu Würzburg und Herzog zu Franken
Nachdem wir etliche gut geübt. Vürstlich und gebühren. Doff-
und vürstlich vürstlichen den Erbsamen vürstlichen Leben geteilt. Doff-
meister und hatz vürst: Was Verfolgungen durch Obachtliche Doff-
meister Doff: Dingolshausen Lindelore und Kirchhofen vürstlich
Zierung vürstlich. Und die vürstlich in Vörsfeld Obachtliche Doff-
meister und Gemeinder Doff: Amtes vürstlich gehalten haben. Der
Golge der mit genannt Gemeinder. Deshalben die gedachten vürstlichen
mit vürstlich gegen vürstlich. Wir hatz fergewandt und vürstlich
und vürstlich vürstlich. Und vürstlich vürstlich. Als aller-
höchste Landfürst vürstlich und vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich
wir Obachtlich mit vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich
Das wir die gemeinder vürstlichen von vürstlichen in vürstlich. Und vürstlich
vürstlich. Vürstlich für vürstlich. Die vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich
der Doffmeister in Vörsfeld. Die vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich
Gemeinder. Und vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich
amtes vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich
vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich
die fergewandt. Das sie fergewandt. Und vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich
mit vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich
in Vörsfeld für vürstlich. Und die vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich
Doff: mit vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich
vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich. Und vürstlich

Abb.: Seite aus einem Libell zum Waldstreit zwischen Gerolzhofen und Geusfeld aus der Zeit um 1500. Das Libell wurde im Namen des Würzburger Fürstbischofs Lorenz von Bibra verfaßt und ist im Stadtarchiv Gerolzhofen unter der Nummer U046 zu finden. Photo: Matthias Endriß.

für eine frühe staatliche Organisation und Besiedlung Mainfrankens verantwortlich, bauten einen herzoglichen, öffentlichen Großgrundbesitz und eine Gauorganisation mit Burgen auf, unterstützt von einer regionalen Adelsgesellschaft, die eng mit dem mittleren Rheinland verbunden war. Der Ortsname von Rügshofen (Roudshofen) läßt an das Wirken Hruodis und an herzoglichen Grundbesitz denken.

Der Steigerwald bildete um 650 topographisch und ethnisch eine Grenze zwischen Slawen und „Franken“, die auch durch die Kleinstregion von Rügshofen und Gerolzhofen verlief. Der Ortsnamen von Gerolzhofens Nachbarort Frankenwinheim erinnert an eine slawische Siedlung.¹⁶ Vor dem Berganstieg bildete sich ein Mittelpunkt von Herzogs- und Königsgut in den Orten Gerolzhofen und Rügshofen heraus, die meiner Meinung nach eine gemeinsame Urmark besaßen, auf der auch Dingolshausen und Lindelach entstanden. Gerolzhofen gehörte nach einer Urkunde Ludwigs IV. (das Kind) von 906 zum Königsgut, das sein Vater Kaiser Arnulf I. dem Kloster Fulda geschenkt hatte. Die königlichen Besitzungen zogen sich im Westen von der Vogelsburg und ihrer Königskapelle über mehrere Dörfer im Volkfeldgau hin bis Gerolzhofen als östlichem Endpunkt. Rügshofen gehörte zu den 26 Königshöfen, von deren Ertrag das junge Bistum Würzburg den zehnten Teil erhielt. Im benachbarten Herlheim befand sich eine königliche Eigenkirche oder Kapelle, die Karlmann mit mehr als 20 weiteren Kirchen dem Würzburger Bischof Burkhard schenkte.¹⁷

Im Bürgerwald Gerolzhofen-Dingolshausen lagen zwei frühmittelalterliche Burgen, die der Sicherung der Grenzregion dienten, die ältere Vollburg, vielleicht ursprünglich „Volksburg“, und das „Nonnenkloster“, eine vielleicht von den „Schweinfurter Markgrafen“ errichtete Anlage des 10. Jahrhunderts. Diese Erdburgen erinnern an das Burgensystem im Grabfeld, das von den Hedenen beeinflusst in der Ausbauphase des 7. und 8. Jahrhunderts entstand und Teil des karolingischen Königsguts wurde.¹⁸ Dennoch handelte es sich bei der Kleinregion von Gerolzhofen nicht um einen

geschlossenen Herzogs- oder Königsbesitz. Ein Gerold als namensgebender Grundherr in Gerolzhofen dürfte zu einem bedeutenden fränkischen Adelskreis gehören, deren bekannteste Mitglieder eng mit Karl dem Großen verbunden und verwandt waren. Gerold (I.) der Jüngere, geboren um 755/60, verstarb am 1. September 799 in Pannonien, war fränkischer Präfekt in Bayern und heiratete Gisela (757-810), die die Tochter König Pippins und somit Schwester Karls des Großen war. Karl der Große wiederum gab Gerolds Schwester Hildegard das Jawort und der gemeinsame Sohn folgte dem Vater auf den Kaiserthron. Allerdings kann man weder den Präfekten noch seinen gleichnamigen Vater als Ortsgründer von Gerolzhofen vereinnahmen, aber einen entfernten Verwandten oder Vorfahren darf man vermuten.

Um 779 nennt erstmals die Schenkung eines fränkischen Grundherrn namens Ilbinc den Ort Gerolzhofen. Sie zeigt einen von unfreiem Gesinde bearbeiteten Eigenregiebetrieb, während auf Königs- und Kirchengut die unfreien Schichten mit Bauernhöfen ausgestattet wurden. Ilbincs Grundbesitz zog sich von Frankenwinheim, das als slawische Siedlung belegt ist, über Gerolzhofen, Donnersdorf unterhalb des Zabelsteins, des nördlichsten Bergs des Steigerwaldes, nach Knetzgau bis nach Stettfeld vor den Haßbergen hin. Topographisch liegen diese Orte entlang einer Verkehrsverbindung vom nördlichen Steigerwaldvorland bis ins Siedlungsgebiet der Mainwenden. Knetzgau könnte im Ortsnamen den slawischen Begriff für König „kneds“ enthalten, Haßberge weist vielleicht das westslawische Wort „chasa“, Schar, Volk, auf.¹⁹

Ilbincs Besitzungen entsprechen offensichtlich einer fränkischen Gegenbewegung im Bereich des südlichen Landkreises Schweinfurt.

Somit dürfte in der Gerolzhöfer und Rügshöfer Urmark eine vergleichbar differenzierte Struktur bestanden haben, wie sie die Würzburger Markbeschreibung von 779 aufweist: Kirchengut des Würzburger Bischofs („*cirih-sahha sancti Kilianes*“), Königsgut („*frono*“) und die Erbgüter freier Franken („*friero Francho*no erbi“). Eine Ortsmark sah zur Versor-

gung der Bauern und Grundherren gleich welchen Rangs, letztlich aber aller Bewohner, einen gemeinsamen Wald vor. In der „Urmak“ Gerolzhofen/Rüghofen befanden sich in Gemengelage Güter aus herzoglichem und königlichem Besitz, Güter von Adeligen wie Gerold oder Ilbinc, die Erbgüter freier Franken, die adelige Grundherren oder Bauern sein konnten, und Kirchengut Fuldas. Die großen Grundbesitzungen wurden im 8. und 9. Jahrhundert unterteilt in Eigenregiehöfe der Grundherren und kleine Bauernhöfe, die die abhängigen Bauern, oft ehemaliges Gesinde, bearbeiteten. Allerdings unterstellten sich freie Bauern und Grundbesitzer geistlichen und weltlichen Grundherren, die ihre militärischen und öffentlichen Aufgaben übernahmen. Nur die freien Grund- und Hofeigentümer besaßen jedoch Rechte als Markgenossen, die zusammen die Feldflur in einem gemeinsamen Umgang kontrollierten und beschlossen. Die Nutzungsrechte am Wald umfaßten die Viehweide und die Holzlieferung verschiedener Art. Eine genossenschaftliche Siedlung oder Kolonisation und die Bildung einer Markgenossenschaft lassen sich in Gerolzhofen und Rüghofen im frühen Mittelalter nicht nachweisen.

Stadtwerdung Gerolzhofens und gemeindefreier Wald „Nutz“

Die Gerolzhöfer Kleinregion, für die der Bürgerwald einen wichtigen Bestandteil darstellte, unterstand im 9. und 10. Jahrhundert wahrscheinlich der Herrschaft der Popponen und Schweinfurter Grafen, die in zwei Fehden 906 und 1003 vergeblich gegen eine Benachteiligung durch den König und für die Festigung ihrer regionalen Herrschaft kämpften. Nachdem diese Versuche von hochadeligen Familien, ein regionales Fürstentum aufzubauen, scheiterten, geriet die Gerolzhöfer Kleinregion unter würzburgische Herrschaft, als die Bischöfe 1023 den Wildbann im nördlichen Steigerwald erhielten. Im Rahmen ihrer Territorialpolitik wählten die Fürstbischöfe während des 13. und 14. Jahrhunderts Gerolzhofen als Platz für eine kleine Mittelstadt und ein Zentrum im nördlichen Steigerwald. 1296 wurde der planmäßig angelegte und mit einer

Stadtmauer gesicherte Ort „*oppidum*“ genannt, 1359 führte die Stadt ihr eigenes Siegel und erhielt eine kirchliche Zentralfunktion als Sitz eines Archidiakonats. Das besondere Interesse der Fürstbischöfe zeigte sich in der Errichtung einer repräsentativen Pfalz in Lindelach.

Parallel zur Verstädterung im hohen Mittelalter verlief die Herausbildung geschlossener Dorfsiedlungen mit der Pfarrkirche als Mittelpunkt, die eine eigene Verwaltung und Identität entwickelten. Rieger hat darauf hingewiesen, daß erst entwickelte Dörfer Marknutzungsgemeinschaften verabredeten. Die Entwicklung Gerolzhofens zur Stadt im 13. und 14. Jahrhundert förderte die Dorfentwicklung der benachbarten Orte Rüghofen und Lindelach nicht, sondern hemmte sie vielmehr. Viele Bürger der neuen Stadt könnten aus beiden Dörfern stammen, deren Bauern schließlich zu Gerolzhöfer Pfahlbürgern wurden. Das entferntere Dingolshausen behielt seine kommunale Eigenständigkeit und konnte als formal gleicher Partner bei einer Marknutzungsgemeinschaft für den Wald „Nutz“ fungieren. Spätestens in dieser Zeit wurde eine Aufteilung der Urmak oder eine Neuaufteilung der vier Ortsmarken vorgenommen. Die Aufteilung des „Nutz“ wäre für keine Seite sinnvoll gewesen, einerseits wegen fehlender Kriterien für die Unterteilung, andererseits wegen der entfernteren Lage. Allerdings verteidigten die Stadt und die drei Dörfer seit 1471 ihre Ansprüche auf den „Nutz“ gemeinsam unter Führung Gerolzhofens gegen die Ansprüche der östlich an den „Nutz“ angrenzenden Gemeinde Geusfeld. Deren Bauern hatten Vieh zur Mast in den Wald getrieben und schlugen Holz. Schließlich beanspruchte Geusfeld fast die Hälfte des Waldes für sich, was auf die entschiedene Ablehnung der vier Nutzergemeinden stieß. Mehrmals beschäftigte sich das Landgericht in Würzburg mit dem Streitfall, bei dem das Gericht einen gemeinsamen Waldumgang und eine einvernehmliche Grenzziehung verlangte, die streitenden Parteien sich jedoch nicht über den verbindlichen Charakter der bereits durchgeführten Umgänge einerseits sowie die Berechtigung der Schadensansprüche andererseits einigen konnten.²⁰ 1499 schließlich zog Fürst-

bischof Lorenz von Bibra den Rechtsstreit an sich und bestätigte die rechtlichen Ansprüche von Gerolzhofen, Rügshofen, Lindelach und Dingolshausen, beließ den Geusfeldern allerdings das Recht des Viehtriebs. Dieser Kompromiß barg die Ursache für weitere Konflikte in sich, die erst beigelegt wurden, als Geusfeld keine eigenen Nutzungsrechte an dem Bürgerwald mehr beanspruchen konnte. Das hinderte den Rat von Gerolzhofen jedoch nicht, Viehtriebrechte an die Gemeinde Michelau, die ebenso an den „Nutz“ angrenzte, zu verpachten, diese dann allerdings auf den Hof Saudrach zu übertragen. Dies bedingte wiederum rechtliche Auseinandersetzungen mit dem Ebracher Abt.

Markgenossenschaft oder Marknutzungsgemeinschaft?

Die vier Gemeinden agierten in diesen wie eine Markgenossenschaft. Die großen hessischen Markgenossenschaften umfaßten allerdings meist eine größere Anzahl von Dörfern, aus denen sich die Markgenossen, die gewöhnlich Haus und Hof besaßen, zur gemeinsamen Nutzung eines großen Waldareals zusammenschlossen und organisierten. Hierzu gehörte nicht nur die im Spätmittelalter erfolgende schriftliche Fixierung der Waldordnung und der Verwaltung an Stelle der bislang mündlichen Überlieferung, sondern auch die Herausbildung eigener Organe wie des Märkerdings, der Versammlung aller Markgenossen, des Waldgerichts und die Wahl eines Vogtes, der die exekutive Gewalt nach innen und außen besaß. Diese Funktion wurde von Adeligen der Region oder auch vom Landesherren wahrgenommen.²¹

Eine solche Verfassung und Organisation sind für den „Nutz“ und seine Nutzergemeinden nicht erkennbar. Zwar bestimmten der Rat von Gerolzhofen und die Dorfvertreter von Dingolshausen je zwei Wald- oder Mahlherren, die sich mit der Verwaltung des Waldes insgesamt zu beschäftigen hatten. Sie bestimmten die Termine für das Auslauben ausgemessener Waldteile für Brennholz, überwachten den Förster, trieben die Strafgeelder bei den vielen Vergehen gegen die Waldordnung ein. Allerdings ist es fraglich, ob wir

es hier mit den Resten eines von den Gemeinden ursprünglich unabhängigen Waldgerichts zu tun haben. Der Begriff „-mahl“ verweist auf die althochdeutsche Bezeichnung für Gericht oder Gerichtsversammlung „mahal“. In der Gerolzhöfer Mark lag ein kleinerer Wald, das „Mahlholz“ genannt, der vielleicht einem Mark- oder Waldgericht zugeordnet war. Ein Märkerding wie in den größeren hessischen Markgenossenschaften ist nicht überliefert und zu erschließen. Der gemeinsame Umgang, der jedes dritte Jahr stattfand, um die Grenzen des „Nutz“ mit Grenzsteinen festzusetzen und zu kontrollieren, entspricht eher der Praxis innerhalb einer Dorfmark, wenn die Hofbesitzer gemeinsam die Flur- und Anbauflächen ab- und begrenzten.²² Das spricht wiederum für die These, daß die gemeinsame Nutzung des Bürgerwaldes aus einer Urmark Gerolzhofen und Rügshofen herrührte. Während die Feldflur mit Stadtwerdung Gerolzhofens unterteilt wurde, unterließ man dies aus pragmatischen Gründen für den Wald.

Die lange anhaltenden Marktstreitigkeiten zwischen der Stadt und den drei Dörfern belegen ebenso eine gemeinsame Urmark und die Probleme der Unterteilung. Entsprechende Konflikte entzündeten sich wiederholt zwischen Rügshofen und Gerolzhofen wegen fehlender oder unklarer Flurgrenzen.²³ Die genossenschaftlichen Waldrechte aller Herdstättenbesitzer, ihren Holzbedarf aus dem „Nutz“ zu decken, stellten hingegen eine praktikable und vergleichsweise gerechte Lösung dar. Die Kontrolle übte kein Märkerding aus, sondern der Rat von Gerolzhofen, ergänzt durch die Vertreter von Dingolshausen. Die langwierigen Prozesse mit Geusfeld um einen Anteil am „Nutz“ zeigen die besondere Attraktivität des gemeinsamen großen Waldes für Gerolzhofen, die drei Dörfer und ihre Bewohner, aber auch für andere Gemeinden.

Der Nutzen des „Nutz“

In der Satzung Fürstbischof Melchior Zobel für die Stadt Gerolzhofen von 1546 wurde das Verhältnis von Rügshofen und Lindelach eindeutig geregelt: „XV. Beide der Statt Gerolzhoven nechst angelegene Dörrfflein, als Rügshoven und Lindelach gehören mit allen

Rechten zu Statt, müssen an Stattgerichten ‚recht geben‘ und ‚nehmen‘, haben auch keinen sonderbahren fluhr, sondern mit unserer gemein, genießen auch mit Gemeiner Statt Wasser undt Waidt und haben beede Dörfflein in unsern ‚hohen Walddt‘ auch ‚Theyl‘.“²⁴

Die Berechtigung der Herdstättenbesitzer entsprach den wirtschaftlichen Erfordernissen, die sich aus der umfassenden Bedeutung des Werkstoffs Holz und des Lebensraumes Wald für das menschliche Leben in der vorindustriellen Gesellschaft ergaben. Dabei waren die Bauholz- und Brennholzmengen abgestuft nach dem Umfang und Zweck des Bauvorhabens, aber auch entsprechend dem Rang des berechtigten Haushaltsvorstandes. Die Rechtler hatten laut Waldplan von 1846 Anspruch auf folgende Mengen Bauholz:

„Jeder Theilhaber an dem Stadtwalde von der Stadt Gerolzhofen mit Rügshofen, dann der Ortschaft Dingolzhawsen erhält nach unverdenklichem Herkommen im Falle der Erbauung eines neuen Wohnhauses, und zwar:

- a) eines zweystöckigen 40
- b) eines einstöckigen 20
- c) einer Scheune 10

der Größe des Gebäudes entsprechende Baustämme, welche durch eingestellte Holzhauer gefällt werden und wofür die Empfänger den akkordmäßigen Hauerlohn zu bezahlen haben, und außerdem auch noch das herkömmliche und von der k[öniglichen] Regierung genehmigte Amreisgeld. Die Holzart ist nicht bestimmt, doch wurden bisher abschließend Eichen zu diesem Behufe abgegeben.“²⁵

Allerdings erhielten nicht nur die Herdstätteneigentümer, sondern auch die Gemeinden Gerolzhofen, Rügshofen und Dingolshausen Bauholz für ihre öffentlichen Bauten aus dem „Nutz“. Die Brennholzentnahme war nicht nach der Baumaßnahme, sondern nach dem Rechtsstatus der jeweiligen Personen gestaffelt:

„Zugeben Sullen die mahelmeistere Zu Geroltzhofen und Dingeltzhawsen einem yden der am gericht sitzt und Im Innern Rat ist ein acker holtz vnd einem Ratsfreund Im ewssern

Rat ii j [3] firteil Holtz geben aber den grossen höfen als der Lambrecht fuchs vnd dergleichen Freyhofen gibt man einem hoff ein Acker holtz vnd den andern Bawern die pferd Hub oder andre gutter halten gibt man nicht mer den ein halben acker holtz, vnd andern einwonden Bürgern alss hecker vnd handwercksleuten sol man einem geben ein firteil holtz vnd, einem hawssgenossen ein halb firteil holtz vnd sol vber diese ordenung eben keinem mer gegeben werden Er hab vil oder wenig hube lehen oder guttere dz sol hie Innen nicht angesehen wer den.“²⁶

Die Rangordnung sah einen ganzen Acker Mittelwald zum Ausschlag für Brennholz für die Gerichtsschöffen, die Mitglieder des Inneren Rates und die Freihöfe vor, einen dreiviertel Acker für Mitglieder des Äußeren Rats, einen halben Acker für bäuerliche Hofbesitzer, für Handwerkern und Häcker ein Viertel Acker und ein Achtel Acker für die Hausgenossen. Dieser mehrdeutige Begriff bezeichnete im Kontext der Waldordnung jedoch die Mieter einer Wohnung oder eines Wohnraums.

Gemäß der Waldordnung von 1606 maßen die Wald- oder Mahlmeister das „Gehölz“ für das „Auslauben“ in ackergroßen Teilen aus, jeweils Flächen von 20 auf 6 oder 8 Gerten, rund 60 auf 18 oder 24 Meter, die in halbe, viertel und achtel Anteile unterteilt wurden und durch Häufchen „Lagreiser“ markiert waren. An zwei öffentlich verkündeten Wochentagen „nach den beiden Marienfesten“ fand das „Auslauben“ statt. Am ersten Tag sollte eine Hälfte der Bürger von Gerolzhofen, Stadt wie Vorstadt, von Dingolshausen und eines kleinen Dorfs, am zweiten Tage die zweite Hälfte der berechtigten Leute ihr Brennholz schlagen. Die Äcker waren nach Wohnort angeordnet. Wer am angegebenen Termin sein Brennholz nicht abholte oder abholen ließ, konnte vom städtischen Gericht nur bei genügender Begründung für das Versäumnis einen Nachholtermin erlangen.²⁷

Der Schutz und Schaden des Waldes „Nutz“

Zu den wichtigsten wirtschaftlichen Nutzungen im Wald gehörten die Viehweide, aber auch das Ernten von Früchten sowie das Sam-

meln von Laub und Streu. Diese Praktiken waren für die bäuerliche Wirtschaft unerlässlich, schädigten jedoch die Regenerierung der Bäume und des Waldbodens empfindlich. Im Gegensatz zu den Holzrechten waren Trift und Hutung in den Gerolzhöfer Waldordnungen nicht explizit geregelt, was seine Ursache vielleicht darin hatte, daß das Vieh meist nicht in den abgelegenen „Nutz“ getrieben wurde, sondern auf den Wiesen und in den Waldungen der Ortsgemarkungen vor dem Gebirge geweidet wurde. Folglich entstanden zwischen den Gemeinden Konflikte wegen der ungenauen Markgrenzen. Dem Mißbrauch, der im Mittel- und Niederwald wegen des häufigen Holzschlags und der Schädigung der nachwachsenden Bäume durch das Vieh entstand, sollte Artikel 27 der Stadtordnung von 1543 abhelfen: „...da einige bisher, wo es ihnen gefiel, Brenn- und Bauholz nahmen, wodurch der Wald verdorben, so sollen nun die Waldmeister die Lauben von Schläg zu Schläg ordentlich austheilen und jeder sein Laub zur rechten Zeit abhauen und bis zum Eintrieb des Viehes der Schlag wohl gehegt werden.“²⁸

Seit 1477 wurde in den verschiedenen Waldordnungen ein differenziertes Regelwerk entwickelt, das 1606 im Zusammenhang mit der Vermessung aller Fluren, aber auch des gemeinsamen Waldes zusammengefaßt wurde. Die älteste Waldordnung setzte mit folgender Präambel ein: „Es ist zu wissen, das uff heut sonntag sant Lucien tag virginis anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo octavo ist der /rat/ mit den von Dingeltzhausen eins worden und haben mit gutem vorrate den man darinns gehapt hat, den nutz in hege zu halten beslossen und dise hienach geschriben ordenung gemacht und begriffen.“²⁹

In mehreren Abschnitten werden die Strafsommen für verschiedene Delikte des Waldfrevels aufgeführt: Frevler, die sich verbotener Weise Holz aus dem Wald beschafften, mußten den Schaden begleichen und 3 Pfund bezahlen. Das Abschlagen von „holz pfel“, „bürdenweys oder sponhölzer“ kostete 15 Denare, während das Schlagen von Hegreisern in den ausgeteilten Äckern 5 Pfund Bußgeld ausmachte. Hegevorschriften regelten das Belassen einer festen Anzahl von Hegreisern in den ausgehauenen Arealen und eine Sechsjahres-

schonung für ausgehauene Flächen. Das dokumentiert die Einsicht in eine sachgerechte Pflege des Waldes, die zum Beispiel in der Hege des Nürnberger Reichwaldes seit der Mitte des 14. Jahrhunderts praktiziert wurde. Allerdings überwog das Interesse an der möglichst billigen und raschen Deckung des gemeindlichen und privaten Bedarfs. Trotz öffentlicher Ordnung und Strafregelung wurde das Gemeingut, die Almende, die vom einzelnen nur extensiv und nach Bedarf genutzt wurde, nachlässiger behandelt als das private Eigentum.

Wie im Mittelalter und der frühen Neuzeit üblich, wurde der „Nutz“ als Nieder- und Mittelwald genützt. Das führte zu einer entsprechenden Baumgesellschaft: „Nach einer neueren Angabe hat die Stadt 1100 Morgen Eichenbauholz, 120 Morgen Fichten, Tannen und Kiefernholz, 2683 Morgen Buchen und allerlei Brennholz, 500 Morgen, oberes Mahlholz genannt, 330 Morgen junger Schlag am Mahlholze, und 330 Morgen des untern Mahlholze und der Stierhuth, welches nun urbar gemacht ist.“³⁰ Anders gesagt: etwas mehr als zwei Drittel Buchen, rund ein Viertel Eichen, rund ein Achtel Nadelbäume. Ein Teil der Waldungen in der Gemeindeflur wurde um 1800 in Ackerfläche umgewandelt.

Um eine abgestimmte und angemessene Waldwirtschaft zu ermöglichen, wurde der „Nutz“ zu Beginn des 17. Jahrhunderts in die Flurvermessung einbezogen. 1606 vermaß Jakob Heilmann den „Nutz“ auf einer Fläche von 3717 Äckern und 39,5 Gerten. Aus der Gesamtfläche wurde der Mittelwald bestimmt, so daß in 40jährigem Wechsel pro Jahr 78 Morgen zum Aushieb ausgegrenzt werden sollten. Vermutlich dürfte die Aufteilung der Rechtler auf die Gemeinden auch in diesem Zusammenhang erfolgt sein. Sie sprach der Stadt Gerolzhofen 352 Anteile, der Gemeinde Rügshofen 23, dem damals noch bestehenden Dorf Lindelach 26 und dem ehemaligen Marktort 78 Anteile zu.³¹ Für diesen Zeitpunkt spricht auch der Bevölkerungsverlust während des 30jährigen Krieges: in Gerolzhofen wurden von 339 Herdstätten rund 70 Häuser zerstört und eingerissen, Lindelach ging völlig ein und seine Herdstellen fortan Gerolzhofen zugerechnet.³²

Allerdings reichten die Maßnahmen nicht für den Erhalt eines lebensfähigen Waldes aus, denn den Bürgern und ihren Repräsentanten lag der unmittelbare ökonomische Nutzen näher als eine schonende und weitsichtige Waldhege. Jäger kritisierte den Mißbrauch kurz vor der Agrarveränderung des 19. Jahrhunderts: „*Der Stadtrat war auf eine gehörige Abtheilung von Schlägen so wenig bedacht, daß man vielmehr nach Gutdünken Bau- und Brennholz füllte, solches nach Belieben im Walde liegen ließ, das Vieh nach Gefallen in die jungen Schläge trieb und in denselben graste, daß dadurch von allen Seiten dem Walde der Ruin zugearbeitet werden mußte.*“³³

Der Übergang zur modernen Forstwirtschaft

Mit der umfassenden Modernisierung der Landschaft, dem Ende von Dreifelderwirtschaft, Flurzwang und Almende sowie der Einführung von Stallhaltung des Viehs, Vierfelderwirtschaft, Fruchtwechsel und künstlichem Dünger änderte sich auch die Waldpflege. Viehtrieb und private Holzentnahme für Heizung und Bau entfielen allgemein, wenn auch in unterschiedlicher Weise. Die Entrechtung der Herdstättenbesitzer in Gerolzhofen erfolgte nicht wegen einer ökonomischen Planung, sondern wegen der Verschuldung der Stadt während der Kriege von 1792 bis 1815. Deswegen konnten die Bürger Gerolzhofens sich ihr Brennholz nicht mehr aus den ihnen zugeteilten Waldarealen beschaffen, denn die Stadt führte eine Brennholzauktion zur Schuldentilgung ein und verkaufte das Holz an die Bürger. Das einmal abgetretene Recht erhielten die Bürger auch nach der Schuldentilgung nie mehr zurück.

Seit der Aufstellung des ersten Wirtschaftsplans 1846 wurden Veränderungen eingeleitet, die einen Hochwald mit wesentlich höherem Nadelholzanteil anstrebten, andererseits qualitativ hochstehende Hölzer gezielt für die sich spezialisierende Nachfrage lieferten. Grundlage bildete eine genaue und wissenschaftlich fundierte Bestandsaufnahme, die für die Qualität des Bürgerwaldes um die Mitte des 19. Jahrhunderts wenig positiv ausfiel:

„...so übel sieht es in dem größten Theil der

Mittelwaldungen der 36-jäh[rigen] Bestandklasse aus und sie stellen mit Ausnahme der gegenwärtig haubaren Abtheilungen 4 – 6 des II ten Dist. ein höchst trauriges Bild dar, denn alle übrigen Abtheilungen, nemlich Abth. 11 – 14 des I ten und 1. 2 und 3. 6. des II ten Dist. mithin fast sämtliche jung-jare Parthieen sind sehr mißhandelt, indem hier übermäßige Stammholzaushauungen stattgefunden haben.“³⁴

Der Schutz des Waldes wurde im Gegensatz zu den spätmittelalterlichen Waldordnungen umfassender geregelt und genauer durchgesetzt. Schon im ausgehenden 15. Jahrhundert wurde jedoch ein Förster eingestellt, der der Stadt Gerolzhofen und dem Dorf Dingolshausen schwören mußte, den Waldfrevel hartnäckig zu verfolgen und zu ahnden. Allerdings stand ihm auch ein Drittel der eingesammelten Bußgelder zu, was seinen Berufseifer vermutlich stärkte.

„*Wenn er dann sieht, daß jemand an Wald und Bäumen Schaden angerichtet hat, bei Tag oder Nacht und in seiner Abwesenheit, soll er eifrig danach forschen und sich erkundigen, wer es getan hat, und ob er die Personen erfährt oder nicht, soll er das nichts desto weniger dem Rat und auch den vier Waldmeistern melden und dem, was ihm befohlen wird, nachkommen. Wenn aber der Förster jemand beim Schadenanrichten ergreift, den- oder dieselben soll er pfänden.*“³⁵

Mit der Verschärfung des Waldschutzes und der Ahndung von Delikten im 19. Jahrhundert häuften sich die Anzeigen durch die verschiedenen Förster und ihre Mitarbeiter. Eine genaue Verwaltung hinterließ lange Listen im Stadtarchiv Gerolzhofen betitelt mit:

„*Acta des Stadtmagistrats Gerolzhofen Betreff Feld- und Waldrügen 1849 II Buch 54 A,*

Verzeichniß der Rügstrafen und Schadenersatz vom Mahlholz 2. Quartal 1846/7,

Verzeichniß über die Feldrugstrafen 1845/46 angehalzen den 26. II. 1847,

Verzeichniß der zu erhebenden Rugstrafe und Schadensersatz für 3. Quartal 1846/7,

Verzeichniß die zu erhebenden Feld- und Rugstraf wegen verbotnen Wasenhütens vom 22. Mai 1847 in Gerolzhofen“.

Die Delikte waren geringfügig und verdeutlichen, daß es sich oft um bedürftige Menschen handelte, die sich etwas Brennholz oder Streu für den Dünger holten. Typisch scheint der 1851 gestellte Antrag auf Straffreiheit wegen Armut:

*„Wie der verehrlichen Gemeindeverwaltung dahier bekannt ist, bin ich als Waldfrevler zur der jüngst abgehaltenen Rugthätigung betr. des Gerolzhöfer Stadtwaldes geladen, bin aber durchaus nicht im Stande, die angesetzte Rugstrafe zu entrichten, da ich gar kein Vermögen besitze, sondern blos von der Gutthat meines Bruders frugal lebe, bitte also die verehrliche Gemeindeverwaltung, mir das Zahlungsunfähigkeits-Zeugniß zu diesem Behelfe gefälligst aus zustellen.“*³⁶

1846 setzte mit den Wirtschaftsplänen die ökonomische und nachhaltige Waldnutzung ein, so daß einige Jahrzehnte später die Verwertung von Nutzholz aus dem Hochwald garantiert war. Der Anschluß Gerolzhofens an das Eisenbahnnetz erlaubte den überregionalen Export von Holz, mainfränkische Furnierwerke verarbeiteten die Alteichen des ehemaligen Mittelwaldes. Die Verkäufe von Eichen- und Buchenholz reichten, für die Finanzierung von Waldpflege und die Waldverwaltung. 1955 allerdings war der alte Eichenbestand erloschen.³⁷

Wiederum änderte sich die Frage nach dem vorrangigen Nutzen des Bürgerwaldes. Kulturgeschichtlich ging die nachhaltige, wissenschaftliche fundierte Forstwirtschaft, die auch zu einer beträchtlichen Vermehrung der Waldflächen in Deutschland führte, mit der Romantisierung und Mythologisierung des deutschen Wald als einer Form unverfälschter und beseelter Natur einher. In der modernen urbanisierten Gesellschaft bekam der Wald auch ein neues Gewicht als Erlebnis- und Erholungsraum für die Menschen in ihrer Freizeit. Besonders in den letzten Jahrzehnten wurde die ökologische Bedeutung des Waldes als Biotop, aber auch für die Erhaltung eines balancierten Klimas evident.

Bis heute haben Gerolzhofen und Dingolshausen die besondere Rechtsform des Bürgerwaldes bewahrt und selbst die Schwerpunkte der Waldwirtschaft und Pflege bestimmt.

Damit setzen beide Gemeinden eine vielleicht schon 1200 oder 1300 Jahre währende Tradition fort und räumen dem großen Waldareal eine besondere Bedeutung in ihrer kommunalen Wirklichkeit ein. Das bürgerliche Engagement wird durch den Bürgerwald-Verein getragen, der sein Wirken nicht mehr in der möglichst unbehinderten Ausbeute, sondern in der Pflege des Waldes und der Verantwortung der Menschen in beiden Gemeinden für den Wald sieht. Sicher wäre es zu bedauern, wenn die lokale Waldtradition durch ein flächenumfassendes Projekt Naturpark Steigerwald keine Zukunft mehr hätte.

Anmerkungen:

- ¹ Radkau, Joachim: Holz. Wie ein Naturstoff Geschichte schreibt. München 2007, S. 21.
- ² Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte 10. 2007, S. 21.
- ³ Zit. n. Schneider, Peter: 600 Jahre Stadt Gerolzhofen. Gerolzhofen 1957, S. 25f.
- ⁴ Stadtarchiv Gerolzhofen (künftig: SAG), Bürgerwald 1 / fol. 9.
- ⁵ Schulz, Paul: Die Markgenossenschaft als wirtschaftliche und soziale Gemeinschaft. Dissertation. Breslau 1925. Varrentrapp, Franz: Die hessische Markgenossenschaft des späten Mittelalters. Marburg 1909. Grosch, Georg: Markgenossenschaft und Grossgrundherrschaft im früheren Mittelalter. Eine staats- und rechtsgeschichtliche Untersuchung. Vaduz 1965 (Nachdruck der Ausgabe Berlin 1911).
- ⁶ Schneider: Gerolzhofen (wie Anm. 3), S. 16 f.
- ⁷ Bader, Karl Siegfried: Dorfgenossenschaft und Dorfgemeinde (Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes 2) Wien-Köln-Graz 2. Aufl. 1974.
- ⁸ Bosl, Karl: Franken um 800. München 1969.
- ⁹ Störmer, Wilhelm: Im Karolingerreich, in: Kolb, Peter/Krenig Ernst-Günter (Hrsg.): Unterfränkische Geschichte Bd. 1. Von der germanischen Landnahme bis zum hohen Mittelalter (künftig: UfrG 1). Würzburg 1989, S. 153-204. Vgl. Steidle, Hans: Die Entstehung der frühmittelalterlichen Gesellschaft in Ostfranken. Ein Beitrag zur frühmittelalterlichen Gesellschaftsgeschichte und Feudalismusforschung. Mainfränkische Studien Bd. 46. Würzburg 1989.

- 10 Verein zur Osingdokumentation 2004. Frühmittelalterliche Turmhügel in Franken von Dr. h.c. Karl Gumpert unter: <http://www.osingverein.de/osingtest.html>. Hillermeier, Heinz: Die Freimarkung Osing. Uffenheim 1994.
- 11 Rieder, Kurt: Der Osing und seine Feldverlosung, in: Frankenland 2004/4, S. 292-295.
- 12 Rieder: Osing (wie Anm. 12), S. 293.
- 13 Ebd., S. 292.
- 14 Schneider, Wilhelm: Die Markgenossenschaft im frühmittelalterlichen Alamannien (Arbeiten zur alamannischen Frühgeschichte 24). Tübingen 1997. Schneider nimmt hingegen die Berechtigung der „klassischen Markgenossenschaftstheorie“ an.
- 15 Rodenstock, Dirk/Wamser, Ludwig: Von der germanischen Landnahme bis zur Einbeziehung in das fränkische Reich, in: Kolb/Krenig: UfrG 1, S. 15-90, S. 73ff.; Böhme, Horst Wolfgang: Das frühe Mittelalter am mittleren Main, in: Abels, Björn-Uwe et.al.: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern Bd. 27. Mainz 1977, S. 95-120.
- 16 Aktuelles aus Frankenwinheim, Stichwort Geschichte unter: <http://www.frankenwinheim.de/>.
- 17 Wagner, Gerhard: Der fränkische Königshof Herlheim, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 57 (2005), S. 3-44. Wagner nimmt Herlheim als Königshof an, seine Argumentation bleibt jedoch zu hypothetisch. Gerolzhofen und Rügshofen wären demgemäß Ausbauorte dieses Königshofes. Die pure Rekonstruktion auf der frühneuzeitlichen Dorfstruktur paßt nicht in die Ergebnisse der modernen Dorfforschung.
- 18 Weidemann, Karl: Frühmittelalterliche Burgen als Zentren der Königsherrschaft in den Mainlanden, in: Abels: Führer (wie Anm. 16), S. 134-165; die Bezugnahme auf die hedenische Zeit in Steidle: Frühmittelalterliche Gesellschaft (wie Anm. 9), S. 96ff. u. 127ff.
- 19 Losert, Hans: http://www.landschaftsmuseum.de/seiten/Lexikon/Terra_Slavorum.htm.
- 20 SAG, Landgerichtlicher Urteilsbrief 1473 ff., B027, fol. 79 ff.
- 21 Varrentrapp: Markgenossenschaft (wie Anm. 5).
- 22 Einen solchen „Umgang“ führt heute noch der Verein „Bürgerwald Gerolzhofen-Dingolshausen“ durch.
- 23 Jäger, Franz Anton: Topographische Nachrichten von der Stadt Gerolzhofen. Ein Beitrag zur pragmatischen Geschichte des Bistums Würzburg. 1800. Nachdruck Gerolzhofen 1994, S. 18ff.
- 24 Sixt, Friedrich: Chronik der Stadt Gerolzhofen in Unterfranken. 1. Theil. Denkwürdiges von Stadt und Markung. 1892. Nachdruck Gerolzhofen 1979, S. 112.
- 25 SAG, Wirtschaftsplan 1846, Forstreviersakten V 6, fol. 5a – 6; vgl auch: Göpfert, Ignaz : Gerolzhofen und der Wald „Nutz“, in: 1200 Gerolzhofen. Festschrift zum Jubiläumsjahr 1979. Gerolzhofen 1979, S. 88-95, S. 90.
- 26 SAG, Waldordnung 1485, B001, fol. 40*.
- 27 SAG, Waldordnung 1606, Waldordnung der Stadt Gerolzhofen über das Gehölz „der Nutz“(1606), B028, fol. 70-82*.
- 28 Jäger: Nachrichten (wie Anm. 24), S. 114.
- 29 SAG, B001 f. 40r.
- 30 Jäger: Nachrichten (wie Anm. 24), S. 13.
- 31 Göpfert: Nutz (wie Anm. 26), S. 89.
- 32 Mößlein, Longin: Gerolzhofen – aus einer 1200jährigen Geschichte, in: 1200 Gerolzhofen. Festschrift zum Jubiläumsjahr 1979. Gerolzhofen 1979, S. 66-72, S. 70.
- 33 Jäger: Nachrichten (wie Anm. 24), S. 114.
- 34 SAG, Wirtschaftsplan 1846 fol. 2v-3v.
- 35 SAG, Waldordnung 1606.
- 36 SAG, Bürgerwald II., fol. 184.
- 37 Göpfert: Nutz (wie Anm. 26), S. 90f.

Vom Handwerk zum Gewerbsverein

von
Martin Frey

Seit Bestehen der Stadt Gerolzhofen lebten in Gerolzhofen Bauern im Haupt- oder Nebengewerbe, aber auch nur Gewerbetreibende nebeneinander.¹ Leider macht auch die älteste Quelle zur Stadtgeschichte, das ‚Schwarze Buch‘ über die soziale Gliederung der Stadtbevölkerung keine Angaben, ja selbst Handwerkerordnungen, mit Ausnahme der Bäcker und Metzger finden sich noch nicht. Eher sporadisch werden einzelne, nicht der städtischen Kontrolle unterworfenen Gewerbe genannt: Bader, Büttner, Haubenmacher, Hosenmacher, Kannengießer, Gewürzkrämer, Häfner, Leinwandweber, Messerschmiede, Müller, Pfeifenmacher, Schlosser, Schuhmacher, Seiler, Tuchmacher und Ziegler. Soweit Zünfte bestanden, wurden sie nicht vom Stadtrat kontrolliert, ihre Ordnungen wurden nicht ins Stadtbuch eingetragen. 1503 wurde allerdings protokolliert, daß die „*meyster und knechtt des heffners handtwercks hye here geyn Geroltzhofen*“ zusammenkamen, um hier nach den von ihrer Bruderschaft abgehaltenen Vigilien und dem Gottesdienst ihr „*gerichtt, ruge und hege*“ zu halten; „*handtwercks hewptmann*“, von Zunftmeister ist nicht die Rede, war der Würzburger Marschall Hans Truchseß von Wetzhausen. Die „*laden mitt iren brieffen und gerechtickeytten*“ übergaben sie dem Rat mit der Bitte um Verwahrung auf dem Kirchturm bis zum kommenden Jahr.²

Erst im 17. Jahrhundert tauchen die Kopien von Gewerbeordnungen für die Loh- und Rotgerber³ sowie die Schuster auf, und zwar anläßlich der durch Rat und Vogt genehmigten Trennung der beiden Handwerke im Jahre 1570. Auch hier ist noch nicht von „Zunft“ und „Zunftmeistern“, sondern von „handtwerckh“, „Bruderschaft“ und das ist neu, von jeweils zwei „Viermeistern“⁴ die Rede, die aus ihrem Handwerk jeweils für ein Jahr gewählt wurden und durch Gelübde dem Rat verpflichtet waren, auf die Einhaltung der Ordnung zu achten. Gleiches gilt für die Schneider⁵ (Ordnung von 1603) und die Bütt-

ner⁶ (Neufassung einer Ordnung von 1599 im Jahre 1624).

Des weiteren verzeichnen die Kopialbücher Ordnungen der Schlosser⁷ (1558 und 1567), der Schmiede, Wagner und Pflüger⁸ (1599), Seiler⁹ (1680), Steinmetzen- und Maurer¹⁰ (1661) und Leineweber¹¹ (1669 und 1682). 1696 werden die „*Meister des gezünfteten Leineweberhandwerks*“ aufgefordert, sie sollten ihre groben Tücher an den Jahrmärkten „*allein auf dem Rathaus und nit in ihren Krämen oder Ständen feilhaben*“. ¹²

Alle diese Zusammenschlüsse von Handwerkern, von ‚Zünften‘ ist nur selten die Rede, hatten eigene Bänke in der Kirche und feierten einmal jährlich einen Jahrtag, ob nach dem Gottesdienst auch noch Ruggerichte gehalten wurden, ist nicht überliefert. Die Jahrtage im einzelnen fielen dem Pfarlehenbuch von 1699 zufolge auf den St. Josephstag für die Zimmerleute, auf Dreifaltigkeit für die Müller (erstmalig 1714), auf Fronleichnam für die Gerber, auf St. Johannes Baptista für die Schmiede; an St. Peter und Paul feierten die Weber, an St. Kilian die Schuster, an St. Laurentius die Maurer, an St. Bartholomäus die Schreiner und Glaser, am Sonntag danach die Bader, an St. Martin die Büttner, an St. Andreas die Schneider und schließlich an St. Stephan die Bäcker.¹³ Diese Gepflogenheit bestätigt mit kleineren abweichenden Terminen das Verkündigungsbuch von 1775.¹⁴

Im Protokoll der Armenkommission vom 20. Februar 1794 heißt es: „*Wurde von Seiten der Armen-Commission für rathsam befunden, sämtliche dahiesige Handwerks-Geschworene anhero vorzuladen, um von denselben zu vernehmen, wieviel jedem anderen Handwerks-pursche an Tag- und Nachtzehrung abgereicht werde, damit hierdurch das einreißende Herumlaufen abgestellt, und diesen Fremdlingen jedoch die billige Zehrung abgereicht, die Allmosenpflege aber hierdurch [Negation fehlt!] belästigt werde:*

- 1 fl 9 Batzen will die Schreinerzunft jährlich an das Armeninstitut zahlen. Zimmermeister haben ein geschenktes Handwerk und geben jedem Gesellen über Tags 1 xr und über Nachts weiter 1 xr.
- Metzger haben ein geschenktes Handwerk, empfangen über Tag 1 xr, über Nachts 2 xr für Kost und Quartier.
- Maurer entrichten ein gleiches.
- Schmittmeister [= Schmiedemeister] ein gleiches.
- Wagner gleiche Art.
- Glaser geben jedem Gesellen 6 xr.
- Becker zahlen jedem Gesellen des Tags 1 xr über nachts 2 xr.
- Leineweber zahlen auf gleiche Art.
- Büttner und Bierbrauer im gleichen.
- Schlosser auf gleiche Art.
- Weißgerber zalt jeder Meister einem Gesellen 2 Dreyer.
- Schreiner des tags 1 xr über nachts 2 xr.
- Sailer zahlen des tags 4 xr über Nachts 6 xr.
- Rothgerber zahlen 6 xr des tags, als nachts.
- Chirurgisches Crem[ium] zalt jeder 2 xr.
- Müller geben Kost und Quartier.
- Wachszieher und Huther, dann Färber auf gleiche Art.
- Strumpfstricker zalt jeder Meister 1 xr jedem Gesellen.
- Schustermeister zalt des tags 1 xr über Nachts 2 xr.¹⁵

Auch Chronist Jäger würdigt am Ende des 18. Jahrhunderts die ortsansässigen Handwerker der Stadt: „Daß hier, wie in allen Städten sich mehrere Zünfte befinden, versteht sich von selbst. Müller und Becken, Schuster und Schneider, Weber und Strumpfstricker, Zimmerleute und Schreiner, Drechsler und Zinngießer, Kupfer und Eisenschmiede, Schlosser, Sattler und Bordenwürker, Büttner und Bierbrauer, Färber und Manger, Maurer und Tünchner, Rot und Weisgerber, Uhrmacher, Seiler, Wagner, Vergolder, Seifensieder und Lichterzieher, alle diese Professionisten sind hier zu Haus, wobey ich der kleinen Handlungen und Krämereien nicht vergessen darf, aus welchen der größte Theil der umliegenden Ge-

gend seine Bedürfnisse befriedigt.“¹⁶ Jäger äußert allerdings, man habe durchaus Ursache, „im allgemeinen“ mit dem Zunftwesen „unzufrieden“ zu sein, stellt es aber insgesamt nicht in Frage, sofern eine ganze Reihe von Reformen durchgeführt würden. So fordert er, der Stadtrat möge darauf achten, daß künftig keine Pfuscher mehr in der Stadt ansässig würden, daß Lehrjungen und Gesellen eine solide Ausbildung erhalten und auf ihre Fähigkeiten geprüft würden, bevor man sie auf Wanderschaft gehen lasse. Dabei solle man ihnen jene Orte nennen, „wo sie sich mehr vervollkommen können.“ Wenn man dann noch alle „Handwerksmißbräuche“ aufhebe, den Zünften die „Selbsthilfe“ untersage und alles abschaffe, „was auf Monopol hinausläuft,“ so könnten die Zünfte der Stadt sogar von großem Nutzen sein.¹⁷

Die bayerische Regierung nimmt einen Teil dieser Reformen in Angriff. Anstatt des Stadtrates oder, wie er nun heißt, des Stadtmagistrates gibt sie nun die Maßgaben.¹⁸

Anläßlich des Bezirkslandwirtschaftsfestes von 1851 wurden diese gewerbsmäßigen Zusammenschlüsse der Stadt, die bis 1825 ‚Zünfte‘, danach in ganz Bayern ‚Gewerbsvereine‘ genannt wurden, aufgefordert, sich auf Kosten ihrer Vereinskassen eigene Fahnen anzuschaffen. Solche waren bislang also nicht üblich gewesen.

Der nachstehenden Tabelle¹⁹ zufolge gab es im Jahr 1851 zwölf solcher ‚Gewerbsvereine‘ in Gerolzhofen, wobei lediglich die Schneider, die Bäcker, die Müller, die Schreiner, die Schuhmacher und Seiler selbständig waren, alle übrigen bildeten Zusammenschlüsse: so die Sattler, Buchbinder und Gerber (Leder), die Schmiede, Schlosser, Spengler, Wagner, Kupfer- und Nagelschmiede (Eisen), die Zimmerleute, Maurer und Schlotfeger (Bau), die Weber und Knopfmacher sowie die Büttner und Bierbrauer. Sämtliche Fahnen sollten eine Abmessung von 2 auf 3 Ellen²⁰ haben (das entspricht einer Größe von ca. 1,50 auf 1 Meter) und zwischen 10 und 18 Gulden kosten.

Soweit als Grundfarbe Weiß-blau gewählt wurde und kein Vereinszeichen Verwendung findet, dürfte eine in die Öffentlichkeit wirkende Vereinstradition bislang kaum vorhanden gewesen sein bzw. in der Zusammen-

Handwerk	Material	Preis	Farbe	Gestaltung
Schneider	Seide	10 fl	carmesinrot	Bildnis des St. Johannes
Bäcker	Leinwand	10 fl	blau-weiß	„Verein der Bäcker“, auf der Fahnenstange in Backwerk der Namenszug seiner Majestät des Königs Maximilian von Bayern
Müller	Leinwand	10 fl	weiß	„Verein der Müller“, Handwerkszeichen
Schreiner	Leinwand	10 fl	blau-weiß	„Verein der Schreiner“
Schuhmacher	Seide	14 fl	blau-weiß	„Verein der Schuhmacher“
Seiler	Seide	16 fl	rot und weiß	„Verein der Seiler“, Handwerkszeichen in Seide gestickt
Häfner und Tünchner	Leinwand	10 fl		Inschrift der Zunftinhaber
Sattler, Buchbinder und Gerber (Leder)	Leinwand	18 fl	grün	„Verein der Gerber, Sattler und Buchbinder“
Schmiede, Schlosser, Spengler, Wagner, Kupfer- und Nagelschmiede (Eisen)	Leinwand	10 fl	blau-weiß	„Verein der Schmiede, Schlosser etc.“
Zimmerleute, Maurer und Schlotfeger (Bau)	Leinwand	10 fl	gelb	„Verein der Zimmerleute etc.“
Weber, Pohnmartir ¹ und Knopfmacher	Leinwand	10 fl	blau-weiß	„Verein der Weber etc.“
Büttner und Bierbrauer	Leinwand	10 fl	weiß und blau	die Zeichen des Vereins auf blauem Grunde

setzung erst ab bayerischer Zeit bestehen. Die aufwendigsten Fahnen waren in Seide gehalten, darunter erwartungsgemäß auch die der Schneider, deren Zunft am meisten von der Neuanschaffung profitierte und der die Fahne selbst nur den reinen Materialwert kostete.

Diese Fahnen dienten den Gewerbevereinen – wie bislang die Zunftzeichen am Maibaum – zur Selbstdarstellung in der Öffentlichkeit, vornehmlich anlässlich von Vereinsfesten mit zahlreichem Publikum und natürlich bei kirchlichen Prozessionen.

Die Fahne der Büttner und Brauer scheint als einzige erhalten geblieben zu sein, obwohl dem Zeitungsbericht über das Fest zufolge an dem Festumzug 1851 alle „Zünfte mit ihren Fahnen“ teilgenommen hatten. Das Original dieser Fahne befindet sich im Städtischen Museum in Gerolzhofen.

An der Auflistung fällt auf, daß zwar die Bäcker (1856: 11 Bäcker) erwähnt sind, nicht

aber die Metzger (1856: 7 Metzger); auch die Wirte (1856: 23 verschiedene Wirte) und die Händler fehlen allesamt (1856: 15 verschiedene Handelsgeschäfte).²² Entweder waren sie nicht organisiert oder sie haben sich an der Fahnenbeschaffung nicht beteiligt, was allerdings eher unwahrscheinlich ist, weil dies im einschlägigen Akt vermerkt worden wäre, zumal dieser Kreis vom Zustrom der Umlandbewohner am kräftigsten profitierte.

Der abschließend zitierte Bericht des Stadtmagistrats anlässlich der Erhebung des ‚Deutschen Zollvereins‘ umreißt die gewerblichen Verhältnisse der noch vorindustriellen Zeit um die Jahrhundertmitte in der Kleinstadt III. Klasse.

„Gehorsamster Bericht des Stadt-Magistrats dahier

Gerolzhofen am 2. März 1847

Königliches Landgericht

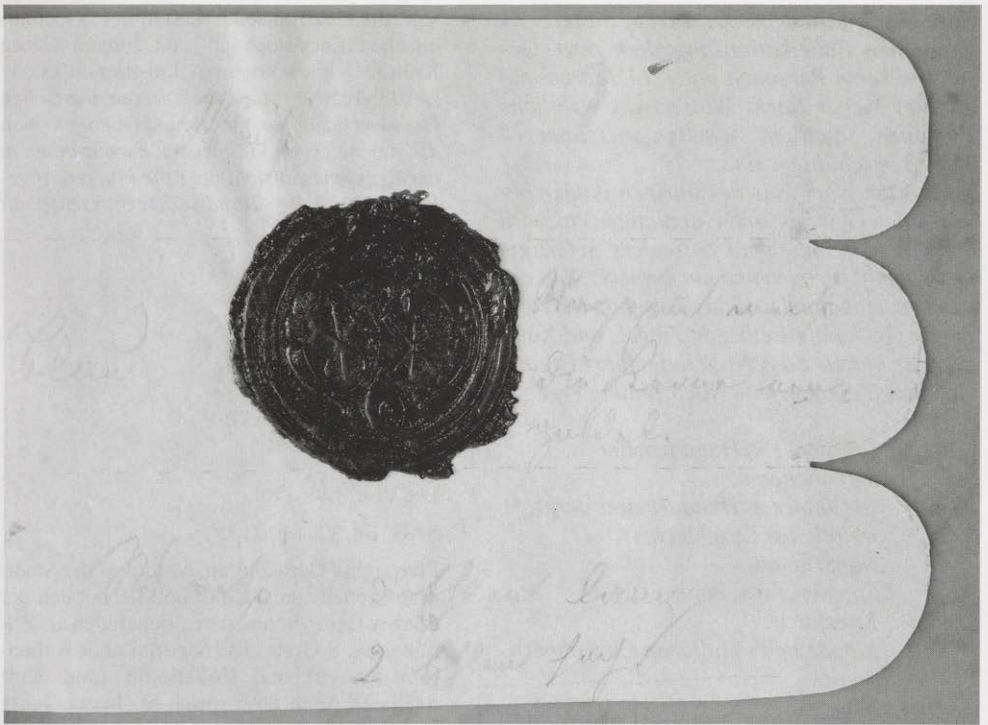


Abb.: Eine Planskizze der Fahne der Büttner und Bierbrauer liegt dem Akt mit dem gut erhaltenen Vereinssiegel in rotem Siegelwachs bei.
Photo: Stadtarchiv Gerolzhofen.

Auf verehrl. Circularweisung v. 23. vor. Mts. wird Bericht im nebigen Betreffe folgend gehorsamst erstattet:

ad A. Fabrikations-Anstalten:

Es bestehen dahier keine Anstalten, welche in den bezeichneten Gewerben in eigentlichen Sinne fabrikationsmäßig betrieben werden, dieselben werden vielmehr nur gewerbsmäßig, ohne besondere große Vorrichtung von wenigen Personen ausgeübt, und befinden sich dahier:

- ad 1. nur 10 Webermeister, welche sich ausscheiden in
 - 7 Leinen-Weber mit 12 Stühlen, 5 Gesellen
 - 2 Woll-Weber mit 2 Stühlen und
 - 1 Baumwolle-Weber mit 2 Stühlen u. 1 Gesellen; letztere Weber jedoch auch Leinen-Garn, sowie erstere auch Baumwollen, keiner dieser Weber arbeitet jedoch vorrätig zum Handel, sondern nur zum Hausbedarf.
- ad 2. zwei Tuchmacher mit 3 Webstühlen und 1 Gesellen.
- ad 3. Strumpfwirker u. Weber bestehen dahier

- nicht, wohl aber ein Strumpfstricker.
- ad 4. Sieben Mühlen, jede mit 2 Mahlgängen, haben 7 Meister u. 6 Gesellen; neben diesen Mahlgängen besteht bey einer eine Sägmühle, bey einer eine Walk- und bey einer eine Lohe- und Gipsmühle.
- ad 5. Eine einzige Ziegel- und Kalkbrennerey mit 3 dabey beschäftigten Arbeitern.
- ad 6. Fünf Bierbrauereyen, welche sich ausscheiden in
 - 3 mit Realrecht, wovon jedoch eines ruhend
 - 1 mit Personalrecht und
 - 1 Communalbrauhaus, in welchem die übrigen in dem anliegenden Verzeichnisse aufgeführten Bierbrauer, welche kein eigenes Brauhaus besitzen, gleichwie auch andere Bürger, zu brauen berechtigt sind.
- Bierbrauermeister bestehen 11, mit 6 Gesellen u. 1 Werksführer für das Communal-Brauhaus. Eine besondere Brandweinbrennerei besteht nicht, sondern jeder Bierbrauer hat einen Brennkessel, in welchem er den für seine Bierwirthschaft nöthigen Brandweinbedarf anfer-

tiget. Hiezu wird bemerkt, daß bey diesen vor-
genannten Fabrikationsanstalten resp. Ge-
werben keine Personen unter 14 Jahren und
nur bey Weber Backs Wittib zwey weibliche
Personen, sämtliche Arbeiter aber über 14
Jahren beschäftigt sind.

ad B. Zum Nachweis der übrigen dahier be-
stehenden Gewerbe und Handlungen etc. wird
auf das hier anliegend besonders gefertigte
Verzeichniß bezogen und nur bemerkt, daß der
den Getreidhandel und das Reisefuhrwerk auf
eigene Rechnung treibende Ziegel- und Kalk-
brenner bereits ad A Nr.5. aufgeführt ist, und
sich durch die spezielle Nachzählung ergeben
haben:

- 104 Tagelöhner u. Handarbeiter
männlichen u.
- 132 Tagelöhner u. Handarbeiter dergl.
weiblichen Geschlechts
- 12 Näherinnen
- 4 Spinnerinnen, dann
- 48 Knechte u.
- 94 Mäde bey sämtlichen Einwohnern
dahier

In vollster Verehrung erh[arret] des Königl.
Landerichts gehorsamster Magistrat Pört-
ner.“²³

Die in der Quelle „ad B.“ genannten Ver-
zeichnisse, aber auch die im Stadtarchiv vor-
handenen Gewerbekataster von 1833 bis 1871
zeigen, daß die Zahl der Gewerbetreibenden
im Wachsen begriffen ist. Eine eingehende
Würdigung dieses Materials muß einer späte-
ren Arbeit vorbehalten bleiben, in der dann
auch die Brücke zu den heutigen Innungen
und Handwerkskammern zu schlagen wäre,
die auf das Handwerksgesetz von 1897 zu-
rückgehen.

Anmerkungen:

- ¹ Zur Situation um die Mitte des 19. Jahrhun-
derts vgl. den Beitrag „Das Landwirthschaftli-
che Bezirksfest von 1851“ in diesem Heft.
- ² Stadtarchiv Gerolzhofen (künftig: SAG), Bd.
1, fol. 96r., abgedruckt in: Martin Frey: Ge-
roltzhover statt ordnung anno 1476. Das soge-
nannte Schwarze Buch der Stadt Gerolzhofen.
Transkription. Publ. on demand. Gerolzhofen
2006.
- ³ SAG, Bd. 28, fol. 12v -16.

⁴ Vgl. die elektronische Version der „Oecono-
mischen Encyclopädie“ von Johann Georg
Krünitz ([www.kruenitz1.uni-trier.de/xxx/v/
kv10554.htm](http://www.kruenitz1.uni-trier.de/xxx/v/kv10554.htm)): „Bei den älteren deutschen
Handwerkszünften oder Innungen nannte man
die vier Aeltesten Viermeister. Es war ihnen in
der Regel die Aufsicht über die inneren Ange-
legenheiten der Handwerksgenossenschaft
übertragen.“

- ⁵ SAG, Bd. 28, fol. 24, 32.
- ⁶ Ebd., fol. 33v.
- ⁷ Ebd., fol. 40.
- ⁸ Ebd., fol. 45.
- ⁹ SAG, Bd. 29, fol. 137.
- ¹⁰ Ebd., fol. 138.
- ¹¹ Ebd., fol. 144, 156f.
- ¹² SAG, Bd. 12, fol. 213.
- ¹³ Pfarrarchiv Gerolzhofen, Nordturm der Stadt-
pfarrkirche: Zinns, Güldt und Lehenbuch der
Pfarrey Gerolzhofen, deren Beneficien als Pri-
mißbariae, S.Gertrudis [Nico]lai und Anima-
rum renovirt und Collationirt [aus dem]
Saalbuch Anno 1692 durch M. Joann Georg
Heydt Pfarrern daselbst, fol. 66v., Zusatz von
späterer Hand: nach 1714.
- ¹⁴ Pfarrarchiv Gerolzhofen, Nordturm der Stadt-
pfarrkirche: Verkündigungsbuch von Trinitatis
1775 bis Weihnachten 1778, alte Sig. 4, 75.
- ¹⁵ SAG, Armencommissionsprotokoll 1794.
- ¹⁶ Jäger, Franz Anton: Topographische Nach-
richten von der Stadt Geroldshofen. Hrsg. v.
Edmund Müller. Gerolzhofen 1994, S. 119.
- ¹⁷ Ebd. S. 120.
- ¹⁸ Vgl. SAG, A-2458 Gewerbepuschereien.
- ¹⁹ Fahnen der Gewerbevereine, Plan von 1851,
entnommen: SAG, A – 2121.
- ²⁰ Preußische Elle = 66,69 cm, Frankfurter Elle
= 54,73 cm.
- ²¹ Vermutlich Verballhornung von Posamentie-
rer, vgl. Grimm'sches Wörterbuch. Bd. 2, Sp.
247 - 248: BORTENWIRKER, m. dasselbe:
eines posamentiers oder bortenwürkers sohn.
Felsenb. 1, 30.
- ²² SAG, A-2434.
- ²³ SAG, A-2366, Die Aufstellung einer Ge-
werbsstatistik des Zollvereins betr.

Das ‚Landwirtschaftliche Bezirksfest‘ von 1851

von
Martin Frey

Noch vor der Wende zum 19. Jahrhundert machte sich Franz Anton Jäger, der erste Chronist Gerolzhofens, Gedanken über die Zukunft der Stadt und betonte das wirtschaftliche Potential für eine industrielle Entwicklung der Stadt.¹ Die damaligen Stadtväter und ihre Nachfolger legten dann aber, nicht zuletzt auch wegen der Zeitumstände, das Hauptaugenmerk auf die Entwicklung und den Ausbau der Landwirtschaft, ganz so, wie es die neuen bayerischen Landesherren wünschten. Das mit großem Aufwand im Jahr 1851 in Gerolzhofen abgehaltene ‚Landwirtschaftliche Bezirksfest‘ zeugt davon.

Bereits 1836 gehörte der Magistrat von Gerolzhofen dem ‚Landwirtschaftlichen Verein für Unterfranken‘ an. Dieser überörtliche Verband wiederum war eine Sektion des bereits seit 1810 bestehenden ‚Landwirtschaftlichen Vereins für Bayern‘. Man muß sich die Entstehung dieses Vereinsnetzes von oben nach unten vorstellen, keinesfalls jedoch als eine bäuerliche, also aus der Landbevölkerung kommende Initiative. Träger der zunächst in München gegründeten Organisation waren durchweg königliche Beamte, Gutsbesitzer und sog. „Landwirtschaftsfreunde“ aus dem Kreis der städtischen Honoratioren.² Die Bildung solcher Vereine wurde bis hinunter in die kleineren Landstädte betrieben, in den einzelnen Landgerichtsbezirken gründete man landwirtschaftliche Comitees, für die die jeweils „tüchtigsten Oekonomen“ gewonnen werden sollten.³ Bald traten dem Verein auch „größere Bauern“ bei, 1860 waren bayernweit unter 21.352 Mitgliedern schon 9.556 Bauern.⁴ 1884 umfaßte der Verein 8 Kreis- und 225 Bezirksvereine⁵ mit über 50.700 Vereinsmitgliedern.⁶ Die Mitglieder des Vereins vertraten zunächst ihre Interessen gegenüber der Regierung und dienten dieser als Experten und Sachbearbeiter.⁷ Vereinszweck war die Förderung des landwirtschaftlichen Fortschritts, die Verbreitung von entsprechenden Kenntnissen und Neuerungen, die Herausgabe von Zeitschrif-

ten, die Verleihung von Preisen sowie die Veranstaltung von Ausstellungen und Festen.⁸ Von Anfang an genoß der Verein die Unterstützung und Förderung des bayerischen Staates und diente ganz offenbar neben der „Förderung landwirtschaftlicher Interessen“ als geeignetes Instrument zur Integration der überwiegend bäuerlichen Bevölkerung der alten wie der neuen Landesteile in das modernisierte bayerische Staatswesen.⁹ Letzteres erschien konservativen Kräften seit der Vormärz-Zeit und dann vor allem nach den Wirren der Revolution von 1848/49 dringend notwendig. Schließlich hatte sich hier nicht nur in städtisch-bürgerlichen Kreisen der Unmut über die Politik der bayerischen Regierung Bahn gebrochen, sondern auch auf dem Lande: Allgemein wurden die schlechten Zeiten beklagt, der sinkende Wohlstand, mangelnder Kredit und die Gängelung durch die Regierung. Dieser negativen Stimmung galt es nun wirkungsvoll entgegenzutreten.

Bereits 1836 gehörte der Magistrat von Gerolzhofen dem durch die ‚Königliche Regierung des Untermainkreises‘ (heute ‚Regierungsbezirk Unterfranken‘) gegründeten ‚Landwirtschaftlichen Verein für Unterfranken‘ an.¹⁰ Für den ‚Landgerichtsbezirk Gerolzhofen‘ (später und bis 1972 ‚Landkreis Gerolzhofen‘) mußte nach der Revolutionszeit im Dezember 1849 ein „neues landwirtschaftliches Comité“ gebildet werden und zwar unter Beteiligung der „tüchtigsten Oekonomen aus nahe und fern“.¹¹ So wurde dem Königlichen Landgericht im Dezember Vollzug gemeldet mit dem ausdrücklichen Bemerkungen, daß sich über das vorige ‚Comité‘ in den städtischen Akten „nichts vorfindet“.¹² Den Vorsitz dieses neugewählten Gremiums hatte einer der städtischen Honoratioren, Pfarrer Reder, inne.

Im Juli 1851 ordnete das „Kreis-Comité“ an, am Sonntag, den 7. September 1851 „für den unterfränkischen Kreis drei Bezirksfeste für die Landwirtschaft“ abzuhalten.¹³ Vorge-

sehen waren Landwirtschaftsfeste für die Bezirke „Mainthal und dessen Hochebene“ in Gerolzhofen, für Rhön und den Saalegrund in Neustadt a.d. Saale und für den Spessart und den Odenwald in Obernburg.¹⁴

Da jedoch in der Gemeinde Gerolzhofen wegen der Finanzierung Stimmen gegen diese Absicht laut wurden, suchte der Magistrat Rückendeckung beim Kollegium der Gemeindebevollmächtigten und lud diese zu einer gemeinsamen Sitzung ein. Der Vorstand des ‚Bezirkscomitees‘, Pfarrer Lorenz Reder von Gerolzhofen (Pfarrer seit 1850, †1872), hielt den Anwesenden vor, wenn Gerolzhofen ablehne, würde eben eine andere unterfränkische Bezirksstadt zur Ausrichtung gesucht. Diesem massiven Argument konnten sich nur 4 von 19 Gemeindebevollmächtigten verschließen, der Magistrat befürwortete deshalb den Plan geschlossen und genehmigte einen Zuschuß von 600 fl.¹⁵ Das Geld wurde wohl zusammen mit den Mitteln, die aus dem Kreisfonds und vom landwirtschaftlichen Kreis-Comitee zur Verfügung gestellt wurden, überwiegend für Prämierungen ausgegeben.¹⁶

Wie dem Programmheft zum ‚Landwirtschaftlichen Bezirksfeste zu Gerolzhofen am 7. Sept. 1851‘ zu entnehmen ist, ging es bei diesem Fest primär darum, ein positives Signal zu setzen, die Landwirte zu ermutigen und gleichzeitig zu demonstrieren, daß es der bauerlichen Landbevölkerung durchaus besser ging, als es die allgemeine Stimmung in der sich entwickelnden ‚Öffentlichkeit‘ vermuten ließ. Nicht zuletzt sah man in der aufkommenden Industrialisierung eine Konkurrenz, der man sich stellen wollte.

Die Landwirtschaft, so hieß es, sollte „nicht hintanstehn und mit den Künsten und Wissenschaften gleichen Fortschritt machen“, „glückliches Forschen und Gelingen“ einzelner sollte öffentlich anerkannt werden, um so andere zur „Nachahmung“ anzuspornen. Konkret sollten „vorzüglich Anregungen stattfinden für Aufbesserung und Veredelung der Hornviehzucht, sowie für kräftiges und gesundes Aufleben der Landwirtschaft“. ¹⁷ An Preisen werden im ganzen Kreis, ausgesetzt: „12 Faselochsen an ärmere Gemeinden zur Aufbesserung der Hornviehzucht und für 168 fl

Preise aus dem Kreisfonde für die besten Zuchtstiere und Kühe, und dann aus den Mitteln des landwirthschaftlichen Kreis-Comite für 900 fl Ehren- und Konkurrenzpreise.“¹⁸ Gerade diese „Ehren- und Konkurrenzpreise“ nahmen einen großen Platz ein: So waren für allgemeine Leistungen auf dem Gebiet der Landwirtschaft im Bezirk (Landkreis) jeweils eine große, mittlere und kleine silberne Medaille (zu 6, 4 und 2 fl) mit Diplom-Etui vorgesehen (§1), desgleichen den Schullehrern und Ortsvorstehern für besondere Leistungen bezüglich der Landwirtschaft, der Obstbaum- und Bienenzucht (§2), den männlichen und weiblichen Diensthofen, „welche in der längsten Zeit treu und redlich mit vorzüglicher Auf-führung in einer und derselben Feld- und Viehwirtschaft gedient haben“ insgesamt elf solcher Medaillen (§3), aber auch den Gemeinden an sich für Leistungen „zum Besten der praktischen Landwirtschaft“ (§4). Preise waren auch ausgelobt für „selbstgezogene preiswürdige Feld- und Gartengewächse“ (§5), besonders aber für die „besten land-wirthschaftlichen Haustiere ...

- a) für den schönsten 3½-jährigen Hengst: 3 mittlere Medaillen mit Fahne und Diplom
- b) für die schönste 3½-jährige Stute: ebenso
- c) für die schönsten 2½-jährigen Widder und Schafe: 1 mittlere Med. mit Fahne und Diplom
- d) für die schönsten Bär-(Eber-) und Mutter-schweine: dto
- e) für Mastung an größtem Gewicht bei kürzester Zeit und wohlfeilster Art: dto“ (§6).¹⁹

Bedürftige arme Gemeinden sollten aus der Kreiskasse „zur Hebung des Hornviehstammes: drei zuchttaugliche Race-Stiere (Faselochsen)“ erhalten, andererseits sollten die „für vorgeführte schönste zuchttaugliche 1½ bis 2-jährige Faselochsen“ ein 1. Preis, bestehend aus 4 Geschichtstaler (zu je 14 fl) mit Fahne und Diplom erhalten (§7). Die konkurrierenden Tiere mußten „bis spätestens Samstag, 6. Sept. früh 10 Uhr vorgeführt sein“ (§10).²⁰

Für die Gestaltung des Festes wurde in kürzester Zeit der gesamte Ort mobilisiert: Das aus der Landwehr und der vormaligen Bürgerwehr gebildete ‚Schützen-Comité‘, durch-

aus als eine Vorform des späteren Schützenvereines zu betrachten, organisierte zur „Vorfeier des hohen Namensfestes Ihrer Majestät der Königin [Marie Friederike von Preußen] und zur Verherrlichung des Landwirthschaftlichen Festes“ bereits am 20. August ein „Preis-Schießen“ mit abschließendem „Ball“.²¹ Für den am Sonntag, den 7. September, vorgesehenen feierlichen Umzug vom Rathaus zum Festplatz, aber auch zur späteren Verwendung bei ähnlichen Anlässen fertigten die Zünfte oder ‚Gewerbsvereine‘ eigene Zunftfahnen. Der Festtag selbst wurde am Samstag abends durch 25 Böllerschüsse und einen feierlichen Zapfenstreich der Landwehrmusik angekündigt und am Sonntag um 8 Uhr mit einem festlichen Gottesdienst eröffnet. Um 11.30 Uhr, also nach dem Festgottesdienst, versammelten sich dann die zahlreichen Teilnehmer vor dem Rathaus, um von dort zum Festplatz zu ziehen, wo die feierliche Preisverleihung stattfand (§12).²²

Der „Würzburger Stadt- und Landbote“ (Nr. 214) brachte schon am nächsten Tag, dem 8. Sept., den Bericht eines Privat-Correspondenten, der im Wortlaut sehr dem Text des Programmheftes ähnelt und der Zeitung schon vor Redaktionsschluß am Samstagnachmittag in Würzburg vorgelegen haben dürfte. Er sagt deshalb auch kaum etwas über die Atmosphäre des Festes aus:

„Das am 7. Septbr. in Gerolzhofen abgehaltene landwirthschaftliche Fest erfreute sich bei günstiger Witterung eines zahlreichen Zuspruchs, und entbehrte, wenn es gleich nicht mit ähnlichen Festen anderer größerer Städte verglichen werden konnte, nicht der erheben den Momente. Nach vorgängigem Festgottesdienste bewegte sich der Zug vom Rathhause aus in folgender Ordnung auf den Festplatz, welcher unweit der Stadt gelegen: Berittene Zugführer, die Schuljugend, die Zünfte mit ihren Fahnen, die Landwehr mit Musik, Knaben und Mädchen im Festkleide, welche die Preise trugen; die Abgeordneten des Kreis-Comite's: Hr. Ökonom Franz und Mag. Rath Vornberger von Würzburg nebst den Mitgliedern des Fest- und Bezirks-Comite's; die königlichen Beamten der Stadt und Umgegend mit der Geistlichkeit, der Stadtmagistrat mit den Gemeindebevollmächtigten; die Festwä-

gen, welchen sich auch der Schweinfurter Liederkranz auf Wägen angereiht hatte, mit mehreren Musikchören. Auf dem Festplatze angekommen eröffnete der zeitige Vorstand des Bezirks-Comite's, Herr Stadtpfarrer Räder, den Akt der Preisvertheilung durch eine entsprechende Rede, welche mit einem dreifachen Hoch auf Se. Majestät den König schloß. Trotz der hohen Blüthe, in welcher sich in dieser Gegend die Landwirthschaft, insbesondere die Viehzucht befindet, hatten sich dennoch sehr wenige Concurrenten für die Preise eingefunden. Allgemeine Bewunderung erregte ein 3½jähriger Hengst und eine 3½jährige Stute des Oekonomen Betsch von Marienburghausen. Nach beendigter Preisvertheilung bewegte sich der Zug in obiger Ordnung in die Stadt zurück, wo sofort ein Festdiner den Anfang nahm, diesem folgten Volksbelustigungen, ein Sacklaufen, Klettern etc., sowie ein Fest- und Preisschießen auf dem Festplatze. Der Abend schloß mit einem Balle.“²³

Bei aller Kürze wesentlich emotionaler klingt die Beschreibung des Chronisten Brehm: „1851 ... Das Regenwetter ging fast bis am 5. September, 2 Tage dauerte das schöne Volksfest hier, den 6. Sept. bis Mittag Vieh-Musterung, den 7. September der erste Volksfest-Tag, den 8. September Scheibenschießen, Baumsteigen und allerlei Belustigungen, 2 Tag schöne Bälle, viele schöne Festwägen und dann Preisvertheilung des Viehes und der Festwägen den 7. Sept. ...“²⁴

Eine weitere, eher gemäßigte Würdigung erfuhr das Gerolzhöfer ‚Landwirthschaftsfest‘ dann zwei Jahre später, als im Frühjahr 1853 eine solche Veranstaltung in Haßfurt durchgeführt werden sollte. Auf eine entsprechende Anfrage antwortete der Gerolzhöfer Stadtmagistrat ohne große Begeisterung und auffallend lakonisch, daß das Fest die Stadt 600 fl gekostet habe. „Einen allgemeinen Nutzen hatte das Fest allerdings für die Landwirthschaft, indem Eifer zur Hebung der Viehzucht merklich angeregt wurde und insbesondere öffentlich anerkannte und belohnte Verbesserung an schadhafte oder öden Grundbesitzungen mit Erfolg nachgeahmt wurden. Aus dem Zusammenfluß des Volkes von nahe und ferne läßt sich mit Grund annehmen, daß von demselben wenigstens der aus der Gemeindekasse beige-

schossene Betrag an den 3 Festtagen den Privaten dahier zufließt.“ Der Stadt seien keine weiteren Verpflichtungen erwachsen, man habe lediglich für die „Unterbringung der Fremden und ihrer Pferde“ Sorge tragen müssen.²⁵

Mit anderen Worten, das Fest war nicht billig, hatte aber geringfügig zur optischen Aufwertung des Stadtbildes geführt und kurzfristig der Landwirtschaft an sich sowie einzelnen Geschäftleuten durchaus Nutzen gebracht. Der offenbar eigens zum Zwecke der Durchführung des Festes gegründete lokale Verein trat in der Folgezeit nicht mehr in Erscheinung.

Einen Einblick in die ländliche Prägung Gerolzhofens gibt das nach Hausnummern (369 an der Zahl) vorgenommene Verzeichnis des Hornviehs. Es wurden demnach 211 Ochsen, 548 Kühe und 5 Faselochsen gezählt, darunter 63 Kälber männlich und 126 Kälber weiblich. Bei den Rinder-Rassen dominierten die Bastarde, bei den Reinrassigen die sog. „Land-Race“ vor der sog. „Scheinfelder“-Rasse. Die Friesländer-Rasse war noch nicht eingeführt.²⁶ Detailliertere und aufschlußreiche Angaben über den übrigen Tierbestand und überhaupt die landwirtschaftlichen Verhältnisse in Gerolzhofen um die Jahrhundertmitte macht der abschließend wiedergegebene Bericht des Stadtmagistrats:

„Gerolzhofen am 7. April 1847

Gehorsamster Bericht des Stadt-Magistrats dahier mit 1 Tabelle

Die Anfertigung der landwirtschaftlichen Statistik von Bayern betr.

Königliches Landgericht!

In Folge verehrlicher Circular-Weisung vom 31. vor. Mts. wird der im neben rubrizierten Betreff abgeforderte Bericht unter Beantwortung der aufgestellten Fragen im folgenden gehorsamst erstattet:

ad I. Die Stadtgemeinde dahier hat mit Ausnahme der flürllich vereinten Gemeinde Rügshofen

- ad a) 220 Tagwerk im grundherrlichen Verband gebunden und
ad b) 3175 Tagwerk frei oder walzende Grundstücke.²⁷

ad II. Hievon sind

A. Zehntbar:

- a) 2 3/4 Tagwerk Garten
b) 76 Tagwerk Wein- und Hopfengärten
c) 2441 Tagwerk Äcker und
d) 434 1/4 Tagwerk Wiesen, die übrige Zahl zehntfrey.

B. Fixiert sind keine.

ad III. An der vorbeschriebenen Tagewerkzahl besitzen

1. die Gemeinde

- a) — Gärten
b) — Wein- und Hopfengärten
c) 199 Tagwerk Äcker
d) 80 Tagwerk Wiesen
e) 2546 Tagwerk Waldungen
f) 244 1/2 Tagwerk Weiden.

2. von den Stiftungen – die Spital Stiftung

- a) 1 Tagwerk Garten
b) — Tagwerk Weinberg oder Hopfengärten
c) 8 Tagwerk Äcker
d) 12 Tagwerk Wiesen
e) und f) nichts.

3. die Körperschaften
nichts.

4. die Privaten

- a) 61 1/4 Tagwerk Gärten
b) 76 Tagwerk Weinberg und Hopfengärten
c) 2634 Tagwerk Äcker
d) 462 1/4 Tagwerk Wiesen
e) 6 Tagwerk Waldung
f) — Weiden.

ad IV von dieser Tagewerkzahl sind in

Parzellen bestehend:

1. bei der Gemeinde

- a) — Tagwerk an Gärten
- b) — Tagwerk an Weinbergen und Hopfengärten
- c) 560 Tagwerk an Äckern
- d) 120 Tagwerk an Wiesen
- e) 2 Tagwerk an Waldungen
- f) 15 Tagwerk an Weiden.

2. bei Stiftungen – u.z. Spitalstiftung

- a) 1 Parzelle an Gärten
- b) — Parzelle an Weingärten
- c) 6 Parzellen an Äckern
- d) 5 Parzellen an Wiesen
- e) 4 Parzellen an Wäldern.

3. bei Körperschaften

- a) 180 Parzellen Gärten
- b) 120 Parzellen Wein u. Hopfengärten
- c) 4644 Parzellen an Äckern
- d) 924 Parzellen an Wiesen
- e) 4 Parzellen Wäldern.

ad V. Von Gemeindegründen sind

A. verpachtet:

- a) nichts an Gärten
- b) nichts an Wein- und Hopfengärten
- c) 190 Tagwerk Äcker mit ca. 1400 fl wechselndem Pachtbetrag
- d) 78 Tagwerk Wiesen gegen circa 800 fl Pacht
- e) nichts an Weiden.

B. verteilt wurden bereits vor mehreren Jahren 250 Tagwerk.

ad VI. Sämtliche 554¼ Tagwerk Wiesen müssen gedüngt werden, keine derselben sind zu bewässern.

ad VII. die Gemeinderechte bestehend in Erhebung des Pflasterzolles, Platz- und Brettergeld von den Jahrmärkten, Schäferei, sind zu dem Betrag von 860 fl verpachtet.

ad VIII. Die Bonitätsklassen sind:

- a) der Gärten: 6 bis 18
- b) Wein- u. Hopfengärten 13 bis 14
- c) der Äcker 10 - 11
- d) der Wiesen 16 - 18
- e) der Wälder 5 - 6
- f) der Wiesen 5 - 6

ad IX. Zur hiesigen Gemeinde gehören nach diesjähriger besonderer Abzählung 551 Familien mit 2106 Seelen.

ad X. Von diesen Familien treiben

- a) 77 nur Ackerbau
- b) 151 Ackerbau verbunden mit einem Gewerbe.

ad XI. An Diensthöten bestehen

- a) 48 männliche
- b) 94 weibliche.

ad XII. Von den Familien sind

- a) 104 männliche Tagelöhner
- b) 132 weibliche Tagelöhner, wovon

ad XIII. 69 eigenen Grundbesitz haben.

ad XIV. Die landwirtschaftlichen Haustiere sind in daranliegender Tabelle besonders aufgeführt.

ad XV. Von den Häusern sind

- a) 14 massiv von Steinen
- b) 262 aus Fachwerken
- c) — aus Holz.

Von den Stallungen

- a) 2 massiv
- b) 246 von Fachwerk
- c) — aus Holz.

An Scheuern sind und bestehen

- a) 7 massiv
- b) 155 aus Holz[!]werk
- c) — aus Holz.

ad XVI. Sämtliche Gebäude sind der Brand-

- ²² Ebd., der Festplatz wird in den Quellen nicht näher bezeichnet, ist jedoch in der Promenade (der nördlichen Allee) oder auf dem ‚Schießwäsen‘ westlich der Stadt zu suchen. Der ‚Sausee‘ im Osten stand zu dieser Zeit noch nicht zur Verfügung, vgl. dazu Frey, Martin: Die Flurnamen der Gemarkung Gerolzhofen. Gerolzhofen 2004, S. 57f.
- ²³ SAG, A-2121, Würzburger Stadt- und Landbote, Nr. 214 vom 8. September 1851.
- ²⁴ SAG, Brehm, Chronik des 19. Jahrhunderts, handschriftlich, Eintrag für 1851.
- ²⁵ Wie Anm. 23, Antwortschreiben des Stadtmagistrates Gerolzhofen an den Stadtmagistrat Haßfurt vom 6. März 1853.
- ²⁶ Ebd., Verzeichnis und Ausscheidung des Hornviehs der Stadt Gerolzhofen 1851.
- ²⁷ „Grundstücke, die von einem Landgute hinweg verkauft werden können und nicht zu dem geschlossenen Complex desselben gehören.“; aus: elektronischen Version der „Oeconomischen Encyclopädie“ von Johann Georg Krünitz: www.kruenitz1.uni-trier.de/xxx/w/kw/01037.htm, eingesehen am 15. 07.2010.
- ²⁸ Vergantungen = Konkurse.
- ²⁹ Distriktsstraßen = Bezirksstraßen (heute Kreisstraßen), die Straßen nach Schallfeld, Frankenwinheim, Mönchstockheim und Dingolshausen.
- ³⁰ SAG, ACP vom 17. Nov. 1791, S.90, Einführung der Industrieschule; SAG, Si-1837/38, S. 23, käufliche Überlassung zweier Stadtgraben-teile zur Maulbeer- und Seidenzucht an Lehrer Völker.
- ³¹ Aus: SAG, A-2366, Landwirtschaftliche Statistik von Bayern.

Vom ‚Bürger- und Gewerbeverein‘ zum ‚Förderkreis‘ – Vereine mit wirtschaftlichen Zwecken in Gerolzhofen im 19. und 20. Jahrhundert

von
Martin Frey

Die Bildung von Vereinen nach der Märzrevolution

Spätestens die Ereignisse des Revolutionsjahres 1848 und des darauf folgenden Jahres hatten den Regierungen des Deutschen Bundes deutlich gemacht, daß die Bürger ihrer Länder mehrheitlich keine radikal-revolutionäre Einstellung hatten, daß sie sich andererseits aber auch nicht mehr einfach den Mund verbieten ließen. Sie hatten politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Interessen, die kanalisiert werden wollten und mußten. Es genügte nicht mehr, sie einfach auf den gesetzlichen Weg zu verweisen, man mußte auch tatsächlich Wege zur Artikulation und Realisierung dieser Bedürfnisse finden. Das geschah während des Revolutionsjahres, aber auch noch in den Jahren danach durch die Zulassung bürgerlicher Zusammenschlüsse. So ließ denn auch das bayerische Vereinsgesetz vom 26. Januar 1850 unter strengen Auflagen

bürgerliche Vereinigungen, sog. ‚Vereine‘, verschiedenster Art zu, sofern sie der Satzung nach nicht politischen Charakters waren.¹

An politischen Vereinen sind in Gerolzhofen für das 19. Jahrhundert nur der ‚Märzverein‘ von 1848/49 und der ‚Katholische Bürgerverein‘ von 1872 zu nennen. Der erstere wurde als umstürzlerisch 1849 wieder aufgelöst, letzterer bezweckte zu Beginn des Bismarckreiches die „tätige Beteiligung an allen religiösen und politischen Fragen, die das gemeinsame und engere Vaterland betreffen.“² Weitere lokale Parteien politischen Charakters entstanden in Gerolzhofen erst nach dem Ersten Weltkrieg.

In augenfälliger Konkurrenz zu der in der unmittelbaren Vormärz-Zeit wieder auflebenden und noch bis 1876 nachweisbaren elitären Casino-Gesellschaft³ entstanden in der Zeit bis zur Reichsgründung und bis hin zur Jahrhundertwende zahlreiche Vereine mit

ausschließlich geselligem Vereinszweck, die jeweils ganz spezielle gesellschaftliche Gruppen ansprachen: So beispielsweise eine nur von 1857 bis 1860 bestehende ‚Soiree‘, deren Vorstand sich überwiegend aus einem Personenkreis rekrutierte, den man heute als Angestellte bezeichnen würde: Skribenten, ein ehemaliger Diurnist, beim kgl. Landgericht oder auch beim Magistrat beschäftigt, und einige sog. Commis.⁴ In der Nachfolge entstand ein noch kurzlebigerer Verein namens ‚Zugvögel‘, der 1864, unter dem Vorsitz ebenfalls eines Skribenten, seine Zulassung beantragte. Auch über den 1895 zugelassenen und bis 1908 existierenden Rauchklub ‚Blaue Wolke‘ wurde als Vereinszweck *„Förderung der Geselligkeit unter jungen Leuten“* angegeben. Für die Damen der Stadt wurde 1897 ein ‚Kaffekränzchen‘, für die israelitische Bevölkerung 1899 der Verein ‚Frohsinn‘ gegründet.

Öffentliche Feste mit abendlichen Tanzvergügen spielten von 1850 an bis weit ins 20. Jahrhundert hinein eine immer größere Rolle.⁵ Ihre Abhaltung entsprach einerseits dem Vereinszweck der Geselligkeit, daneben auch der Selbstdarstellung und – nicht minder wichtig – der Finanzierung des Vereinslebens selbst.

Daneben entstanden zahlreiche Vereine mit einem speziellen Vereinszweck: Sportvereine (z.B. Turnverein 1863), wohltätige Vereine (z.B. Katholischer Gesellenverein 1857), gemeinnützige Vereine (z.B. Stenographenverein Gabelsberger 1861), kulturelle Vereine (z.B. Liederkranz 1853) und eben auch jene Vereinigungen mit wirtschaftlichem Zweck, um die es im folgenden geht.

Bürger- und Gewerbeverein (1859)

Unter der Bezeichnung ‚Gewerbsvereine‘ lebten die zünftischen Zusammenschlüsse der Handwerker weiter. Der erste Verein, der dann die wirkliche Förderung der Gewerbe insgesamt zum Ziele hatte, wurde in Gerolzhofen am 13. Februar 1859 gegründet. Die Statuten definieren den Vereinszweck noch sehr in Anlehnung an das Bürgerkasino von 1833 (s.o.): Zweck des Bürger- und Gewerbevereins ist

„§1. Gesellige Unterhaltung durch freundschaftlichen Austausch der Meinungen und Erfahrungen zur Förderung oekonomischer und gewerblicher Interessen, insbesondere besteht bei letzteren die Wirksamkeit des Vereins

a) In reger Theilnahme der Mitglieder durch gegenseitige Mittheilung über allgemeine und besondere Gewerbsverhältnisse; Vorzeigung neuer Stoffe, Muster, Anschaffung von Werkzeugen, die von Nutzen und überhaupt in Mittheilung und Vorzeigung von Gegenständen, die zur Belebung des Vereins von Interesse sind.

b) Die Aufsuchung und Ausmittelung der vorzüglichsten Bezugsquellen von Rohstoffen aller Art.

c) Errichtung einer gemeinschaftlichen Gewerbehalle, resp. ein Magazin verschiedener Mobilien vorläufig durch Miethung eines hierzu entsprechenden Privatlokals, mit Veranstaltung zeitweiser Verlosungen von Arbeiten der Vereinsmitglieder.

d) Begründung eines Lese-Instituts durch im Lokale aufzulegenden über Oekonomie und Technik handelnden nützlichen Schriften.

e) In Anträgen und Wünschen an zuständigen Behörden in möglichst gemeinsamen Zusammenwirken mit anderen Vereinen zur Hebung und Wahrung der gewerblichen Interessen sowie zur Beseitigung von Nachtheilen und Mißständen.

§2. Gebietet ausdrücklich und strengstens jede Fernhaltung aller politischen Tendenzen, welche den Anordnungen h. Regierung sowie dem Staate überhaupt entgegen sind.“⁶

Leider sind über diesen Verein, seine Tätigkeit und die Dauer seines Bestehens keine weiteren archivalischen Quellen verfügbar.

Verschönerungsverein und Fremdenverkehrsverein (1889)

Seit Wilhelminischer Zeit fühlte sich zunehmend das Königliche Bezirksamt für die Rahmenbedingungen gedeihlichen Wirtschaftens, heute würde man sagen die ‚Werbung‘ verantwortlich. Man sieht sich

wiederholt veranlaßt, den Magistrat aufzufordern, das äußere Erscheinungsbild der Stadt so zu gestalten, daß Besucher nicht durch „*lange und breite Lachen gefrorener Jauche in den gangbarsten Straßen auch in der Nähe der Wohnung des Bürgermeisters*“ abgeschreckt werden, überhaupt, daß die Stadt ein Bild abgibt, „*das einer Stadt würdig ist.*“ Offensichtlich wurde dann auch von Seiten des Bezirksamtes 1889 die Gründung eines ‚Verschönerungsvereines‘ betrieben, der „*zur Verschönerung der Stadt Gerolzhofen bei[...]tragen, und insbesondere die landschaftlichen Vorzüge ihrer Umgebung immer mehr zur Geltung [...] bringen sollte.*“⁷ Es wohnten auffällig viele Magistratsräte und im Bezirksamt Beschäftigte neben den Kaufleuten und Handwerkern der Gründungsversammlung bei. Der Verein konstituierte sich am 24. Februar 1889. Seine acht Paragraphen umfassende Satzung wurde wortgetreu nach dem Vorbild des ‚Verschönerungsvereins für Würzburg und Umgebung‘ (1874) gestaltet, die den Zweck des Vereines definiert, „*Einrichtungen und Unternehmungen*“ anzuregen, zu fördern und durchzuführen, „*welche geeignet sind, zur Verschönerung der Stadt Gerolzhofen beizutragen, und insbesondere die landschaftlichen Vorzüge ihrer Umgebung immer mehr zur Geltung zu bringen.*“⁸ Bei der Gründungsversammlung wählte man auch gleich einen provisorischen Ausschuß, der erste konkrete Verschönerungsvorschläge unterbreitete. Diese betrafen nicht die immer wieder monierte Reinlichkeit in der Stadt, sondern die Gestaltung der Peripherie: Es sollten Wege angelegt werden, etwa vom Wehr an der ‚Dingolshäuser Strasse‘ zum ‚Judenfriedhof‘, ein Weg vom Geschwister ‚Mittenzwey-Garten‘ gegen die ‚Schanzmühle‘ bis zu dem vom Wehr heraufziehenden Weg; es sollten Sitzbänke aufgestellt werden, etwa am ‚Lindenbrunnen‘, vom ‚Steigerhause‘ (vgl. ‚Steigerturm‘, am Durchbruch ‚Entengasse‘) bis zur ‚Frankenwinheimer Strasse‘ will man zusätzlich eine Buchenbank mit Baumpflanzung anlegen, ebenso auf dem ‚Kappelberg‘; 1890 wurde ein Gehweg zwischen ‚Steigerhaus‘ und ‚Schulermühle‘ sowie von der ‚Frankenwinheimer Straße‘ zur städtischen Allee projek-

tiert, um „*nicht nur dem Auge der täglich dort Vorübergehenden einen wohlgefälligen Anblick zu bieten, sondern auch um bei jedem von dort aus in die Stadt eintretenden Fremden einen angenehmen Eindruck*“ zu hinterlassen. Selbst eine Planskizze der Bänken ist dem einschlägigen Akt beigelegt.⁹

Merkwürdiger Weise schlägt dasselbe Bezirksamt wenige Jahre später die Gründung eines ‚Fremdenverkehrsvereines‘ vor. Es bleibt unklar, ob der ‚Verschönerungsverein‘ seine Tätigkeit nach dem anfänglichen Eifer wirklich ruhen ließ oder der Bezirksamtsvorstand Senfl nicht über das Bestehen eines Vereins mit fast identischen Zielen informiert war. Er erhoffte sich einen wirtschaftlichen Aufschwung für die gesamte Region von der Erweiterung der Eisenbahnstrecke Schweinfurt – Gerolzhofen bis Kitzingen. Dem Stadtmagistrat wird deshalb „*zur ernstlichen Erwägung empfohlen*“, möglichst bald die bereits genehmigten Viehmärkte vorzubereiten und abzuhalten sowie nach Schweinfurter Vorbild einen Obstmarkt zu eröffnen. Zudem glaubte er, daß die „*Stadt Gerolzhofen und die ihr naheliegenden Ausflugspunkte Zabelstein und Stollberg [...] in den Sommer- und Herbstmonaten von Ausflüglern und Touristen gerne aufgesucht*“ würden und daher anzunehmen sei, „*daß die Zahl der letzteren mit Eröffnung der Eisenbahn sich mehren werde und überdies noch gesteigert werden kann.*“ Um dieses Ziel zu erreichen, wird nochmals angeregt, einen „*Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs*“ zu gründen und sich „*dem das ganze Land umfassenden Vereinsband*“, also sich dem überregional bereits bestehenden Verein anzuschließen. Zweckmäßig und zudem rentabel sei es auf jeden Fall, „*um Fremde anzuziehen*“, Plakate in den umliegenden Bezirken auszuhängen, „*welche die Nähe und Schönheit des Steigerwaldes schildern und Abbildungen des Zabelstein, des Stollberg etc. enthalten* [und] Auskunft darüber, daß in Gerolzhofen gute Gaststätten etc. sich befinden.“¹⁰ Man will die Region also für Besucher attraktiv machen und den Fremdenverkehr insbesondere zum Nutzen der Gastwirte ankurbeln. Manche freilich dachten weiter.

Der Steigerwaldklub (1901)

Schon 1892 hatte der nachmalige 1. Vorsitzende des Steigerwaldklubs, der königliche Forstmeister Mantel (Hundelshausen), Magistrat und Gemeindebevollmächtigte von Gerolzhofen davon überzeugen können, daß es im Interesse des Fremdenverkehrs sinnvoll sei, auf der Stollburg einen Aussichtsturm zu errichten.¹¹ Mit dem Steigerwald-Klub entstand dann unter der Anschrift *Centralleitung des Steigerwald-Klubs Stammsitz Gerolzhofen*, bezeichnenderweise auf einer Eisenbahnversammlung 1901 ein regionaler Verein, der – über die lokalen städtischen Grenzen hinaus – sowohl die Funktion des bereits existierenden *Verschönerungsvereins* als auch des seinerzeit von Senfl angeregten *Fremdenverkehrsvereins* zum Vereinszweck hatte.¹² Der Verein engagierte sich für die verkehrsmäßige Erschließung der Region insbesondere für die Ansiedlung von Industrie, aber auch für die Erhaltung von „*Tracht und Sitte*“; schließlich setzte man sich zum Ziel, einen Steigerwald-Führer und Wanderkarten zu erstellen, markierte Wanderwege anzulegen und ein Steigerwaldmuseum zu errichten.¹³

Dieser Verein, dessen Geschichte und Wirken bis in die Gegenwart anlässlich des 90jährigen Bestehens in der Vereinszeitschrift *Der Steigerwald* ausführlich dargestellt wurde, feierte schließlich am 3. Juni 1912 sein zehnjähriges Stiftungsfest und ging den Magistrat aus diesem Anlaß um eine Spende mit der Begründung an, er verfolge ausschließlich gemeinnützige Ziele, sein „*ganzes Sinnen und Streben geht dahin, den Verkehr im Steigerwaldgebiete und speziell in der Nähe von Gerolzhofen zu heben*.“¹⁴ 1912 zählte die Sektion stolze 310 Mitglieder. In der Weimarer Zeit, am 10. Mai 1923, wird der Antrag an den nunmehrigen Stadtrat gestellt, „*den Verschönerungsverein Gerolzhofen mit dem Steigerwaldklub zu vereinigen, was den Vorteil*“ hätte, daß dadurch „*die städt. Anlagen unter den Schutz des Steigerwaldklubs*“ gestellt würden.¹⁵ Der Stadtrat beschied den Antrag, er stehe der Fusion positiv gegenüber. Dies war offensichtlich das Ende des *Verschönerungsvereins*.

Verein für Handel und Gewerbe (1926)

Am 31. Juli 1926 wird noch einmal eine lokale, vorwiegend wirtschaftliche Vereinigung gegründet, nämlich der *Verein für Handel und Gewerbe* mit dem 1. Vorstand Richard Wolf.¹⁶ In der Pressemitteilung zur Neugründung hieß es, es sei jedermann bekannt, „*wie schwer heute die Steuerlasten sind, die hauptsächlich auf dem Mittelstande ruhen und oft bei den seßhaften Handel- und Gewerbetreibenden Härten vorkommen, die nur durch gemeinsame Aufklärung durch den Verein gemildert werden können*.“¹⁷ Zudem seien etwa in Gerolzhofen „*die Schweinemärkte usw. so oft verboten, sodaß die Marktbesucher nach Schweinfurt und Haßfurt fahren und dort ihre Einkäufe und Verkäufe tätigen. Die hiesigen Geschäftsleute leiden dadurch ungeheueren Schaden*.“¹⁸ Als weitere Schwierigkeit für heimischen Handel und heimisches Gewerbe wurden „*mißliche Post- und Bahnverbindungen*“ angesprochen und daß „*die Nachbarstädte den ganzen Verkehr an sich gerissen hätten*.“¹⁹ Zunächst wurden vom Verein Vorträge über Steuerfragen angeboten. In einem anonymen Leserbrief vom 9. September 1926 (vom Protokollführer kommentarlos eingeklebt) wurden recht polemisch die Mißverhältnisse bei Bahn und Post angeprangert, die „*zum Aufbäumen förmlich herausfordern*“. Jedermann kenne den „*unglaublichen Zustand des Warteraumes im Bahnhofe Gerolzhofen. Fußboden, Wände, Decke, und die teilweise defekten Sitzgeräte starren vor Schmutz und Schwärze. Der über und über verrostete Ofen würde einem russischen Dorfbahnhofe kaum zur Zierde gereichen. Wie lange soll dieser Kriegszustand mit dem zum Aufenthalt in diesem – Raume verurteilten Publikum noch andauern? Ist es in Großstädten auch so?*“ Und bezüglich der Post wird moniert: „*Schon die Lage der Räume bedeutet für viele Einwohner eine ständige Unbequemlichkeit [...] Diese Räume nebst ihrer vorsintflutlichen Einrichtung im derzeitigen Postgebäude muß man gesehen haben! Und erst der Warteraum, der das Abfertigungszimmer vorstellt! So was gibts im Deutschen Reiche in einer verkehrsreichen Stadt*

Gerolzhofens Handel und Gewerbe ist leistungsfähig



Die Geschäfte Gerolzhofens
haben sich wiederum für den

Oster-Einkauf

gerüstet und laden Sie zum Besuche höflich ein.
Enorme Auswahl, beste Qualitäten, denkbar billige Preise,

dies sind die drei Hauptstützen, auf denen das Fundament
der im Verein für Handel und Gewerbe zusammengeschlossenen
Geschäfte ruht! Der Not der Zeit gehorchend, haben obige Geschäfte
die Verkaufspreise für wirklich erstklassige Waren derart äußerst
gestaltet, daß es auch den Minderbemittelten möglich sein wird,
sich für die Festtage für wenig Geld manches neue Stück zu
beschaffen. - Lassen Sie sich nicht irre führen durch billige
Anpreisungen auswärtiger Warenhäuser, sondern
kaufen Sie in Gerolzhofen!

Hier haben Sie die bestimmte Gewähr,
reell, gut und preiswürdig
bedient zu werden!

Kauft in Gerolzhofen!

Die Geschäfte sind an den drei Sonntagen der Ostern geöffnet von 12-6 Uhr

In den kommenden Monaten sind an jedem 1. und 3. Sonntag die Geschäfte geöffnet von 2-4 Uhr

Abb. 1: Werbung für den Ostereinkauf in Gerolzhofen.

Photo: Stadtarchiv Gerolzhofen.

mit nahezu 3000 Einwohnern doch kaum ein zweites Mal! [...] Das reisende Publikum der Straße auf als im sog. Warteraum. Wo ist da eine Bedürfnisanlage zu finden, die der Reisende doch hin und wieder infolge natür-

licher Veranlagung auch einmal frequentieren muß? [...] die Stadtverwaltung Gerolzhofen hat der Postbehörde einen geradezu ideal gelegenen Bauplatz für ein neues Postgebäude zur Verfügung gestellt. Ideal dann, wenn der unumgänglich notwendige Durchbruch zwischen Eulenturm und Finanzamt endlich einmal genehmigt und durchgeführt ist. [...] Nachdem die Verhandlungen wegen des Durchbruches [...] schon jahrelang ergebnislos geführt wird [...], erlauben wir uns, der rührigen Stadtverwaltung den Rat zu geben, es einmal mit einflußreichen Abgeordneten zu probieren. Bezirks- und Kreisträte, Landtags- und Reichstagsabgeordnete werden, wenn sie an Ort und Stelle vom Stadtrat Gerolzhofen entsprechend informiert werden, eher in der Lage sein, eine baldige Lösung des unaufschiebbaren Projekts zu erzielen, als eine untergeordnete Stadtgemeindebehörde, die dienstlich unterstellt ist. Da gehört Druck her und zwar Hochdruck!“²⁰

Der Verein vertritt denn auch eindringlich und sehr wirkungsvoll die Interessen der Gerolzhöfer Gewerbe, jetzt auch Innungen genannt, sowie der Geschäftsleute gegenüber dem Bezirksamt, das beispielsweise aufgefordert wird, die Ladenbesitzer der Umgebung besser auf Einhaltung der Sonntagsruhe zu kontrollieren; oder er macht den Stadtrat auf das Hausieren und Feilbieten von Obst und Gemüse durch auswärtige Händler aufmerksam; man beschließt auch, zum wiederholten Male bei der Oberpostdirektion in Würzburg vorstellig zu werden, um eine Änderung der Schalterstunden zu erreichen, man läßt den Oberbauverwalter Blatt vom Kulturbauamt Schweinfurt ein, um mit ihm ein Gelände zur „Errichtung einer Badeanstalt“ zu besichtigen u.a.m.²¹

Für 1928 sollte ein Volksfest, verbunden mit einer Gewerbeausstellung und Verkaufsmesse, organisiert werden, ein Schaufensterwettbewerb sollte die in den letzten zehn Jahren verloren gegangene „Einkaufslust“ wieder erwecken. Vorstand Wolf empfahl, das Volksfest erstmals 1928 abzuhalten, dann aber „alljährlich zu wiederholen und in der Zeit anfang September abzuhalten.“ So wurde das Herbstfest geboren. Die Gerolzhö-

fer sollten zudem allmonatlich in Zeitungsartikeln aufgefordert werden, ihre Einkäufe nur in ansässigen Geschäften zu tätigen, um damit den Hausierhandel bekämpfen zu helfen.

Man klagte in selbiger Sitzung über die Einstellung der Autopost-Verbindung nach Untersteinbach und fordert, diese Verbindung bis Prölsdorf weiterzuführen, da, wie man zu wissen glaubte, die Prölsdörfer lieber nach Gerolzhofen als nach Bamberg zum Einkaufen fahren würden. Stadtrat Tully befürwortete die Errichtung der Auto-Linie Haßfurt – Gerolzhofen und verlangte, dieselbe täglich zweimal zu befahren, „*andernfalls hat Haßfurt den Nutzen und wir die Kosten.*“ Die nach dem Vorbild von Mellrichstadt, Maßbach und Höchberg entworfene Satzung wurde gebilligt. Bei der anschließenden „Bierdebatte“ erregte man sich noch über den vom Stadtrat erhobenen Bieraufschlag von 4 Pfennig, fühlte sich von Vereins wegen aber nicht kompetent, etwas dagegen zu unternehmen, da „*dieser Aufschlag alle Schichten der Bevölkerung gleich trifft.*“²² Allein im Jahr 1927, dem Höhepunkt der Vereinstätigkeit, wurden neun Ausschusssitzungen abgehalten und 29 Briefe abgeschickt, die sich mit einer Fülle von Themen beschäftigten:

- „1. *Sperrung der Schweinemärkte anlässlich der Maul- und Klauenseuche hier und in der Umgebung.*
2. *Festlegung der Sonntage für das Jahr 1927, an denen die Geschäfte geöffnet sein dürfen (entsprechend dem Gesetz über Neuregelung der Sonntagsruhe im Handelsgewerbe)*
3. *Wegfall des Wegzolles für die mit der Bahn hier ankommenden Güter für die hiesigen Geschäfte.*
4. *Festlegung der Satzungen für den Verein.*
5. *Vortrag eines Bücherrevisors namens Redelberger, Würzburg, über verschiedene wichtige Steuerfragen.*
6. *Wahl des Beisitzers des Handelsgremiums Schweinfurt Land und Gerolzhofen zur Handelskammer.*
7. *Hinlegung des 4. Zugpaares nach*

*Schweinfurt in den Sommermonaten täglich, in den Wintermonaten nur an Samstagen.*²³

8. *Bittgang ans Bez.Amt um Befreiung von 4 Mitgliedern vor Strafanzeige, wegen verbotenen Offenhaltens der Läden an Sonntagen.*
9. *Verlegung der weltlichen Feier der Kirchweih auf den 2. Oktobersamstag.*
10. *Herrichtung einer Badeanstalt in Gerolzhofen*
11. *Abhalten eines Volksfestes mit Warenmesse im Jahre 1928 in Gerolzhofen, Bildung eines vorläufigen Comitees.*
12. *Offenhalten der Läden an Werktagen bis 7 Uhr abends.*²⁴

Der Protokollant, der diese Auflistung erstellte, merkte an, daß es in den allermeisten Fällen erfreulicherweise gelungen sei, das Anliegen durchzusetzen, daß aber „*der weitest aus größte Teil der Mitglieder keinerlei Interesse*“ zeige und die ganze Arbeit an nur wenigen Leuten hängen bleibe. Der erste Vorstand (Richard Wolf) legte aus diesem Grunde den Vorsitz nieder. Eine „*wesentliche Verbesserung des Fremdenverkehrs und dadurch einen besseren Geschäftsgang für den Weihnachtsverkauf*“ erhoffte sich der Verein durch die Abhaltung eines Standkonzertes durch die Stadtkapelle am Sonntag vor Weihnachten, wie dies der Stadtrat in Schweinfurt ebenfalls veranstaltet habe.²⁵ Mit Annoncen und Artikeln zum Jahreswechsel („*Weihnachten, das Fest der Geschenke, das Fest der Freude*“) wurde an die einheimische Bevölkerung appelliert, am Ort zu kaufen („*Kauft am Platze*“) und um Vertrauen gewonnen („*Reichhaltigste Warenauswahl bei billigster Preisstellung in allen hiesigen Geschäften*“).²⁶ Man betrachtete die zunehmende Kommerzialisierung christlicher Festtage durchaus als „*ein Zeichen des Fortschritts, daß nun die Reklametrommel bis ins kleinste Dörfchen hinein gerührt wird*“, beklagt aber gleichzeitig, daß die größeren Städte versuchten, die „*Gesamtkundschaft auch vom Lande an sich heranzuziehen*“.²⁷ Auf einem etwas eilig zur Weihnachtszeit verfaßten Handzettel heißt es mit Anlehnung

an die Sprache der Bibel: „*Lasset Euch nicht blenden duch [!] gewisser [!] Anpreisungen verschiedener auswärtiger Kaufhäuser!*“²⁸

Im bisherigen Sinne und mit den gleichen Mitteln wirkte der Verein auch in den beiden folgenden Jahren. Bei den Versammlungen von 1930 standen im Mittelpunkt: „*Verbesserung des Städtebildes, Hebung des Fremdenverkehrs, Erstellung des städtischen Bades und einer Musikschule.*“²⁹ So vertrat bei einer öffentlichen Versammlung am 25. April 1930 der Bezirksgärtner Rahner aus Prichsenstadt die nicht ganz neue These, „*daß der Fremdenverkehr in erster Linie durch Verschönerung des Städtebildes zu heben ist.*“³⁰ Obstbäume sollten gepflanzt, Fenster, Torpfeiler, freie Plätze und Brunnen mit Blumen geschmückt werden. Daneben wurden von verschiedener Seite Vorschläge gemacht, wie sie im kommenden Jahre auch im Verkehrsausschuß und im neugegründeten Verkehrsverein zu hören waren: Buchdrucker Teutsch forderte die Mitbürger zur Renovierung der Häuser auf, was sein Nachredner, Stein- und Bildhauer Tully, der seinerseits die städtischen Anlagen dem Schutze des Publikums empfahl, nicht ungern gehört haben dürfte. Beiratsmitglied Schwarz regte die Dekoration der städtischen Brunnen an, Oberlehrer Werner empfahl, wenn auch wohl eher vergeblich (s.o.) „*größeren Wert auf das Sauberhalten der Straßen zu legen*“. Von Interesse, weil ein Novum, war der Beitrag von Bürgermeister Weigand, er sprach u.a. „*über die Geschwindigkeitsreduzierungen der Autos innerhalb der Straßen.*“³¹

Schon auf dem Höhepunkt der Aktivitäten zeichnete sich der Niedergang des Vereins ab. Es war sehr umstritten, ob sich der Verein politisch betätigen und zur Bezirkstagswahl am 20. Mai 1928 antreten sollte. Man beschloß aber mehrheitlich, zwei Kandidaten unter dem Namen „*Gewerbeverein*“ aufzustellen, sonstige Mitglieder, die sich als Kandidaten aufstellen lassen wollten, sollten nicht das Recht haben, „*mit dem Vereinstitel Werbung zu machen*“ und nicht mit einer finanziellen Unterstützung im Wahlkampf rechnen dürfen.³² Die zwei Kandidaten erlitten jedoch eine „*schmähliche Niederlage*“. Der Proto-



Abb. 2: Handzettel der Gerolzhöfer Kaufleute zum Weihnachtseinkauf. Photo: Stadtarchiv Gerolzhofen.

kollant, einer der durchgefallenen Kandidaten, rechnete mit dem Verein ab: „Dieser Verein verdient einen anderen Namen und ist für mich mit diesen letzten Zeilen dem Tode verfallen.“³³ Bei der Stadtratswahl vom Dezember 1929 trat der vormalige Schriftführer mit einigen anderen Mitgliedern des ‚Gewerbevereins‘ für eine neue Partei, den ‚Wirtschaftsfortschritt‘, an. Diese neue Lokalpartei, der einige spätere aktive NSDAP-Mitglieder angehörten, erhielt einen Stadtratssitz, während die Kandidaten des ‚Gewerbevereins‘ unter dem Namen ‚Gewerbevereinigung‘ immerhin zwei Stadtratsmandate erzielten.³⁴ Offenbar führten die politischen Querelen zum baldigen Ende des Vereins, die letzten Protokolleinträge stammen vom November 1931.³⁵

Verkehrsausschuß des Stadtrates (1931)

Die Geschäftsleute hatten immerhin ihre Interessen in die eigenen Hände genommen, sich ein lautstarkes Sprachrohr geschaffen und politischen Einfluß gewonnen. Die Kom-

mune konnte nicht länger untätig bleiben. Der Stadtrat unternahm schon 1930 Ortsbegehungen und unterbreitete Vorschläge zur Verbesserung und Verschönerung der Stadt, die vorwiegend die Aufstellung von Ruhebänken, Beseitigung von Unrat, Säuberung von Bächen und Plätzen, Aufstellung von Laternen, Begrünung von Parkanlagen und Kriegerdenkmal, Pflasterausbesserung und den „Neuanstrich der Häuser in den Hauptstraßen, die alt und schmutzig sind u. durch einen Neuanstrich das gesamte Straßenbild heben u. verschönern würden,“ betrafen.³⁶ Es tauchte auch der bis heute als nicht abwegig erachtete Vorschlag auf, den Weißen Turm der Öffentlichkeit als Aussichtsturm zur Verfügung zu stellen. Der Plan des Verkehrsausschusses vom 9. Februar 1931 sah an Neuem zusätzlich die Herstellung eines Prospektes und Führers für Gerolzhofen und Umgebung sowie dessen Versendung vor, die Turnhalle sollte ausgebaut, die Stadtmusik fördernde Beobachtung erfahren, an ein Stadtmuseum wurde wohl erstmals gedacht und ständige gelegentliche Rücksichtnahme auf ein später zu eröffnendes Stadtmuseum – allmähliche

Bereicherung mit Gegenständen – angeordnet.³⁷ Erst der Plan von 1932 sah darüber hinaus auch endlich die Erstellung einer mindestens vorläufigen Badegelegenheit, für die Jugend vor, die dann im folgenden Sommer durch die Nationalsozialisten eingeweiht werden konnte. Aus der Bevölkerung wurde die Errichtung einer Jugendherberge als von eminentester Bedeutung für Gerolzhofens Zukunft vorgeschlagen. Die Bevölkerung wurde einmal mehr aufgefordert, „zur prachtvollen Verschönerung und Hebung des Städtchens“ durch Blumenschmuck an Häusern, Balkonen, Eingängen und Vorgärten beizutragen.³⁸ All diese Bemühungen mündeten zunächst in die Gründung eines neuen Vereins, diesmal allerdings im Gegensatz zum vormals eingegangenen ‚Verschönerungsverein‘ mit regionalem Charakter.

Verkehrsverein Gerolzhofen (1931)

Warum für den auf Verschönerung des Stadtbildes abzielenden Vereinszweck nicht der ‚Steigerwaldklub‘ stärker beansprucht wurde, mag daran liegen, daß zu dieser Zeit dort gerade die Wandervögel dominierten. Am 25. Januar 1931 jedenfalls wurde im Saalbau Härterich ein ‚Verkehrsverein Gerolzhofen‘ gegründet: „Der neue Verein will in erster Linie den darniederliegenden Handel u. Verkehr neu beleben.“³⁹ Er löste offenbar den Handels- und Verkehrsverein von 1926 ab. Aus einem Schreiben an die sämtlichen Herren Bürgermeister des Bezirks wird deutlich, daß der Verein durchaus wieder überörtlichen Charakter annehmen sollte. Dieser Plan ging auf, den Vorstand bildeten fast durchweg politische Funktionsträger: Oberamtmann Wirsching als erster, als zweiter Vorsitzender Bürgermeister Wächter von Volkach; Geschäftsführer wurde der Gerolzhöfer Lehrer Aßmann, Kassierer der vormals als Vorstand des ‚Handels- und Gewerbevereins‘ zurückgetretene Kaufmann Richard Wolf, als Pressevertreter fungierte Verleger Teutsch, im Ausschuß saßen der Kaufmann Franz (Wiesentheid), der Hotelier Außenhofer (Gerolzhofen), Bürgermeister Göb (Kollitzheim), Kaufmann Koos (Abtswind), Ökonomierat Schliermann (Escherndorf), Forstmeister Lingmann (Donnersdorf), Be-

zirksobergärtner Rahner (Prichsenstadt) sowie Domänendirektor und nachmaliger Landrat Dr. Held (Wiesentheid). Die Stadt Gerolzhofen war also nur sparsam vertreten. Zu Beginn des Jahres 1932 beschäftigte sich der Ausschuß dieses Vereins mit der eher rhetorischen Frage, „ob der Verein auch für die Folge bestehen bleiben soll“ und bescheinigte dem Verein „fruchtbringende Werbetätigkeit“; Autoverkehrslinien seien ausgebaut, die Bezirksstraßen verbessert worden; der Fremdenverkehr habe sich „merklich gehoben“.⁴⁰ Auf Anfrage des Landesverkehrsverbandes Nordbayern, Nürnberg, machte Bürgermeister Greß am 12. September 1935 zur Situation Gerolzhofens folgende Angaben: „Die Stadt Gerolzhofen hatte nach der Volkszählung am 15. Juni 1933 3008 Einwohner. Hiezu kommt nunmehr die Arbeitsdienstabteilung mit etwa 140 Mann, so daß mit einer Einwohnerzahl von 3148 zu rechnen ist. Die Zahl der Übernachtungen von Fremden in Gerolzhofen ist mit mindestens 1000 im Jahre zu rechnen. Durch den Fremdenverkehr (Durchgangsverkehr) kommen im Jahre schätzungsweise 1500 Personen nach Gerolzhofen.“

Die restliche Zeit der NS-Herrschaft, insbesondere ab 1938, war bekanntlich wenig gastfreundlich, als Fremde kamen überwiegend Evakuierte aus kriegsgefährdeten deutschen Gebieten, Ausgebombte sowie Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter nach Gerolzhofen.

Verkehrs- und Verschönerungsverein (1952)

Nach dem Krieg nahm die Stadt die ursprüngliche Idee des Fremdenverkehrs wieder auf. Schon im Sommer 1950 wünschte der ‚Bote vom Steigerwald‘ in einer Glosse dem angeblich „neuerstandenen Verschönerungs- und Fremdenverkehrsverein“ den besten „Erfolg“, denn die Aufgaben, insbesondere was die Straßenreinlichkeit und die Unsitte betreffe, „des Morgens die Teppiche und Bettlaken durchs Fenster auf die Straße auszuschütteln“, seien „nicht kleiner geworden als vor vierzig Jahren“, dafür hätten sich die finanziellen Verhältnisse wesentlich ver-

schlechtert.⁴¹ Aber erst das Ratsprotokoll vom 3. November 1952 meldete zuverlässig die Gründung eines Fremdenverkehrsvereins: Stadtrat Schlegler, als Vorsitzender des ‚Fremdenverkehrsausschusses‘ wurde beauftragt, die Gründung eines solchen ‚Fremdenverkehrsvereines‘ zu veranlassen. Bürgermeister Kreppel stellte sich den Fremdenverkehrsverein in einem Schreiben an Schlegler so vor, „daß ein reger Geschäftsmann die Leitung übernimmt. Sie [Stadtrat Schlegler] möchte ich bitten, als Beisitzer nach Möglichkeit zu fungieren, damit wir nicht ganz ausgeschaltet sind.“⁴² Als Geschäftsführer wurde mit Herrn Großkinsky ein Vertreter der Geschäftswelt vorgeschlagen. „Die Seele des Ganzen müßten natürlich Sie [Stadtrat Schlegler] bleiben. Ihre Aufgabe würde es sein, ausgleichend zu wirken.“ Die Geschäftswelt, v.a. Großkinski, sollte mit eingespannt werden, da von ihr eine Reihe von Anregungen kam, die der Stadtverwaltung, Bürgermeister Kreppel zufolge, selbst zu viel Aufwand erfordert hätten (z.B. die Durchführung eines Verschönerungswettbewerbs, die Gründung einer Stadtkapelle) oder von vorneherein nicht erfolgversprechend schienen, wie etwa die Beschaffung wenigstens einer Kopie des Riemenschneideraltars aus dem Germanischen Nationalmuseum. Möglicherweise war Großkinsky jener im ‚Boten vom Steigerwald‘ anonym zitierte Kaufmann, der angeregt hatte, erst einen ‚Verschönerungs- und Verkehrsverein‘ zu gründen, aus dem dann einmal ein ‚Fremdenverkehrsverein‘ hervorgehen könnte, wenn Gerolzhofen die „Erfordernisse für die Unterbringung von Erholungssuchenden“ geschaffen habe. Wer unbeeinflusst die örtlichen Begebenheit betrachte, werde zugeben müssen, „daß für das, was wir ‚Fremdenindustrie‘ bezeichnen, hier noch manches zu wünschen übrig bleibt.“ Ein „alter Wanderer und Gerolzhöfer Handwerker“ hatte in der gleichen fingierten Leserbriefserie gemeint, die Werbung von Kurgästen komme wohl nicht in Frage, als „lokales Ausflugsziel“ sei Gerolzhofen dagegen „unbedingt geeignet“. Ein Reisender äußerte mit etwa gleicher Intention (die Hand der Redaktion ist unverkennbar!), Gerolzhofen habe mit seiner Nähe zum Steigerwald,

den interessanten historischen Baulichkeiten und dem Schwimmbad durchaus etwas zu bieten, zu einem Erholungsort reiche das allerdings nicht aus. Wenn ein „Lokal vorhanden wäre wie z.B. der ‚Zehntkeller‘ in Iphofen, dann ließe sich darüber reden.“ Er komme gern ein zwei Tage nach Gerolzhofen, aber zur Kur suche er sich einen „vorteilhafteren Platz“ aus. Als Manko bei der Hebung des Fremdenverkehrs wurde offensichtlich – nicht zum ersten und letzten Mal – das Fehlen geeigneter „gastronomischer Verhältnisse“ gesehen. Es gab also stark differierende Meinungen über Notwendigkeit und Tätigkeitsbereiche eines solchen Vereines. Für den neuen Verein zu gewinnen galt es neben dem ‚Einzelhandesverein Gerolzhofen‘ (Oemler) die ‚Gastwirte-Innung‘ (Brehm), die Vertretung der Arbeiterschaft im Stadtrat (Kundmüller), den Ortsverein des ‚Bayerischen Bauernverbandes‘ (Wächter), den Handwerkskammerbeirat (Mattmann), den Ortsverein des ‚Bayerischen Beamtenbundes‘ (Leuner), den Ortsverein der ‚Bayerischen Lehrerschaft‘, die Vorstandschaften der verschiedenen Innungen und den ‚Bayerischen Pensionistenbund‘ (Fellmann). Als Zweck des zu gründenden Vereins wurde vorab die „Förderung des Fremdenverkehrs in der Kreisstadt Gerolzhofen“ benannt. Im Presseanschreiben zur Gründungsversammlung hieß es, ausgehend von der Feststellung, daß Gerolzhofen mit seinen historischen Bauten, seiner Kleinstadtromantik, dem nahen Steigerwald und dem Schwimmbad durchaus einen „werbenden Eindruck [...] auf die Fremden, die als Kurgäste in Gerolzhofen verweilen wollen“, mache, zum Vereinszweck etwas detaillierter:

„Die Einwohner Gerolzhofens müssen daher an der Werbung für den Fremdenverkehr mitarbeiten, durch Verschönerung des Stadtbildes, wie Blumenschmuck an Fenstern, Häusern, Toreingängen usw., Erneuerung der Häuseranstriche, schöne Schaufensterauslagen, Reinhaltung der Straßen innerhalb der Stadt und an den Stadteingängen usw. Die Gastwirte usw. können mithelfen durch Verbesserung der Unterkünfte, insbesondere durch Reinheitspflege in den Fremdenzimmern und in den Aufenthaltsräumen (auch

hier die Blumen nicht vergessen!). Die Fremden müssen sich in Gerolzhofen wohlfühlen.“ Bei einer Vorbesprechung mit Bürgermeister Kreppel sowie Vertretern von Industrie, Landwirtschaft, Handwerk und Handel, am 22. November 1952 regte ein Vertreter des ‚Vereins der Einzelhändler‘ an, die Vereinsgründung bis Januar zu verschieben, „da die Veranstaltung der Weihnachtswerbung vom vorgenannten Verein bereits eingeleitet“ sei (Notiz Schlegler). Zur Gründungsversammlung eines Fremdenverkehrsvereines bei Tröster am 20. Januar 1953 waren 97 Personen erschienen, 67 Personen traten als Mitglieder bei. Zum 1. Vorstand wurde Konditormeister Robert Schoube gewählt.

Der Verein, der sich als Gemeinschaft von Heimatfreunden verstand, erhielt den Namen ‚Verkehrs- und Verschönerungsverein‘. Am Anfang wurden 80 Mitglieder gezählt. In einem Aufruf an die Bürger vom 4. April 1953 zur aktiven Unterstützung wird der Vereinszweck noch einmal genannt: Der Verein wolle „nicht mehr und nicht weniger, als dem Wohle der Heimatstadt in jeder nur möglichen Weise dienen. Es geht darum, Gerolzhofen aus seinem Dornröschenschlaf zu erwecken und die Voraussetzungen zu schaffen, daß es im Fremdenverkehr zwischen Main und Steigerwald die ihm gebührende Rolle spielen kann.“ Schriftführer Kirner brachte 1964 seinen Vorschlag durch, den Verein in ‚Verkehrverein‘ umzubenennen. Dr. Baum bemängelte allerdings, daß der Verein nichts mehr mit Ortsverschönerung zu tun habe, wurde aber beruhigt, man werde sich „auch weiterhin der Pflege unseres Städtchens“ widmen.

Um den Fremdenverkehr nahm sich in der Folgezeit wieder die Stadt mit dem Fremdenverkehrsamt (heute: Tourist-Information) an. Als Gerolzhofen dann 1972 im Zuge der Gebietsreform seine Zentrumsfunktion als Kreisstadt verlor und dem Landkreis Schweinfurt zugeschlagen wurde, kam in der Gerolzhöfer Geschäftswelt Panikstimmung auf. Am 1. November 1974 gründete Dietmar Kordowich zusammen mit 16 Geschäftsleuten (Einzelhändler, Wirte) und Vertretern der Stadt den ‚Förderverein‘, der noch heute aktiv

ist, wenn auch unter dem modischen Namen ‚gerolzhofenAKTIV‘.⁴³ Zunächst wurde das Weinfest, später das Frühlings- und das Herbstfest (vormals der Mantelssonntag am Kirchweihfest) ins Leben gerufen, dann auch Adventsaktionen und Schaufensterwettbewerbe gestartet, mit dem Ziel, Gerolzhofen auch nach der Auflösung des Landkreises attraktiv erscheinen zu lassen.⁴⁴

Damit sind wir in der Gegenwart angekommen. Wie sich jeder Besucher der Stadt überzeugen kann, ist es den interessierten Vereinen im Zusammenwirken mit der Stadtverwaltung auf's beste gelungen, dem Städtchen ein ansprechendes Gesicht zu geben. Möge es ihnen auch weiterhin gelingen, die Innenstadt im Interesse nicht nur der verbliebenen Geschäftsleute, sondern auch der Einwohner und Gäste, lebendig zu erhalten.

Anmerkungen:

¹ Vgl. Stadarchiv Gerolzhofen (künftig: SAG), Bayer. Vereinsgesetz vom 26. Febr. 1850: „Das Recht, Vereine zu bilden ist von polizeilicher Erlaubnis nicht abhängig. Die nichtpolitischen (z.B. geselliger Unterhaltung dienenden) Vereine unterliegen mit Ausnahme der Verpflichtung, ihre Vorsteher und Statuten (wenn sie solche haben) der Polizei binnen drei Tage anzuzeigen, in ihrer Wirksamkeit keiner staatlichen Beschränkung oder Beaufsichtigung.“

² SAG.

³ SAG, A-837: Caßino-Gesellschaft in Gerolzhofen betr. (1833-1876), IV. Neugründung am 30. Okt. 1843.

⁴ Als ‚Soiree‘ (aus dem Frz. Abendgesellschaft) bezeichnet man ursprünglich eine abendlich stattfindende Zusammenkunft von (meist gesellschaftlich höher stehenden) Personen, die sich zu gemeinsamem Trinken, Musizieren, Theaterspielen, Karten- und Gesellschaftsspielen, Vorlesen und Gesprächen treffen.– Ein ‚Skribent‘ ist ein Schriftsteller oder Kolumnist.– Der Titel ‚Diurnist‘ bezeichnete einen Verwaltungsbeamten, der als Amtsschreiber die im Amt anfallenden Schreibarbeiten erledigte, Protokolle führte, ausgehende Schreiben, sogenannte Expeditionen, und Kopien von Schriftstücken anfertigte.– Als ‚Commis‘ wurden Handlungsgehilfen, Angestellte bezeichnet.

- 5 Vgl. dazu auch den Beitrag „Das Landwirthschaftliche Bezirksfest von 1851“ in diesem Heft.
- 6 SAG, A-2417, Bildung eines Bürger- und Gewerbevereins dahier betr.
- 7 SAG, A-2886.
- 8 Ebd.
- 9 Ebd.
- 10 SAG, Visitationsbericht vom 6. Okt. 1892: Nr. 36.
- 11 Ludwig Schaller/Walter Merklein: Getreu der Satzung – mit Idealismus und Heimatliebe, in: Der Steigerwald. 11. Jg. April 1991/Nr. 2, S. 42-58.
- 12 SAG, A-2887.
- 13 Schaller/Merklein: Getreu (wie Anm. 11), S. 44.
- 14 Ebd.
- 15 Ebd.
- 16 1920: Karl Wolf (geb. 1895) und Richard Wolf (geb. 1893) machen sich in Gerolzhofen, Marktplatz, mit der Gründung der Firma „Ein- und Verkaufszentrale Gerolzhofen“ selbständig (Quelle: www.wolf-tabakwaren.de/index.php?link=geschichte, einges. am 13.03.2009).
- 17 SAG, Protokollbuch des Vereins für Handel und Gewerbe Gerolzhofen, Gründungsaufwurf, Vorsatzblatt.
- 18 Ebd.
- 19 Ebd.
- 20 Ebd., Leserbrief vom 9. Sept. 1926, S. 8.
- 21 Ebd., Protokoll vom 21. April 1927, S. 12f.
- 22 Ebd.
- 23 Als „Zugpaar“ bezeichnet man zwei Züge mit gleicher Zuggattung, die die gleiche Linie in entgegengesetzter Richtung befahren und entweder Hin- und Rückfahrt einer Wagengarnitur bilden oder den gleichen Zugnamen tragen und oft verwandte Zugnummern haben. (Definition aus: <http://eisenbahn.wikia.com/wiki/Zugpaar>, eingesehen am 17.8.2010).
- 24 SAG, Protokollbuch des Vereins für Handel und Gewerbe, S. 13.
- 25 SAG, A-1088, Besetzung der städtischen Musikmeisterstelle, hier: Brief des Schriftführers Ludwig Bauer an den Stadtrat vom 12. Dez. 1927.
- 26 SAG, Protokollbuch des Vereins für Handel und Gewerbe Gerolzhofen, S. 23.
- 27 Ebd.
- 28 Ebd., S. 28.
- 29 Ebd., S. 51.
- 30 Ebd., S. 50.
- 31 Ebd.
- 32 Ebd., S. 41, Protokoll vom 15. Mai 1928.
- 33 Ebd., S. 42.
- 34 SAG, A-403.
- 35 SAG, Protokollbuch des Vereins für Handel und Gewerbe Gerolzhofen, S. 60f.
- 36 SAG, Sitzungsprotokolle 1929-1932, S. 63, Vorschläge nach dem Rundgang des Verkehrsausschusses vom 30.03.1930.
- 37 SAG, Sitzungsprotokolle 1929-1932, S. 164.
- 38 SAG, Bote vom Steigerwald, 11.05.1932.
- 39 Alle Zitate dieses Kapitels sind, soweit nicht eigens vermerkt, entnommen aus: SAG, A-2890.
- 40 SAG, Bote vom Steigerwald vom 25.03.1981, Nachdruck eines Artikels vom 01.09.1932.
- 41 SAG, Bote vom Steigerwald vom 28.06.1950.
- 42 Alle Zitate, soweit nicht anders vermerkt, s. SAG, A-2890.
- 43 Vgl. www.gerolzhofenaktiv.de/index.php?id=253.
- 44 Ebd.

Das Stadtarchiv Gerolzhofen – Kollektives Gedächtnis einer Kommune

von
Matthias Endriß

„Die Archivierung umfaßt die Aufgabe, das Archivgut zu erfassen, zu übernehmen, auf Dauer zu verwahren und zu sichern, zu erhalten, zu erschließen, nutzbar zu machen und auszuwerten.“ Mit diesen nüchternen Worten umreißt das am 1. Januar 1990 in Kraft getretene Bayerische Archivgesetz die Aufgabe von staatlichen wie auch nichtstaatlichen – also auch kommunalen – Archiven. Anders als die Registratur der Ämter, in der die aktuellen und für die Verwaltung relevanten Akten aufbewahrt werden, ist das Archiv der Öffentlichkeit zugänglich, sind seine Aktenbestände einsehbar. Dem war nicht immer so. Noch bis zur Säkularisation 1803 waren die Archive ausnahmslos Geheimarchive. Archivalien dienten ausschließlich der Verwaltung für die Erfüllung ihrer Aufgaben. Die Geschichtsforschung blieb außen vor.¹ Auch heute noch ist es oft die Verwaltung, die auf bereits Generationen früher angefertigte Akten oder Pläne zugreift. Sei es, weil bestehende Verträge modifiziert werden müssen. Sei es, daß wegen aktueller baulicher Probleme die Einsicht in alte Pläne geboten ist. Aber auch interessierte Privatpersonen, wie Heimat- oder Familienforscher, Studenten, Historiker oder Journalisten, können Einblick in die archivierten Unterlagen nehmen. Zumindest, soweit nicht der Gesetzgeber einen Riegel vorschiebt. Personenbezogenes Archivgut etwa darf erst zehn Jahre nach dem Tod des Betroffenen benutzt werden. Ist der Todeszeitpunkt nicht feststellbar, gilt eine Frist von 90 Jahren ab der Geburt. Unterliegt das Archivgut besonderen Vorschriften der Geheimhaltung, darf es bis 60 Jahre nach seiner Entstehung nicht genutzt werden. Doch trotz dieser wenigen Einschränkungen ist die Zeit der Geheimarchive ein für alle Mal vorbei.

Das Archiv ist das kollektive Gedächtnis einer Kommune. Hier lagern Urkunden, Akten, Sitzungsprotokolle, Rechnungen, Karten, Pläne, Publikationen und Bilder aus längst

vergangenen Tagen. Dieses Archivgut ist Teil des tradierten kulturellen Erbes einer Gesellschaft. Puzzleteil für Puzzleteil setzt sich aus den Archivalien Historie zusammen und somit werden diese in ihrer Gesamtheit zum Spiegelbild der Gesellschaft. Das Bewahren dieser Geschichte, ihre Vermittlung im Hier und Jetzt und ihre Weitergabe an zukünftige Generationen ist die vornehmste Aufgabe der Archive. Konkret geschieht dies entweder durch Publikationen oder in Gerolzhofen durch regelmäßig stattfindende historische Ausstellungen, die zumeist im Zusammenspiel von Stadtmuseum, Stadtarchiv und Historischem Verein organisiert werden. Die nächste dieser Ausstellungen, die Anfang Oktober in der Rüstkammer des Alten Rathauses eröffnet wird, beschäftigt sich etwa mit dem gemeinsamen Bürgerwald von Gerolzhofen, Rügshofen und Dingolshausen, dem sogenannten ‚Nutz‘. Dazu wird auch ein Begleitbüchlein erscheinen.

Die Betreuung des städtischen Urkundenarchivs und der Registratur lag zunächst in den Händen des Stadtschreibers, des höchsten rechtskundigen Beamten der Stadt. Als erster ist hier Michael Sprenger zu nennen, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts das früheste bis heute erhaltene Stadtbuch Gerolzhofens anlegte. Ebenfalls durch das von ihm geführte Stadtbuch ist Johann Fabri bekannt geworden, der das Amt des Stadtschreibers Mitte des 16. Jahrhunderts bekleidete. Anfang des 20. Jahrhunderts oblag die Betreuung des Archivs dem Stadtoberinspektor Andreas Schieber. Er legte 1915 ein neues Verzeichnis der historischen Urkunden, Amtsbücher und Rechnungen an.

Seit Ende des Zweiten Weltkrieges wurde das Stadtarchiv zunächst lange von ehrenamtlichen Archivpflegern betreut. Georg Görres etwa kümmerte sich von 1956 bis 1964 um das Gedächtnis der Stadt. Er veröffentlichte zahlreiche kleinere Beiträge zur Geschichte Ge-

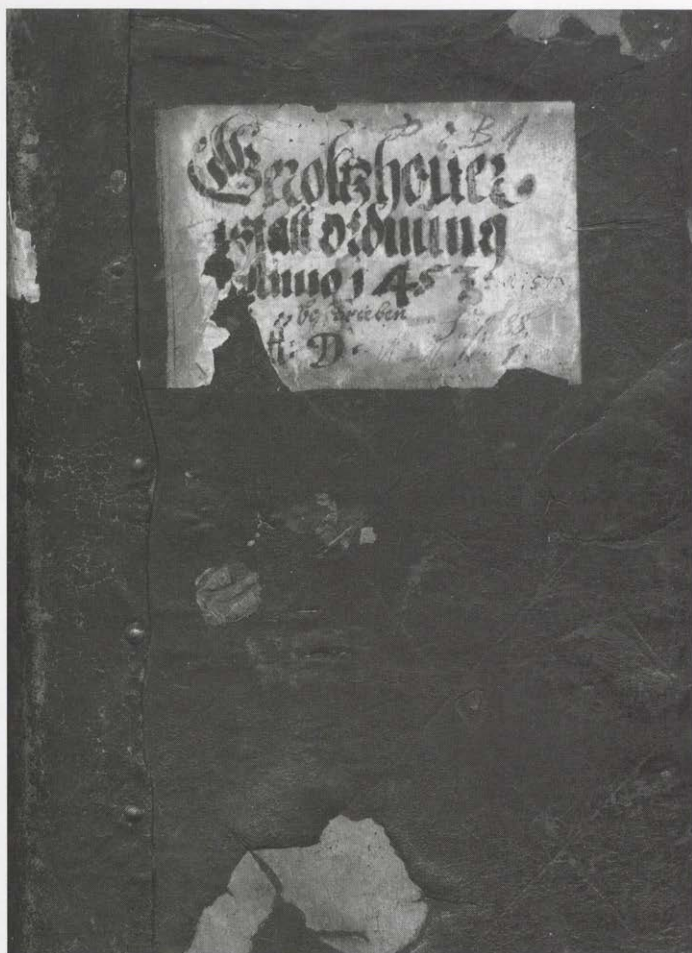


Abb. 1: Das „Schwarze Buch“, Gerolzhofens ältestes erhaltenes Stadtbuch. Mit den Eintragungen wurde 1476 begonnen. Repro: Stadtarchiv.

rolzhofens, vor allem in ‚Sonntag ist’s‘, einer Beilage des ‚Steigerwald-Boten‘. Auf Görres folgte Oberlehrer Max Tschiggfrey. Bis 1977 widmete er sich vor allem der Auswertung der Archivalien, fertigte zahllose Abschriften und Transkriptionen an. Außerdem veröffentlichte er heimatgeschichtliche Beiträge in der Lokalzeitung. Tschiggfreys Nachfolger wurde Polizeiobermeister a.D. Otto Weigand. Er durchforstete die mittlerweile überfüllte Registratur im Rathaus und überführte archivwürdiges Schriftgut ins Stadtarchiv. Er übernahm auch das Archiv des 1978 nach Gerolzhofen eingemeindeten Rügshofen. Weigand war es zudem, der maßgeblich den 1981 vollzogenen Umzug des Stadtarchivs in das umgebaute

Bürgerspital mit konzipierte. Dort stehen dem Stadtarchiv derzeit zwei Räume zur Verfügung. Der eine dient als Magazin, in dem die Akten, Bände und Urkunden lagern. Der andere ist gleichzeitig Arbeitsplatz des Stadtarchivars und seiner Mitarbeiter, Stadtbibliothek und Lesesaal.

Als Weigand Ende 1994 das Ruder aus der Hand gab, übernahm 1995 der Gymnasiallehrer Martin Frey das Amt des Archivpflegers. Er widmete sich der Aufarbeitung älterer Archivalien, verfaßte zahlreiche Aufsätze und brachte später unter anderem Hefte über die Geschichte der Flüchtlinge und Vertriebenen sowie zu den Flurnamen der Gemarkung Gerolzhofen heraus. Außerdem begann er, die Archivalien im Computer zu erfassen.

Diese Arbeit führte ab 2003 Dr. Stephan Oettermann fort. Zunächst ehrenamtlich, später als städtischer Angestellter tätig, begann der promovierte Literaturwissenschaftler damit, das Archiv nach den Schlagworten „Wer-Was-Wann-Wo“ neu zu strukturieren und die Daten auch in eine computergestützte Datenbank einzupflegen. Ferner machte er sich – rund 90 Jahre nach Schieber – daran, die Archivalien neu zu verzeichnen. Es entstanden zwei Findbücher – eines für Urkunden und Regesten, ein weiteres für die Bände und Sitzungsprotokolle – sowie ein Vorläufiges Aktenrepertorium. Oettermann brachte außerdem eine Sammlung mit Gerolzhöfer

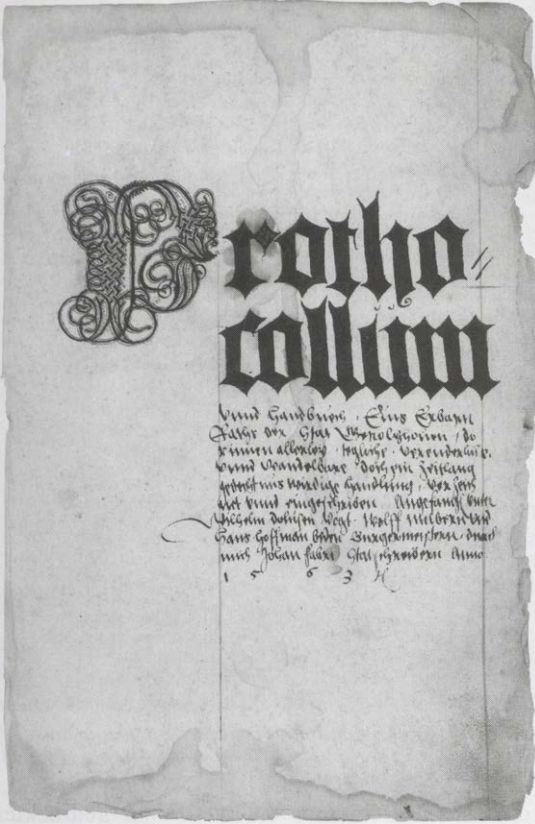


Abb. 2: Die Titelseite des sogenannten „Grünen Buchs“, angelegt 1563 vom damaligen Stadtschreiber Johann Fabri. Repro: Stadtarchiv.

Personaldaten von 1576 bis 1894 sowie Abhandlungen über die Gerolzhöfer Schützen und deren Königskette heraus und erarbeitete ein zweibändiges Häuserbuch. Ende Juli 2009 schied Oettermann aus dem Amt aus. Seine Nachfolge trat als Teilzeitkraft im Februar 2010 der Sprachwissenschaftler und Journalist Matthias Endriß an. Seine erste Aufgabe ist es derzeit, die Arbeit an der neuen Gerolzhöfer Stadtchronik, die 2011 erscheinen soll, zu koordinieren.

Das Stadtarchiv von Gerolzhofen birgt so manchen kleinen Schatz. So etwa das der Farbe seines Einbandes wegen das ‚Schwarze Buch‘ genannte älteste Stadtbuch von Gerolzhofen. Angelegt wurde es im Jahr 1476 durch den damaligen Stadtschreiber Michael Sprenger. Die meisten Einträge stammen aus dem

Jahr 1477. Dann wurde das Buch bis 1496 von Sprenger selbst und bis 1534 von seinen Nachfolgern fortgeführt. Einige Nachträge wurden, parallel zum später angelegten ‚Grünen Buch‘, bis in das Jahr 1603 vorgenommen. Das ‚Schwarze Buch‘ beinhaltet Abschriften von Urkunden, Listen von Neubürgern und Amtsinhabern, vor allem aber eine Vielzahl von Ordnungen. Um nur einige davon zu nennen: Die Ordnung des Stadtgerichts zu Gerolzhofen, Ordnungen verschiedener Handwerker wie der „Becken“ (Bäcker), der „Metzler“ (Metzger) oder der Schuhmacher, die „Armbrust- und Püch-senschützen-Ordnung“. Selbst eine Bratwurst-Ordnung gab es. Darin wurde 1480 unter Androhung von Strafen unter anderem festgelegt „[...] das hinfür die metzler die brotwurst gantz von sweinem fleisch bereyten und machen, und sullen keynerley ander fleisch dorunter ein hacken noch ein mengen und sullen die auch also von eytelm sweineyn fleisch machen, das vier brotwurst ein pfunt haben [...]“. ² Auch Eidesformeln sind im ‚Schwarzen Buch‘ niedergeschrieben, etwa der Bürger-eid, der Eid der Ratsherren, der Stadtknechte, der Fischbeschauer oder der Eid der „Ausgenner“

(Steinsetzer).

Da Gerolzhofen, wie andere unterfränkische Landstädte auch, keine Urkunde vorweisen kann, die eine Verleihung der Stadtrechte schwarz auf weiß dokumentiert, folgert der einstige ehrenamtliche Stadtarchivar Martin Frey, der das ‚Schwarze Buch‘ transkribiert hat: „Schon aus diesem Grunde spielt das ‚Schwarze Buch‘ für das städtische Selbstbewußtsein noch heute eine besondere Rolle, denn es belegt eine weit ins Mittelalter zurückreichende urbane Verfassung.“ ³ Als Beleg für die Bedeutung des ‚Schwarzen Buches‘ für die Stadt mag die Tatsache gelten, daß es als einziges des mittlerweile 114 Bände umfassenden Bestandes des Stadtarchives in jüngerer Zeit restauriert wurde, nämlich 1950 vom Bamberger Adam Metzner.

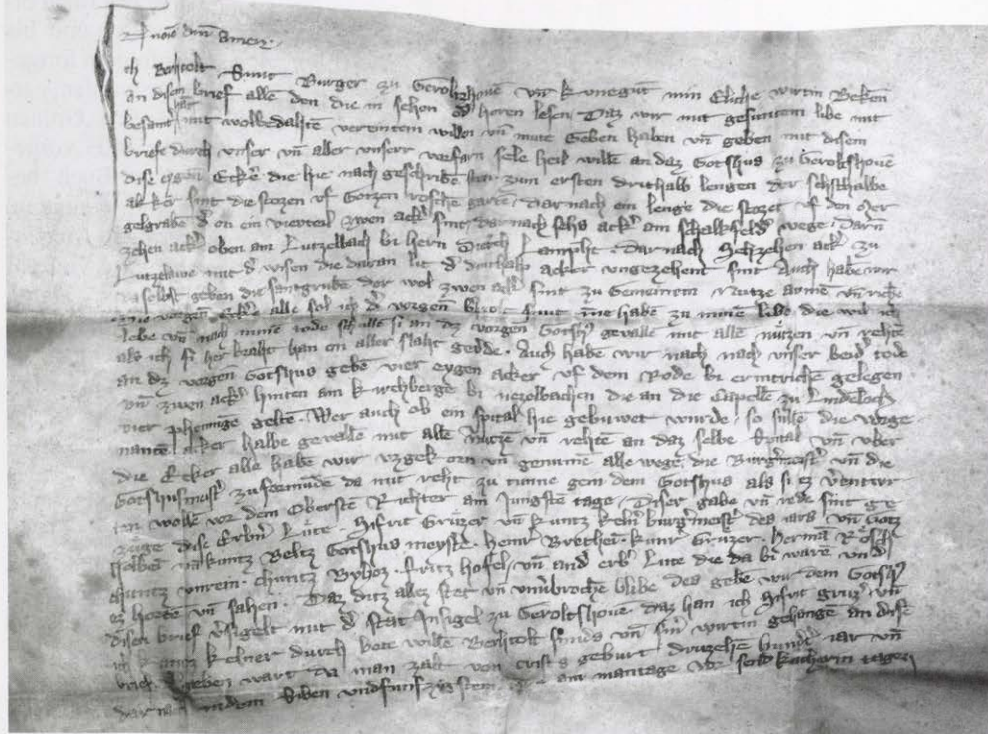


Abb. 3: Die älteste Urkunde in den Beständen des Gerolzhöfer Stadtarchivs ist diese Schenkung aus dem Jahr 1357. Repro: Endriß.

Zwei weitere relevante Stadtbücher sind das ‚Grüne Buch‘ und das ‚Gelbe Buch‘. Auch diese beiden verdanken ihre Bezeichnung der Farbe ihres Einbandes. Das ‚Grüne Buch‘ ist das zweitälteste Stadtbuch und wurde im Jahr 1563 von Stadtschreiber Johann Fabri angelegt. Es enthält Eintragungen bis 1633 und kann als Fortsetzungsband des ‚Schwarzen Buches‘ angesehen werden. Als drittes Stadtbuch wurde um 1620 das ‚Gelbe Buch‘ begonnen. Es enthält vornehmlich Abschriften von Urkunden aus den Jahren 1305 bis 1753. Während das ‚Schwarze Buch‘ und das ‚Grüne Buch‘ stets im Besitz der Stadt verblieben – zunächst in der Registratur, später dann im Archiv – befand sich das ‚Gelbe Buch‘ im 19. Jahrhundert eine zeitlang in Privatbesitz. 1889 gab Franz Huttner den Band der Stadt zurück. Um die Erschließung der beiden jüngeren Stadtbücher hat sich mit Rainer Kohlhaupt ein ehrenamtlicher Mitarbeiter des Stadtarchivs verdient gemacht. Er hat beide Bände transkribiert, und beide wurden

schließlich vom Stadtarchiv in gedruckter Form herausgegeben: Das ‚Grüne Buch‘ 2006 und das ‚Gelbe Buch‘ 2007.

Im Panzerschrank des Stadtarchivs lagern die Urkunden. 180 sind insgesamt verzeichnet. Die älteste datiert vom 20. November 1357. Darin übereignen „Bertholt Smit Bürger zu Gerolzhofen und Kunegunt seine Eheliche Wirtin“ um ihrer und ihrer Vorfahren Seelenheil willen dem Gotteshaus zu Gerolzhofen einige ihrer Äcker.⁴ Neben zahlreichen Kaufverträgen, Schenkungen und Geburtsbriefen befinden sich unter den Urkunden auch Urteile zum Streit um den gemeinsamen Bürgerwald ‚Nutz‘ sowie eine von Bischof Melchior Zobel von Giebelstadt 1562 gegebene Stadtordnung für Gerolzhofen. An einigen dieser Dokumente sind, in mehr oder weniger gutem Zustand, noch die Siegel erhalten.

In säurefreien Kartons stapeln sich in den Regalen die Akten, vornehmlich aus der Zeit nach 1800 stammend. 5.200 Einheiten sind

Statuten des Vereins:
Zugvögel
in
Gerolzhausen.
§. 1.

Der am 26. ten Juli 1864 gegründete Zugvogelverein
zu Gerolzhausen bezweckt die allg. Naturgeschichte und
Lustig die geschichtl. Jagdallg. auf die Jagd und die Jagd
in der Natur, in der Jagd die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur.

§. 2.

Mitglied des Vereins kann jeder gebildete Mensch werden,
der im Jahr 1864. den Verein gegründet hat und sich in der
Jagd der Natur, in der Jagd der Natur, in der Jagd der Natur.

§. 3.

Der Verein hat die Aufgabe, die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur,
die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur,
die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur,
die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur.

§. 4.

Der Verein hat die Aufgabe, die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur,
die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur,
die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur.

§. 5.

Der Verein hat die Aufgabe, die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur,
die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur,
die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur, die Jagd in der Natur.

Abb. 4: In den Aktenbeständen des Stadtarchivs finden sich etliche Statuten von Gerolzhöfer Vereinen, wie hier die des Vereins „Zugvögel“ aus dem Jahr 1864.

Repro: Endriß.

bislang verzeichnet, die meisten davon sind durch das Aktenrepertorium von Dr. Stephan Oettermann bereits erschlossen. Geordnet nach dem Bayerischen Einheitsaktenplan geben sie Auskunft über die Vorgänge in der Verwaltung. Sie künden von der Gründung Gerolzhöfer Vereine und von der Konzessionsvergabe an Handwerker, zeugen von in der Stadt aufgetretenen Krankheiten und den Umgang mit ihnen, ebenso wie von den Bemühungen, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Industrie in der Stadt anzusiedeln. Wer etwa wußte schon, daß der damalige Bürgermeister Franz Kreppel im April 1967 – also mitten im kalten Krieg – an die Botschaft der UdSSR in Bonn geschrieben hatte, um ein im Westen geplantes Zweigwerk des Autoherstellers Moskwitsch nach Gerolzhofen zu holen?⁵ Leider ist zwar Kreppels Anschreiben, nicht aber die Antwort der sowjetischen Botschaft im Akt zu finden.

Ferner beherbergt das Stadtarchiv noch eine umfangreiche Sammlung von nicht in Akten abgelegten Schriftstücken, Zeitungsausschnitten, Sterbebildchen und vielem mehr. Die Ordner wurden, wie auch die Daten im Computer, von Dr. Oettermann nach dem Prinzip „Wer-Was-Wann-Wo“ geordnet. Ihre Aktualisierung dauert an und ist vornehmlich Aufgabe der ehrenamtlichen Archivmitarbeiterinnen Linde Stratmann, Andrea Eckstädt und Ulrike Endriß. Des weiteren gibt es im Archiv eine umfangreiche Sammlung an historischem Bildmaterial. Mit ihrer Übernahme in den Computer wurde begonnen, doch ist diese längst noch nicht abgeschlossen. Schwierigkeiten ergeben sich meist dabei, die Abbildungen einer Zeit zuzuordnen oder auf den Photographien abgebildete Personen zu identifizieren. Das Stadtarchiv verfügt zudem über eine Sammlung von Karten und Plänen, die jedoch bislang nur provisorisch erfaßt sind. Kaum verzeichnet ist auch noch der Bestand an Rechnungen, der immerhin 45 laufende Meter in den Regalen belegt.

Wichtige Quellen zur jüngeren Vergangenheit einer Stadt sind periodische Publikationen wie Tageszeitungen oder auch Anzeigenblätter. Das Stadtarchiv verfügt über eine umfangreiche, wenn auch leider längst nicht vollständige Sammlung der Jahresbände der

Heimatzeitung ‚Steigerwald-Bote‘ bis 1993. Von 1994 – zum 22. Juni 1993 hatten Hampp & Partner den Verlag Franz Teutsch als Herausgeber abgelöst – bis zur endgültigen Übernahme des ‚Steigerwald-Boten‘ durch die Mediengruppe ‚Main-Post‘ im Jahr 2000 fehlen die Bände komplett. Auch in der Zeit vor 1945 und in den späten 1970er Jahren klaffen teils unerklärliche Lücken. Die ‚Main-Post‘ ist von 2000 bis zum heutigen Tag ebenfalls mit Lücken im Bestand vorhanden. Diese Zeitungen sind bislang wegen der zahlreichen Fehl-exemplare jedoch noch nicht gebunden worden und schlummern in Ordnern vor sich hin. Zwar waren ‚Main-Post‘ und ‚Schweinfurter Volksblatt‘ schon seit 1969 bzw. 1974 in Gerolzhofen vertreten, doch fehlen bis zum Zusammenschluß mit dem ‚Steigerwald-Boten‘ deren Lokalausgaben komplett. Neu in das Stadtarchiv wird demnächst wohl das Redaktions-Archiv des Anzeigenblattes ‚markt‘ einziehen. Gerade was die Geschäftswelt und auch die Festivitäten in der Stadt und im Altlandkreis anbetrifft, ist auch dieses Blatt eine ergiebige Quelle.

Der Bestand des Stadtarchivs wird ergänzt durch eine Handbibliothek. Hier findet sich auch, aber längst nicht nur, Literatur, die Gerolzhofen und die Gerolzhöfer zum Thema hat. In den Regalen stehen ferner Chroniken von Gemeinden aus dem Altlandkreis Gerolzhofen und dem restlichen Franken, allgemeine Werke zur Geschichtsforschung und zur Volkskunde, spezielle Literatur zu Themen wie Trachten, Steinkreuze oder Baudenkmäler. Diese Bibliothek wächst stetig. So werden etwa Bücher, die für die Arbeit des Stadtarchivs interessant erscheinen, nach deren Ausmusterung aus den Beständen der Stadtbibliothek übernommen. Weitere Literatur stammt aus Schenkungen oder wird eigens angeschafft. Gleiches gilt für Zeitschriften-Reihen. Ob das ‚Frankenland‘ des Frankenbundes, ‚Der Steigerwald‘ des Steigerwaldklubs oder etwa die ‚Schweinfurter Mainleite‘ des Historischen Vereins Schweinfurt – diese und weitere Periodika sind, wenn auch ebenfalls lückenhaft, im Bestand des Stadtarchivs vorhanden.

Leider haben nicht alle für Gerolzhofens Stadtgeschichte relevanten Urkunden und Be-

lege die Jahrhunderte überdauert. Manches ist auch verloren gegangen. Dabei weiß man nicht immer, wann und aus welchem Grund dies geschah. Mit der These, daß bei der Einnahme der Stadt im Markgräflerkrieg durch die Truppen des Markgrafen Albrecht Alcibiades 1552/53 das Stadtarchiv – das damals noch nicht umfangreicher war, als daß es nicht in einer transportablen eisernen Truhe aufbewahrt werden konnte – ganz oder teilweise zerstört wurde, räumte Prof. Dr. Walter Scherzer, damals Leitender Archivdirektor des Bayerischen Staatsarchivs Würzburg, in einem Aufsatz aus dem Jahr 1981 auf. Schließlich existieren noch heute Urkunden, die rund zwei Jahrhunderte vor dem Markgräflerkrieg abgefaßt wurden: Und auch eine heute als verschollen geltende Urkunde sei laut Scherzer noch 1683 im Archivbestand verzeichnet gewesen. Inwiefern im Zuge der kriegerischen Handlungen des Jahres 1552 Registraturgut ein Raub der Flammen wurde, ist indes nicht genau bekannt. Scherzer verweist auf das ‚Schwarze Buch‘ von 1476, das die Zeiten bis auf den heutigen Tag überdauert hat. Er gibt allerdings auch zu bedenken, daß alle Rechnungsserien – das älteste Stück ist die Türkensteuerrechnung von 1558 – erst nach dem Jahr 1552 beginnen. Dies müsse jedoch nicht unbedingt mit einem Verlust zu erklären sein. Denn ganz allgemein sei ein geordnetes Rechnungswesen in kommunalen Verwaltungen erst seit Mitte des 16. Jahrhunderts nachweisbar.⁶

Daß Teile des Stadtarchivs bei Rathausbränden – wobei zur damaligen Zeit nicht nur das heutige Alte Rathaus, sondern auch das westlich der Stadtpfarrkirche gelegene sogenannte ‚Tuchhaus‘ als ‚Rathaus‘ bezeichnet wurde – verloren gingen, schließt Martin Frey mit ziemlicher Sicherheit aus. Mitunter deshalb, weil die Stadt ihre wichtigen Dokumente in der oben bereits erwähnten Truhe gar nicht in einem der als Rathäuser bekannten Gebäude, sondern im nördlichen Turm der Stadtpfarrkirche aufbewahrt habe. Wenn tatsächlich Originale von Urkunden, die heute noch als Abschriften erhalten sind, im Laufe der Zeit verloren gingen, dann sei das weniger auf Brände zurückzuführen als darauf, daß sie für Gerichts- oder Verwaltungszwecke aus ihrer

Truhe genommen und nicht mehr zurückgelegt wurden.⁷ Genau so, wie es auch heute noch geschehen kann. Die Stiftungsurkunde des Bürgerspitals vom 24. Dezember 1402 – im Verzeichnis des Stadtarchivs unter der Nummer U006 geführt – wurde im Zuge der Vorbereitungen für die Wiedereinweihung des umgebauten Bürgerspitals 1981 aus dem Panzerschrank entnommen. Sie ist bis heute nicht dorthin zurückgekehrt und gilt als verschollen.

Soweit zur Historie. Nun ein Blick in die Zukunft. Im Moment entsteht – maßgeblich gefördert von der Kulturstiftung Dr. Ottmar Wolf – eine neue Chronik für Gerolzhofen. Das Konzept hat die Obervolkacher Historikerin Dr. Ute Feuerbach erarbeitet, die Koordination liegt in den Händen von Stadtarchivar Matthias Endriß. Nach der Fertigstellung der Chronik plant Endriß, eine umfassende und kommentierte Sammlung von Sagen, Anekdoten und Brauchtumsberichten aus dem Steigerwald zu veröffentlichen. Dabei wird es sich nicht nur um eine Zusammenstellung bekannter und bereits veröffentlichter Stoffe handeln, es sollen durch Gespräche mit Zeitzeugen auch neue dieser volkskundlichen Erzählstoffe generiert werden. Zudem plant der Stadtarchivar, die Zeitungsbände des Stadtarchivs durch ein eigenes Findbuch zu erschließen. Des weiteren steht eine Neuordnung und Verschlagwortung des Bibliotheksbestandes an. Es gibt also auch in Zukunft noch genug zu tun, damit das Stadtarchiv von Gerolzhofen seiner nicht zuletzt von der Gesetzgebung geforderten Funktion als kollektives Gedächtnis der Kommune stets gerecht werden kann.

Das Stadtarchiv Gerolzhofen befindet sich im Bürgerspital in der Spitalstraße 10. Geöffnet ist es dienstags von 11.30 bis 16 Uhr und von 16.30 bis 21 Uhr, donnerstags von 9 bis 13 Uhr und von 13.30 bis 17.30 Uhr sowie freitags von 9 bis 12 Uhr. Konkrete Anfragen sind per e-Mail an „stadtarchiv@gerolzhofen.de“ oder schriftlich an das Stadtarchiv Gerolzhofen, Brunnengasse 5, 97447 Gerolzhofen, zu richten. Telephonisch ist Stadtarchivar Matthias Endriß unter Tel.Nr. (09382) 3489 zu erreichen.

Eine Auswahl an Veröffentlichungen der Stadtarchive und ihrer Mitarbeiter:

Frey, Martin: Die Flurnamen der Gemarkung Gerolzhofen. de geroldeshova. Band VIII. Hrsg. v. Historischen Verein in Gerolzhofen e.V. Gerolzhofen 2004.

Frey, Martin: Häuser aus Stein. Hausnummern und Straßennamen-Umbenennungen. Quellen und Materialien zur Stadtgeschichte Gerolzhofens. de geroldeshova. Band XIII. Hrsg. v. Historischen Verein in Gerolzhofen e.V. Gerolzhofen 2007.

Frey, Martin: Wie und wo kommen wir an? Flüchtlinge und Heimatvertriebene finden in Gerolzhofen eine neue Heimat. de geroldeshova. Band VI. Hrsg. v. Historischen Verein in Gerolzhofen e.V. Gerolzhofen 2001.

Historisches Archiv der Stadt Gerolzhofen (Hrsg.): Acten des Magistrats der Stadt Gerolzhofen. Vorläufiges Aktenrepertorium des Stadtarchivs Gerolzhofen (1402-1985). Geordnet nach dem Einheitsaktenplan der bayerischen Gemeinden und erschlossen durch Personenregister, Sachregister, Ortsregister. Bearbeitet von Otto Weigand, Christiane Augsten, Martin Frey und Stephan Oettermann. Gerolzhofen 2006 (Published on demand).

Historisches Archiv der Stadt Gerolzhofen (Hrsg.): Das gelbe Buch. Gerolzhöfer Stadtbuch [B027], angelegt 1620-1622, fortgeführt bis 1739 mit Abschriften von Urkunden aus den Jahren 1305 bis 1753. Transkribiert von Rainer Kohlhaupt. Gerolzhofen 2007 (Published on demand).

Historisches Archiv der Stadt Gerolzhofen (Hrsg.): Das grüne Buch. Stadtbuch von 1563-1633 [B002]. Transkribiert von Rainer Kohlhaupt. Gerolzhofen 2006 (Published on demand).

Historisches Archiv der Stadt Gerolzhofen (Hrsg.): Geroltzhover statt ordnung anno 1476. Das sogenannte Schwarze Buch der Stadt Gerolzhofen. Transkription Martin Frey. Gerolzhofen 2006 (Published on demand).

Historisches Archiv der Stadt Gerolzhofen (Hrsg.): Gerolzhöfer Personaldaten 1576-1894. Band 1. Bearbeitet von Stephan Oettermann. Gerolzhofen 2005 (Published on demand).

Historisches Archiv der Stadt Gerolzhofen (Hrsg.): Gerolzhöfer Personaldaten 1576-1894. Band 2 (Register). Bearbeitet von Stephan Oettermann. Gerolzhofen 2005 (Published on demand).

Historisches Archiv der Stadt Gerolzhofen (Hrsg.): Gerolzhofen unter Waffen. Von den Schießgesellschaften zu den Sportschützen. Eine provisorische Chronik. Zusammengestellt nach den Quellen des Historischen Archivs der Stadt Gerolzhofen und den Protokollbüchern der 1. Schützengesellschaft 1907 Gerolzhofen e.V. von Stephan Oettermann. Gerolzhofen 2004 (Published on demand).

Historisches Archiv der Stadt Gerolzhofen (Hrsg.): Provisorisches Findbuch des Stadtarchivs Gerolzhofen. Band 1: Urkunden und Regesten, verstreute Abschriften. Erarbeitet aufgrund der Aufzeichnungen der vorhergehenden Stadtarchive von Stephan Oettermann. Gerolzhofen 2004 (Published on demand).

Historisches Archiv der Stadt Gerolzhofen (Hrsg.): Provisorisches Findbuch des Stadtarchivs Gerolzhofen. Band 2: Bände und Sitzungsprotokolle. Erarbeitet aufgrund der Aufzeichnungen der vorhergehenden Stadtarchive von Stephan Oettermann. Gerolzhofen 2004 (Published on demand).

Historisches Archiv der Stadt Gerolzhofen (Hrsg.): Üß' Aug' und Hand für's Vaterland. Die Königskette der Schützengesellschaft Gerolzhofen 1927-2003. Eine Chronik in Silber. Texte von Stephan Oettermann. Gerolzhofen 2004 (Published on demand).

Anmerkungen:

¹ Vgl. Scherzer, Walter: Das Stadtarchiv Gerolzhofen, in: Das Bürgerspital in Gerolzhofen. Geschichte, Umbau und Renovierung, künftige Nutzung. Festschrift zum Abschluß der Umbau- und Renovierungsarbeiten und zur Eröffnung der neuen Stadtbibliothek am 3. Oktober 1981. Hrsg. v. d. Stadt Gerolzhofen. Gerolzhofen 1981, S. 30-35.

² Stadtarchiv Gerolzhofen, B001, fol. 69v. – Hier zitiert aus: Historisches Archiv der Stadt Gerolzhofen (Hrsg.): Geroltzhover statt ordnung anno 1476. Das sogenannte Schwarze Buch der Stadt Gerolzhofen. Transkribiert von Martin Frey. Gerolzhofen 2006, S. 126.

³ Historisches Archiv der Stadt Gerolzhofen: Geroltzhover statt ordnung anno 1476 (wie Anm. 2), S. 1.

⁴ Stadtarchiv Gerolzhofen, U001.

⁵ Stadtarchiv Gerolzhofen, A1/4096.

⁶ Scherzer: Stadtarchiv Gerolzhofen (wie Anm. 1), S. 32ff.

⁷ Historisches Archiv der Stadt Gerolzhofen: Geroltzhover statt ordnung anno 1476 (wie Anm. 2), S. 2f.

Grußwort der Bürgermeisterin der Stadt Gerolzhofen zur 63. Bundesbeiratstagung des Frankenbundes am 16. Oktober 2010

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Stadt Gerolzhofen ist sehr stolz, daß die 63. Bundesbeiratstagung des FRANKENBUNDES in ihren Mauern stattfindet. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer begrüße ich im Namen der Stadt Gerolzhofen, aber auch als Schirmherrin ganz persönlich sehr gerne und heiße sie herzlich willkommen.

Daß der FRANKENBUND eine Stadt wie Gerolzhofen als Veranstaltungsort seiner Beiratstagung auswählt, ist für uns ein Zeichen, daß für dessen Mitglieder die Geschichte, Kultur und Entwicklung kleinerer Städte ebenso von Bedeutung sind wie die größerer und bedeutender Kommunen. Wir Gerolzhöfer werten dies als Ehre und Anerkennung.

Der FRANKENBUND hat es sich seit seiner Gründung vor 90 Jahren zum Ziel gemacht, die fränkische Kultur zu fördern und das kulturelle Erbe Frankens zu pflegen.

Gerolzhofen kann auf eine mehr als 1230-jährige Geschichte zurückblicken. Schon der Name „Gerolzhofen“ läßt auf die ursprüngliche Ansiedlung schließen. Dieser bedeutet nämlich „Zum Hof des Gerold“. Grabungen auf dem Kappelberg durch den Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit an der Universität Bamberg mit Grabungsleiter Eike Michl lassen eine imposante Grabenanlage samt dazugehöriger frühmittelalterlicher Siedlung des 8. bis 10. Jahrhunderts als bisher unbekannten Zentralort vermuten, der wohl dem Schutz der umliegenden Königshöfe in Gerolzhofen und Rügshofen diene. Herr Michl wird diese Anlage in seinem Festvortrag auf der Bundesbeiratstagung vorstellen.

Ein reicher Schatz an gut erhaltenen historischen Gebäuden – im Mittelpunkt die kath. Stadtpfarrkirche St. Maria vom Rosenkranz und St. Regiswind – macht ebenso wie die in vielen Teilen erhaltene Stadtbefestigung mit doppeltem Mauerring und mehreren Stadttürmen die Vergangenheit Gerolzhofens gegenwärtig.



Auch heute ist Gerolzhofen mit einer hervorragenden Infrastruktur, einem breit gefächerten kulturellen Angebot, vielfältigen Einkaufsmöglichkeiten, unterschiedlichsten Freizeiteinrichtungen, vielen traditionellen, aber auch modernen Festveranstaltungen der Mittel- und Anziehungspunkt des Umlandes.

Die 63. Bundesbeiratstagung des Frankenbundes ist eingebunden in die Unterfränkischen Kulturtage 2010 in Gerolzhofen, die unter dem Motto „Junges Leben in alten Gemäuern“ stehen. Unter diesem Titel wird ein Spannungsbogen zwischen Tradition und Zukunft für Jung und Alt geschlagen und damit das Ziel verfolgt, dem sich auch der FRANKENBUND verschrieben hat, nämlich alle, die an fränkischer Geschichte und Kultur Interesse haben und mehr über Kunst, Literatur, Mundart, Musik und Brauchtum in Franken erfahren wollen, zu vereinen und ihnen ein interessantes Programm zu bieten.

Ich wünsche der Bundesbeiratstagung in diesem Rahmen einen erfolgreichen Verlauf, allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern einen angenehmen Aufenthalt in unserer Stadt und interessante und bleibende Erkenntnisse.

Irmgard Krammer

Erste Bürgermeisterin

Der 1. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES informiert:
Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder des
FRANKENBUNDES
zu unserer 63. Bundesbeiratstagung

**am Samstag, den 16. Oktober 2010, nach Gerolzhofen
in die Aula der Volksschule Lülfsfelder Weg ein.**

Die Vorsitzenden der Gruppen werden – entsprechend § 17 der Satzung – gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollten durch Delegierte vertreten sein.

10.00 Uhr **Festakt** in der Aula der Volksschule Lülfsfelder Weg
Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken
Grußworte
Festvortrag von Herrn Eike Michl, M.A. (Universität Bamberg):
Die Bischofspfalz Lindelach bei Gerolzhofen
Überreichung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES
Ehrung
Schlußwort des 2. Bundesvorsitzenden Dipl.-Ing. Heribert Haas,
Präsident a.D. des Amtes für ländl. Entwicklung Oberfranken

12.15 Uhr **Mittagessen** im Gasthof Wilder Mann, Marktplatz 2 (für die Delegierten)

13.30 Uhr **Altstadtführung** für alle (Treffpunkt: am Marktbrunnen)

14.30 Uhr **Delegiertenversammlung** in der VS Lülfsfelder Weg

Tagesordnung:

1. Situationsbericht der Bundesleitung
2. Aktivitäten der Gruppen in 2010
3. Vorschau auf Veranstaltungen des Gesamtbundes in 2011
4. Verschiedenes

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich bis zum 08. Oktober 2010 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

Würzburg, den 14. Juli 2010

gez. Dr. Paul Beinhofer
Bundesvorsitzender des FRANKENBUNDES e.V.

Für die Nichtdelegierten werden ab 14.30 Uhr drei Führungen angeboten:

- Führung durch die Ausstellung über den Bürgerwald Gerolzhofen (im Alten Rathaus)
- Führung durch das Nähmaschinenmuseum – „Vom armen Schneiderlein zur Kleiderfabrik“ (im Alten Rathaus)
- Führung durch die Johanniskapelle – „Kunst und Geist der Gotik“ (Treffpunkt: am Marktbrunnen)

Ankündigung des Fränkischen Seminars 2010:

„An den Wurzeln des FRANKENBUNDES – Franken nach dem Ersten Weltkrieg“

Leitung:	Prof. Dr. Werner K. Blessing (Universität Erlangen)
Beginn:	06. November 2010, 10.15 Uhr
Ende:	07. November 2010, nach dem Mittagessen gegen 13.00 Uhr
Ort:	Franken-Akademie Schloß Schney (bei Lichtenfels)

Das 50.(!) Fränkische Seminar nimmt die Gründung des FRANKENBUNDES im Jahr 1920 zum Anlaß, sich näher mit dieser Zeit in Franken zu beschäftigen. Was war das für eine Zeit, in der der FRANKENBUND gegründet worden ist, und unter welchen Umständen sind die beiden FRANKENBUND-Gruppen Würzburg und Bamberg entstanden, was waren die Motive für ihre Bildung?

- Den Auftakt des Seminars bildet ein Vortrag über das im Ersten Weltkrieg über Feldpostkarten transportierte Bild vom Krieg. Hierüber referiert Frau Prof. Dr. Heidrun Alzheimer, Universität Bamberg, die im letzten Jahr im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim eine Ausstellung über „Glaubenssache Krieg – Religiöse Motive auf Bildfeldpostkarten des Ersten Weltkriegs“ betreut hat.
- Mit der politischen Kultur in Franken zwischen der Revolution 1918/19 und dem Krisenjahr 1923 befaßt sich der Tagungsleiter Herr Prof. Dr. Werner K. Blessing.
- Um auch die gesellschaftliche Situation dieser Zeit anschaulich vorzuführen, ist für den Samstagmittag eine Busexkursion ins Korbmuseum nach Michelau geplant. Hier wird die Situation der Anfang des 20. Jahrhunderts weitverbreiteten Heimarbeit anhand der Korbmacher erläutert und deren schwierige Lage aufgezeigt. Mit dem oberfränkischen Bezirksheimatpfleger Herrn Prof. Dr. Günter Dippold konnte für die Führung der frühere Leiter des Museums gewonnen werden.
- Anschließend führt die Exkursion nach Bamberg. 1919 war Bamberg vorübergehend Sitz der bayerischen Regierung und des Landtages; dieser beschloß hier die erste demokratische Verfassung Bayerns, die sog. Bamberger Verfassung. Herr Horst Gehringer, Leiter des Staatsarchivs Coburg, wird uns zu den Schauplätzen führen und uns so in einen eher unbekannten Aspekt der Bamberger Geschichte einführen. Geplant ist zudem ein Besuch in der Residenz (Staatsbibliothek), in deren Treppenhaus das Originalbild des Gründers des FRANKENBUNDES, Dr. Peter Schneider, hängt.
- Nach dem Abendessen werden wir mittels Filmen, Bildern und Musik in die Welt der Zwanziger Jahre eingeführt.
- Am Sonntagvormittag geht es konkret um den Aufbau des FRANKENBUNDES. Herr Prof. Dr. Werner K. Blessing stellt den Gründer unserer Vereinigung, Dr. Peter Schneider, vor.
- Anschließend berichten Herr Dr. Peter A. Süß und der 2. Bundesvorsitzende Herr Dipl.-Ing. Heribert Haas über die Gründung der Gruppen Würzburg und Bamberg.
- 1924 wurde das Colloquium Historicum Wirsbergense ins Leben gerufen. Darüber referiert der jetzige 1. Vorsitzende dieses historischen Vereins, Herr Prof. Dr. Günter Dippold.
- Zum Schluß der Tagung nimmt der ehemalige Leiter des Staatsarchivs Bamberg, Herr Dr. Rainer Hambrecht, die politische Kultur in Franken in der Zeit von 1924 bis 1933 in den Blick; ein Schwerpunkt seines Vortrages wird der Aufstieg der NSDAP sein.

INFORMATIONEN ZUR TEILNAHME

am 50. Fränkischen Seminar 2010

06. – 07. November 2010 in der Franken-Akademie Schloß Schney

Teilnahmegebühren:

Der Teilnahmebetrag beträgt für eine Einzelperson 130,00 €, für Paare 250,00 €. In diesem Betrag sind folgende Leistungen enthalten: 2 x Vormittagskaffee, 2 x Mittagessen, 1 x Abendessen (kalt), 1 x Übernachtung mit Frühstück, 1 Exkursion und Tagungsgebühr. Ohne Übernachtung mit Frühstück verringern sich die Teilnahmegebühren auf 100,00 € (Einzelperson) bzw. 190,00€ (Paar).

Verbindliche Anmeldung:

Bitte melden Sie sich verbindlich in der

Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES, Stephanstraße 1, 97070 Würzburg

per Fax Nr.: 0931 – 45 25 31 06 oder

per E-Mail: info@frankenbund.de

an und überweisen den Tagungsgebühren auf das Konto des FRANKENBUNDES:
42 00 14 87 // BLZ: 790 500 00 // Sparkasse Mainfranken.

Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich an zum
*50. Fränkischen Seminar: An den Wurzeln des FRANKENBUNDES -
Franken nach dem Ersten Weltkrieg.*

.....
Vorname Nachname Geburtsdatum*

.....
Vorname Nachname Geburtsdatum*

.....
Straße PLZ / Ort Telefon*

.....
E-Mail-Adresse* // besondere Wünsche*(= freiwillige Angabe)

Die Teilnahmegebühr von€ werde ich / werden wir bis zum 18.10.2010 auf das Konto des FRANKENBUNDES (Kto: 42 00 14 87 // BLZ: 790 500 00 // Sparkasse Mainfranken) überweisen. Mit der Unterschrift erkenne(n) ich / wir auch die Teilnahmebedingungen an.

.....
Datum

.....
Unterschrift

Ein Traum vom Glück – Johannes Brahms, die Familie Siebold und Würzburg

von
Willi Dürrnagel

Bei einem Konzert der Würzburger Chormusiktage sang die Sängergesellschaft Heimgarten das Lied „Ein Traum vom Glück“ von Johannes Brahms als letztes Lied des Abends. Einen kurzen Traum vom Glück gab es auch für Johannes Brahms und Agathe von Siebold.

Für Würzburg und besonders die vielen Siebold-Freunde in der Mainmetropole und ganz Franken ist ein Zusammenhang zwischen Johannes Brahms, der von 1833 bis 1897 lebte, und einem Mitglied der großen Siebold-Familie größtenteils unbekannt und daher interessant. Kaum ein Zeitgenosse weiß, daß Agathe von Siebold 1858 mit Johannes Brahms verlobt war. Sie war die Tochter des am 19. März 1801 in Würzburg geborenen Professors der Medizin und Geburtshilfe, des Doktors der Philosophie, Medizin und Chirurgie Eduard von Siebold, der in Würzburg auch seine Kindheit verbrachte. Diese Verlobung dauerte

aber nicht lange, sondern wurde „jedoch bald wieder fluchtartig gelöst“. Brahms schrieb Agathe: „Fesseln tragen kann ich nicht.“ So



Abb. 1: Johannes Brahms mit Agathes Verlobungsring am Finger.



Agathe v. Siebold.

Abb. 2: Agathe von Siebold.

konnte Emil Michelmann, als er 1930 seine Biographie über Agathe von Siebold erscheinen ließ, ihr den Titel „Agathe von Siebold – Johannes Brahms Jugendliebe“ geben.

Johannes Brahms starb am 3. April 1897 im Alter von 63 Jahren an Leberkrebs. Er wurde auf dem Wiener Zentralfriedhof neben Beethoven und Schubert beigesetzt. Seine vier Symphonien sind aus den Konzertsälen nicht wegzudenken und das Wiegenlied „Guten Abend, gut’ Nacht“ kennt fast jedes Kind. Schon zu Lebzeiten hatte er Erfolg, was selbst bei großen Komponisten eher selten an der Tagesordnung ist. Mehrmals ist auch schon im Fernsehen ein „unartiger“ Brahms-Film gesendet worden, in dem auch sein Verhältnis zu Agathe von Siebold dargestellt wird.

Agathe von Siebold wurde am 5. Juli 1835 in Göttingen als Tochter Eduard von Siebolds geboren. Eduard von Siebold war am 11. April 1832 „als neue Zierde seiner Fakultät“ nach

Göttingen berufen worden, wo der sehr beliebte und verdienstvolle, bis zum Kgl. Hannov. Hofrat avancierte Professor Eduard von Siebold am frühen Morgen des 27. Oktober 1861 verschied.

Eduard von Siebold entstammte der alten Gelehrtenfamilie Siebold. Sein Großvater war der berühmte Chirurg Carl Caspar Siebold, Professor der Geburtshilfe, Anatomie und Chirurgie, Oberwundarzt am Juliuspital zu Würzburg, der als „Fürstlich Würzburgischer Hofrat“ am 1. Oktober 1801 durch den Reichsadel ausgezeichnet wurde. Eduards Vater Adam Elias, der übrigens ein Onkel von Philipp Franz von Siebold, des bekannten „Japan-Siebold“ war, vermählte sich mit der ältesten Tochter des Fürstlich Thurn und Taxis’schen Leibarztes und Geheimen Rates Dr. von Schäffer.

Adam Elias von Siebold hatte ebenfalls in Würzburg eine Professur erhalten, ging aber dann an die Universität Berlin. In Bayern wurde der Verlust des einflußreichen Mannes sehr beklagt, und die Verdienste, die er sich um seine Heimatstadt und nicht zuletzt auch um Kissingen erworben hatte, blieben unvergessen. König Ludwig I. schrieb es ihm mit eigener Hand. Der Brief ist deshalb besonders interessant, weil er das hohe Ansehen des Gelehrten offenbart. Denn Ludwig I. forderte nichts weniger von ihm, als eine Heirat seiner Tochter mit einem Prinzen aus dem Hohenzollernhaus zu vermitteln: und zwar nämlich mit demselben Wilhelm, dem der zweite Ludwig später in Versailles die Kaiserkrone angetragen hat. Wörtlich heißt es in diesem Brief: „...Ihren großen Einfluß kennend und ihre wohlbewährte Anhänglichkeit an Ihr altes Vaterland, äußere ich Ihnen meinen lebhaften Wunsch, daß, stehen sich beyde einander an, Prinz Wilhelm, Sohn des Königs, meine Tochter Mathilde eheliche. [...] Geheimrat von Siebold vermag viel, das hat derselbe bereits bewiesen“.

Eduard von Siebolds Haus wurde zu seinen Lebzeiten gern von berühmten Musikern aufgesucht, die der Musiklehrer Julius Otto Grimm nach Göttingen brachte: von Clara

Schumann und Jenny Lind, der schwedischen Nachtigall, von Hans von Bülow bis Joseph Joachim, dem „König der Geiger“, reichen die Besucher. Natürlich war Johannes Brahms unter ihnen.

Grimm hat Frau Antonie von Siebold und der Nichte Agathe von Siebold je einen Zyklus von sechs Liedern gewidmet. Brahms faßte zu Siebolds Tochter Agathe eine tiefe Zuneigung. Viele Lieder, darunter das „Ständchen“, „Gute Nacht, mein lieber Schatz“ und der „Brautgesang“ (nie gedruckt) wurden von diesem „Liebessommer“ 1858 beeinflusst. Zu einer endgültigen festen Bindung kam es jedoch nicht, da Brahms – wie wir hörten – keine „Feseln“ tragen wollte. Im Agathen-Sextett (Sex-

tett Nr. 2 G-dur op. 36) von 1864/1865 hat er sich dann von seiner „letzten Liebe“ gelöst.

Agathe von Siebold war auch eine begabte Sängerin und wurde von Julius Otto Grimm unterrichtet. So schrieb der berühmte Chemiker Freiherr Justus von Liebig auf seine Photographie, die er im März 1865 an Agathe schickte: „*Meiner liebenswürdigen Freundin, Fräulein Agathe von Siebold, auch Nachtigall genannt*“.

Schließlich heiratete Agathe von Siebold am 28. April 1868 den Kgl. Preussischen Sanitätsrat und praktischen Arzt Carl Schütte. Sie starb am 1. März 1909 und wurde am 4. März jenes Jahres auf dem Göttinger Friedhof beigesetzt.

Ein Weg, der viele(s) in Bewegung bringt – Der Fränkische Marienweg

von
Josef Treutlein

Seit 2002 gibt es mitten in Deutschland einen neuen Pilgerweg, den fast 900 km langen „Fränkischen Marienweg“. Die Idee dazu hatte Pfarrer Josef Treutlein, derzeit Seelsorger in der Pfarrei St. Josef in Würzburg-Grombühl. Wie kam es dazu?

1. „Frankenland – Marienland“

Unterfranken ist geprägt durch viele Zeugnisse der Marienverehrung. Das Bild der Gottesmutter grüßt tausendfach an den Fassaden der Häuser in Dörfern und Städten, auf Bildstöcken, in kleinen Kapellen oder Grotten, und an vielen Wallfahrtsorten. Prozession und Wallfahrt, Maiandacht und Rosenkranz gehören zur Lebenswelt, in der der Autor aufgewachsen ist. Das Frohe und Optimistische solcher Glaubensformen verfehlte nicht seine Wirkung auf ihn. Es verband sich mit der Erneuerung des kirchlichen Lebens durch das II. Vatikanische Konzil.

2. Ein Schatz wird gehoben

Pfarrer Treutlein ist fasziniert vom Geheimnis des „Heiligen Ortes“ und verweist gern auf das Wort von Papst Johannes Paul II. in Kevelaer: „*Die wahren Mittelpunkte der Geschichte sind die stillen Gebetsorte der Menschen und nicht die betriebsamen Hauptstädte von Politik und Wirtschaft*“. So kam im Jahr 2001 dem Pfarrer beim Wandern die Idee: So wie es den vielverzweigten Pilgerweg nach Santiago de Compostela gibt, so könnte es doch auch einen Weg geben, der alle fränkischen Marienwallfahrtsorte verbindet! Er müßte eigens beschildert sein und „Fränkischer Marienweg“ heißen! Im Zeitalter weltweiter Vernetzung wären die vielen kleinen „Perlen“ im Land miteinander verbunden zu einem einzigen großen Schatz. Die vielen Zeugnisse einer alten, bodenständigen Liebe zur Mutter des Herrn würden einer Generation nahegebracht, für die das Wandern und Rad-



fahren zur Fitnesskultur gehört und die das Pilgern wiederentdeckt hat.

Der Landrat seines Heimatlandkreises, Dr. Fritz Steigerwald, ließ sich von Pfarrer Treutlein sofort für die Idee eines „Fränkischen Marienweges“ begeistern. Beide brachten die Vertreter der Diözese Würzburg, der unterfränkischen Landkreise, kreisfreien Städte und Gebietskörperschaften an einen Tisch. Alle machten mit. So entstand abseits der großen Straßen ein fast 900 km langer Wander- und Radweg, der 50 Wallfahrtsorte im Bistum Würzburg verbindet. Am Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel, dem 15. August, 2002 wurde er eingeweiht. Bis dahin war er mit einem eigenen Logo schon fast ganz beschildert, ein Werbefaltblatt (70.000 Expl.) lag in den Tourist-Zentralen und Wallfahrtsorten auf, ein von Treutlein verfaßtes spirituelles Begleitbüchlein „Von Perle zu Perle“ lud dazu ein, sich anhand der Bibel mit den Stationen des Lebensweges der Gottesmutter zu befassen, und eine Homepage war von der Diözese eingerichtet. Durch gute Medienarbeit fand die Sache ein positives Echo. Die Diözese Würzburg präsentierte den Fränkischen Marienweg beim Katholikentag 2004 in Ulm mit einem eigenen, gut besuchten Stand. Die Nachfragen aus dem ganzen deutschen

Sprachgebiet nehmen bis heute nicht ab. Die Gründung eines „Verein(s) der Freunde und Förderer des Fränkischen Marienweges e.V.“ war unumgänglich, genauso wie die Herausgabe eines Wanderführers „Wandern und Radeln auf dem Fränkischen Marienweg“ mit Landkarten und Informationen zu jedem Streckenabschnitt.

3. Ein beliebter Weg

Im „Fränkischen Marienweg“ bündeln sich mehrere Interessenlagen. Da sind zunächst die Franken selbst, die ihre Heimat lieben und zum einen oder anderen Wallfahrtsort eine Beziehung haben. Sie freuen sich, daß es solche „Perlen“ in ihrer Heimat gibt. Da sind die Natur- und Wanderfreunde und alle, die gern radeln, und zwar in wachsender Zahl, ob Einheimische oder „Fremde“. Sie wollen einmal die Gegend mitten in Deutschland erkunden und dabei auch etwas für ihre Gesundheit tun. Der Weg verbindet ja nicht nur Wallfahrtsorte, sondern ebenso die schönsten Wandergebiete Unterfrankens: Rhön, Steigerwald, Spessart, Odenwald und die Wein- gegend am Main. Auch Kunstfreunde lassen sich gern auf so manches Kleinod am Weg aufmerksam machen. Freilich ist nicht alles Kunst von hohem Rang wie Maria Limbach, Ipthausen oder Riemenschneider in Volkach und Hessenthal. Außerdem geht es hier natürlich im Gegensatz zu den berühmten Heiligtümern um kleine Verehrungsstätten, von denen manche nur regionale Bedeutung haben. Aber durch die Einbeziehung in den „Fränkischen Marienweg“ werden sie aufgewertet.

Auf Grund der anhaltend großen Nachfrage bietet Pfarrer Treutlein Wanderungen auf dem „Fränkischen Marienweg“ an. Fünfmal im Jahr lädt er samstags ein, Teilstrecken von 15 bis 25 km zu gehen. Dabei wird mindestens einer der Wallfahrtsorte besucht. Zu Beginn wird erst Gottesdienst gefeiert. Unterwegs werden Impulse gegeben; Gebet, Meditation und Gesang haben genauso ihren Platz wie fröhliches Plaudern, Aufmerksamkeit für die Schönheiten der Natur und stärkende Rast.

Im Bildungsprogramm der katholischen Akademie Domschule hat der von Treutlein

oft nachgefragte Lichtbildervortrag „Ein Weg, der viele(s) in Bewegung bringt“ seit Jahren einen festen Platz. Die im Würzburger katholischen Sonntagsblatt veröffentlichte Artikelserie über den Fränkischen Marienweg liegt als Sonderdruck in Form von bisher vier Einzelheften vor.

An Literatur zum Fränkischen Marienweg sind bisher erschienen:

„Wandern und Radeln auf dem Fränkischen Marienweg“. Der unentbehrliche original Wander- und Radwanderführer für den Fränkischen Marienweg, 112 Seiten, genaue Beschreibung der Wege, komplettes Kartenmaterial, viele Informationen. Herausgegeben vom Verein der Freunde und Förderer des FMW e.V., 9.90 Euro.

„Von Perle zu Perle“. Spirituelle Impulse von Pfr. Josef Treutlein aus dem Leben der Gottesmutter für den persönlichen Lebens- und Glaubensweg, 54 Seiten, Taschenformat, 2.50 Euro.

„Fränkischer Marienweg. Marienwallfahrtsorte und Gnadenstätten in Unterfranken“ von Josef Treutlein und Johannes Martin. Echter –

Verlag. Würzburg, 2., überarbeitete Aufl. 2004. Das Wichtigste über alle 50 Wallfahrtsorte des Fränkischen Marienweges in Wort und Bild, viele Farbphotos, touristische Hinweise; dazwischen besinnliche Texte, 152 Seiten, 14, 95 Euro.

„Fränkischer Marienweg“ von Josef Treutlein und Johannes Martin. Alle 50 am Marienweg liegenden Wallfahrtsorte werden vorgestellt; dazwischen Naturaufnahmen aus Franken in allen vier Jahreszeiten; ca. 80 Minuten, als Video 19,95 Euro, als DVD 24,95 Euro.

„Der Fränkische Marienweg. Pilgern in Unterfranken“ (Video). Ein Film von Andrea Kammhuber zum Fränkischen Marienweg, 43 Minuten, nur erhältlich im BR-Shop; Artikelnummer: 02113099, 14, 95 Euro.

Weitere Informationen sind erhältlich beim:

Verein der Freunde und Förderer des Fränkischen Marienweges e.V.

1. Vorsitzender Pfarrer Josef Treutlein

Matterstockstr. 39

97080 Würzburg

Tel. Nr. 0931/21762

Mail: info@fraenkischer-marienweg.de

Internet: www.fraenkischer-marienweg.de

Emy Roeder, die bedeutende Bildhauerin des Expressionismus, kam vor 120 Jahren in Würzburg zur Welt

von
Willi Dürrnagel

Vor 120 Jahren, am 30. Januar 1890, erblickte Emy Roeder in Würzburg das Licht der Welt. Sie war das Kind einer alteingesessenen Würzburger Bürgerfamilie, deren Wohnhaus am Marktplatz/Ecke Schustergasse stand. Die Familien ihres Vaters und ihrer Mutter waren seit Jahrhunderten in Würzburg als Kaufleute ansässig. Auch ihr Vater war Kaufmann, doch galt seine Liebe der alten fränkischen Kunst, und so erweckte er in Emy Roeder frühzeitig die Verbundenheit zu und die Freude an heimatischen Bauten und Bildwerken. Sie hatte eine schöne Jugendzeit in dem alten Hause am Markt, in dem Garten und dem Weinberg

vor der Stadt, wie sie selbst immer wieder hervorhob.

Emy Roeder besuchte in Würzburg die Bildhauerklassse des alten „Polytechnischen Zentralvereins“. Der geschätzte Würzburger Bildhauer Arthur Schlegelmünig war ihr erster Lehrer. München, wo sie hoffte, weiter zu lernen, wurde ihr aber zur Enttäuschung. Nur kurz besuchte sie die Holzschnitzerschule in Oberammergau. Sie wurde dann Schülerin von Bernhard Hoetger, der ihr ein guter Lehrer war. Bei ihm in Darmstadt und in Fischerhude wohin Hoetger übersiedelte, verbrachte sie

eine sie stark bereichernde Zeit in den Jahren 1912 bis 1914. Hoetger galt damals den Bildhauern als wegweisend für die neuen Ziele der Plastik. In Fischerhude, unweit Worpswede, lebte Roeder auch 1919; hier erlebte sie die Einsamkeit der Moorlandschaft, was sie auch künstlerisch umsetzte.

Nach einer ersten Italienreise folgten die Arbeitsjahre in Berlin, wo sie von 1915 bis 1930 lebte, darunter fünf Jahre als Meister-schülerin bei Hugo Lederer, der seit 1920 an der Berliner Akademie lehrte. Aus ihrer Berliner Zeit datiert auch die Freundschaft mit gleichgesinnten Künstlern wie Erich Heckel und Karl Schmidt-Rottluff, wenig später auch mit Hans Purrmann. Hier lernte sie auch ihren späteren Mann, den Bildhauer Herbert Garbe, kennen.

Bereits 1920 war sie Preisträgerin der Preußischen Akademie und 1929 Trägerin des Preises der Stadt Köln in der Ausstellung des „Deutschen Künstlerbundes“. Sie wurde Mitglied der „Berliner Sezession“ und der „Novembergruppe“ und ging auf Reisen nach Paris und Rom. Schließlich lebte sie von 1937 bis 1944 in Florenz. Dort führte sie ein recht einfaches Leben und saß stundenlang auf den Weiden und in den Ställen zwischen Pferden und Kälbern, Kühen und Schafen, die sie zeichnete. Zwar wurde ihr in Italien der Villa-Romana-Preis verliehen, doch erhielt sie – fast gleichzeitig – als „entartet“ in Deutschland Ausstellungsverbot. Nach der Internierung 1944/1945 in Padula in der Provinz Salerno, wo sie als Badeaufseherin im Duschaum des Lagers arbeiten mußte, lebte

sie noch einige Zeit in Rom und in der römischen Campagna.

Anschließend ging sie im Januar 1950 als Leiterin einer Bildhauerklasse an die Landeskunstschule Mainz. Sie schuf nun den Bronzekopf des berühmten Maler Hans Purrmann, den sie seit ihrer Berliner Zeit kannte, und fertigte großartige Porträts Erich Heckels und Karl Schmidt-Rottluffs, mit denen sie ja seit den 1920er Jahren in Berlin freundschaftlich verbunden war. Diese Freundschaft dauerte bis zu ihrem Tode. Auch mit Hans Purrmann war sie seit ihrem Aufenthalt in Florenz eng be-

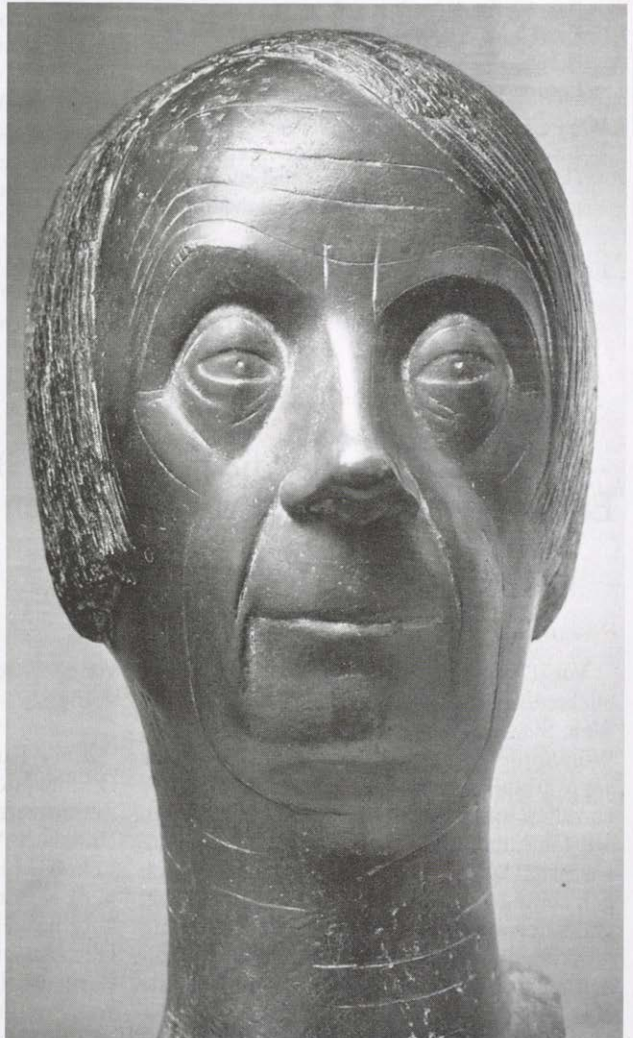


Abb.: Emy Roeder im Selbstbildnis.

freundet. Schmidt-Rottluff schätzte die von Emy Roeder geschaffenen Bildnisse von Purrmann und Heckel auch sehr und äußerte dazu, daß ihre Porträts einmal Dokumente dieser Zeit seien. Diese Porträts und auch das Selbstbildnis Emy Roeders, nehmen einen herausragenden Platz in der europäischen Bildnisplastik des vergangenen Jahrhunderts ein.

Sommeraufenthalte in Italien und Reisen nach Griechenland und Nordafrika, wo sie die Menschen und das Leben in Tunis, Kairo und Tripolis beeindruckten, folgten. Auch zahlreiche weitere Preise wurden ihr verliehen, so der Preis der Stadt Berlin 1953, 1956 der Kunstpreis des Landes Rheinland-Pfalz und der Cornelius-Preis der Stadt Düsseldorf, 1960 der Kunstpreis des Landes Nordrhein-Westfalen und 1962 der Kunstpreis der Stadt Mainz. Auch ihre Heimatstadt Würzburg ehrte Emy Roeder: nach der Silbernen Stadtplakette zu ihrem 70. Geburtstag und den Ehrenring zum 80. Geburtstag bekam sie 1966 den Kulturpreis der Stadt Würzburg überreicht.

Ihre Bindungen an Würzburg waren sehr eng: so war sie lange Jahre Mitglied der „Vu-

kuk“, der „Vereinigung unterfränkischer Künstler und Kunsthandwerker“ und bei deren Nachfolgeeinrichtung, der „Vereinigung Kunschaffender Unterfrankens“. So nahm sie zum Beispiel an einer Ausstellung 1930 in der Schrammehalle teil. 1955 zeigte die Städtische Galerie eine Ausstellung ihrer Arbeiten in der Otto-Richter-Halle. Im Haus der Städtischen Galerie am Paradeplatz konnte Emy Roeder noch vor der offiziellen Eröffnung des neuen Gebäudes anlässlich ihres 80. Geburtstages eine Ausstellung ihrer Werke persönlich erleben. Ihren gesamten künstlerischen Nachlaß vermachte sie ihrer Heimatstadt Würzburg. Er wird jetzt im Würzburger Kulturspeicher am Alten Hafen aufbewahrt.

Am 7. Februar 1971, nur wenige Tage nach ihrem 81. Geburtstag, starb mit Emy Roeder in Mainz eine der letzten schöpferisch tätigen Künstlerinnen, die in ihrem Werk Ideen und künstlerische Probleme des deutschen Expressionismus überzeugend gestaltet hatten. Ganz nach ihrem Wunsch wurde sie in ihrem geliebten Würzburg im Grab ihrer Eltern in der 4. Abteilung des Würzburger Hauptfriedhofes beigesetzt.

Hier könnte Ihre Werbung stehen!

Bei Fragen und Interesse an einer Werbeanzeige wenden Sie sich bitte an:

Frankenbund Bundesgeschäftsstelle

z. Hd. Frau Dr. Bergerhausen
Stephanstraße 1
97070 Würzburg
Tel.: 0931/56712
email: info@frankenbund.de

Frankenbund Schriftleitung

z. Hd. Herrn Dr. Peter A. Süß
Am Galgenberg 14
97074 Würzburg
Tel.: 0931/611730
schriftleitung@frankenbund.de

Ansbach und Kissingen als neue Bände des Historischen Atlas von Bayern

von
Thomas Horling

Bei Heimatforschern und Geschichtsfreunden ist der Historische Atlas von Bayern bekannt. Die Ergebnisse des seit 1950 von der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften betriebenen Großprojekts werden in Einzelbänden vorgelegt, denen in Franken das Gebiet der ehemaligen Landkreise als Untersuchungsraum dient. Damit entsteht eine deutschlandweit einzigartige, flächendeckende historisch-topographische Landesbeschreibung, welche die Besitz-, Herrschafts- und Verwaltungsstrukturen eines bestimmten Raumes vom frühen Mittelalter bis zur neuesten Zeit dokumentiert. Die dabei gewonnenen Ergebnisse werden – daher der Name „Atlas“ – für die Zeit um 1800 kartographisch dargestellt.

Kernstück ist jeweils eine Statistik am Ende des Alten Reiches, in der für jeden Ort Angaben über die Grundherrschaft und die Gerichtszugehörigkeit der einzelnen Anwesen zusammengetragen sind. Das in den älteren Bänden als „Einleitung“ bezeichnete Kapitel über die Zeit vor 1800 wurde seit den 1970er Jahren zum eigentlichen Hauptteil mit mehreren hundert Seiten, das nunmehr in vielen Fällen eine umfassende Geschichte des Untersuchungsraumes in Mittelalter und Früher Neuzeit bietet. Die Darstellung der Organisation der politischen Gemeinden im 19. Jahrhundert und der Gerichts- und Verwaltungsorganisation seit 1800 vervollständigen einen Atlas-Band. Beigegeben sind jeweils Kartenblätter (meist im Maßstab 1:100 000), auf denen die Bezirke der Hoch- und Niedergerichtsbarkeit am Ausgang des 18. Jahrhunderts dargestellt werden. Im Rahmen der „Bayerischen Landesbibliothek Online“ (www.bayerische-landesbibliothek-online.de) sind die vergriffenen Bände im Internet mit Recherchefunktionen verfügbar. Über eine eigens entwickelte Orts-

datenbank kann dort für die bereits bearbeiteten Städte, Dörfer und Weiler der einschlägige Atlas-Band und ein Verweis auf die Fundstelle in der Statistik am Ende des Alten Reiches ermittelt werden. Im fränkischen Teil des Historischen Atlas von Bayern sind bisher 32 Bände erschienen, 20 stehen noch aus. Ein Überblick über den aktuellen Bearbeitungsstand findet sich im Internet auf der Homepage der Kommission für bayerische Landesgeschichte (<http://www.kbl.badw.de/publ/hab.htm#karten>). Ende 2009 erschienen in der Abteilung Franken zwei gewichtige Bände, in denen erfahrene Atlas-Mitarbeiter die Ergebnisse ihrer jahrzehntelangen Forschungen präsentierten.

Der Band Ansbach stammt aus der Feder von Manfred Jehle, der 1979 bei Karl Bosl mit dem Atlas Parsberg promovierte und seit Mitte der 1980er Jahre als Historiker in Berlin tätig ist.¹ Drei Landesherrschaften vor allem begegneten auf knapp 1.200 Seiten (aufgeteilt in zwei Teilbände): das Fürstentum Brandenburg-Ansbach mit den drei Oberämtern Ansbach, Windsbach und Leutershausen-Colmburg, die Reichsstadt Nürnberg mit dem Pflegamt Lichtenau und der Deutsche Orden mit seinem Amt (Wolframs-)Eschenbach. Die Bedeutung des Bandes resultiert auch aus der Funktion der Stadt Ansbach als Residenz der zollerischen Markgrafen. Im Mittelalter prägten zunächst hochadelige Gruppen und das Kloster St. Gumbert, dann auch das Regensburger Kloster Spalt und das Kloster Heilsbronn die Region. Aus dem ursprünglichen Manuskript ausgegliedert wurde das umfängliche Kapitel über die kirchlichen Verhältnisse, das als eigenständige Veröffentlichung des Historischen Vereins für Mittelfranken erschien.² Zu den Zentralorten zählten neben Ansbach und Heilsbronn auch die Städte Windsbach, Leutershausen, Wolframs-Eschenbach und Mer-

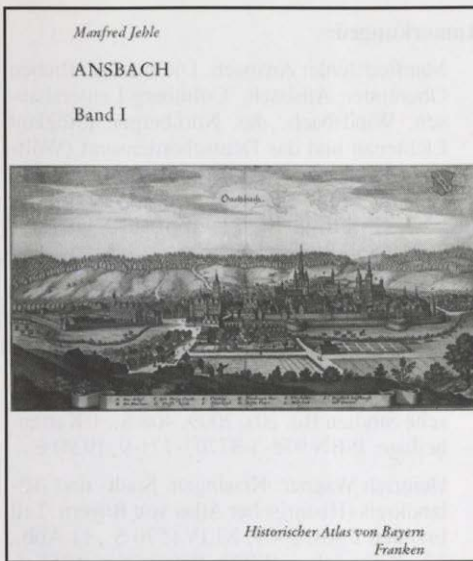


Abb. 1: Der neue Historische Atlas für Ansbach.

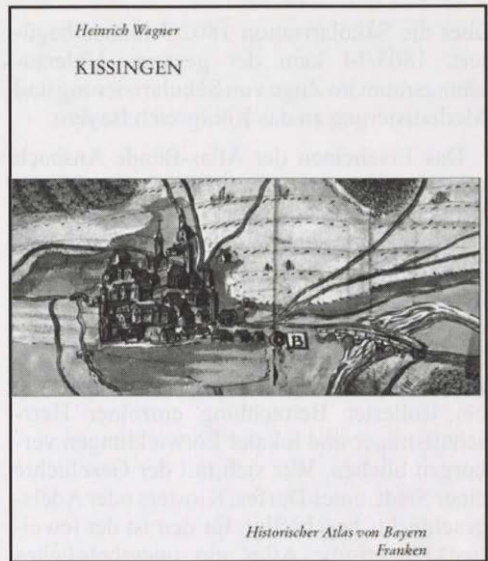


Abb. 2: Der neue Historische Atlas für Kissingen.

kendorf sowie die Märkte Colmberg, Lichtenau, Lehrberg und Flachslanden. In den ansbachischen Ämtern waren nur das Hochgericht und der Wildbann die Grundlage der Landeshoheit. Erst die preußische Verwaltung seit 1792 brachte eine Beschleunigung moderner Staatsbildung. Wie unterschiedlich die verfassungsgeschichtliche Entwicklung in Franken verlief, zeigt der Vergleich mit dem von Henneberg und Würzburg dominierten Raum Kissingen, wo der Vogtei als wichtigstem Herrschaftsrecht eine wesentlich größere Bedeutung zukam als im markgräflichen Westmittelfranken.

Nach Neustadt/Saale (1982) und Mellrichstadt (1992) legt der mittlerweile um die mittelalterliche fränkische Geschichte hoch verdiente Heinrich Wagner mit Kissingen (Stadt- und Altlandkreis) seinen dritten Atlas vor.³ Das Untersuchungsgebiet erstreckt sich in West-Ost-Richtung zwischen den Ausläufern der Südrhön und dem Grabfeld. Im früheren Mittelalter verfügte das Kloster Fulda hier über reichen Besitz mit den Villikationen Kissingen (Salzproduktion!) und Münnerstadt. Seine bedeutendsten weltlichen Konkurrenten waren die Grafen im Saalegau, bei denen es sich vermutlich um Vorfahren der um die Jahrtausendwende mächtigen Markgrafen von Schweinfurt handelt. Nach deren politischer

Katastrophe 1003 gab König Heinrich II. einen großen Teil ihrer Güter im Saalegau an das 1007 von ihm gegründete Bistum Bamberg. Im 12. Jahrhundert gelang es den Grafen von Henneberg, die einem Adelskreis um die Reichsabtei Fulda entstammten, den fuldischen Besitz im Untersuchungsraum, der zunächst vermutlich nur als Lehen an sie ausgegeben war, zu allodialisieren. Der Festigung ihrer Stellung im Zeitalter der Territorialisierung diente der Ausbau von Ebenhausen, Kissingen und Münnerstadt (letzteres wohl als „Trutzstadt“ zu dem 1232 erstmals genannten würzburgischen Neustadt/S.) zu Städten. Der schärfste Konkurrent im Kampf um die Landeshoheit erwuchs den Hennebergern im Hochstift Würzburg, dem mit der Gründung des Bistums Bamberg die Ausdehnungsmöglichkeit nach Osten genommen worden war. Die mehrfache Teilung des gräflichen Hauses Henneberg in verschiedene Linien sowie damit verbundene Erbfälle ermöglichten dem Hochstift Würzburg den sukzessiven Erwerb von Teilen der hennebergischen Herrschaften. Mit dem wirtschaftlichen und biologischen Niedergang der Henneberger und dem Erlöschen des Geschlechts im Mannesstamm 1583 traten verschiedene wettinische Linien dessen Erbe an. In Maßbach, das zur sächsischen Exklave wurde, waren die Wettiner bis weit

über die Säkularisation 1802/3 hinaus begütet. 1803/14 kam der gesamte Untersuchungsraum im Zuge von Säkularisierung und Mediatisierung an das Königreich Bayern.

Das Erscheinen der Atlas-Bände Ansbach und Kissingen wurde anlässlich der öffentlichen Präsentationen am 20. November 2009 im Ansbacher Schloß und am 10. Dezember 2009 im Rathaus von Bad Kissingen von der lokalen Presse eingehend gewürdigt.⁴ Indem die Atlas-Bände eine umfassende Behandlung einer Region anstreben, ermöglichen sie oftmals das Erkennen von Zusammenhängen, die bei isolierter Betrachtung einzelner Herrschaftsträger und lokaler Entwicklungen verborgen blieben. Wer sich mit der Geschichte einer Stadt, eines Dorfes, Klosters oder Adelsgeschlechts beschäftigt, für den ist der jeweilige Historische Atlas ein unentbehrliches Standardwerk. Es bleibt deshalb zu wünschen, daß die Bände Ansbach und Kissingen gerade bei den zahlreichen engagierten Heimatforschern und Ortschronisten Beachtung finden und die Arbeit der Autoren auch von dieser Seite ihre verdiente Anerkennung erfährt.

Anmerkungen:

- ¹ Manfred Jehle: Ansbach. Die markgräflichen Oberämter Ansbach, Colmberg-Leutershausen, Windsbach, das Nürnberger Pflegamt Lichtenau und das Deutschordensamt (Wolf-rams-)Eschenbach (Historischer Atlas von Bayern. Teil Franken I/35, 1–2). 2009, LXXXIV+1098 S., 21 Abb., ISBN 978-3-7696-6856-8, 58,00 €.
- ² Manfred Jehle: Kirchliche Verhältnisse und religiöse Institutionen an der oberen Altmühl, Rezat und Bibert. Klöster, Pfarreien und jüdische Gemeinden im Altlandkreis Ansbach im Mittelalter und in der Neuzeit (Mittelfränkische Studien Bd. 20). 2009, 408 S., 1 Kartenbeilage, ISBN 978-3-87707-771-9, 19,90 €.
- ³ Heinrich Wagner: Kissingen. Stadt- und Altlandkreis (Historischer Atlas von Bayern. Teil Franken I/36). 2009, XLIV+570 S., 11 Abb., 22 Farbtafeln, ISBN 978-3-7696-6857-5, 38,00 €.
- ⁴ Fränkische Landeszeitung vom 23. Jan. 2010; Mainpost (Ausgabe Bad Kissingen) vom 11. Dez. 2009; Saale-Zeitung vom 12. Dez. 2009.

Zur Nachahmung empfohlen: Studienfahrt in das Fichtelgebirge

von
Bernhard Wickl

Zusammen mit den Freunden des Neunhofer Landes unternahm die Gruppe Nürnberg-Erlangen am 31. Juli 2010 eine Tagesfahrt nach Goldkronach, Bad Berneck und Bischofsgrün. Dabei folgten die Teilnehmer den Spuren der beiden Berliner Ludwig Tieck und Wilhelm Heinrich Wackenroder, die sie auf ihrer berühmten Pfingstreise von 1793 hinterlassen hatten. Nach den ersten beiden Etappen in den Vorjahren (2008: Erlangen – Baiersdorf – Wonsees – Sanspareil – Schloß Fantaisie; 2009: Bayreuth) folgte nun der dritte Teil der Reise, der in das „Bayreuther Oberland“ führte.

Obwohl Goldkronach nicht auf der Reiseroute der preußischen Studenten gelegen

hatte, bildete es doch das erste Ziel der Exkursion. Der Hauptgrund dafür ist im Wirken Alexander von Humboldts als Bergmeister im Goldkronacher Revier zwischen 1792 und 1797 zu sehen. Auf Initiative der preußischen Minister von Hardenberg und von Heinitz hatte Alexander von Humboldt, seit März 1792 Assessor beim preußischen Bergdepartement, zwischen dem 12. Juli und dem 5. August 1792 die damals gerade erst an Preußen gefallenen fränkischen Markgrafentümer bereist, die dort befindlichen Berg-, Hütten- und Hammerwerke sowie andere Manufakturen und Anlagen inspiziert und auf ihre Wirtschaftlichkeit hin untersucht. Die Ergebnisse dieser Inspektionsreise hielt der 1769 in Berlin geborene Forscher in einem ausführlichen



Abb.: Ein Teil der beiden Frankenbund-Gruppen im Dendrologischen Garten zu Bad Berneck. Die Vorsitzende der Freunde des Neunhofer Landes, Frau Hedwig Barthel, ist in der ersten Reihe als Dritte von links zu finden. Herr Hans Würlein, der Vorsitzende der Gruppe Nürnberg-Erlangen, ist Zweiter von links.

Bericht fest, den Tieck und Wackenroder während ihres Aufenthaltes in Bayreuth bei Otto Heinrich Tornesi, einem der engsten Mitarbeiter Alexander von Humboldts und damals Direktor des „Gast- und Irrenhauses“ in St. Georgen, zu Gesicht bekamen. Wackenroder war – mehr als Tieck – an naturwissenschaftlichen und bergbaulichen Fragestellungen sehr interessiert und befuhr im Verlaufe der Pfingstreise mehrere Bergwerke.

Über die Arbeit Alexander von Humboldts, die Entwicklung des Bergbaus in und um Goldkronach und nicht zuletzt auch über die Geschichte der Stadt wurden die Exkursionsteilnehmer von Johann Kießling und Hans Pedall während einer Führung durch das Goldbergbaumuseum und die Stadt sachkundig informiert. Gleich im Anschluß an den Rundgang konnte im Gasthof „Alexander von Humboldt“ das Mittagessen eingenommen werden.

(Bad) Berneck, von Wackenroder als einer der landschaftlichen Höhepunkte der Pfingstreise gepriesen, war erstes Ziel der beiden

Frankenbundgruppen am Nachmittag. Dort erhielten sie von der Diplombiologin und Lehrerin Gabriele Wenz eine kenntnisreiche Führung durch den Dendrologischen Garten, eine Parkanlage mit einheimischen und fremdländischen Bäumen, in der auch der rekonstruierte Eingang zum Bergwerk „Beständiges Glück“ zu finden ist, sowie durch den Ort und den Kurpark. Da Wackenroder in dem oben bereits erwähnten Reisebrief von einer Flußperlmuschelzucht in der Oelschnitz schreibt, für die der Markgraf eigens einen „Perleninspektor“ eingesetzt hatte, erläuterte Frau Wenz detailliert die Bestände der Flußperlmuschel im Fichtelgebirge und die Gefährdungspotentiale, denen diese faszinierenden Lebewesen ausgesetzt sind.

In Bischofsgrün, das leider erst mit beträchtlicher Verspätung erreicht wurde, fand die Studienfahrt ihren Abschluß. Nachdem Susanne Steinlein und Klaus Lederer von der Touristinformation die Reisegruppe freundlich und kompetent durch Bischofsgrün bis hinunter zum Fröbershammer geführt hat-

ten, gaben sie dort noch Informationen zur Übernachtung Tiecks und Wackenroders im Herrenhaus, zu der sie der damalige Besitzer des Hammerwerks, ein Kommerzienrat Müller, eingeladen hatte.

Beim Abendessen in der Gaststätte „Hammerschmiede“, in unmittelbarer Nachbarschaft zum Herrenhaus gelegen, konnten die Erlebnisse des Tages noch einmal nachvollzogen werden. Dabei kam auch die Geselligkeit, die beim FRANKENBUND immer dazu gehört, nicht zu kurz.

Adressen und Telefonnummern für die empfohlene Nachahmung:

BAD BERNECK

Tourist-Information – Bahnhofstr. 77 –
95460 Bad Berneck –
Tel. Nr. : 09273-574374;
Mail: touristinfo@badberneck.bayern.de
Internet: <http://bad-berneck.de>

BISCHOFSGRÜN

Kur- und Touristinformation – Jägerstr. 9 –
95493 Bischofsgrün – Tel. Nr.: 09276-1292;
Mail: touristinfo@bischofsgruen.de
Internet: www.bischofsgruen.de

Gasthof Hammerschmiede Fam. Rieß –
Fröbershammer 8 – 95493 Bischofsgrün –
Tel. Nr.: 09276-310;
Mail: gasthof-hammerschmiede@t-online.de
Internet: www.hammerschmiede-bischofsgruen.de

GOLDKRONACH

Stadt Goldkronach – Marktplatz 2 –
95497 Goldkronach – Tel. Nr.: 09273-9840;
Internet: www.goldkronach.de

Gaststätte Alexander v. Humboldt / Meister
Bär Hotel – Bernecker Str. 4 –
95497 Goldkronach –
Tel. Nr.: 09273-9790;
Internet: www.mb-hotel.de

Johann Kießling – Bernecker Str. 15 –
95497 Goldkronach – Tel. Nr.: 09273-7029.

Literatur:

Gerhard K. Englert (Hrsg.): *Der Literatur(ver)führer – Sonderband Pfingstreise im*

Jahre 1793 – Wilhelm Heinrich Wackenroder und Ludwig Tieck. Auricula. Berlin 2010. Audio-CD.

Johann Gottlieb Hentze: *Berneck, ein historischer Versuch.* Bayreuth 1790.

Alexander von Humboldt: *Aus meinem Leben – Autobiographische Bekenntnisse.* C.H.Beck Verlag. München 1989.

Die Jugendbriefe Alexander von Humboldts 1787-1799. Akademie Verlag. Berlin 1973 (= Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung Bd. 2).

Über den Zustand des Bergbaus und Hüttenwesens in den Fürstentümern Bayreuth und Ansbach im Jahre 1792. Akademie Verlag. Berlin 1959 (= Freiburger Forschungshefte Kultur und Technik D 23).

Hans Mayer/Gert Rückel: *Von einem Paradies durch das andere – Auf den Spuren berühmter Wanderer im Landkreis Bayreuth.* Ellwanger. Bayreuth 1997 (= Schriftenreihe des Landkreises Bayreuth Bd. 10).

Gert Rückel: „Alexander von Humboldt und Goldkronach“, in: *Frankenland* Heft 3 (Juni 2008), S. 219-226.

Ludwig Tieck/Wilhelm Heinrich Wackenroder: *Die Pfingstreise von 1793 durch die Fränkische Schweiz, den Frankenwald und das Fichtelgebirge.* Wilhelm Saalfrank Verlag. Helmbrechts 1970.

Bernhard Wickl: „Auf literarischen Wegen durch Franken: Tieck/Wackenroder, Schefel, Tucholsky“, in: *Frankenland* Heft 6 (2006), S. 380-387.

Bernhard Wickl: „Die Romantik in Franken: Tieck/Wackenroder und E.T.A. Hoffmann“, in: *Frankenland* Heft 3 (Juni 2001), S. 229-238.

Bernhard Wickl: *Die Pfingstreise von 1793 – durch die Fränkische Schweiz, den Frankenwald und das Fichtelgebirge: auf den Spuren von Ludwig Tieck und Wilhelm Heinrich Wackenroder* (Bayerischer Rundfunk, Programm Bayern2Wort, gesendet am 30.5.1993 von 19:00 bis 20:00 Uhr); das Manuskript der Sendung kann beim Studio Franken des Bayerischen Rundfunks oder beim Autor angefordert werden.

Aufsätze

Helmut Flachenecker

Ortschroniken in Unterfranken – ein historischer Überblick..... 364

Volker Rößner

August Friedrich Graf von Luxburg und die Schriftstellerin Mechtilde Lichnowsky... 369

Wolfgang Jäger

„O könnte ich nach Haßfurt fliegen“ – Der Lebensabend von Karl Alexander Heideloff (1789–1865) und die Restaurierung der Ritterkapelle in Haßfurt..... 385

Frankenbund intern

Peter A. Süß

Bericht über die 63. Bundesbeiratstagung am 16. Oktober 2010 in Gerolzhofen mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden 397

FRANKENBUND-Termine 2011 401

1. Fränkischer Thementag 2011: „Vor- und frühgeschichtliche Denkmale in Franken“.... 401

Peter A. Süß

Der Frankenbund ernennt Dr. Franz Vogt zum Ehrenvorsitzenden 402

Axel Wirth

Kulturpreis des Frankenbundes 2010 für die Kunststation Oepfershausen 403

Dank an die Spender..... 406

Kunst und Kultur

Jörg Lusin

Das Mainviertel in Würzburg unter besonderer Berücksichtigung seiner Fischer..... 407

Werner Eberth

Die Zunftstangen in der St. Jakobuskirche Bad Kissingen..... 414

Israel Schwierz

Schüler der Realschule Ebern fertigen Dokumentation über den jüdischen Friedhof in Ebern/Unterfranken an..... 418

Bücher zu fränkischen Themen..... 420

Aktuelles

Julia Krieger

Kneißl, Gudrun, Geierwally – Heimatfilm im Wandel der Zeit..... 428

Thomas Konhäuser

Goldmünze zeigt Würzburger Residenz..... 429

Irmi Kistenfeger-Haupt

Autorenverband Franken (AVF) tagte in Rothenburg ob der Tauber..... 431

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Dr. Wolfgang Bühling	Kirchbachlweg 9, 83083 Riedering
Werner Eberth	Regierungsdirektor a.D. Maxstraße 36, 97688 Bad Kissingen
Prof. Dr. Helmut Flachenecker	Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte, Institut für Geschichte der Universität Würzburg, Am Hubland, 97074 Würzburg
Wolfgang Jäger	Dipl.-Ing. Waldblick 14, 97437 Haßfurt
Irmi Kistenfeger-Haupt	Gymnasiallehrerin a.D., Schriftstellerin Wolfgangstraße 8, 90425 Nürnberg
Thomas Konhäuser	Wissenschaftlicher Mitarbeiter Deutscher Bundestag Platz der Republik 1, 11011 Berlin
Julia Krieger M.A.	Stellv. Bezirksheimatpflegerin Bezirk Mittelfranken Danziger Straße 5, 91522 Ansbach
Dr. Jörg Lusin	Dipl.-Ing., Architekt Steinbachtal 22, 97082 Würzburg
Marc Peschke	Kunsthistoriker und Kulturjournalist Nerotat 10, 65193 Wiesbaden
Dr. Volker Rößner	Hauptstraße 18 ½, 97496 Burgpreppach
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 25 01 39, 97044 Würzburg
Robert Unterburger	Kreisarchivpfleger Landkreis Roth Johannisstraße 8, 90584 Allersberg
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart
Axel Wirth	Kreisheimatpfleger Schmalkalden-Meiningen Henneberger Straße 9, 98617 Meiningen

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.



*Gesegnete Weihnachten
und für das Jahr 2011
Glück, Gesundheit und Frieden
wünscht*

*allen Bundesfreunden und allen Lesern
die Bundesleitung des Frankenbundes,
Vereinigung für Fränkische Landeskunde und Kulturpflege e. V.*

Ortschroniken in Unterfranken – ein historischer Überblick

von

Helmut Flachenecker

Es bleibt bis heute eine spannende und wohl letztlich nie eindeutig zu beantwortende Frage: Wie gehen die universitär verankerte und für die Lehramtsausbildung verantwortliche Landesgeschichte, die nun als eigenständige Teildisziplin der Geschichte auch im Bachelor- und Masterstudiengänge eine Aufwertung erfahren hat, und die geschichtliche Forschung vor Ort miteinander um, deren Protagonisten nicht immer ein Geschichtsstudium vorweisen können? Eine Ausbildung eines historischen Bewußtseins ist kaum ohne das Engagement und das Interesse von Menschen vor Ort zu verwirklichen und zu vermitteln. Wir haben es hier letztlich mit einer gegenseitigen Beeinflussung und Abhängigkeit zu tun, die nur in einem vernünftigen Dialog zu einem für beide Seiten und für die Sache positiven Ergebnis führen können. Diese hier nur angeschnittene Grundsatzfrage besitzt eine große Aktualität, zumal ein seit den 1970er Jahren einsetzender Boom von Ortsgeschichten zu beobachten ist, der immer noch anhält.¹

Damit ist auch Grundsätzliches zur Methodik angesprochen: Vor jeder Abfassung einer Chronik sollten die Voraussetzungen und Möglichkeiten vor Ort diskutiert werden, ferner sollte über den Umfang und die Art von Quellen, Archiven und Bibliotheken, die für die Bearbeitung vorhanden sind und welche den Bearbeitern auch tatsächlich zu bearbeiten möglich sind, Klarheit bestehen. In jeder Publikation wird es dann zu einem Spagat zwischen Allgemeinverständlichkeit und Wissenschaftlichkeit kommen, aber auch zwischen den Wünschen der Bevölkerung und dem historisch Belegbaren. So sollte eine Ortschronik nicht nur solche Passagen erhalten, die die Gemeinde erfreuen, in denen sich deren Stolz widerspiegelt, sondern auch nachdenkliche Seiten der Geschichte eines Ortes ansprechen. Deshalb sollte es nicht passieren,

daß die Forscherin bzw. der Forscher vor Ort allzu leicht aus Liebe zu seiner Heimat deren Bedeutung innerhalb der historischen Gesamtentwicklung überschätzt. Soweit es die Kenntnisse der Autoren im Umgang mit archäologischen und historisch-schriftlichen Quellen erlauben, sollte weitmöglichst die gesamte Geschichte eines Ortes angesprochen werden. Freilich kann diese Forderung die Fähigkeiten der Beteiligten vor eine hohe Belastungsprobe stellen und eine Fokussierung auf Einzelaspekte notwendig machen, damit so wenigstens ein Heimatbuch zu einem speziellen Thema entstehen kann.² Um dieses Problem zu lösen, haben sich in vielen Fällen heutzutage Teams gebildet, von denen jeder einzelne eine bestimmte Facette der Chronik beleuchtet. Grundsätzlich sollte kein Text ohne Anmerkungen entstehen, wobei deren Form (unten am Text oder gebündelt nach dem gesamten Text) zweitrangig bleibt. Die Hauptsache liegt in der Dokumentierung der Literatur und der Quellen, die der Verfasser benutzt hat. Damit lassen die Aussagen das Niveau des reinen ‚Hören-Sagens‘ hinter sich und sind auch nicht so leicht einer aus letzterem erwachsenden Kritik schutzlos ausgesetzt. – In diesen knappen Überlegungen soll ein Blick zurück im Vordergrund stehen, nämlich der Blick auf die Entwicklung der Ortschronikschreibung in Unterfranken, weitgehend, aber nicht ausschließlich, konzentriert auf das Gebiet des heutigen Landkreises Würzburg.

Mit dem Werden des neuen Bayern, des Königreichs Bayern, wurden in vielen fränkischen und schwäbischen Regionen die bisherigen herrschaftlichen und sozialen Koordinaten nachhaltig verändert. In Unterfranken geschah dies 1814, als die Zeit des Großherzogtums Würzburg zu Ende gegangen war und Bayern nun endgültig die staatliche Herrschaft über diesen Raum an sich gezogen

hatte. Es ging im 19. Jahrhundert, dies haben die bayerischen Könige ab Ludwig I. weit-sichtig erkannt, um eine Stärkung der kultu-relle Identitäten der Regionen im neuen bayerischen Staat, damit letzterer, so die poli-tische Hoffnung, in den neu erworbenen Gebieten zunehmend akzeptiert werden könnte: Dazu setzte der König wie seine Regierung u.a. auf eine gezielte Förderung historischer Vereine sowie allgemein der Heimatge-schichte. Der beispielsweise 1831 gegründete „Historische Verein für den Untermainkreis“ mit seinem Publikationsorgan, dem „Archiv des Historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg“, gehörte dazu. Heute stehen die „Freunde Mainfränkischer Kunst und Ge-schichte“ in dessen Nachfolge.³

Vor Ort waren es zumeist die Pfarrer, die, weil sie auch die jeweiligen Pfarrchroniken zu schreiben hatten, nun auch vermehrt Beiträge zur Ortschronik verfaßten. Einen Vorläufer können wir dabei auch in Gerolzhofen fassen: Der Priester Franz Anton Jäger verfaßte zwi-schen 1796 und 1800 „Topographische Nach-richten von der Stadt Geroldeshofen. Ein Beitrag zur pragmatischen Geschichte des Bis-tums Würzburg“⁴. Diese älteste Stadtge-schichte von Gerolzhofen (Staatsarchiv Würzburg Ms.q.11) wurde nie publiziert, ver-mutlich wegen einiger kritischer Äußerungen über die damals aktuelle Politik des Rates. Die Arbeit ist geprägt von einer Heimatliebe, zu-gleich bemüht sie sich um historische Objek-tivität, da sie Archivalien aus dem Stadtarchiv herangezogen hat. Friedrich Sixt nutzte die Darstellung Jägers als Grundlage für die sei-nige aus dem Jahre 1892.⁵ Ebenfalls nicht ver-öffentlicht, aber originell untergebracht, wurde eine Ortschronik von Frickenhausen, die seit 1842 in der Kirchenkuppel verwahrt lag.⁶

Eine der ersten gedruckten Ortschroniken veröffentlichte im Jahre 1838 Johann Baptist Kestler (Pfarrer und Distriktschulinspektor) mit seinen „Beiträge[n] zur Geschichte der Stadt Eibelstadt“. Weitere Veröffentlichungen von Johann Baptist Kestler zu Ochsenfurt im Jahre 1845⁷ sowie Michael Wieland zu Röt-tingen 1858⁸ folgten. In der Mitte des 19. Jahr-hunderts ist für Mainfranken eine gewisse Lücke in der Publikation zu sehen, ehe mit dem bereits erwähnten Friedrich Sixt und mit

Franz Ludwig Brunner (Pfarrer) im Jahre 1893 eine „Geschichte der Deutschherrenordens-Comthurei und des Marktfleckens Neubrunn“ entstanden. In den Veröffentlichungen des frü-hen 20. Jahrhunderts wird allgemein nur die Zeit bis zur Säkularisation und Mediatisierung behandelt. Damals erhielten Röttingen 1904 (eine zweite!),⁹ Heidingsfeld 1908 und Ober-eisenheim 1915 entsprechende Chroniken.

Im 20. Jahrhundert bestimmten die Aus-gänge der beiden Weltkriege in nicht unerheb-lichem Maße auch die Regionalforschung. Das Eingeständnis der Niederlage fiel 1918 vielen schwer. Die düstere Gegenwart wurde mit Blick auf die heroische Vergangenheit ver-brämt und damit letztlich ausgeblendet. Diese Niederlage erzeugte eine mentale Sinnkrise, der man mit der Förderung der Heimatliebe und, wie man damals zu sagen pflegte, des ‚deutschen Volkstums‘ auch von staatlicher Seite entgegen wirken wollte. So erhielt im Jahre 1926 Winterhausen vom Leiter des Be-zirksamtes Ochsenfurt, Oberregierungsrat Jun-ker, die Aufforderung zur Abfassung einer Chronik. Winterhausen stand nicht allein, der Autor der Chronik des Pfarrdorfes Eßfeld, Pfarrer August Amrhein, verwies ebenso auf einen Auftrag Junkers.¹⁰ So entstanden Chro-niken, gespeist „aus gedruckten Werken und aus Archiven, aus mündlichen Berichten und Familienpapieren, aus Kirchenbüchern und Steuerlisten, Gemeinderechnungen und Flur-büchern“, deren Informationen „für die ‚große‘ Geschichte unwichtig, für die der Hei-mat aber bedeutsam und unentbehrlich“ seien.¹¹ Zugleich wurde eine Auswertung der jeweiligen Ortsarchive angeregt, die jedoch häufig zu Einseitigkeiten bei der Darstellung führten: So standen etwa Bewohner mit hohem Alter, Wetterrückschau, ‚bedeutsame Jahre‘ im Vordergrund, ohne daß eine Berück-sichtigung der allgemeinen Geschichtsabläufe vorgenommen wurde. Es verwundert nicht, daß die meisten Chroniken häufig weit vor dem Ersten Weltkrieg enden. Zu diesen Chro-niken gehören jene von Unteraltertheim/Stein-bach 1921,¹² Güntersleben 1927,¹³ die bereits genannten von Sommerhausen 1927 und Eß-feld 1929, ferner jene von Winterhausen 1930/31.¹⁴

Als Schreiber fungierten neben den Pfarrern

nun auch vermehrt Schullehrer. Deren Impetus war von der Vermittlung der Heimatgeschichte gespeist. Eines der Hauptprobleme beim Erscheinen einer Chronik lag in der häufig problematischen Finanzierung, so daß die Werke aus den 1920er und frühen 1930er Jahren meist nur in geringen Auflagen publiziert werden konnten. Die Chronik von Winterhausen beispielsweise wurde nur in fünf Abschriften vervielfältigt; eine davon sollte unter der Dorfbewölkerung zirkulieren.¹⁵ Ihren bis heute andauernden Wert haben die in ihnen benutzten Archivalien und sonstigen handschriftlichen Aufzeichnungen, die im Zuge des Zweiten Weltkrieges in vielen Fällen dann verloren gegangen sind.

In der Zeit des Nationalsozialismus wird die Ortsgeschichtsforschung eher als Kuriosität abgetan; sie sei nur verwertbar, wenn sie etwas zum neuen nationalen Selbstbewußtsein beitragen würde. In den wenigen Ortsgeschichten, die in diesem Zeitraum erschienen sind (Oberaltertheim 1934,¹⁶ Margetshöchheim 1934,¹⁷ Remlingen 1939¹⁸), wird die Gegenwart nach 1933 daher in leuchtenden, ideologischen Farben geschildert. Korrigierend muß man allerdings sagen, daß diese Arbeiten schon vor 1933 begonnen worden waren und die entsprechende Färbung meist nur am Ende betont wird!

Nach der Unterbrechung durch Krieg und Wiederaufbau erschienen ab 1952 wieder Ortschroniken, die aber kaum wissenschaftlichen Anforderungen genügten (besonders Frickenhausen 1952,¹⁹ Röttingen 1954,²⁰ Zell 1955²¹): Häufig fehlt eine durchgängige Chronologie, die Kapitel erscheinen weitgehend zusammenhangslos und Abgelegenes und Komisches (etwa über ‚Spitznamen‘ in der Röttinger Chronik) stehen im Mittelpunkt. In den meisten Publikationen fehlen zudem Anmerkungen und Quellen. Im Falle von Zell schrieb ein nach den USA 1922 Ausgewanderter eine „historische Plauderei“. ²² In dieser Zeit beginnen wiederum Lehrer vor Ort, heimatgeschichtliches Material zu sammeln. Diese Arbeit wurde zunehmend wichtig zum Erhalt der aktuellen Überlieferung und des damaligen Wissens. Dies kann in einigen Fällen heute bereits als ‚Quelle‘ benutzt werden.

In den 1960er Jahren stieg die Zahl der Ver-

öffentlichungen von Ortschroniken allmählich an. Im Jahre 1970 wurde deshalb der Vorschlag einer „Arbeitsgemeinschaft von Geschichts- und Heimatfreunden“ gemacht. Sie sollte auf Kreisebene alle heimatgeschichtlichen Veröffentlichungen sammeln.²³ Der Ansatz scheitert jedoch.

Es sind zunächst vorwiegend Volksschullehrer, die sich für die Heimatkunde entsprechende Unterrichtsmaterialien über die Ortsgeschichte erarbeiten – und kaum noch Pfarrer als Autoren tätig! Aber auch hier kommt es zu weiteren Veränderungen: Ab den 1970er Jahren sind zunehmend Autorenkollektive zu beobachten; verstärkt kommen nun promovierte Historiker, z.T. aus dem Umkreis der Universität, hinzu. Damit wird aber das Spannungsverhältnis zwischen Wissenschaftlichkeit und allgemeiner Lesbarkeit, das von vielen als grundsätzliches Problem angesehen wird, einer neuen Belastungsprobe unterzogen. Gelehrte und meist gewichtige Werke werden von manchem Leser gemieden, damit verlieren solche Arbeiten die Bindung an den untersuchten Ort. Auch für Qualifikationschriften an Hochschulen werden Ortsgeschichten entdeckt: Annähernd 17 Zulassungsarbeiten der ehemaligen Pädagogischen Hochschule in Würzburg haben im Zeitraum 1969–1980 ortsgeschichtliche Themen behandelt, freilich mit unterschiedlicher Qualität. Diese Entwicklung war übrigens eine Reaktion auf die damalige Entscheidung des Staatsministeriums für Unterricht und Kultus, das Fach ‚Heimatkunde‘ im Volksschulunterricht zurück zu drängen.²⁴

Als Anlaß für die Rückvergewisserung der eigenen Geschichte, Tradition und Kultur dienen in der Regel Festschriften für Ortsjubiläen oder aber bei Einzelereignissen wie eine fünffache Primiz in Rimpfard²⁵ oder der Bau eines neuen Rathauses in Güntersleben.²⁶ Auch die Gebietsreform hat dazu beigetragen, daß Orte, die ihre gemeindliche Unabhängigkeit verloren hatten, auf diesem Weg ihre Geschichte und damit ein Stück Selbstbewußtsein zurückgewinnen wollten, ihre Chroniken in Auftrag gaben. In anderen Fällen werden bereits vorhandene Arbeiten erneut abgedruckt, teilweise nur gering überarbeitet; teilweise sind auch romanhafte Darstellungsweisen zu fin-

den. Auch nimmt die Anzahl der Grußworte zu – ein Ausweis für die zunehmende kommunale Aufmerksamkeit, die eine Ortschronik erfährt. Damit eröffnet sich aber ein anderes Problemfeld: Allgemein nimmt der Zeitdruck bei der Erstellung von Festschriften für bestimmte Jubiläen zu, dringend nötige Zeit für die Vorbereitung ist nicht vorhanden, aber zugleich steigt die Erwartungshaltung von kommunaler Spitze und Bevölkerung!

Ab 1980 kann man, mit den Worten des Bezirksheimatpflegers von Unterfranken, Prof. Dr. Klaus Reder, von einem „*Heimatboom*“ sprechen.²⁷ Nach der bereits angesprochenen Gebietsreform stellen sich zunehmend Probleme bei der angemessenen Einbindung der neuen Ortsteile. Als neuer methodischer Ansatz macht die ‚*Oral history*‘ Furore – häufig ohne dabei die Problematik von Einzelaussagen zu diskutieren. Die Erinnerung des Menschen und sein zeitlicher Abstand zu Ereignissen läßt vieles in einem neuen, einem veränderten Licht erscheinen und trägt nicht unbedingt zur Erhellung der tatsächlichen damaligen Ereignisse bei.

Ziehen wir ein kurzes Fazit: Die Ortsgeschichtsschreibung im Untersuchungsgebiet setzt 1838 mit Eibelstadt ein, bleibt aber im gesamten 19. Jahrhundert sehr verhalten. Ähnliches gilt für die unmittelbare Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. In den 1920er Jahren nimmt die Anzahl zu, um mit dem Zweiten Weltkrieg eine zweite Unterbrechung erfahren zu müssen. Erst ab den 1970er Jahren steigt die Zahl der Ortschroniken schlagartig. Als Träger der Chronistik traten zunächst die Ortspfarrer und Gemeindelehrer hervor. Diese Gruppen sind aber aufgrund der mannigfachen allgemeinen Veränderungen für die letzte, noch anhaltende Hochphase nicht mehr verantwortlich. Zunehmend übernehmen Forschergruppen die Arbeit, erstmals kommen auch an der Universität beschäftigte Personen als Autoren in Frage. Gleichzeitig läßt sich eine Verschiebung der Schwerpunkte beobachten, statt der weiter zurückliegenden Vergangenheit dominiert vorwiegend die Zeitgeschichte, wobei die Zeit von 1933-1945 für manche Autoren eine besonders schwierige Annäherung bedeutete. Die Vereine und deren Vergangenheit werden dagegen breit beleuchtet. Bildbände erfreuen

sich großer Beliebtheit, denn: „*Photos sind wichtige Dokumente, um Traditionen und kulturelle Ereignisse, um die Menschen und ihren Alltag zu dokumentieren. (...) Bilder sind Dokumente gegen das Vergessen und gegen die Vergänglichkeit der Welt.*“²⁸ Aber auch der Adressatenkreis änderte sich: Nicht nur die Einheimischen, sondern die durch die wirtschaftlichen Veränderungen hervorgerufene hohe Anzahl von Hinzugezogenen, die in einigen Orten bis zu drei Viertel der Bevölkerung stellen können, sind es, an die sich nun die Chroniken wenden. Ortsgeschichtsschreibung wird dabei sowohl zu einer Art Selbstvergewisserung für die immer schon hier Lebenden als auch zu einem Mittel der Identitätsstiftung für die Neubürger!

Anmerkungen:

- ¹ Der hier im Druck präsentierte Vortrag wurde am 11.10.2010 in Gerolzhofen anlässlich der „Bezirkskulturtag 2010“ gehalten. Er fußt in weiten Teilen auf den Ergebnissen einer unveröffentlichten Zulassungsarbeit für das Lehramt an Gymnasien vom Frühjahr 2005, verfaßt am Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte der Universität Würzburg: Claudia Friedrich: Ortsgeschichtsschreibung in Stadt und Landkreis Würzburg. Ein Beitrag zur fränkischen Landesgeschichte.
- ² Wolfgang Pledl: Was alles geht, wenn man nur will. Ein Streifzug durch die jüngst erschienene heimatgeschichtliche Literatur, in: *Schönere Heimat* 98 (2009), S. 100-105.
- ³ <https://www.freunde-mainfranken.de/>.
- ⁴ Hg. v. Edmund Müller (de geroldeshova 3), Gerolzhofen 1994.
- ⁵ Friedrich Sixt: *Chronik der Stadt Gerolzhofen in Unterfranken. 1892 ND 1979.* – Sixt war ein Offizier.
- ⁶ Arthur Hohmann: *Dorfchronik von Frickenhausen.* Ochsenfurt ²1952, S. 5.
- ⁷ Johann Baptist Kestler: *Beschreibung von Ochsenfurt.* Würzburg 1845 (Neuaufgabe 1987).
- ⁸ Michael Wieland: *Röttingen. Ein Beitrag zur Geschichte dieser fränkischen Landstadt.* Röttingen 1858 ND 1987.
- ⁹ Michael Wieland: *Röttingen. Vermehrter und verbesserter Beitrag zu einer Geschichte dieser Stadt.* Würzburg 1904.

- ¹⁰ August Amrhein: Geschichte des Pfarrdorfes Eßfeld im Ochsenfurter Gau 820-1929. Würzburg 1929, S. 3.
- ¹¹ Wilhelm Martin Becker: Ratschläge für die Erforschung der Geschichte hessischer Landgemeinden. Darmstadt 1927, S. 5.
- ¹² Friedrich Hauck: Geschichte von Unteraltertheim und Steinbach. Unteraltertheim 1921.
- ¹³ Johann Valentin Hart: Güntersleben. Güntersleben 1927.
- ¹⁴ Leonhard Pfeiffer: Ortsgeschichte von Winterhausen. Winterhausen 1930/31 [erschienen 1939].
- ¹⁵ Ebd., S. 203.
- ¹⁶ August Mayer: Oberaltertheim – ein Heimatbuch nach Urkunden und Quellen bearbeitet. Würzburg 1934.
- ¹⁷ Karl Emil Bock: Geschichte des Dorfes Margetshöchheim. Mellrichstadt 1934.
- ¹⁸ Hans Gebhardt: Die Remlinger Heimatschau. Würzburg 1940.
- ¹⁹ Arthur Hohmann: Dorfchronik von Frickenhausen. Ochsenfurt ²1952.
- ²⁰ Kurt Freuding: Aus der Vergangenheit der Stadt Röttingen an der Tauber. Ochsenfurt 1954.
- ²¹ Verfaßt von John Beringer, nicht mehr vorhanden, erwähnt u.a. in folgender Anm.
- ²² Eduard Kohl: Ortsgeschichte des Marktes Zell am Main. Zell am Main 1986, S. 6.
- ²³ Friedrich Gutmann/Georg Furkel: Sommerhausen in Wort und Bild. Sommerhausen 1970, S. 4.
- ²⁴ Elisabeth Roth: Heimat. Beiträge zur Neubessinnung. Bamberg 1990.
- ²⁵ Christian Will/Werner Siegler: Das ist Rimpar. Das Arbeiterdorf vor den Toren der Stadt Würzburg. Rimpar 1978.
- ²⁶ Güntersleben im Wandel der Zeiten. Festschrift zur Einweihung des neuen Rathauses. Güntersleben 1978.
- ²⁷ Rudolf Franz/Rosel Menning: Ein Heimatbuch über Roßbrunn – Mädelhofen. Fakten, Erlebtes, Gehörtes von einst und heute. Roßbrunn-Zellingen 2002, S. 7.
- ²⁸ So der Präsident des Bezirkstages von Unterfranken Erwin Dotzel, in: Gerda Ritter, Gerbrunn Landkreis Würzburg. Bildband mit Zeittafel, 300 Farbaufnahmen und Ortsplan, Gerbrunn 2010, S. 5.

August Friedrich Graf von Luxburg und die Schriftstellerin Mechtilde Lichnowsky

von
Volker Rößner

Der Archivfund

Das Graf Luxburg Archiv in Schloß Aschach wird derzeit durch Mittel des Bezirks Unterfranken inventarisiert. Bei den Ordnungsarbeiten der Dokumente, die hauptsächlich aus dem 19. und 20. Jahrhundert stammen, fand sich in der Personalakte von August Friedrich (Fritz) Graf von Luxburg (1871-1956) ein Kuvert mit der Aufschrift: „Gehört zu meinen im Bank-Safe liegenden Personalakten. Nach meinem Tode uneröffnet zu verbrennen“.¹

Nicht nur aufgrund des von Graf Luxburg auferlegten Leseverbotes erweckt dieser Ar-

chivfund Neugierde, auch hilft er, ein bisher im dunkeln liegendes Kapitel einer deutschen Schriftstellerin zu erhellen. In dem rötlichen Briefumschlag befinden sich zwei Photographien von Mechtilde Gräfin von Arco-Zinneberg (1879-1958), zwei Blätter mit Gedichten, ein Brief, beides in Mechtilde Arcos Handschrift, und schließlich ein Briefkonzept von der Hand des Grafen Fritz von Luxburg an Mechtildes Vater Maximilian Graf von Arco-Zinneberg (1850-1916). Gräfin Arco wurde später, nach ihrer Hochzeit mit Karl-Max Fürst von Lichnowsky (1860-1928), als Schriftstellerin Mechtilde Lichnowsky vor allem in der Weimarer Republik allgemein bekannt.

Der Versuch, die Ereignisse zu rekonstruieren, muß mit dem einzigen datierten Schriftstück des Kuverts beginnen, dem am 10. März 1900 aufgesetzten Konzept an Graf Arco. Hierin beendet der damals gerade 29 Jahre alt



Abb. 1: Mechtilde Gräfin von Arco-Zinneberg (1879-1958), um 1900.

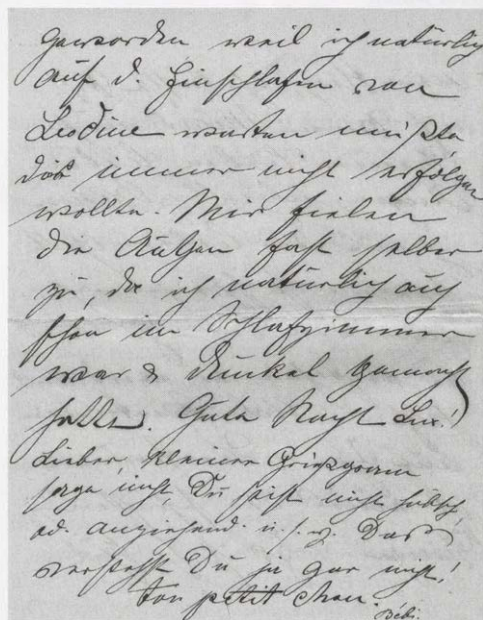


Abb. 2: Ausschnitt eines Briefes von Mechtilde Gräfin von Arco.

gewordene Fritz Graf von Luxburg einen Schriftwechsel unbekannten Umfangs mit der abschließenden Erklärung, er halte die Tochter „Gräfin Mechtilde, zu keinerlei Konsequenzen verpflichtet, welche etwa aus ihren am Abend des 25. II. 1900 (Pic-nic) an“ ihn „gerichteten Worten abgeleitet werden könnten, u. betrachte sie als in ihren zukünftigen Entschließungen“ ihm „gegenüber vollkommen frei“.² Graf Luxburg, wiederum fühle sich „durch die am gleichen Abend mit Ihrer Gräfin Tochter gewechselten Worte unter den unüberwindlich erscheinenden, aus der Verschiedenheit der Konfessionen sich ergebenden Schwierigkeiten in der Freiheit“ seiner „weiteren Entschließungen in keiner Weise beengt.“³ Die Ereignisse während der Münchner Faschingssaison des Jahres 1900, die Luxburg zu diesem Brief bewegt haben, werden im Detail nicht mehr zu klären sein. Doch während die mit „Mechtilde J'y pense 21. II. 1900“ beschriftete Photographie im Visitenformat noch als ein übliches Freundschaftsgeschenk interpretiert werden kann (Abb. 1), läßt der mit „Montag früh, 4 Uhr“ datierte Brief Mechtildes keinen Zweifel darüber, daß Fritz Luxburg und Mechtilde Arco ineinander verliebt waren.

„Mein einziges Lieb!

Ich kann Dir's einfach nicht sagen, wie unendlich glücklich ich in dem Besitze Deines lieben, lieben Briefes bin. Ich habe ihn unzählige Male an meine Lippen gedrückt u. mir gedacht, es wärest Du selbst. Ach wärest Du doch jetzt bei mir oben! Das ganze Haus schläft, nur ich allein bin wach u. ganz bei Dir! Jetzt wären wir ungestört, ich könnte ungehindert in Deinen Armen ruhen, ganz nah, ich würde in Deinen Armen an deinem Herzen halb und halb einschlafen – u. von einem langen Kuß von Dir wieder geweckt werden, dass male ich mir stündlich auf tausend Arten aus – u. was haben wir armen Menschen von all der Herrlichkeit? Nur das Bewußtsein unserer Liebe – u. die Unmöglichkeit dieselbe auch nur ein wenig auszuüben! Ich muß Dich einfach haben, mein einziges, Liebstes – Du gehörst ja mir, d. h. ich bin Dein, ich schenke mich Dir ganz u. gar! Ich muß Dich küssen, ich habe Dich zu wahnsinnig lieb! Glaubst du, Lieb, ich

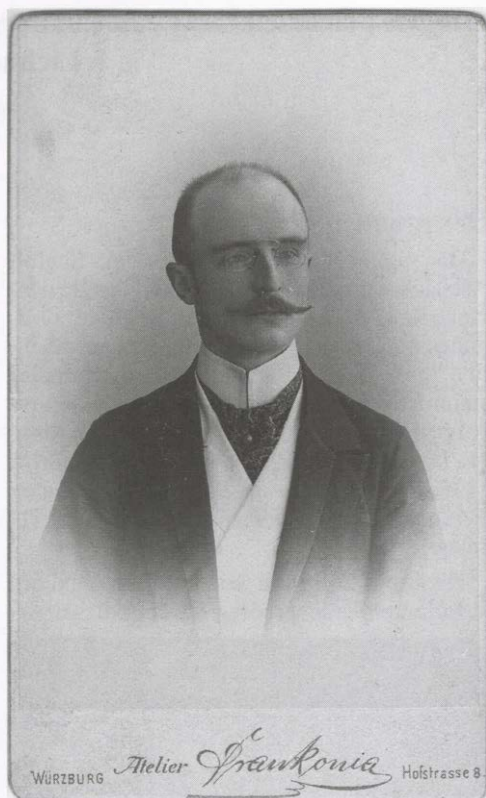


Abb. 3: August Friedrich (Fritz) Graf von Luxburg (1871-1956), Dezember 1900.

wäre nicht auch selig, jeden Abend so nah u. heiß bei dir zu sein, von Dir gehalten, u. an Dein Herz gedrückt! Du hast Recht – wenn alle von Dir abfallen sollten, ich bleibe Dir gut – auf immer, in Glück und Unglück für ewig. Ich lasse nicht von Dir! Wenn ich nur auch ein Bild von Dir hätte! Gibt es denn nicht z.B. eine kleine Amateurphotographie, Deine geliebten Augen möchte ich zu rasend gern von Zeit zu Zeit auf die Art wenigstens sehen! Es ist furchtbar, wenn man denkt, wie wir beide zusammenpassen, wie wir uns lieb haben, wie nichts im Wege liegt zum Glück, einzig Geliebter, u. trotzdem – ich meine, ich müßte vor Herzeleid vergehen! Stelle Dir meine Seelenkämpfe vor: Auf der einen Seite meine ganze Seligkeit, mein einziges Glück: auf der anderen Seite ein furchtbares zu Haus – das ich länger kaum ertragen kann, darf es aber nicht zeigen, weil das Unglück von meiner Mutter

selbst kommt – Wir haben uns nie verstanden – u. werden es auch nie – trotzdem muß ich ihr eine gute Tochter sein, u. darf ich nicht zeigen, was ich um ihretwillen leide; doch davon ein anderes Mal; das Dritte endlich – ich kann jederzeit die Frau eines Mannes (Pappus⁴) werden, der mir wo nur immer möglich seine Liebe u. alles was er hat anbietet, dem ich aber nur eine allerdings tiefe Freundschaft geben kann – Liebe habe ich nur für mein petit chou, u. von ihm laß' ich nicht. Was soll ich thun – zu Hause bleiben kann ich auf die Länge nicht – ich heirate nur den Mann meiner Liebe, Dich, mein Alles! und – Kleinchen ich gehe jetzt zu Bett – es schlägt eben 5 Uhr früh, ich kann Dir heute von nichts anderem sprechen als von meiner unsagbaren Liebe! Ich drücke Dich an mein Herz, ich küsse Dich auf Deinen Mund, auf Deine lieben, lieben Augen, überall. Wenn ich mit dem lieben Gott spreche – so spreche ich nur von Dir – Er wird es verstehen, er wird uns helfen – habe Vertrauen auf Ihn – Vertrauen ist eines der schönsten Dinge! Es ist so spät geworden weil ich natürlich auf d. Einschlafen von Leodine⁵ warten mußte, das immer nicht erfolgen wollte. Mir fielen die Augen fast selber zu, die ich natürlich auch schon im Schlafzimmer war und dunkel gemacht hatte. Gute Nacht Lux! Lieber, kleiner Griefßgram sage nicht, Du seist nicht hübsch, od[er] anziehend u.s.w. das verstehst Du ja gar nicht! ton petit chou. Bébi.“⁶

Während Fritz Luxburg mit „Gute Nacht Lux!“ eindeutig als Adressat angesprochen wird, unterzeichnet Mechtilde den Brief mit „Bébi“, ihrem Kosenamen, den sie nachweisbar in der Zeit vor 1900 trug. Unter diesem Pseudonym hatte sie vermutlich um 1898 die Novelle „Das Perlenkollier“ geschrieben.⁷

Trotz des fehlenden Datums läßt sich die Entstehungszeit des Briefes genauer eingrenzen. Gehen wir von dem von Fritz Graf von Luxburg erwähnten Abend des 25. Februar, einem Sonntag, als Tag einer entscheidenden Erklärung zwischen den beiden Liebenden und dem 10. März als Tag der Beendigung des Verhältnisses aus, so bleiben für das Jahr 1900 nur zwei Montage, an denen Mechtilde Gräfin von Arco den Brief geschrieben haben kann: der 26. Februar (Rosenmontag) sowie der 5. März, der Tag nach dem Geburtstag Fritz

Luxburgs. Da sich Mechtilde zu Beginn ihres Schreibens für einen eben erhaltenen Brief bedankt, wird es wohl eher das Märzdatum gewesen sein als die Nacht unmittelbar nach dem Sonntags-„Picnic“, insbesondere, da Festlichkeiten in der Faschingswoche meist bis in die frühen Morgenstunden andauerten, sie aber um 4 Uhr morgens zuhause gewesen war und schon längere Zeit auf das Einschlafen ihrer Schwester gewartet hatte.⁸ Allem Anschein nach war es also die dem Aschermittwoch des Jahres 1900 folgende Woche, an deren Montag für Mechtilde und Fritz alles noch hoffnungsvoll und rosig erschien, in deren Verlauf der Beziehung dann aber ein Ende gesetzt worden war.

Bisher haben sich keine Dokumente gefunden, die auf einen weiteren, geheimen Kontakt zwischen Fritz und Mechtilde nach dem Einspruch der Eltern Arco hinweisen. Der schon 29jährige und damit wohl zu einer gewissen Reife gelangte Graf scheint – ganz Ehrenmann – die Wünsche der Eltern Arco respektiert und sich zurückgezogen zu haben. Tiefere Spuren jedoch hinterließ diese Affäre bei der jungen Mechtilde, wie sich an ihrem literarischen Werk nachvollziehen läßt. Doch blicken wir zunächst auf die Biographien der beiden.

August Friedrich Graf von Luxburg

Der am 4. März 1871 in Straßburg als Sohn des kgl. bayer. Regierungspräsidenten von Unterfranken, Friedrich Graf von Luxburg (1829-1905), und dessen Ehefrau Luise, geb. Prinzessin von Schönaich-Carolath (1847-1929), geborene August Friedrich Graf von Luxburg war einer der vielen adeligen jungen Männer, die sich der juristischen Laufbahn widmeten – einerseits, um als ältester Sohn für die spätere Übernahme und Verwaltung der Familiengüter gerüstet zu sein, andererseits ließ diese Ausbildung die Möglichkeit offen, in den Staatsdienst einzutreten. Der in der Familie „Fritz“ gerufene Sohn besuchte zunächst die Volksschule und das Gymnasium in Würzburg, an dem er 1889 das Abitur absolvierte.⁹ Nach Ableistung eines einjährig-Freiwilligen-Dienstes im kgl. bayer. 2. Feldartillerie-Regiment in Würzburg studierte er Jura in Berlin und Würzburg, wo er 1893 das Examen bestand. Nach mehreren Jahren als Rechtsprak-

tikant bewältigte Fritz Luxburg 1896 auch die zweite Prüfung für den höheren Justiz- und Verwaltungsdienst als Sechzehnter unter 350 Bewerbern. Danach wandte er sich der Inneren Verwaltung zu und verbrachte die Jahre bis 1899 als „Accessist“ bei der Kreisregierung in Würzburg, lebte im elterlichen Hause und stand während seiner praktischen Ausbildung meist unter den Fittichen seines Vaters, des Regierungspräsidenten. Daß der mittlerweile 29jährige den engen Dunstkreis des elterlichen Hauses und Würzburgs bald würde verlassen müssen, kündigte dem Vater ein privater Brief des Innenministers Freiherr von Feilitzsch am 8. April 1899 an: „*Ich beabsichtige, einen Regierungs-Accessisten in das Ministerium als Hilfsarbeiter einzuberufen. [...] Als sehr geeignet hiefür würde ich Ihren Herrn Sohn Friedrich erachten.*“¹⁰ Wenige Tage später wurde der junge Luxburg mit Wirkung zum 1. Mai 1899 offiziell nach München ins Innenministerium versetzt.¹¹

Seit der Säkularisation Anfang des Jahrhunderts war München auch für den karriereorientierten fränkischen Adel zum uneingeschränkten Zentrum des Königreiches geworden. Es konnte dem jungen Accessisten Luxburg also nichts Besseres passieren, als in die Hauptstadt gerufen zu werden. Um dort auch gesellschaftlich wahrgenommen zu werden, mußte er in den besten Kreisen Fuß fassen. Es scheint ihm dies, nicht zuletzt durch die hohe Stellung seines Vaters als Regierungspräsident, vortrefflich gelungen zu sein: Um die Weihnachtszeit des Jahres 1899 bot ihm Herzog Carl in Bayern sogar eine Stelle in dessen Hofmarschall-Amt an. Luxburg jedoch wollte im Staatsdienst bleiben und lehnte ab.¹²

Nach seiner Begegnung mit Mechtilde Gräfin von Arco während der Faschingsaison 1900 erfolgte im Juni die Beförderung zum Bezirksamtsassessor durch Prinzregent Luitpold. Damit verbunden war Luxburgs Versetzung nach Aschaffenburg.¹³ Inwieweit die Karnevalsereignisse innerhalb seiner Familie bekannt wurden, ob und wie die Eltern das Vorgehen ihres ältesten Sohns aufgenommen haben, darüber ist bisher wenig bekannt. Nur einmal, Anfang Februar 1900, äußerte sich Fritz' Bruder Karl der Mutter gegenüber: „[...]

aus München habe ich kein Sterbenswörtchen gehört. Fritz steckt – ich wette – bis über die Ohren in den Tourbillons der Geselligkeit; denkt nur an Moden u. daran: was habe ich den nächsten Tag vor.“¹⁴

Nach dem Abbruch der Beziehung zu Mechtilde Gräfin von Arco, scheint vor allem die Mutter, Luise Gräfin von Luxburg, ernsthafte Versuche unternommen zu haben, eine Ehe für ihren Sohn zu arrangieren. Belegt ist dies für den Winter 1901. Im Januar war zunächst der Vater, Friedrich Graf von Luxburg schwer erkrankt. Fritz hielt sich im Januar in der Nähe seiner Eltern auf und reiste von Aschaffenburg aus mehrfach nach Würzburg, um nach seinem Vater zu sehen.¹⁵ An Ballvergnügen oder gar an eine Rückkehr nach München war nicht zu denken. Die sich bessernde Gesundheit des Vaters erlaubte es Fritz Luxburg, im Februar, vermutlich in Würzburg, an Vergnügungsveranstaltungen teilzunehmen. Hier muß sich etwas zwischen Fritz und einem Mädchen ereignet haben, dessen Familiennamen in den Briefen Karls nur mit „D.“ abgekürzt wurde,¹⁶ was die Mutter zu weiteren Schritten bewog. Es ist zu vermuten, daß Luise Gräfin von Luxburg ihren Mann, den kranken Regierungspräsidenten, nicht mit Heiratsarrangements behelligen wollte und deswegen ihren zweitältesten Sohn ins Vertrauen zog. Wenigstens läßt ein Brief Karls vom 5. März 1901 den Schluß zu, daß man dem nun 30 Jahre alt gewordenen Fritz wegen einer Heirat zusetzte: „*Da Fritz stets wird geheiratet werden müssen* [...]“, heißt es da beispielsweise von Karls Seite über den ältesten Bruder, der in dessen Augen „*ein unausstehlicher frühgealterter garçon*“ zu werden drohe.¹⁷ Karl deutete schon vorher, am 2. März und ohne Namen zu nennen sowohl eine bevorstehende Verlobung als auch eine für Fritz projektierte Weltreise an.¹⁸ Bemerkungen, wie „*wenn er nun wieder Jahre lang herumlarmoyiert*“, „*vielleicht vor einer Krisis seines Lebens steht*“ oder „*Wenn Fritz die Person überhaupt lieb gewinnen kann*“,¹⁹ erlauben den Schluß, daß Fritz Graf von Luxburg den Verlust Mechtildes einfach nicht überwinden konnte und man von Seiten der Familie bestrebt war, ihm eine Frau zuzuführen. Der Gedanke, einen jungen Mann auf eine Weltreise zu schicken, damit er sich über

seine Gefühle Klarheit verschaffen oder diese überwinden könne, war in den Adelsfamilien dieser Zeit durchaus verbreitet.²⁰ Dennoch blieben alle Versuche, ihn in dieser Zeit zu beeinflussen fruchtlos, er heiratete erst im Herbst 1919.²¹

Bis 1909 wirkte Luxburg in Unterfranken. Diese Tätigkeit vermochte ihn auch aufgrund seiner problembehafteten Zusammenarbeit mit seinem Vorgesetzten²² nicht zu befriedigen – er versuchte, in den diplomatischen Dienst zu wechseln, was ihm schließlich auch gelang: Zum 1. September 1909 wurde er Attaché bei der kgl. bayer. Botschaft in Wien,²³ 1912 schließlich kgl. bayer. Konsul in Rom. Der Erste Weltkrieg und die Auflösung des diplomatischen Korps in Bayern nach dem Krieg beendeten diese Laufbahn. Luxburg trat 1922 in den Reichsdienst und fungierte von 1927 bis 1930 als deutscher Konsul in Palermo,²⁴ wurde aber unter der nationalsozialistischen Regierung 1933 endgültig in den Ruhestand versetzt²⁵ und lebte bis 1945 in München. 1956 starb er im Alter von 85 Jahren in Würzburg.²⁶

Sein jüngerer Bruder Heinrich Graf von Luxburg war es, der Mechtilde Lichnowsky in einer unveröffentlichten Familiengeschichte erwähnt und als „Jugendflirt“ des Bruders bezeichnet, dies aber nicht weiter ausführt.²⁷ Fritz charakterisierte er, wie folgt: *„Er verkehrte gern mit vornehmen Leuten, machte dauernd Ausflüge botanischer, künstlerischer oder gesellschaftlicher Art u. erwarb mit Vorliebe Altertümer [...], sodass es dauernd kleine Schulden gab, wodurch das Verhältnis zum Vater etwas litt. Er machte vielen Mädchen oft übertrieben die Kur, tanzte gut u. gern [...]“*²⁸ Kein Wunder also, daß auch die junge Mechtilde Gräfin von Arco in seinen Bann geriet.

Mechtilde Lichnowsky

Mechtilde Lichnowsky wurde am 8. März 1879 als Mechtilde Gräfin von Arco-Zinneberg auf Schloß Schönburg in Niederbayern geboren, wo sie größtenteils auch ihre Kindheit und Jugend verbrachte.²⁹ Wie es üblich war, wurde sie mit knapp 18 Jahren in die Gesellschaft eingeführt, was der Verbundenheit des Hauses Arco zu den Wittelsbachern entsprechend am nahen Münchner Hof stattfand.

Die Schwärmerei für Fritz Graf von Lux-

burg im Winter 1900 war scheinbar nur der Anfang einer Reihe von bewegten Jahren für die junge Mechtilde. Wie sehr das Bedürfnis nach Liebe und Zuneigung und der Wunsch nach Unabhängigkeit von den Eltern in dieser Zeit in ihr gärten, zeigte sich während des darauf folgenden Faschings in der heimlichen Verlobung mit dem englischen Offizier und Botschaftsattaché Ralph Harding Peto im Februar 1901.³⁰ Nach Holger Fließbach, dem Biographen Mechtilde Lichnowskys, wurde auch diese Verlobung *„aus Familienrücksichten wieder aufgehoben“*.³¹ Konfessionelle und finanzielle Erwägungen dürften auch hier ausschlaggebend gewesen sein.

1904 schließlich entsprach Mechtilde den Erwartungen der Eltern und heiratete den 19 Jahre älteren, katholischen und wohlhabenden Diplomaten Karl-Max Fürst von Lichnowsky (1860–1928), der entscheidend zu ihrer Bildung und Welterfahrung beitrug.³² Nach Jahren auf den schlesischen Gütern wurde Lichnowsky, der sich kurz vor der Hochzeit zur Ruhe gesetzt hatte, 1912 reaktiviert und von Kaiser Wilhelm II. zum deutschen Botschafter in London ernannt.³³

Die Laufbahn Mechtilde Lichnowskys als Schriftstellerin, Illustratorin und Komponistin sowie ihre Freundschaft zu Karl Kraus und anderen Künstlern ist hinlänglich erforscht, jüngst durch Anne Martina Emonts erneut gewürdigt worden und braucht deshalb hier nicht in aller Breite dargestellt zu werden.³⁴ Rilke und Tucholsky hatten bereits ihre erste Veröffentlichung „Götter, Könige und Tiere in Ägypten“ von 1913 gelobt.³⁵ Von da an ist sie in den Kreis der Schriftsteller aufgenommen, ihr Werk wird viel beachtet und rezensiert. Erst in der Zeit des Nationalsozialismus mußte sie Repressalien erleiden, als ihr jüdischer Verleger vertrieben wurde. Ein Schreibverbot hatte Lichnowsky zwar nicht auferlegt bekommen, doch wurde sie Opfer der behördlichen Willkür, indem sie 1939 nicht aus Deutschland ausreisen durfte, obwohl sie seit ihrer Hochzeit 1937 mit Ralph Harding Peto auch britische Staatsbürgerin war. So lebte sie abwechselnd auf den Lichnowsky'schen Gütern in Kuchelna und in München.³⁶ Hier war es auch, wo sich Luxburg und die Fürstin 1941 wieder trafen.

Fritz Graf von Luxburg im Werk Mechtilde Lichnowskys

1. Unmittelbare Reaktion – „Die Nordischen Zauberringe“

Daß Fritz Graf von Luxburg die gescheiterte Verbindung zu Gräfin von Arco nicht leicht verkraftete, klang bereits an. Auch die junge Mechtilde hatte zu leiden, doch vermochte sie es, die Enttäuschung und den Schmerz literarisch umzusetzen. Ohne daß Holger Fließbach von der Beziehung zwischen Lichnowsky und Luxburg wußte, beschrieb er den Inhalt, wie folgt: „*Es handelt sich um drei kurze, märchenartige Prosastücke, in denen vermittelt eines Naturzaubers die Liebe zweier Menschen über alle Bedrohungen und Gefährdungen siegt.*“³⁷

Besonderer Augenmerk muß bei dem etwa 60 Seiten umfassenden, im Laufe des Jahres 1901 erschienen Privatdruck auf die Datierungen gelegt werden, die Mechtilde von Arco unter die drei Märchen abdrucken ließ: Unter das erste „April 1900“, unter das zweite „September 1900“ und unter das dritte schließlich „Januar 1901“.³⁸ Demnach entstanden die Geschichten vor der Verlobung mit Ralph Harding Peto im Februar 1901.³⁹ Unter der Berücksichtigung des jüngsten Fundes im Graf-Luxburg-Archiv darf angenommen werden, daß es sich bei den „Nordischen Zauberringen“ um die literarische Verarbeitung der durch Mechtildes Eltern unterdrückten Beziehung zu Fritz Graf von Luxburg handelt. Gerade weil Mechtilde Lichnowsky diese Märchen im Nachhinein abgeklärt als „*unbeschreiblichen Mist*“ bezeichnete,⁴⁰ dürften sie in einem Zustand der Trauer und Verzweiflung entstanden sein, als Flucht in eine Phantasiewelt.

Das Eingangsgedicht des ersten Märchens faßt dasselbe zusammen:

„Die Sage singt:
Von Astrid, der vielschönen Maid,
Vom Ritter Gith, der sie gefreit,
Und von der Hexe Armyngolt,
Die davon wenig wissen wollt’,
Und von der Füchsin Godolid,
Vom treuen Falken Syndrifit,
Anfang und End’ ist mir nicht kund,

Sonst thät’ ich’s künden jetzt zur Stund’
Weiss nur, wie glücklich war Herr Gith
Mit seiner Minne, Frau Astrid.“⁴¹

Bereits die unter das Märchen gesetzte Datierung „April 1900“ deutet darauf hin, daß es von der Liebe zu Graf Luxburg inspiriert wurde. Es handelt von der Maid Astrid und dem Ritter Olaf Gith von Skjölding, die trotz der Machenschaften der bösen Hexe Armyngolt schließlich zueinander finden.

Den Schlüssel zur Dechiffrierung ihrer Geschichte gibt Mechtilde Lichnowsky viele Jahre später in ihrem noch zu besprechenden Roman „Der Lauf der Asdur“, nämlich die Kodierung von Namen realer Personen, um unentdeckt über diese schreiben zu können: Als die nächtlich verfaßten Manuskripte der Protagonistin Lilia von den Stiefeltern entdeckt werden, fragt deren Schwester: „*Sind Namen drin?*“. Darauf antwortet Lilia: „*Nur Buchstaben, aber zum Glück nicht die Anfangsbuchstaben, sondern die letzten und ein Punkt. Sie werden so leicht nicht auf den Namen kommen. Manchmal zwei Buchstaben, zum Beispiel D.S. für Gottfried Stanislas.*“⁴²

Achtet man in den „Nordischen Zauberringen“ auf derartige Buchstabenspiele so fällt auf, daß „Hexe Armyngolt“ sich zu einem großen Teil aus den Buchstaben der elterlichen Vornamen Max und Olga zusammensetzt, die als Vereitler der Beziehung zu Luxburg die Wut und die Enttäuschung der Tochter zu spüren bekamen. In „Olaf Gith“ verstecken sich jeweils der erste und der letzte Buchstabe der beiden Vornamen Luxburgs, August und Friedrich. Hinter den noch nicht vergebenen Buchstaben „I“ und „G“ darf man wohl Anfang und Ende von Luxburg vermuten. Die Geliebte Olafs, die Maid Astrid, ist ebenso voll versteckter Symbolik. Zum einen setzt sich Astrid aus August Friedrich zusammen, zum anderen birgt „Maid Astrid“ auch die Initialen von Mechilde Arco.

Als die Liebenden Olaf und Astrid auf der Burg des Olaf Gith ankommen, endet das Märchen mit dem Satz: „*Ein Fuchs mit zwei Ringlein ward das Wappen der Herrn auf Skjöldings Burg*“. In mehrfacher Hinsicht ist dieser Satz einer Untersuchung wert. Hier zeigt sich nicht nur Mechtildes Talent, spiele-

risch mit Sprache, Wörtern und Buchstaben umzugehen, der Schlußsatz liefert auch entscheidende Hinweise für die Interpretation des Märchens als optimistische Korrektur der Realität, in der die tatsächlich unterbundene und damit zum Scheitern verurteilte Liebe zu Graf Luxburg schließlich doch Erfüllung findet.

Erneut bedarf es einer genauen sprachlichen Analyse. In der nordischen Mythologie ist Skjöld ein Sohn Odins; auf den ersten Blick weniger bedeutungsvoll kann das dänische Wort „skjold“ schlicht mit „Wappen“, „Schild“ oder zusammengesetzt „Wappenschild“ übersetzt werden.⁴³ Der Nachname des Protagonisten weist also bereits auf die besondere Gewichtung des Wappens hin, das hier, im Schlußsatz, explizit erwähnt und damit als Bedeutungsträger gekennzeichnet wird. Daß der Fuchs, der im Märchen zwar die Rolle der treuen Begleiterin von Astrid, sonst aber keine handlungstragende Funktion übernimmt, uns nun auf dem Wappen „mit zwei Ringlein“ wieder begegnet, ist kein Zufall. Zunächst fungiert er als Pendant zum Luchs, dem Wappentier der Luxburg. Außerdem ist „Fuchs“ nicht nur der Silbe „Lux“ klangähnlich, sondern bildet auch das Akronym von **Friedrich und Luxburg**. Das letzte Wort des Schlußsatzes „Burg“ vervollständigt so gesehen den Fuchs zu dem Namen des Geliebten Mechtildes, **Friedrich Luxburg**. Die zwei Ringlein stellen vielleicht eine Anspielung auf die im Märchen vollzogene, in der Realität nur erhoffte Ehe dar.

Ebenso wie die Hexe Armyngolt im ersten Märchen, begegnet uns auch in der zweiten Geschichte eine Verkörperung des Bösen: der um die Gunst Hattiwighs buhlende Zauberer Orm Tangbrand. Wieder liegt eine Verschlüsselung der verhaßten Eltern nahe. Der in Mechtilde von Arcos Geschichte unvermeidbar dem Tod Geweihte will die Naivität und Unerfahrenheit Hattiwighs zu seinen Gunsten ausnutzen: „*Hattiwigh ist ein unerfahren Kind*“, dachte Tangbrand, „*leicht zu gewinnen – ich wag's*“.⁴⁴ Auch in diesem, mit „September 1900“ datierten Märchen siegt das Gute, denn Hattiwigh entkommt Tangbrand und heiratet schließlich den von ihr geliebten Hjalmar. In der Realität scheint Mechtilde im Sommer des Jahres 1900 noch immer der Meinung gewesen zu sein, ihre Eltern trügen die Schuld

an ihrem Unglück. „Orm“ ist eine Zusammenziehung der Anfangsbuchstaben von „Olga“ und „Max“, den Vornamen ihrer Eltern: „OM“ klingt dem „Orm“ ganz ähnlich. Hinter „Tangbrand“ verbirgt sich wahrscheinlich der deutschen Wurzeln entstammende Geistliche Thangbrand, der vom norwegischen König Olaf Tryggvason im 10. Jahrhundert mit der Christianisierung Islands beauftragt wurde. Thangbrands Versuch, dies mit gewalttätigen Methoden durchzusetzen, scheiterte.⁴⁵ Bereits Fließbach, der, wie schon betont, von Luxburg nichts wußte, erkannte im zweiten Märchen der „Nordischen Zauberringe“ die thematische Behandlung eines Konflikts „zwischen germanischem und christlichen Glauben“.⁴⁶ Wahrscheinlicher ist jedoch die Divergenz zwischen katholischer und evangelischer Konfession, denn aus genau diesen Gründen zerschlug sich die Verlobung Mechtildes mit Fritz Graf von Luxburg. Durch ihr Märchen protestiert sie gegen die um 1900 noch immer vorherrschenden konfessionellen Schranken, die sie selbst am eigenen Leib erfahren mußte. Daß die junge Gräfin Arco die nordische Sagenwelt für ihre „Nordischen Zauberringe“ studiert hatte, belegt die ebenfalls im zweiten Märchen vorkommende Figur des Königs Tryggvason, der Vater Hattiwighs, dessen Name dem norwegischen König des 10. Jahrhunderts auffällig ähnelt.⁴⁷

Auch im dritten und letzten Märchen von Gerdaja und Gemrik lassen sich Hinweise auf die Liebesbeziehung von Mechtilde Arco und Fritz Luxburg finden: „*Schier sind's zwölf Monde, daß Gemrik, der tapfre Recke, um sie gefreit; der edle Gemrik, ach käme er doch zurück aus dem heißen Kampf, der ihn dazumalen vom trauten Lieb gerissen!*“, heißt es bereits nach wenigen Zeilen. Rechnet man von der zugehörigen Datierung „Januar 1901“ zwölf Monate zurück, ergibt sich genau der Zeitraum, als sich Luxburg und Mechtilde von Arco ineinander verliebten. In der Erzählung Mechtildes finden die Liebenden unter Bewältigung fast auswegloser Situationen nach zwölf Monaten wieder zueinander – die Realität jedoch sah anders aus. Fritz Graf von Luxburg kehrte im Winter 1901 nicht mehr nach München zurück.

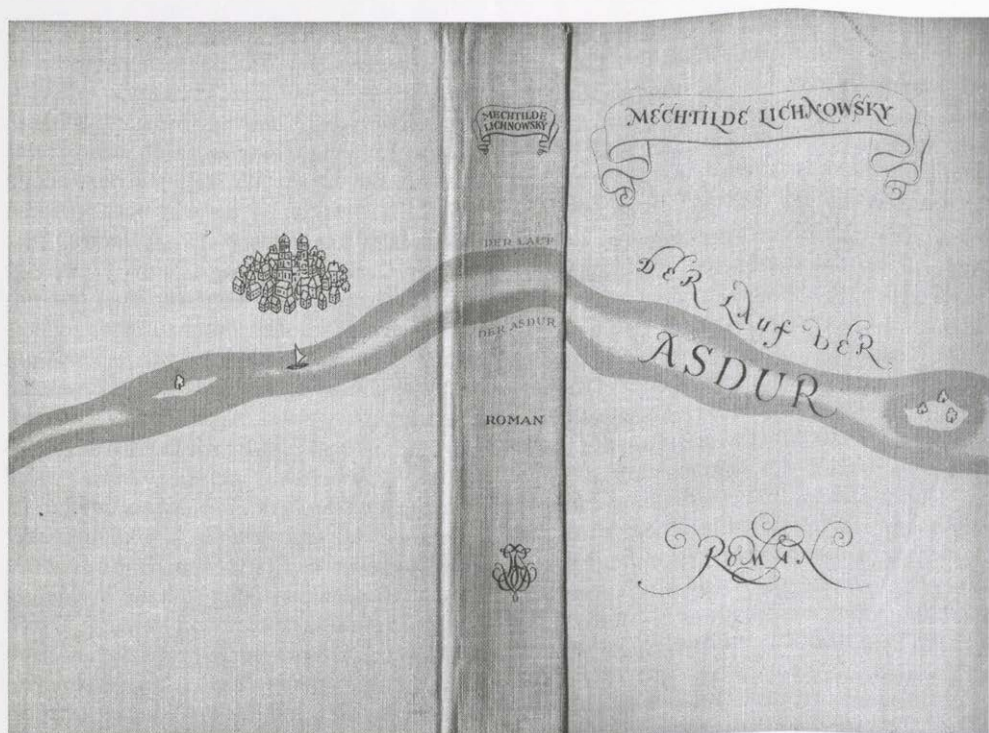


Abb. 4: *Der Lauf der Asdur*. Einband des Romans von Mechthilde Lichnowsky, 1936.

2. Späte Reflexion – „Der Lauf der Asdur“

Die Forschung ist sich einig, daß Mechthilde Lichnowsky in ihrem 1936 beim Bermann-Fischer Verlag in Wien veröffentlichten Roman „Der Lauf der Asdur“ Autobiographisches verarbeitet. Anne Martina Emonts verzichtet in ihrer 2009 erschienenen Dissertation zwar auf eine detaillierte Analyse des Romans, doch hält sie es für „legitim, im Roman *Asdur* biographische Elemente und Inspirationen zu vermuten“.⁴⁸ Holger Fließbach bestimmt die Entstehungszeit des Werks auf den Beginn des Jahres 1936. Ihm zufolge setzt es „die Reihe der von Bitterkeit und Resignation getragenen ‚autobiographischen‘ Werke Mechthilde Lichnowskys fort“.⁴⁹ Hatte die Fürstin mit „Kindheit“ bereits diesen Lebensabschnitt verarbeitet, so schließe „Der Lauf der Asdur“ chronologisch daran an.⁵⁰

Der Roman schildert die Lebensumstände junger Mädchen aus gutem Hause, ihre Abhängigkeit von den Eltern und Vormunden

sowie ihre Erziehung zur Unselbständigkeit und Unterordnung. Die Protagonistin des Romans, Lilia Vinthoff, erinnert sich im Jahre 1936 an ihre Jugend in Lohental an der Asdur, das sich, unschwer an den stilisierten Zwillingstürmen der Frauenkirche auf dem Original einband zu erkennen, mit dem München der Zeit um 1900 gleichsetzen läßt (Abb. 4). Lilia und ihre Schwester Julia sind Vollwaisen und stehen unter dem strengen Regiment einer ehrgeizigen Tante, Marie Gräfin Salisburg. Die Mädchen genießen das Leben, vor allem die winterliche Ballsaison. Seit Jahren ist Lilia umschwärmt, einer ihrer Courmacher ist der junge Gottfried Stanislas, ein anderer der wesentlich ältere, verheiratete Alban Laudi. – Die jüngere Schwester Julia setzt im Laufe des Jahres 1902, dem Jahr der Rückschau, ihren eigenen Kopf durch, heiratet ihre erste Liebe und wird in dieser Ehe glücklich. Die ältere Lilia dagegen wird nach mehreren durch die Stiefeltern vereitelten Liebeserlebnissen deren Spielball und fällt naiv und gutgläubig einer Intrige zum Opfer: Da sie einen verheirateten

Mann, Alban Laudi, geküßt hat, gerät sie durch geschickt ausgestreute Gerüchte ins Gerede. Die vom Verhalten Lillas empörten Stiefeltern unternehmen ohne deren Wissen große Anstrengungen, um die Angelegenheit zu regeln. Von schlechtem Gewissen und Minderwertigkeitsgefühlen geplagt, willigt die junge Lilia schließlich gegen Jahresende in eine arrangierte Ehe ein. Erst nach der Einwilligung zur Heirat gelangt sie zu der Erkenntnis, daß der sie verehrende Gottfried Stanislas der Mann ihres Lebens ist. Dies teilt sie ihm durch eine selbsterdachte Erzählung, „Ilia und das Reh“, mit, die sie ihm am 24. März 1903, dem Tag ihrer Hochzeit, zustellen läßt. Nach zwei Jahren, in denen sie ihren Mann verlassen und eine Ausbildung als Pianistin genossen hat, sucht sie Stanislas auf, um bis zu dessen Tode „im vierten Kriegsjahr“, also 1918, mit ihm zusammen zu leben.

Zum Verständnis des Romans und dessen kurzer Inhaltsangabe muß eine weitere, reale Person im Leben Mechtilde Lichnowskys vorgestellt werden: Der Arzt und Psychiater Wilhelm Freiherr Schenk von Stauffenberg (1879-1918).⁵¹ Auch Stauffenberg war einer der vielen Münchner Verehrer der jungen Mechtilde. Im Sommer 1899 soll er sie kennen gelernt und sich in die junge Gräfin verliebt haben. Stauffenberg litt infolge einer Rippenfellentzündung im 8. Lebensjahr, die durch eine Rippenresektion⁵² geheilt werden konnte, an einer dauernden „Schrumpfung der einen Lunge“ und „einer Verkrümmung des Brustkorbes und der Wirbelsäule“.⁵³ Vielleicht ist dies einer der Gründe, weswegen Mechtilde den damals Jura und Philosophie studierenden Baron nicht als ernsthaften „Courmacher“ ansah. In den Jahren 1901 bis 1904 entwickelte sich dennoch eine innige Freundschaft, die vor allem in gemeinsamen Konzert- und Theaterbesuchen in München bestand.⁵⁴ Der gebildete Stauffenberg, der sich schließlich der Medizin widmete und als Arzt ab 1914 auch Rainer Maria Rilke betreute, soll unter anderem Einfluß auf Mechtildes Lektüre gehabt haben. Wie Gottfried Stanislas im Roman „Asdur“ starb Wilhelm Freiherr von Stauffenberg an einer Lungenentzündung im Februar 1918.⁵⁵ Stauffenberg hinterließ Mechtilde Lichnowsky ein Tagebuch, das er in diesen

frühen Jahren zwischen 1899 und 1901⁵⁶ geführt hatte und in dem seine unerfüllte Liebe zu ihr deutlich wird.

Mechtilde Lichnowsky scheint, nachdem ihr Ehemann 1928 verstorben war, in der schweren, von politischen Umbrüchen geprägten Zeit der 1930er Jahre ihre Jugend und die Beziehung zu Stauffenberg, dessen Tod sie nicht überwinden konnte, literarisch aufgearbeitet zu haben. Wie sehr sich der fiktive Gottfried Stanislas an dem realen Wilhelm Freiherr von Stauffenberg orientiert, braucht nur an einem einfachen, aber wirkungsvollen Kunstgriff Mechtilde Lichnowskys verdeutlicht zu werden, den schon Goethe in „Die Leiden des jungen Werther“ anwendet, um auf den autobiographischen Gehalt hinzuweisen: Der Romanheld und Stauffenberg haben am selben Tag, dem 24. März 1879, Geburtstag.⁵⁷ „Im Kern ist der ‚*Lauf der Asdur*‘ eine große Hommage auf Wilhelm von Stauffenberg“, konstatierte Wilhelm Hemecker im Jahr 1993.⁵⁸ Noch nach dem Zweiten Weltkrieg hing das Porträt Stauffenbergs am Schreibtisch der Autorin in deren Londoner Wohnung.⁵⁹ In ihrem letzten Werk „Heute und Vorgestern“ gedenkt Lichnowsky seiner mit den folgenden Worten: „Die Götter hatten ihm mehr gegeben, als ihnen selbst eigen sein kann: zu dem schöpferischen Geist auch die schöpferische Seele. Eifersüchtig haben sie ihm [...] nicht einmal gestattet, das neununddreißigste Lebensjahr zu erreichen.“⁶⁰

Ohne Zweifel haben weitere konkrete Personen unter verschlüsselten Namen in den „Lauf der Asdur“ Eingang gefunden. Kurz nach der Veröffentlichung ihres Romans rechtfertigt sich Mechtilde Lichnowsky in einem Brief an Prinzessin G. von Wittgenstein: „Die Leute retten sich, indem sie sagen ‚autobiographisch‘. 1. woher wissen sie das, 2. und wenn schon, 3. wirft man einem Maler nie vor, wenn er seine Heimat malt, im Gegenteil, 4. ist jeder Künstler autobiographisch, selbst wenn er vom Mond schreibt.“⁶¹

Hatte der Biograph des Fürsten Lichnowsky, Harry F. Young, 1977 den Reichskanzler Fürst Bülow und den französischen Botschafter Paul Cambon in „Der Lauf der Asdur“ als Gerhard von Boernt und Aristide Villers wiedererkannt,⁶² lassen sich, bei Kenntnis der Münch-

ner Adelsszene der Zeit um 1900, weitere konkrete Vorbilder anführen, etwa für die Ball-schönheiten Lori Kent, Anna Hohborn und Vita Halbenwald. Der in dieser Zeit aus Bamberg nach München an die kgl. bayer. Militärschule kommandierte Erl Freiherr Fuchs von Bimbach und Dornheim (1871-1915) schrieb Ende Januar 1899 an seine Mutter von den gefeierten Damen: „*Ich mache krampf-hafte Anstrengungen mich in der ersten Gesellschaft bekannt zu machen, [...] natürlich geht es nur sehr peu à peu. [...] Die fetirtesten Komtessen dürften Aennie Würzburg und Prinzessin Lori Wittgenstein, Marietta Ritter sein, aber auch die Feilitzschs, Hertha, die Nichte der Spera Truchseß – Donna Gloria de Sarachaga, Zita Kühlmann u. a. haben stets sämtliche Engagements mindestens 14 Tage vorher vergeben. Es ist diese Vorausengagierei eigentlich entsetzlich, alles läuft immer mit Engagementsbücheln herum.*“⁶³

Es ist nun ein Leichtes und wohl nicht völlig überzogen, in Mechtilde Lichnowskys Lori

Kent, deren Mutter im Roman Chilenin ist,⁶⁴ Eleonore (Lori) Prinzessin von Sayn-Wittgenstein (1880-1965) wiederzuerkennen. Lori Wittgensteins Mutter Júlia Cavalcanti de Albuquerque de Villeneuve (1859-1930) stammte von spanisch-südamerikanischem Adel ab.⁶⁵ Auch für Anna Hohborn, deren Mutter im „*Lauf der Asdur*“ Griechin ist,⁶⁶ läßt sich in der in München gefeierten Annie Freiin von Würzburg (1876-1952) ein Vorbild finden. Tatsächlich hatte Annies Vater Ludwig (Louis) Freiherr von Würzburg 1873 in Bamberg die Griechin Regina Chariklia Philon, eine Hofdame der Königin Amalie von Griechenland geheiratet.⁶⁷ Annie Würzburg war eine Jugendfreundin Mechtildes und auch Fritz Graf von Luxburgs, wie das zweite erhaltene Visitenbild in dem Kuvert beweist (Abb. 5). Diese Photographie war nach der Beschriftung „*Viele Grüße Dir liebe Annie, Mechtilde*“ ursprünglich wohl Annie Würzburg gewidmet und von dieser dann an Fritz Luxburg weitergegeben worden. Hinter Vita Halbenwald versteckt sich wahrscheinlich die Jugendbekanntschaft Zita von Kühlmann (1878-1951),⁶⁸ bei deren ganz in der Nähe wohnenden Familie Mechtilde als junges Mädchen tanzte.⁶⁹

3. Die Figur des Freericks in „*Der Lauf der Asdur*“

Gerade weil der Roman von einer Zeit handelt, in der auch Fritz Graf von Luxburg eine wichtige Rolle im Leben von Mechtilde Arco-Lichnowsky spielte, stellt sich nach dem Archivfund in Schloß Aschach die Frage, ob der in der Lichnowsky-Forschung bisher völlig unbekannte Luxburg nicht ebenfalls als Vorbild für eine Figur in diesem Roman gedient haben könnte.

Die folgenden Zeilen entstammen dem Roman „*Der Lauf der Asdur*“:

„Aber Gott sei Dank, Freericks war heute nicht da, lebte überhaupt nicht mehr hier, ein junger Mensch, der sich der diplomatischen Karriere zu widmen gedachte und mit Lilia über Faust sprach, den sie nicht lesen durfte, ein Mensch, der sie liebte, aber nicht heiraten konnte, da protestantischen Glaubens. Vor zwei Jahren war das gewesen, und Lilia hatte



Abb. 5: Visitenbild Mechtilde von Arcos. Undatiert, vermutlich um 1900.

*seine Liebe erwidert, das wußte Gottfried, auch, daß im Hause Salisburg große Szenen stattgefunden hatten, Auseinandersetzungen; Briefe wurden an Freericks gesandt, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen [...].*⁷⁰

Ist es vermessen zu glauben, die Autorin habe in den Roman auch ihre Liebe zu Fritz Graf von Luxburg aufgenommen? Lilia erzählt ihrer Schwester Julia von Freericks, den sie dem oben genannten Zitat zufolge vor zwei Jahren liebte.⁷¹ Vermutete Fließbach bereits, daß Mechtilde Lichnowsky in dem Roman die aufgelöste Verlobung mit Ralph Harding Peto⁷² verarbeitete, so kann nach dem Fund ihres Briefes an Fritz Luxburg davon ausgegangen werden, daß auch die unterbundene Beziehung zu ihm einfloß. Bisher ist über die Verlobung mit Peto so gut wie nichts bekannt und mit Ausnahme der Passage, in der Freericks vorgab, in England um Lilias Willen konvertiert zu sein,⁷³ entspricht das von der Romanfigur entworfene Bild auch im Hinblick auf die Zeitabfolge eher Graf Luxburg. Zunächst scheint der Name „Freericks“ in Anlehnung an den Namen Fritz Luxburg entstanden zu sein. Während in der ersten Silbe „Free“ der Vorname Fritz wiederkehrt, hebt „ricks“ den prägnanten Buchstaben „x“ im Namen Luxburg hervor. In der Tat war Fritz Luxburg, wie Freericks im Roman, Protestant und schlug ab 1909 die diplomatische Laufbahn ein, eine Tatsache, die Mechtilde Lichnowsky später bekannt geworden sein dürfte.

Nicht unähnlich war zwar die Laufbahn Ralph Harding Petos, doch widerspricht hier die zeitliche Abfolge des Romans einer Identifikation mit dem Verlobten und späteren Ehemann Lichnowskys. Lilia erzählt ihrer Schwester im Jahre 1902 von Freericks und beschreibt die Ereignisse mit ihm als zwei Jahre zurückliegend. Peto fungierte erst ab 1901 als Attaché in München;⁷⁴ die Person des Fritz Luxburg dagegen entspricht der Chronologie des Romans vollkommen, schließlich bestand der Kontakt zwischen Fritz und Mechtilde im Winter des Jahres 1900. Auch die Gespräche Lilias mit Freericks über „Faust“ dürfen realiter zwischen den beiden stattgefunden haben. In seinen persönlichen

Erinnerungen bewahrte der Graf insgesamt drei Programme von Faust-Aufführungen in München auf, die er von August bis Oktober 1899, also unmittelbar vor dem Winter 1899/1900 besucht hatte.⁷⁵ Er darf demnach als Liebhaber dieses Stücks gelten. Nicht in allen Einzelheiten läßt sich Freericks mit der historischen Person des Fritz Graf von Luxburg in Einklang bringen, aber die hier aufgeführten Erkenntnisse belegen doch eindringlich, daß er als Ausgangspunkt für die Figur gedient haben muß. Ob und inwieweit der Roman auch Mechtildes Beziehung zu Peto widerspiegelt, wie 1973 von Fließbach beansprucht, muß nach den hier gewonnenen Einsichten zunächst offen bleiben. Eine Perspektive, neues Licht auf den „Lauf der Asdur“ zu werfen, bietet sicher die Auswertung des Tagebuchs, das Stauffenberg ab 1899 führte.⁷⁶

Fritz Graf von Luxburg hat den Lebensweg Mechtildes aufmerksam verfolgt, wie zwei Zeitungsberichte aus den 1930er Jahren in seinem Nachlaß belegen. 1941 traf Luxburg sie in München wieder, gerade als Lichnowsky an ihrem Werk „Gespräche in Sybaris“ arbeitete.⁷⁷ Im persönlichen Nachlaß Fritz Luxburgs fand sich ein in der Biedersteinstraße 21a in München abgesandter Brief Mechtilde Lichnowskys vom 11. April 1941:

„Lieber Freund,

Meine besten Wünsche zu Ostern sollen ihnen diese Blumen überbringen. Ich habe ein leises schlechtes Gewissen Ihnen gegenüber, weil ich so gar nichts von mir hören ließ, aber mehr denn je fühle ich mich wie ein Höhlenbär, für menschliche Dinge oder für den Umgang mit Menschen ungeeignet. Wenn einmal das Münchner Winterwetter Frühjahr geworden ist oder Frost und Schnee wollen wir uns an einem Sonntag, der ihnen paßt sehen, Ideen vergleichen, Hoffnungen aussprechen u.s.w.

*Nochmals Alles Gute und etwas Freude, wenn's geht wünscht Ihnen M. Lichnowsky.*⁷⁸

„Mit Besuch persönlich gedankt Ostersonntag 41“, vermerkte Luxburg auf dem Brief. Von weiterem Kontakt der beiden ist bisher nichts bekannt.

Die Gedichte

Wenden wir uns abschließend den Gedichten zu, die in das Kuvert Fritz' Graf von Luxburg eingelegt sind. Derzeit ist völlig unklar, ob diese in lateinischer Schreibrift zu Papier gebrachten Verse im unveröffentlichten Nachlaß der Schriftstellerin zu finden sind oder ob es sich um Neuentdeckungen handelt. Wurden sie von der jungen Mechtilde von Arco an Graf Luxburg als Kostprobe ihres Könnens gegeben und stammen aus dem Jahr 1900? Dann wären sie neben den „Nordischen Zauberringen“ ein weiteres Zeugnis ihres Frühwerks. Rätsel gibt auch das verwendete Papier mit dem Briefkopf der Pension Rau auf.⁷⁹ Immerhin besaß Mechtildes Vater ein eigenes Palais in der Barer Straße in München,⁸⁰ in dem wohl ausreichend Briefpapier zur Verfügung gestanden haben dürfte. Andererseits muß auch in Erwägung gezogen werden, daß die Gedichte zu späterer Zeit in den Besitz des Grafen Luxburg gelangt sind. So ist es denkbar, daß wenigstens die ersten beiden Gedichte zwischen 1913 und 1915 entstanden sind, als sich Mechtilde Lichnowsky intensiv mit der Todesthematik befaßt haben soll.⁸¹ Diese Fragen werden zukünftige Forschungen beantworten müssen. Bleibt zu hoffen, daß weitere Funde bei der Inventarisierung des Graf-Luxburg-Archivs das Bild erhellen werden.

Blatt 1 (Abb. 6)

„Der Mensch zum Tode:

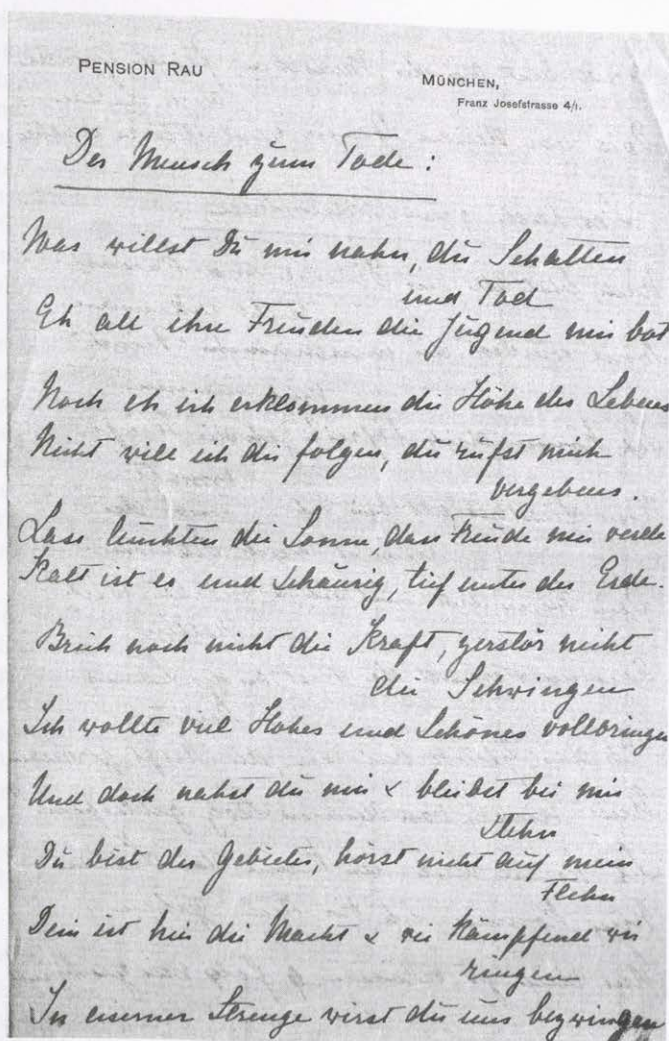


Abb. 6: Erste Seite des Gedichts „Der Mensch zum Tode“.

Was willst Du mir nahn, du Schatten und Tod
 Eh all ihre Freuden die Jugend mir bot
 Noch eh ich erklimmen die Höhe des Lebens
 Nicht will ich dir folgen, du rufst mich vergebens.
 Lass leuchten die Sonne, dass Freude mir werde.
 Kalt ist es und schaurig, tief unter der Erde.
 Brich noch nicht die Kraft, zerstör nicht die Schwingen

Ich wollte viel Hohes und Schönes vollbringen.
Und doch nahst du mir u. bleibst bei mir
stehn
Du bist der Gebieter; hörst nicht auf mein
Flehn
Dein ist hier die Macht u. wie kämpfend wir
ringen
In eiserner Strenge wirst du uns bezwingen
Feind bist du des Menschen, Feind immer
dem Leben
Doch vor deiner Grösse wird stets es erbe-
ben.

Der Tod zum Menschen:

Noch bis du im Dunkel und kannst nicht er-
kennen
Sonst würdest Du nimmermehr „Feind“
mich nennen
Ich komm dich befrei'n, eh die Kräfte er-
matten
Eine Lichtgestalt bin ich – und Du nennst
mich Schatten –
Dein Wesen erkannt ich u. möchte dich ret-
ten
Dass nicht wund du wirst an des Lebens
Ketten.
Eh das Glück verloren, die Kraft zerrieben
Und nichts von deinem Stolz geblieben.
Ich kenne dich – ich kenne das Leben
Nun komme ich Dir Ruhe geben.
Um dich zu erlösen, O' folg mir geschwind
Befor [!] deine Rosen entblättert vom Wind.
Und Erkenntnis kam, dass nicht dir es ge-
geben
Das Hohe u. Schöne vollbringen im Leben.
Wund liegst du zur Erde im Jammer u.
Schmerz
Gebrochen die Kraft und dein thörichtes
Herz.
So folge mir willig ob der Mut auch Ge-
bricht
Freund bin ich der Menschen o' wehre dich
nicht
Bei mir nun ist Ruhe, ich geb dir den Frie-
den
Der nimmer auf Erden dir wäre beschieden.
Komm in meine Arme u. wend' dich nicht ab
–
Sanft will ich dich betten und tief ist das
Grab.

So tief das [!] der Jammer dich nie mehr
kann stören
Nie sollst du die Stimme der Sehnsucht
hören.
Komm reich mir die Hand still und fürchte
dich nicht
Thor bin ich des Friedens und Weg in das
Licht.“

Blatt 2

Glück

„Das Glück liebst du, mit tiefer heisser
Lieb'
Und es zu suchen wirst du nimmer müd
Und gehst auf hartem Weg – doch will mir
Scheinen
Dass deine stillen Augen oftmals weinen.
Schliess leise deines Herzens Thüre zu
Das Glück es weilt in licht'ren Höhn als du.
Es ist so weit, so weit und weltenfern
Wohnt nimmermehr auf unserm armen
Stern.
Doch eines weiss ich – könnt es heut dich
sehn
Und wie im Dunkel deine Pfade gehn
Wie still nach ihm du suchst u. findest nicht
Und wie die Sehnsucht fast das Herz dir
bricht
Es neigte lächelnd sich und setzt zum Lohne
Auf's stille Haupt dir seine lichte Krone.“

An meine Freundin [!] mit Andersen Mär- chen.

Andersens Märchen – in deine Hand
Will ich dies Buch zur Freude legen.
Dann wirst du wandern im Märchenland
Und Märchengedanken hegen.
Und hast du ganz ihren Sinn erkannt
Fühlst ihren Zauber dich umweben
Der Dichter doch hat selbst bekannt
„Das schönste Märchen ist das Leben“.
Das Märchen des Lebens, wir lesen es gar
Wohl oft mit Lachen u. Scherzen
Doch die Schönsten und tiefsten Stellen für
wahr
Die lesen wir, mit dem Herzen.
Wir lesen und lernen, bis aus der Hand
Entgleitet die letzte der Seiten
Und wir ziehn in ein anderes Zauberland
Ins Märchen der Ewigkeiten.

Ein Abschied

Ein Lebewohl – es schlägt uns nun die Stunde

*Des Abschieds, von des Lebens Seeligkeit
Gieb mir die Hand – u. nimm mit dir die Kunde*

Dass dein mein Herz, in alle Ewigkeit.

*Ein Lebewohl – dann musste ich dich lassen
Obwohl vor Kummer fast das Herz mir brach*

Und das [!] ich heut noch leb' ich kann's nicht fassen

In jener Stunde starb ich tausendfach.“

Anmerkungen:

¹ Graf Luxburg Archiv, Nachlaß August Friedrich (Fritz) Graf von Luxburg, Akte: Mechtilde Lichnowsky. Die im folgenden zitierten Archivalien sind derzeit noch nicht mit Inventarnummern versehen.

² Ebd.

³ Ebd.

⁴ Vermutlich Eckart von Pappus und Trazberg, Frhr. zu Laubenberg und Rauhenzell (1873-1934). Pappus, ein Offizier im kgl. bayer. Schwere-Reiter-Regiment in München war Alleinerbe der Familiengüter. Möglicherweise handelte es sich um eine durch die Eltern favorisierte Partie. Eckart von Pappus heiratete am 30. Mai 1901 Gertrud Gräfin Wolffskeel von Reichenberg (1881-1968), die ebenfalls zu den vornehmen Münchner Kreisen gehörte. Vgl. auch die bei Rößner/Hammerich veröffentlichte Stammtafel der Familie Thüngen. – Sollte nicht der Offizier gemeint sein, so ist „Pappus“ auch der närrische, lüsterne, geizige Alte, eine stehende Charakterfigur in der Atellane, einem römischen Volksspiel, ähnlich dem Pantalone der italienischen Commedia dell'arte. Meyers Konversationslexikon, 4. Auflage, Bd. I. Leipzig 1885, S. 991. Als zweite Möglichkeit muß in Betracht gezogen werden, daß Mechtilde Gräfin von Arco nach dem Wunsch der Eltern einen wesentlich älteren Mann heiraten sollte.

⁵ Mechtildes Schwester Leopoldine Gräfin von Arco (1876-1956).

⁶ Graf Luxburg Archiv, Nachlaß August Friedrich (Fritz) Graf von Luxburg, Akte: Mechtilde Lichnowsky.

⁷ Hemecker, Wilhelm: Mechtilde Lichnowsky (= Marbacher Magazin 64/1993). Marbach/Neckar 1993, S. 54 sowie das bei Hemecker beigefügte

„Verzeichnis der ausgestellten Stücke“, anläßlich einer Ausstellung zu Mechtilde Lichnowsky im Schiller Museum 1993, hier: Vitrine 11 Nr. 6: „Das Perlenkollier. Novelle von Bébi (Mechtilde Lichnowsky). Typoskript mit der handschriftlichen Notiz: „Recht schlecht illustriert vom Autor. 1898.“ oder Nr. 5 mit der Bezeichnung: „Skizzenbuch von Bébi aus den Jahren August 1896 bis Januar 1899“.

⁸ Vgl. hierzu die zahlreichen Berichte der Baronin Fuchs über die Faschingsbälle der 1890er Jahre im österreichischen Linz, bei Rößner, Volker/Hammerich, Helmut: Die Familie Fuchs von Bimbach und Dornheim im deutschen Kaiserreich. Ein Lebensbild in Briefen aus dem Nachlaß des Reinold Frhr. Fuchs von Bimbach und Dornheim (1845-1903) (=Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe IX, Bd. 57), in Vorbereitung zum Druck.

⁹ Graf Luxburg Archiv, Nachlaß August Friedrich (Fritz) Graf von Luxburg, Akte: Personalakten, hier: Handschriftlicher Lebenslauf von Fritz Graf von Luxburg, gefertigt am 30. August 1919. Die im folgenden Text genannten Lebensdaten stammen, wenn nicht anders zitiert, aus diesem Lebenslauf.

¹⁰ Ebd., hier: Brief von Innenminister Frhr. von Feilitzsch an Regierungspräsident Graf von Luxburg vom 8. April 1899.

¹¹ Ebd., hier: Abschrift eines Schreibens des Innenministers Frhr. von Feilitzsch an das Regierungspräsidium von Unterfranken vom 13. April 1899. – In seinem Lebenslauf von 1919 gibt er an „im Herbst“ ins Innenministerium berufen worden zu sein.

¹² Ebd., hier: Schreiben des Hofmarschalls Frhr. von Reck vom 23. Dezember sowie Luxburgs Antwort vom 26. Dezember 1899.

¹³ Ebd., hier: Schreiben der Regierung von Unterfranken vom 30. Juni 1900.

¹⁴ Graf Luxburg Archiv, Nachlaß Luise Gräfin von Luxburg, Akte: Briefe ihres Sohns Karl Graf von Luxburg. Karl Graf von Luxburg aus Berlin, Brief nachträglich durch die Mutter datiert mit 1. Februar 1900.

¹⁵ Graf Luxburg Archiv, Nachlaß August Friedrich (Fritz) Graf von Luxburg, Akte: Personalakten, hier: Briefe: Postkarten von Fritz an seinen Bruder Hermann, mit Berichten über den Krankheitsverlauf des Vaters, abgeschickt Ende Januar 1901 in Aschaffenburg, Aschach und Würzburg.

¹⁶ Heinrich Graf von Luxburg führt neben Mechtilde Lichnowsky und Amelie Crailsheim noch „Ilka Dungen“ als „Jugendflirt“ seines Bruders an. Möglicherweise handelt es sich um diese.

- Vgl. Graf Luxburg Archiv: Luxburg, Heinrich Graf von: Abriß einer Familiengeschichte. Tegernsee 1934, S. 143.
- ¹⁷ Graf Luxburg Archiv, Nachlaß Luise Gräfin von Luxburg, Akte: Briefe ihres Sohns Karl Graf von Luxburg. Karl Graf von Luxburg aus Saarbrücken vom 5. März 1901.
- ¹⁸ Ebd., Karl Graf von Luxburg aus Saarbrücken vom 2. März 1901.
- ¹⁹ Ebd., Karl Graf von Luxburg aus Saarbrücken vom 5. März 1901. Unterstreichung im Original.
- ²⁰ So wird in der mündlichen Familienüberlieferung noch heute erzählt, daß dem Anfang 30jährigen Friedrich von Deuster aus eben diesem Grund 1893 zu einer Weltreise geraten worden war. Vgl. Rößner, Volker: Die Familie von Deuster – Ein Aufstieg im 19. Jahrhundert, in: Jahrbuch für den Landkreis Kitzingen. Im Bannkreis des Schwanbergs 2009. Dettelbach 2009, S. 13-85, hier S. 56.
- ²¹ Graf Luxburg Archiv, Nachlaß Valerie (Vally) Gräfin von Luxburg.
- ²² Luxburg: Familiengeschichte (wie Anm. 16), S. 142.
- ²³ Graf Luxburg Archiv, Nachlaß August Friedrich (Fritz) Graf von Luxburg, Akte: Personalakten, hier: Unterlagen zum Wechsel an die Gesandtschaft nach Wien, Juli bis September 1909.
- ²⁴ Ebd., hier: Bestallungsurkunde für Fritz Graf von Luxburg zum Konsul des Deutschen Reichs in Palermo und Ernennung zum Konsul I. Klasse, beide unterzeichnet von Reichspräsident von Hindenburg und Minister Stresemann am 9. April 1927.
- ²⁵ Ebd., hier: Urkunde vom 18. Juli 1933 zur Versetzung Fritz Graf von Luxburgs in den dauerhaften Ruhestand.
- ²⁶ Graf Luxburg Archiv, Nachlaß August Friedrich (Fritz) Graf von Luxburg, Akte: Kondolenzen zum Tod von Fritz Graf von Luxburg am 22. Oktober 1956.
- ²⁷ Luxburg: Familiengeschichte (wie Anm. 16), S. 143.
- ²⁸ Ebd., S. 142.
- ²⁹ Fließbach, Holger: Mechtilde Lichnowsky – Eine monographische Studie. Diss. München 1973, S. 32.
- ³⁰ Ebd., S. 41.
- ³¹ Ebd., S. 42. – Dies bestätigt eine von Graf Luxburg aufbewahrte Zeitungsnachricht vom 24. Oktober 1937 über die Hochzeit Mechtilde Lichnowskys mit Major Peto. Dort heißt es, die Verlobung sei „auf Drängen der Familie“ rückgängig gemacht worden. Graf Luxburg Archiv, Nachlaß August Friedrich (Fritz) Graf von Luxburg, Akte: Mechtilde Lichnowsky.
- ³² Fließbach: Lichnowsky (wie Anm. 29), S. 43ff.
- ³³ Young, Harry F.: Prince Lichnowsky and the Great War. Athens, Georgia, USA 1977.
- ³⁴ Emonts, Anne Martina: Mechtilde Lichnowsky. Sprachlust und Sprachkritik. Diss. Würzburg 2009.
- ³⁵ Ebd., S. 20f.
- ³⁶ Fließbach: Lichnowsky (wie Anm. 29), S. 80-84.
- ³⁷ Ebd., S. 96.
- ³⁸ Arco, Mechtilde Gräfin von: Nordische Zauberringe. Passau undatiert (um 1901) und unpaginiert.
- ³⁹ Das Datum gibt Fließbach: Lichnowsky (wie Anm. 29), S. 41 an.
- ⁴⁰ Ebd., S. 98.
- ⁴¹ Arco: Nordische Zauberringe (wie Anm. 38), Gedicht zum ersten Märchen.
- ⁴² Lichnowsky, Mechtilde: Der Lauf der Asdur. Wien 1936, S. 125.
- ⁴³ Basil Tschartkoff und Aline Laudi bedienen sich der dänischen Sprache in „Der Lauf des Asdur“, um vor ungebetenen Zuhörern sicher zu sein. Mechtilde Lichnowsky scheint sich mit dieser Sprache beschäftigt zu haben. Vgl. Lichnowsky: Asdur (wie Anm. 42), S. 145 und 150ff.
- ⁴⁴ Arco: Nordische Zauberringe (wie Anm. 38), zweites Märchen.
- ⁴⁵ Sephton, John (Hg.): The Saga of King Olaf Tryggwason who reigned over Norway A.D. 995 to A. D. 1000. Charleston 2009, S. 91f., 288f. u. 349f. – London 1895.
- ⁴⁶ Fließbach: Lichnowsky (wie Anm. 29), S. 100.
- ⁴⁷ Die Werke des dänischen Dichters Adam Oehlenschläger könnten inspirierend gewesen sein, so „Harkon Jarl. Ein Trauerspiel“ (Tübingen 1809) oder „Götter Nordens. Episches Gedicht in drei Büchern“ (Leipzig 1829).
- ⁴⁸ Emonts: Lichnowsky (wie Anm. 34), S. 117.
- ⁴⁹ Fließbach: Lichnowsky (wie Anm. 29), S. 200.
- ⁵⁰ Ebd.
- ⁵¹ Ich folge hier im wesentlichen den Ausführungen Fließbachs: Lichnowsky (wie Anm. 29), S. 41-43.
- ⁵² Entfernung einer oder mehrerer Rippenstücke.
- ⁵³ Müller, Friedrich von: Wilhelm Freiherr von Stauffenberg (Nachruf), in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 53 (1920), S. 1-4, hier S. 1. Fließbach: Lichnowsky (wie Anm. 29), S. 41, behauptet, er sei durch einen Reitun-

- fall „ein wenig verwachsen“ gewesen, was wohl frei erfunden ist.
- ⁵⁴ Emonts: Lichnowsky (wie Anm. 34), S. 117.
- ⁵⁵ Müller: Stauffenberg (wie Anm. 53), S. 4. Er starb an einer Lungenentzündung am 13. Februar 1918.
- ⁵⁶ Fließbach: Lichnowsky (wie Anm. 29), S. 41. – Emonts: Lichnowsky (wie Anm. 34), S. 114, nennt den Zeitraum „1899-1902[1905?]“.
- ⁵⁷ Nach der zeitlichen Abfolge des Romans heiratete Lilia am 24. März 1903, als Stanislas „vierundzwanzig Jahre alt“ wird. Demnach muß er, wie eben Stauffenberg, 1879 geboren worden sein. Lichnowsky: Asdur (wie Anm. 42), S. 237.
- ⁵⁸ Hemecker: Lichnowsky (wie Anm. 7), S. 55.
- ⁵⁹ Fließbach: Lichnowsky (wie Anm. 29), S. 63, Emonts: Lichnowsky (wie Anm. 34), S. 116.
- ⁶⁰ Lichnowsky, Mechtilde: Heute und Vorgestern. Wien 1958. Bildtafel zwischen S. 202 und 203.
- ⁶¹ Brief an eine Prinzessin G. von Wittgenstein vom 2. Oktober 1936, zitiert nach Fließbach: Lichnowsky (wie Anm. 29), S. 200.
- ⁶² Young: Prince Lichnowsky (wie Anm. 33), S. 49 und 189 sowie Lichnowsky: Asdur (wie Anm. 42), S. 191f.
- ⁶³ Rößner/Hammerich: Familie Fuchs (wie Anm. 8); Brief von Erl an seine Mutter vom 29./31. Januar 1899.
- ⁶⁴ Lichnowsky: Asdur (wie Anm. 42), S. 144.
- ⁶⁵ Gothaisch-Genealogischer Hofkalender 1915, S. 194.
- ⁶⁶ Lichnowsky: Asdur (wie Anm. 42), S. 145.
- ⁶⁷ Hotzelt, Wilhelm: Familiengeschichte der Freiherren von Würtzburg. Freiburg 1931, S. 738-739.
- ⁶⁸ Margerita (Gitta oder Zita) von Kühlmann, Tochter des Otto von Kühlmann (1834-1915) und Maria, geb. Freiin von Redwitz (1852-1924). Margerita heiratete 1904 Alfred Heymel, den Mitbegründer der Zeitschrift „Die Insel“.
- ⁶⁹ Kühlmann, Richard von: Erinnerungen. Heidelberg 1948, S. 375-376.
- ⁷⁰ Lichnowsky: Asdur (wie Anm. 42), S. 61-62.
- ⁷¹ Ebd., S. 127-128.
- ⁷² Fließbach: Lichnowsky (wie Anm. 29), S. 200.
- ⁷³ Lichnowsky: Asdur (wie Anm. 42), S. 127.
- ⁷⁴ Der Botschafter Großbritanniens in München hieß Drummond. Die Stelle des Legationssekretärs, und nur diese kann Peto altersbedingt innegehabt haben, war bei Redaktionsschluß des Hofkalenders am 15. November 1900 noch vakant. Gothaisch-Genealogischer Hofkalender 1901, S. 494.
- ⁷⁵ Graf Luxburg Archiv, Nachlaß August Friedrich (Fritz) Graf von Luxburg, Akte: Persönliche Erinnerung. Luxburg besuchte am 31. August 1899 im kgl. Hof- und Nationaltheater Faust Teil I. und am 3. September 1899 Faust Teil II mit Richard Stury in der Hauptrolle. – Am 13. Oktober 1899 war er zusammen mit seinem Bruder Heinrich und Hubert Freiherr von Gumpenberg in einer Wohltätigkeitsveranstaltung für Hochwasser-Geschädigte im kgl. Odeon, im Rahmen derer der Ur-Faust gelesen wurde. Von beiden Veranstaltungen war er seinen Notizen auf den Programmen zufolge begeistert.
- ⁷⁶ Bereits Anne Martina Emonts schlug eine Analyse des Tagebuchs vor. Emonts: Lichnowsky (wie Anm. 34), S. 115, Anm. 6.
- ⁷⁷ Fließbach: Lichnowsky (wie Anm. 29), S. 209.
- ⁷⁸ Graf Luxburg Archiv, Nachlaß August Friedrich (Fritz) Graf von Luxburg, Akte: Mechtilde Lichnowsky.
- ⁷⁹ Wohl eher zufällig ist die Tatsache, daß in dieser Münchner Pension der Schriftsteller Thomas Mann im Januar 1905 für wenige Tage wohnte. Heine, Gert/Schommer, Paul: Thomas Mann Chronik. Frankfurt/Main 2004, S. 38.
- ⁸⁰ Fließbach: Lichnowsky (wie Anm. 29), S. 33.
- ⁸¹ Hemecker: Lichnowsky (wie Anm. 7), S. 19-23.

„O könnte ich nach Haßfurt fliegen“

Der Lebensabend von Karl Alexander Heideloff (1789–1865) und die Restaurierung der Ritterkapelle in Haßfurt

von
Wolfgang Jäger

Anlässlich des Abschlusses der umfangreichen Restaurierung der Marien- bzw. Ritterkapelle in Haßfurt von 2006 bis 2010 soll im folgenden ein Blick auf die umfassende Restaurierung der Ritterkapelle von 1858 bis 1861 unter der Leitung des königlichen Konservators Karl Alexander Heideloff (* 2. Februar 1789 in Stuttgart, † 28. September 1865 in Haßfurt)¹ geworfen werden. Dabei werden neben historischen Fakten und bautechnischen Details des Chors der Ritterkapelle auch die menschlichen Aspekte der großen Restaurierung anhand von Original-Briefen in historischem Licht betrachtet.

Im Laufe dieser Restaurierung der Haßfurter Ritterkapelle entspann sich ein intensiver Schriftwechsel zwischen Karl Alexander Heideloff und dem damaligen Haßfurter Bürgermeister Josef Baumann, der einen intensiven Einblick in das Umfeld der beiden Personen und in die Problematik der Restaurierung der Ritterkapelle gestattet.

Heideloffs Wirken im Spiegel zeitgenössischer und heutiger Betrachtungen

Heideloff war Romantiker. Seine Sicht der Gotik als echt deutsche und echt christliche Kunst, seine Bemühungen um die Neubelebung der mittelalterlichen Bauhütten, seine Deutung der Haßfurter Ritterkapelle als politisches Vermächtnis der Vergangenheit sind kennzeichnende Ideen dieser Zeit- und Kunstepoche. Heideloffs Werk bedeutet somit eher Abschluß als Ausgangspunkt einer Entwicklung. Sein Schaffen blieb völlig der Epoche verhaftet. Über die eigene Zeit hinaus weist Heideloffs Wirken nur als Denkmalpfleger. Seine Tätigkeit in Nürnberg und die zahlreichen außerhalb Bayerns zustande gekommenen Restaurierungen begründeten sein

Ansehen, das seine Anerkennung in dem Titel eines Königlichen Konservators fand. Heideloff stand somit am Beginn der modernen Denkmalpflege in Deutschland. Die Grundlage von Heideloffs reichem Schaffen war unermüdlicher Fleiß, Strebsamkeit und Ausdauer, darauf weist er auch immer wieder in seinen Briefen an Bürgermeister Josef Baumann hin. Auch eine echte Begeisterungsfähigkeit und eine tiefe Religiosität prägten seine Arbeit.²

Heideloff vertrat in seinen Briefen an Bürgermeister Baumann in Haßfurt eindeutig gegenreformatorische Ansichten, wenn er z.B. schreibt: „und hatte das Glück, daß ich der Zeit über 40 Kirchen restauriren und auch neu zu erbauen hatte, darunter auch einige protestantische, welche ich aber rein im Catholischen Sinn ausführte, und zwar mit der festen Überzeugung[,] daß die Zeit kommen wird, in welcher die verirrtten Schafe wieder zu ihrem guten Hirten in seine wahre Kirche zurückkehren werden, und dann meine Kirchen doch gleich zu gebrauchen sind.“ Weiter unten im selben (undatierten) Brief verdeutlicht er nochmals seine Verbundenheit zur katholischen Kirche, wenn er der Hoffnung Ausdruck gibt, daß „Gott unserer wahren allein seligmachenden Religion vollends den Sieg verleihen wird.“³

Hierin (und mit seinen nationalen Gedanken) gleicht Heideloff dem englischen Neugotiker Augustus Welby Northmore Pugin (1812–1852), der in seinem Bekenntnis zur Gotik, zur mittelalterlichen Gesellschaftsordnung und Religiosität die einzige Chance sah, die schlechten Verhältnisse der Gegenwart ins Lot zu bringen. Sowohl bei Pugin als auch bei Heideloff klingen kämpferische Aspekte an: der unbedingte Einsatz für die Neugotik und den Neukatholizismus. Während jedoch Pugin frühzeitig, mit 40 Jahren, auf dem Höhepunkt



Abb. 1: Portrait Heidehoffs.

seines Schaffens starb, wurde Heidehoff im hohen Alter bei der Restauration der Ritterkapelle Haßfurt mit dem kritischen Geist einer neuen Zeit konfrontiert, dem die romantischen Überhöhungen Heidehoffscher Kunst-Religion und seiner Konzentration auf das Neugotische nur noch sehr bedingt zugänglich waren.⁴

Zeitgenossen rühmten an Heidehoff seine vielseitige Begabung. Er wurde als Architekt, Maler, Bildhauer, Forscher und auch als Dichter geschätzt; mit seinem Drama „*Maximilian I. oder der Zweikampf in Worms*“ trug er zu der aufblühenden Ritterpoesie in der Bühnendichtung um 1820 bei.⁵ Aber eines war Heidehoff nicht: ein Historiker. Das brachte ihm bei der Restaurierung der Ritterkapelle eine starke Gegnerschaft ein. So konnte der Würzburger Domvikar Nikolaus Reininger beim Streit um das Alter und die Bedeutung der Ritterkapelle die historische Interpretation Heidehoffs anhand von Archivalien widerlegen und nachweisen, daß der Bau der Ritterkapelle zwischen 1390 und 1465 zu datieren wäre. Diesen Argumenten konnte Heidehoff für seine Theorie keine stichhaltigen Beweise entgegensetzen. Heidehoffs Theorie war nämlich, die Ritterkapelle sei zum Andenken an die

Versöhnung der beiden Kontrahenten Kaiser Ludwig des Bayern (1314-1347) und des Genckönigs Friedrich des Schönen (1314-1340) im Jahre 1325 als ein Symbol altdeutscher Einigkeit errichtet worden.

Diese historisch wenig überzeugende These soll aber seine Leistung als Restaurator des Chors der Ritterkapelle Haßfurt nicht schmälern: Auch die Zeitgenossen Heidehoffs erkannten dessen objektiven architektonischen Sachverstand an, wenn er z.B. die Restaurierung des Chors detailliert beschrieb und begründete. Demgegenüber standen jedoch seine subjektiven, nicht belegbaren Äußerungen hinsichtlich der historischen Bedeutung der Ritterkapelle. Übrigens wissen wir heute, daß die Ritterkapelle erst in den Jahren 1431 bis 1465 erbaut worden ist.

Die Bezeichnung „Ritterkapelle“ – keine Schöpfung Heidehoffs

In einem undatierten Brief schreibt Heidehoff: „*Es ist dieß die Gnadenkapelle unserer allerheiligsten Mutter Gottes daselbst, die ‚Ritterkapelle‘ genannt, eine Votiv-Kirche des alten frommen Deutschen Adels.*“⁶ Heidehoff hat also die Bezeichnung „Ritterkapelle“ aus dem vorherrschenden Sprachgebrauch übernommen und nicht selbst kreiert. Er selbst nannte die „Ritterkapelle“ zunächst Gnadenkapelle oder Gnadentempel. Die Benennung „Ritterkapelle“ ist in Haßfurt schon viel früher schriftlich belegt. In einer Vereinbarung der Haßfurter Fischerzunft wird die Marienkapelle bereits im Jahr 1727 erstmals als Ritterkapelle („*Rieter Cabel*“) bezeichnet.⁷

Wie sah Heidehoff sein Leben und Werk selbst? – Aus seiner Biographie von 1855

Um 1855, also in seinem 66. Lebensjahr und gleichsam kurz vor Beginn des Schriftwechsels um die Haßfurter Ritterkapelle, verfaßte Heidehoff eine Autobiographie. Obwohl diese als unzuverlässiges Dokument gilt, was die Zeitangaben betrifft, gibt sie doch mit den zahlreichen Äußerungen persönlicher Art ein deutlicheres Bild des Menschen Heidehoff, als es eine Biographie zu entwerfen vermag. In

seiner Autobiographie schreibt Heideloff u.a., daß er 1810 von seinem 1804 erblindeten Vater das Dekorationsgeschäft für die königlichen Schlösser und Theater übernahm, wo er u.a. Dekorationen und Kostüme erstellte.⁸ Nach dem Tod seines Vaters besuchte er die Rheinlande. Lassen wir Heideloff nun selbst zu Wort kommen: „Um diese Zeit war es auch, als der Herzog Ernst von Sachsen Coburg von Heideloffs Tüchtigkeit hörte, berief er ihn nach Coburg, und brachte seine Mittelalterliche Zeichnungen mit. [...] Der Herzog war entzückt über Heideloffs Arbeiten und machte dem Künstler den Vorschlag, in Coburg zu bleiben. [...] Hier blieb Heideloff beynahe 5 Jahre in herzogliche Dienste. Nürnberg, die deutscheste Stadt in Deutschland [...] überraschte ihn im Jahre 1814 [...], daß er das Offert nach Nürnberg unbedenkt annahm, um seine Studien in der Altdeutsche Baukunst fortzusetzen. Hier gründete er privatem eine unentgeltliche Bauschule zu diesem Zweck, um sich für seine Bauten brauchbare Leute zu bilden, welche wirklich den besten Erfolg hatte.“ Von König Ludwig I. von Bayern erhielt Heideloff „den Auftrag, die vernachlässigten mittelalterlichen Kunst- und Baudenkmale Nürnbergs [...] wieder herzustellen. Heideloff entledigte sich des königlichen Auftrags mit solcher Treue und Gewissenhaftigkeit, daß der König in [!] im J. 1836 zum Conservator der mittelalterlichen Kunst- und Baudenkmale ernannte,⁹ [...] ein Amt, welches er heute noch [also 1855], aber leiter mit noch mehr Mühe und Kämpfe als sonst, versieht, da die jetzige prosaische Zeit, wo Geschichte und Kunst zurückgewichen, keine Achtung für die Erhaltung der Denkmale unserer Vorfahren mehr hegt und wo man immer noch gerne zerstört. Denn Trotz aller Verdienste Heideloffs um die Erhaltung Nürnbergs in seinem Mittelalterlichen Typus, [...] treten die Baubeamte oder Bureaukraten, welche heute zu Tage selten mehr Künstler und Kunstgeschichtskenner sind, immer hindernd im Wege, oder umgehen Heideloffs Rath. Heideloff ist einer der praktischen Baumeister, der neben Solidität das allgemeine Verdienst hat, mit geschmackvoller Ausführung Schnell und wohlfeil zu bauen. Daher ist er feind allen bureaukratischen, zeitraubenden und geldfres-

senden Elementen, welche nicht nur die Sache Jahrelang verzögern, und am Ende eine Unform hingestellt wird, welche das Bauen verleitet. Sein Sprichwort ist: ‚Wer lange baut muß lange zahlen‘. ... Heideloffs Leben ist ein ebenso reiches als angefochtenes – das letztere aber nur von Leuten die ihn nicht kennen oder verstehen wollen –, aber mit ehren gekrönt und geachtet; [...] Heideloff ist ein guter Christ, und so warm für das Schöne, Wahre und Gute eingenommen, daß er sein Kreuz freudig trägt, ohne sein Mißgeschick ermüden zu lassen; da er nur für seine Kunst eifert, findet sein Gefühl nur Glück im Glücke anderer.“¹⁰

Diese Selbsteinschätzung Heideloffs deutet bereits einen großen Teil der Konflikte an, die bei der Restauration der Ritterkapelle in Haßfurt schließlich zum Ausdruck kamen. So z.B. den Anspruch, „nur von Leuten die ihn nicht kennen oder verstehen wollen“, angefochten zu werden. Auch den oben genannten Baubeamten und Baubürokraten begegnete Heideloff bei der Restaurierung des Chors der Ritterkapelle. Heideloff hatte hier nämlich keine freie Hand, vielmehr mußte er seine Pläne bei der Regierung in Würzburg genehmigen lassen. Auch die Baudurchführung an der Ritterkapelle wurde vom Landgericht und der Baubehörde überwacht.

Die Heideloffbriefe

Die folgenden Briefe Heideloffs aus Stuttgart an den Haßfurter Bürgermeister Josef Baumann stammen alle aus dem Pfarrarchiv Haßfurt. Die dazu gehörigen Gegenstücke des Bürgermeisters Baumann an Heideloff befinden sich im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Von den annähernd hundert Briefen wurden im folgenden fünf Briefe mit persönlichen und bautechnischen Inhalten ausgewählt, welche die privaten Verhältnisse Heideloffs und die bautechnischen Veränderungen an der Ritterkapelle gut widerspiegeln.

1. Brief vom 15. März 1858 mit überwiegend privatem Inhalt:

Die Beziehung von Karl Alexander Heideloff und Bürgermeister Josef Baumann war so herzlich, daß Heideloff sich nicht scheute,

Bürgermeister Baumann mit persönlichen Angelegenheiten zu beauftragen. Heideloff hat Bürgermeister Baumann sogar in seinem Testament bedacht. Hauptmotiv des folgenden Heideloffschen Briefes an Baumann vom 15. März 1858 ist das schlechte Verhältnis Heideloffs zu seinem Sohn Friedrich und seinem Schwager Johann Ritter von Bartels, dem Bruder seiner bereits verstorbenen Frau. Der ebenfalls genannte Johann Georg Hutzelmeyer war ein Schüler Heideloffs, der an der Ritterkapelle in Haßfurt mitgearbeitet hat. In diesem Brief vom 15. März 1858 teilt Heideloff dem Bürgermeister Baumann folgendes mit:

„Lieber Hochverehrter Herr Bürgermeister!

Als ich meinen beiliegenden Brief vom 11. dieses Monats [= 11. März 1858] an Sie absenden wollte, vergaß ich über diesem Schreiben, daß ich noch Ihren Brief vom 25. vorigen Monats [= 25. Februar 1858] zu beantworten habe, dessen freundschaftlicher Inhalt und Trost meine Gefühle, welche diese mir erweckten, ich im Augenblick nicht auszusprechen vermag, da ich unterdessen bald darauf beiliegenden Brief von meinem Sohn erhielt, der in Hutzelmeyers Brief eingeschlossen war, auch liegt hier der Brief bei, den der Bartels dem Hutzelmeyer diktirte, welche mich jetzt mit Ihnen, hochverehrter Freund, beschäftigen. Diese beiden Briefe bitte ich, gut zu verwahren. Im ersten Brief bittet mich nun mein Sohn reumüthig um väterliche Aufnahme, welche Umwandlung mich zwar sehr befriedigen würde, wenn diß sein aufrichtiger Vorsatz ist, mit Freude würde ich mich seiner annehmen, aber nur fürchte ich, daß [er] nicht Gottesfurcht und christliche Religion genug besitzt, um diesen Grundsatz zu befestigen, den[n] diß widersprechen einige Punkte in seinem Schreiben, wobei er auch die Unwahrheit anführt, daß ich ihn wegen anderer Leute verstoßen hätte, da er sich doch selbst seinem Vater mit Gewalt entzogen hat, und das vierte Gebot verletzte. Daher gehet abermals meine innigste Bitte an Sie, mein hochverehrter Freund, meinen Sohn kommen zu lassen, und ihm mit christlichen Ermahnungen ans Herz zu legen, damit er es Ihnen bekräftigt, daß diß jetzt sein fester Entschluß ist, sich zum bessern zu wenden, und soll es einsehen, daß keine wahre Tugend möglich ist, ohne Hinblick auf

Gott und des ewigen Sohn und seine Gesetze, er soll nur aufrichtig und wohl zu Werke gehen, damit er seinem alten betrübten Vater den Herzenskummer erspart, dann werde ich ihm nach meinen Kräften einen Weg führen, welcher ihn für sein weiteres Fortkommen für die Zukunft sichert. Ich habe schon so vielen hundert jungen Leute zu ihrem Glück und Brod verholfen, mein Sohn wäre der erste gewesen, wenn er mir gefolgt hätte, aber der Soldatenschwindel machte ihn für meine guten Ermahnungen taub. Ich erfülle meine väterliche Pflicht[,] den verirrtten Sohn wieder zum brauchbaren Menschen zu machen, aber er muß mir von nun an in allem folgen und allen Fleiß anwenden, damit er seinem Vater das wieder gut macht, waß er so leichtsinnig verschenkte. Aber vor allem muß er sich von seinem Oncle loßsagen, denn ich bin sein Natürlicher Vormund, denn sonst kann ich nicht heilsam für ihn wirken.

Mit diesem Juden stehe ich immer noch im Prozeß wegen meiner Pretiosen für diese ich ihm 525 Gulden vorerst hinaus zahlen soll, ohne zu bedenken, daß er mir noch weit mehr schuldig ist, dessen beweiß ich unter meinen Papieren in Haßfurt habe. Dieser Prozeß hat mir seit dem vergangenen Januar bereits 60 Gulden gekostet, welche ich meinem hiesigen und Nürnberger Advokaten bezahlen mußte, und diesen kann ich nicht eher endigen, bis ich nach Haßfurt komme. Das Verfahren dieses Bartels, welches ein höchst ungerechtes und gegen alles Christenthum ist, flößt mir ein schlechtes Vertrauen zu der Verwaltung des Vermögens meines Sohnes ein, daher kann ich nicht glauben, daß sein Vermögen auf 600 Gulden herabgeschmolzen sein soll. Sollte diß wahr sein, so hat er sein Amt als Vormund schlecht versehen. Bartels ist nicht nach Brüssel sondern zu seinem Bruder Fritz, dem Paten meines Sohnes nach Lüttich, welcher ein unverheurateter reicher Mann ist, der von seinem Geld lebt, und dem Bartels als Schleicher bekannt ist. So schmeichelt er seinem alten Bruder, damit er ihn allein beerbt, und so wird er, unter uns gesagt, wohl den Theil meiner verstorbenen Frau, welcher meinen Kindern gehört, wegschnappen. Wahrscheinlich wird mein Sohn auch darauf bauen, aber er soll nur davon abstrahieren, und soll sich dafür bes-

sern und sich das absorbiren abgewöhnen. Nun können Sie diesen Menschen kennen lernen, oder werden ihn bereits durchschaut haben. Dem Hutmeyer machte er weiß, er gehe nach England und Ihnen [er gehe nach] nach Brüssel, nur damit man seine Winkelzüge nicht kennen soll.

[Jetzt] komme ich erst recht nach Haßfurt oder Sie zu mir; dann das Weitere. Meine Schwester, welche sie herzlich grüßt, wird Ihnen selbst schreiben, nur ist sie gegenwärtig zu sehr beschäftigt. Also, mein Hochverehrter, ich lege alles in Ihre weisen Hände, ich bin zu bewegt und schließe mit der Versicherung meiner aufrichtigen Liebe und Freundschaft Ihr aufrichtiger C[arl] A[lexander] Heideloff[.]

[Post Scriptum:]

Heben sie den Brief den der Bartels Hutmeyer diktirte, nur gut auf. Sie werden darin eine große Erbärmlichkeit finden der Bartels sich schuldig macht, nach dem er meinen Sohn ruinirte, will er ihn mir auf den Hals werfen. Meinem Sohn werde ich, so wie ich mit meiner Münchner Correspondenz fertig bin[,] selbst schreiben, die Münchner Arbeiten kann ich nicht aufschieben.“¹¹

Tatsächlich beschloß der Magistrat Haßfurt am 18. November 1858, also acht Monate später am Ende des gleichen Jahres, dem Sohn Heideloffs, Friedrich Heideloff, wegen seines nutzlosen Aufenthalts in Haßfurt, wegen des Mangels an Unterhaltungsmitteln und wegen unsittlichen Betragens den weiteren Verbleib in der Stadt zu versagen.¹²

2. Brief vom 28. August 1859 mit überwiegend bautechnischem Inhalt:

Dieser Brief Heideloffs an die Regierung in Würzburg vom 28. August 1859 bezüglich der Restaurierung von Pfeilern des Chors der Ritterkapelle Haßfurt ist ein Beispiel für den objektiven architektonischen Sachverstand Heideloffs auf der einen Seite, wenn er die Restaurierung des Chors detailliert beschreibt und begründet, und die subjektiven, nicht belegbaren Äußerungen auf der anderen Seite, wenn er sich über die historische Bedeutung der Ritterkapelle äußert:

„Königliche Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg, Kammer des Innern!

Die Restauration der Ritterkapelle zu Haßfurt betreffend.

In höchst erfreulicher Weise ist es gehorsamst Unterzeichnetem trotz der geringen Mittel gelungen, die Allerhöchst genehmigte Herstellung eines der ruinosesten Pfeilers an der südlichen Chorseite der Ritterkapelle vollständig und ganz im Geiste des Originals herzustellen.

Große Umsicht war nothwendig, da man fand, daß die Baufälligkeits sich gefährlicher herausstellte, als zu vermuthen war, indem die große Fragilität des Pfeilers durchaus mit schlecht über das Lager gestellten 6–8 zölligen, größten theils faulen Stein-Fournirs, welche noch zudem mit zahllosen, das Ansehen störenden lockeren, eisernen Klammern versehen, überzogen war.

Diese ungeschickt, ja nutzlos angebrachten Palliativmittel [= lindernde Mittel, die aber nicht die Ursache selbst beheben] waren Ursache, daß man im Kern des Pfeilers die Zerstörung der in Schutt verwandelten Steine nicht gewahr werden konnte. Es zeigte sich ein schlotartiger, hohler Raum, der die Strebekraft des Pfeilers dergestalt beeinträchtigte, daß das herrliche Chorgewölbe wirklich einzustürzen droht, wenn die Restauration der übrigen Pfeiler noch länger hinausgeschoben wird. Ein zweiter, eben so bauwürdiger Pfeiler ist, höchst nothwendig, zur Herstellung in Angriff genommen, da er sich wie der Erste los trennen wollte.

Der erste besagte Pfeiler samt Zugehör ist nun fertig und, wie oben gesagt, zu meiner großen Freude massiv, solider als je und in bester Verbindung, (durch Verzahnung mit der Umfassungsmauer) befestigt, mit samt seinem ursprünglichen Ensemble, dann dazugehörigen Vialen und Gallerien (einer nothwendigen Ergänzung zu seiner Festigkeit) vollendet worden. Hiebei ist noch besonders zu erwähnen, daß diese vorzüglich gelungene Aufgabe, gewissenhaft nach dem historischen Werthe des Denkmals behandelt wurde. Besonders unterstützte mich bey diesem Bau der Bildungsgrad meiner Bauleute, welche ich bei ihrem Fleiße und gutem Benehmen so weit gebracht habe, daß sie nun im Stande sind, daß zu leisten, was die mittelalterliche Baukunst und Ornamentik erfordert.

Der gehorsamst Unterzeichnete erlaubt sich daher die Bemerkung, daß die Restauration der Ornamentalen Defecte, die Baufähigkeit an Pfeilern und Umfassungswänden, so wie die Maßwerke an den Fenstern jetzt am einfachsten, billigsten, würdig und schnell unter meiner Aufsicht durchgeführt werden kann, da die Bauleute tüchtig, vortrefflich geübt und eingearbeitet, die Arbeit ohne großen Kosten-aufwand vollenden würden und dies um so mehr, als die kostbaren Gerüste, Utensilien und Werkzeuge, welche bisher die meisten Kosten verursachten, noch am Platze sind.“¹³

Heideloff wußte, wie er mit Baubeamten und Bürokraten umgehen mußte, um sie von der Dringlichkeit einer Sache zu überzeugen: „Diese stehenden Gerüste ohne weitere Benützung abbrechen, und die so glücklich angefangene Restauration dieses so merkwürdigen [d. h., erinnerungswürdigen] Denkmals aufgeben, würde einen unberechenbaren Schaden herbei führen, dessen Verantwortung man nicht zu übersehen vermag.“¹⁴

Diese Mahnung hätte eigentlich genügt, weil die Beamten einen eventuellen Einsturz des Chores sicher nicht auf die leichte Schulter genommen hätten, doch dann ging der „Historiker“ mit Heideloff durch, und er schrieb, für die Haßfurter sicher schmeichelhaft:

„Zumal dieses so wichtige Denkmal in seiner hohen Bedeutung nicht allein in kirchlicher Beziehung, sondern auch als Monument des bürgerfreundlichen Kaisers Ludwig des Bayern vor allen anderen Monumenten Deutschlands als ein Vermächtniß unserer acht deutschen Mannen besonders hervorragt. Es ist dieser Bau ein Vorbild Deutschlands, Bayerns Glanz und Ruhm und Unterfrankens Kleinod. Er ist ein kostbares Kleinod von einzig in seiner Art dastehender Wichtigkeit: er ist das älteste Document erlauchter Fürsten und hohen Adels Deutschlands; er hat eine steinerne Wappensammlung von so hohem Alter, wie nirgends mehr vorhanden.

Es fühlt sich daher der gehorsamst Unterzeichnete in seinem Gewissen noch besonders verpflichtet, auf die Gefahr des Einsturzes eines so höchst merkwürdigen Baudenkmals und vor allem auf die großen Nachtheile aufmerksam zu machen, welche entstehen, wenn

nicht wenigstens die so ruinösen, aller Strebkraft entbehrenden Pfeiler wiederhergestellt werden.

Der gehorsamst Unterzeichnete gibt sich der Hoffnung hin, eine königliche Regierung, welche jedem wichtigen, Bayern zur Ehre ge-reichende Unternehmen die dankenswertheste Aufmerksamkeit schenkt, werde auch dieser in meinem Bericht ausgesprochen, nöthigen Berücksichtigungen, die weitere Erhaltung eines so herrlichen und merkwürdigen Baudenk-mals betreffend, die hohe Genehmigung nicht ver-sagen. In tiefster Ehrfurcht verharret Einer hohen königlichen Regierung unterthänigst gehorsamster C[arl] A[lexander] Heideloff[.] Haßfurt[,] den 28. August 1859.“¹⁵

3. Brief vom 10. Juli 1857 zum Ge-nehmigungsprozeß der Restauration

Wie quälend sich der Fortgang des Geneh-migungsverfahrens zur Ritterkapellensanie-rung hinzog, kann man folgendem Brief Heideloffs an Bürgermeister Baumann ent-nehmen, in dem auch wieder persönliche Dinge zur Sprache kommen:

„Stuttgart den 10. Juli 1857.

Hochverehrter Freund!

Ihr liebes Schreiben habe ich Gestern er-halten, waß aber Ihr Klagelied anbelangt, so können wir vor der Hand nichts machen, und müßen, obschon die Geduld viel Geld kostet, ihr bequemen, da unser allernädigster König durch die vielen Fürstlichen Visiten und Ba-deangelegenheiten gar zu sehr forcirt ist, als daß er unseren Angelegenheiten in diesem kri-tischen Augenblick geneigtes Gehör schenken könne. Daher will ich ruhig die Antwort auf das Schreiben an den König abwarten, denn ich habe hier noch viele Arbeiten für unsere Sache durchzuführen. Mit den Photographien [von der Ritterkapelle] geht es wegen dem so oft umwölktem Himmel etwas langsam, und da mir der Nürnberger Photograph meine Bilder in der Sonne verbleicht hat, und der Schreiner in Haßfurt an meinem schönsten Bilde am Ecke, das Glas abgedrückt hat, so bin ich im Begriff, alles wieder herzustellen. Auch im-merfort beschäftigt, an die Nordischen Fürsten zu schreiben, und zu diesem Zweck habe ich

hier vier hübsche Portefeulichen machen lassen, von denen ich eines nach Rom an den Kardinal Reisach senden werde. Heute besuchte mich der Oberste Ceremonien Meister des Königs von Preussen, Herr Baron Hilfried Radowitz, welcher entzückt über die Arbeiten war, und dieser gab mir das Versprechen, die Sache seinem König auf das beste zu empfehlen, er sagte mir auch, wenn ich meine Zeichnungen dem König von Preussen sehen lassen könnte, ich sicher seyn dürfte, meinen Zweck zur Unterstützung bestens zu erreichen, das ist alles schön und vortrefflich, wenn wir nur mit unserem König fertig wären. – [...]

Es ist ein großes Glück, daß ich zu unserem Zweck noch viele Vorarbeiten zu machen habe, und wo ich noch Zeit finde, das hiesige Archiv und die Bibliothek täglich zu besuchen, in der Bibliothek fand ich ein gemaltes Wappenbuch von höchstem Interesse für unsere Sache, über 5.000 an der Zahl, alle den ältesten und wichtigsten Adelsfamilien Deutschlands angehörend. [...] Da wir nun alles Aufbiethen müssen, und uns doppel[t] anzustrengen, so müssen wir alle Mären springen lassen, um bei Kräften zu bleiben, daher bringe ich der heiligen Patronin der Ritterkapelle abermals ein Opfer dar, und zwar ein Votivbild der heiligen Mutter Gottes mit reichem Kunstgebilde. Dasselbe, welches ich dereinst der verstorbenen Königin von Portugal bestimmt hatte, aber die Ausarbeitung wegen dem allzu frühen Tode der Königin unterlassen mußte. Dieses Bild bestimme ich zum Opferstock unserer Kirche. [...]

Wie ich Ihnen bereits geschrieben habe, daß unsere Kirchenprojekte so außerordentlichen Beifall erhalten haben, nachdem diese nur von wenigen Leuten gesehen worden sind, so werden diese bereits in der ganzen Stadt und Umgegend besprochen, und zu meiner größten Verwunderung, ist meine Anwesenheit in Stuttgart bereits in fast allen Zeitungen verkündet, einige Belege, welche ich aus den Zeitungen [entnommen habe,] welche meine Schwester hält, folgen hier bei. [...]

Ich bitte Sie sehr[,] Hutzelmeyer an zu treiben, daß die Zeichnungen für Hofmann in Nürnberg so schnell wie möglich abgesendet werden, denn die Verzögerung bringt uns großen Schaden, da Hofmann und auch die königliche Regierung auch lange genug

aufhalten wird. Aber waß mich am meisten Empörte, ist die Charakterlosigkeit meines Hausherrn Lorz, daß er meine Abwesenheit benutzte, um den Juden zu spielen. Hätten Sie mir nur geschrieben, waß er mehr verlangt, um darnach meine Maßregel zu ergreifen, es ist schändlich, wie solche gemeine Menschen handeln, denn er hat sich meiner Lena,¹⁶ welche Sie herzlich grüßen lässt selbst angeboten, mein Zimmer austünchen zu lassen. Ich machte mir nichts daraus, obschon es die Schuldigkeit eines Hausherrn ist, jedem neuen Mieter ein geweißtes Zimmer zu geben. Daß soll er jetzt nun bleiben lassen, ich werde diß auf meine Kosten machen lassen, dafür er das höher verlangte Miethgeld ablassen muß. Es ist leider versehen worden, daß Sie keinen festen Contract mit ihm gemacht haben, ich will nur sehen waß er mehr verlangt. Es thut mir sehr wehe, nachdem ich mich so qualvoll für Haßfurt opfere, werde ich noch zum jammerüberfluß mit meiner ohndiß kleinen Wohnung gequält, und auch da keine Ruhe haben soll. Ich wollte ich hätte ein eigenes Haus in Haßfurt, aber da ich aus Erfahrung weiß, daß man in jetziger Materiellen Zeit, keinen Dank zu hoffen hat, so will ich dafür lieber meinen Hauptsitz in Bamberg nehmen, denn ich kann nur da wirken, wo ich Ruhe und Zufriedenheit habe, und zum künftigen wirken gehört Gesundheit, welche nur dadurch erzieht wird. [...] Wenn wir nur bald das Glück haben könnten, vor Seiner Majestät den König zu kommen, wird unser Schicksal bald gelöst sein, und an Mittel würde es auch nicht fehlen, und vorerst muß die Stadt Haßfurt die Hauptgebrechlichkeit unterstützen, daher treiben Sie [Hutzelmeyer an,] daß die Zeichnungen zu Hofmann nach Würzburg kommen. Wäre mir die Ritterkapelle nicht so fest ins Herz gewachsen, der langsame Gang unserer Sache hätte mich längst verzehrt, aber wir wollen unser Lösungswort nicht ermüden lassen, Muth und Ausdauer bringt Rosen, also vorwärts!

Ich habe mich bereits für die Aufwartung des Königs equipiert [d. h., ausgerüstet,] auch meine Uniform herrichten lassen, damit wenn ich aufgefordert werde, in Uniform oder im schweren Frack zu erscheinen, schon alles bei mir habe, und seien Sie versichert so wie ich

ein Schreiben von Seiner Majestät dem König erhalte, Ihnen auf der Stelle schreiben werde. [...]

Nebst den herzlichsten Grüßen an Herrn Geistlichen Rath und Herrn Landrichter und wir wollen Gott und der heiligsten Mutter Gottes um Schutz erleben um Ihnen kräftig zu dienen zu können bin ich mit aller liebe und Hochachtung der Ihrige C[arl] A[lexander] Heideloff.¹⁷

4. Brief vom 23. Juli 1857 mit Genehmigung der Restauration

Die Begeisterungsfähigkeit Heideloffs geht aus einem Schreiben 13 Tage später hervor, in welchem Heideloff Bürgermeister Baumann über die Genehmigung der Ritterkapellensanierung unterrichtete:

„Stuttgart den 23. Juli 1857.

Hochverehrter Freund!

Gott sei Preis und Dank! und der heiligen Mutter Gottes unserer Allergnädigsten Beschützerin, Heilige Maria dein Name sei gebenedeit! Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind. Gott hat unser festes innerstes Vertrauen gesegnet und des Königs Herz bewegt. Hier das Schreiben unseres guten vortrefflichen Königs von Wort zu Wort abgeschrieben.

Euer Hochwohlgeboren

Seine Majestät der König haben von Ihrer Eingabe vom 3. Juli laufenden Jahres Kenntniß genommen und Sich dahin auszusprechen geruht, daß Allerhöchst Dieselben mit Vergnügen die Vorlage der Zeichnungen des Projektes zur Herstellung der Ritterkapelle genehmigen, hiebei aber wünschen, daß Euer hochwohlgeboren Sich nicht behufs persönlicher Überreichung hieher bemühen, da Seiner Majestät Zeit durch die hier obwaltenden Verhältnisse sehr in Anspruch genommen ist.

Ich benütze mit Vergnügen diesen Anlaß zur Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung mit welcher Ich zu verharren die Ehre habe, Euer Hochwohlgeboren ergebenster von Pfistermeister, Sekretär des Königs, Kissingen den 21 Juli 1857‘.

Diesen Brief habe ich so eben erhalten, und sende diesen sogleich auf die Post. Nun,

Freund, jetzt gilt das Handeln, darüber ich Ihren nächsten Brief mit Überlegung schreiben werde, den Originalbrief werde ich wie ein Palatium aufbewahren nebst den herzlichsten Gruß von Ihrem ergebenen C[arl] A[lexander] Heideloff.¹⁸

Am 26. Februar 1860 schrieb Carl Alexander Heideloff aus Stuttgart an Bürgermeister Josef Baumann einen Brief mit den schönen Sätzen: „Nur keine Umstände gemacht, damit wir mit wenig Geld durchkommen und mit dem ganzen Chor heuer noch fertig werden. O könnte ich nach Haßfurt fliegen um diß alles anzuordnen.“¹⁹

5. Brief vom 20. April 1860 mit Beschreibung der Bauarbeiten am Chor

Zur Veranschaulichung der von Heideloff am Chor der Ritterkapelle durchgeführten Restaurierungsmaßnahmen folgt ein Brief mit bautechnischem Inhalt, in dem er unter anderem erklärt, warum er mehr Wappen am Chorfries entdeckt hatte als Johann Octavian Salver. Bereits im Jahr 1758, also ca. 100 Jahre vor Heideloff, hatte der Heraldiker Johann Octavian Salver den Wappenfries der Ritterkapelle in Augenschein genommen und ein Wappenverzeichnis erstellt. Dabei listete er nur 197 Wappen auf. Heideloff dagegen führte 248 Wappen auf, die er im Wappenfries an der Außenseite des Chors gefunden hatte. Heute sind davon noch 230 erhalten:

„Stuttgart den 20. April 1860.

Verehrter Herr Bürgermeister [Baumann,] lieber Freund!

[...] Ich muß es Ihnen offen gestehen, wenn ich von Kreisbauräten höre [= Baron von Stauffenberg], werde ich sogleich an die Bureaukratie erinnert, welche so großes Unglück in der Beförderung der Kunst stiftet, selbige nebst der Aesthetik in Zwangsjacken legt, ja sogar dessen Tod ist, und dem Beutel, [der] Gediegenheit und der Beförderung schadet. [...] Ich schrieb deshalb eine energische Verwahrung an den Herr[n] Präsidenten, [...] unter anderem folgendes: [Hier zitiert Heideloff aus einem Brief an den Herrn Präsidenten von Würzburg]

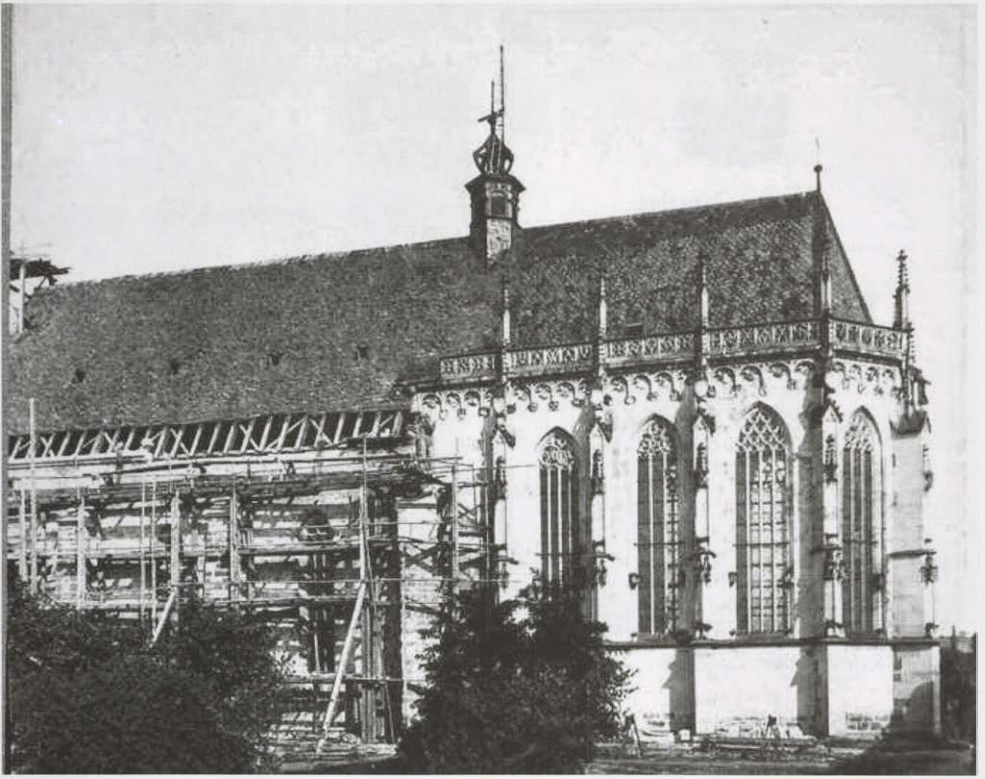


Abb. 2: Auf dem hier abgebildeten Photo der Ritterkapelle, aufgenommen zu Beginn der letzten umfangreichen Restaurierung unter dem Architekten Dörner in den Jahren 1889 bis 1890, ist der von Heideloff restaurierte Chor gut zu erkennen.

„Hiernach hat also der H[err] Referent [...] einen zweifachen Eingriff, den einen in der Baukunst, den anderen in das allgemeine Restaurations-Verfahren begangen; woraus folgt, daß ich als Altmeister der Baukunst und als bewährter königlicher Conservator zu einer die Statik und Construction ignorierenden, baufällige Folgen eines edeln Monuments drohenden, vermeintlichen Restauration mit gutem Gewissen nicht mitwirken kann.

In mehreren früheren Berichten hab' ich angezeigt, in welchem schlechtem Zustande die Pfeiler sich befinden und ihres Schmuckes sämtlich beraubt sind.

Auch bey der, wie oben gesagt, schlechten sogenannten Wiederherstellung [d.h., einer vor Heideloff schlecht ausgeführten Restauration], wurden die früheren Vialen bei der Entfernung der Galerie, weil sie [die] Noth

gebotten hatte, zur Befestigung des vorliegenden Wappengesimses im Viereck nach Art der Lisenen stumpf an die Wand gerückt und die Pfeiler 3 Fuß höher erbaut und mit Satteldächer[n] von Holz und mit Ziegelplatten bedeckt, wodurch nicht weniger, als 46 Wappenschilder verdeckt und unsichtbar wurden, welche ich in dem Profil und in der Enface Zeichnung mit roten Linien angedeutet habe.²⁰

Dies hab' ich auch wegen des Hauptdaches so wenig bemerkt, daß ich glaubte, diese Vialen dienen zur Stütze des ausgeladenen Wappengesimses und es wäre nur eine Vial. Daher ich denn auch in meinem vor drei und ein Viertel Jahr verfertigten Projekte zur Herstellung der Ritterkapelle auch nur diese eine angegeben habe. Erst ein Jahr später, nachdem ich ein sicheres Gerüste zur Untersu-



Abb. 3: Todesanzeige Heideloffs.

chung der Wappen und des baulichen Zustandes des Gesimses hatte herstellen lassen, fand ich zu meiner großen Verwunderung alles entrickt. Sogar einige dieser Lisenen mit gewaltigen Wasserspeyern besetzt, deren Wasser-Röhren nicht an ihren Platz paßten, und so unbefestigt, daß man diese leicht vom Gerüste herabwerfen konnte. Nun aber kamen zu meiner größten Freude die früher unsichtbaren Wappenschilde zum Vorschein. Noch mehr! Durch Abtragung der überflüssigen Höhe der Pfeiler kamen mir manche Spuren vor Augen, welche auf freystehende Vialen schlossen, welche noch vier kleinere am Stamm bargen. Die obere Consolenviale zur Befestigung der Galerie, die zweite freistehende zur Stütze derselben, und die zweite Stütze ist der Engel.

Diese reicheren Vialen mit den vier kleineren hab' ich der bedeutenden Kosten wegen weggelassen, ohne die Harmonie im geringsten zu stören, dafür aber die Wappen sichtbar erhalten, die in der befolgenden Zeichnung zu ersehen, die mit den Engeln mehr zusammen stehen. Hier ist es also Aufgabe, den unvollendeten, durch Jahrhunderten ver-



Abb. 4: Grabmal Heideloffs in Haßfurt.

unzierten Bau in der von der Bau und Restaurationskunst gebotenen Ordnung wiederherzustellen. Dies ist mein Amt und meine Pflicht, Aufgabe und Verantwortung. Zu diesem Zweck leg' ich eine Zeichnung en face und Profil-Construction eines solchen Pfeiler-Aufsatzes bey, worin Eure Eminenz ersehen mögen, daß ich nichts Überflüssiges, sondern nur das angeordnet habe, was mir nach Vorschrift der Statik und der Altdeutschen Kirchenbaukunst, also dem Erforderniß der baulichen Festigkeit geboten war.²¹ Die freistehende Viale a) ist eine Hauptstütze der Galerie und deren Consolen, Viale b) welche sodann der Engel c) wieder mit seinen Fittichen kräftig unterstützt, wie Eure Eminenz in beiliegender Zeichnung zugleich zu ersehen belieben mögen. Daß Engel ursprünglich die noch vorhandenen Postamente eingenommen haben, oder wenigstens dazu projektirt gewesen sind, ist ganz unzweifelhaft. Denn mit Engel verzierte Pfeiler stehen nicht vereinzelt da; wie man denn solche an vielen Kirchen und Kapellen, die der heiligen Jungfrau gewidmet sind, noch heut zu Tage ersehen kann. Diese Engel, um ihnen noch eine besondere Bedeutung zu geben, hab



Abb. 5: Mögliches Selbstporträt Heideloffs als St. Joseph.

ich nach Analogie der Ritterkapelle, als Schutz-Engel der Fürsten und des Adels mit Wappenschildern dargestellt, welche in der Folge mit höchster Erlaubnis Seiner königlichen Majestät mit denjenigen Wappen geschmückt werden sollten, welche sich an der Kapelle als jetzt Souveräne Fürsten befinden, oder auch ohne Wappenbilder belassen werden können, weil Engel nicht dieses Zweckes wegen, sondern aus Restaurations-Gründen vorhanden, und der bloße Schild ein Symbol des Schutzes ist. Dies die Gründe der architektonischen Notwendigkeit und einer restaurationskundigen Zweckmässigkeit und Erforderniß, sich wechselseitiger Bedürfniß. Nun frage ich, welcher Bauverständige geschweige, welcher Architekt, würde es wagen, gegen die Regeln der Statik zu handeln, und sich der Gefahr und Verantwortung aussetzen, daß durch Blossstellung des Übergewichts des hervorragenden Gesimses samt Galerie ihr Einsturz erfolge, u.s.w. und habe dem Herrn Präsidenten das Restaurationsverfahren so klar dargestellt, daß mein Schreiben ohne die Zeichnung 12 Seiten in Aktengröße einnimmt, nun will ich sehen wie's fruchtet, und wie sich

der Herr Referent aus der Schlinge zieht. Was macht mir die verdammte Geschichte für eine Plage. Nun packe ich ein und werde mich auf den Weg [nach Haßfurt] machen, um Ruhe zu stiften. Dies von Ihrem Sie hochachtenden und liebenden Freunde C[arl] A[lexander] Heideloff.²²

Mag man heute das Wirken Heideloffs zu recht in einem etwas differenzierten Licht betrachten, so dürfen doch seine Bemühungen um den Erhalt der Ritterkapelle nicht hoch genug angesehen werden. Die Haßfurter Bürger verdanken letztlich den schönen Chor ihrer Ritterkapelle dem architektonischen Sachverstand Heideloffs.

Heideloff war mit treffenden Argumenten auf seine nachweislich falschen historischen Schlüsse bezüglich der Ritterkapelle von Haßfurt schriftlich hingewiesen worden, schaffte es jedoch nicht, sich von diesen zu lösen. Das war die Tragik eines ausgezeichneten Architekten und Denkmalschützers am Ende seines Lebens. Bleibt zum Schluß der Hinweis, daß Heideloff in seinen Briefen immer nur mit „C[arl] A[lexander] Heideloff“ unterzeichnet hat. Das „von“ hat er selbst nie benutzt. Seinen letzten Brief schrieb er wohl 1862. Was Heideloff in den Jahren 1862 bis zu seinem Tod im Jahr 1865 in Haßfurt tat, ist bisher noch nicht erforscht. Seinen Lebensabend verbrachte er jedenfalls in Haßfurt, wo hinter dem Chor der Ritterkapelle noch heute sein Grabmal in Form einer gotischen Fiale besucht werden kann.

Karl Alexander Heideloff hat in Haßfurt weitere Spuren hinterlassen. Lange Zeit war die Kolpingfamilie Haßfurt im Besitz eines heute verschwundenen Gemäldes, das Karl Alexander Heideloff, der sich den Handwerksgesellen verbunden fühlte, während seiner Anwesenheit in Haßfurt anlässlich der Gründung des katholischen Gesellenvereins – heute Kolpingfamilie – gemalt hatte. Glücklicherweise hat sich von diesem Gemälde eine Photographie erhalten.

Das Gemälde stellt den heiligen Josef als Architekten dar (symbolisiert durch den Zirkel auf dem Tisch rechts) und könnte ein Selbstporträt Heideloffs sein, denn im rechten unteren Eck des Bildes ist Heideloffs Restau-

rationsplan der Haßfurter Marianischen Ritterkapelle zu sehen, der nicht zur Ausführung kam. Über dem Heiligenschein des heiligen Josef halten zwei Engel ein Spruchband, auf dem mit goldenen Buchstaben die Worte stehen: „Jed' Handwerk steht in Gottes Hut, Wenn der es übet, fromm und gut!“

Anmerkungen:

- ¹ Im Jahr 2009 erschien als Band 67 in der Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg unter dem Titel „Carl Alexander Heideloff und sein romantisches Architekturprogramm“ eine umfassende Monographie mit Werkkatalog Heideloffs von Andrea Knop.
- ² Boeck, Urs: Karl Alexander Heideloff. Nürnberg 1958 (= Sonderdruck aus: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, Bd. 48), S. 371.
- ³ Pfarrarchiv Haßfurt, S1 F19, Brief Heideloffs an Bürgermeister Baumann, undatiert.
- ⁴ Baur, Christian: Die Marien- oder Ritterkapelle in Haßfurt – Heideloffs Ideen zu ihrer Restauration und deren Ausführung, in: Stadt Haßfurt 1235–1985. Hrsg. v. der Stadt Haßfurt. Haßfurt 1985, S. 57–70, hier S. 58f.
- ⁵ Boeck: Heideloff (wie Anm. 2), S. 371.
- ⁶ Pfarrarchiv Haßfurt, S1 F19, Brief Heideloffs, undatiert.
- ⁷ Fischerzunft Haßfurt, Lehrlingsbuch, S. 368.

- ⁸ Boeck: Karl Alexander Heideloff, S. 384.
- ⁹ Ebd., S. 385.
- ¹⁰ Ebd., S. 386.
- ¹¹ Pfarrarchiv Haßfurt, S1 F19, Brief Heideloffs an Baumann v. 15. März 1858.
- ¹² Schindler, Thomas: Sein letztes Werk war ein einsames Spiel. Zum 140. Todestag von Carl Alexander Heideloff: Restaurator der Ritterkapelle starb 1865 in Haßfurt, in: Haßfurter Tagblatt Nr. 224 v. 28. September 2005, S. 7.
- ¹³ Pfarrarchiv Haßfurt, S1 F19, Brief Heideloffs an die Regierung in Würzburg v. 28. August 1859.
- ¹⁴ Ebd.
- ¹⁵ Ebd.
- ¹⁶ Bei handelt es sich um eine junge Dame, die Heideloff immer begleitet hat.
- ¹⁷ Pfarrarchiv Haßfurt, S1 F19, Brief Heideloffs an Bürgermeister Josef Baumann v. 10. Juli 1857.
- ¹⁸ Ebd., Brief Heideloffs an Bürgermeister Josef Baumann v. 23. Juli 1857.
- ¹⁹ Ebd., Brief Heideloffs an Bürgermeister Josef Baumann v. 26. Februar 1860.
- ²⁰ Die Zeichnung lag dem Brief leider nicht bei.
- ²¹ Leider fehlte die Zeichnung bei dem Brief, und wir müssen versuchen, uns die Beschreibungen Heideloffs ohne Zeichnung vorzustellen.
- ²² Pfarrarchiv Haßfurt, S1 F19, Brief Heideloffs an Bürgermeister Josef Baumann v. 20. April 1860.

Bericht über die 63. Bundesbeiratstagung am 16. Oktober 2010 in Gerolzhofen

von
Peter A. Süß

Am 16. Oktober 2010 hatte der *FRANKENBUND* zu seiner 63. Bundesbeiratstagung nach Gerolzhofen, dem Tor zum Steigerwald, eingeladen. Die Ausrichtung der Veranstaltung lag auch in diesem Jahr wie üblich bei der örtlichen Gruppe des *FRANKENBUNDES*, dem „Historischen Verein Gerolzhofen e.V.“ unter seiner engagierten Vorsitzenden Sabine Wolf. Wie schon im Vorjahr in Ansbach war auch dieses Jahr den Frankenbündlern für die Tagung kein „Goldener Oktober“ beschieden: trübes, regnerisches Herbstwetter beherrschte den kühlen Tag. Dennoch ließen sich die Teilnehmer des Festakts, der Führungen und der Delegiertenversammlung die Stimmung von den äußeren Umständen nicht verdrießen.

Am Beginn der morgendlichen Veranstaltung in der Aula der Volksschule Lülfsfelder Weg stand – wie langjähriger Usus beim *FRANKENBUND* – ein Begrüßungsfrühstück für die Teilnehmer, wobei besonders der köstliche, selbstgebackene „Blootz“ allen munde. Um 10 Uhr erklang zum musikalischen Auftakt des obligaten Festakts das Frankenlied „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein“ aus den Kehlen der „Handthaler Volkssänger“ unter ihrer Dirigentin Berta Hüttner, die später auch alle weiteren rahmenden Musikstücke der Feierstunde gekonnt darboten. In seiner Begrüßungsansprache konnte unser 1. Bundesvorsitzender, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, etliche Ehrengäste, darunter die 1. Bürgermeisterin von Gerolzhofen Irmgard Krammer sowie den stellvertretenden Landrat Paul Heuler, und zahlreiche Besucher bei dieser festlichen Veranstaltung willkommen heißen. Wie bei ihm mittlerweile zum guten Brauch geworden, gab er den Zuhörern auch wieder einige programmatische und Zukunftsorientierung gebende Sätze mit auf den Weg, weswegen hier der Wortlaut seiner Ansprache eingefügt sei:

„Als ‚gastliches Tor zum Steigerwald‘ und ‚Stadt mit breit gefächelter kultureller Kraft‘ charakterisierte im Jahre 1979 der damalige Schweinfurter Landrat Karl Beck anlässlich der 1200-Jahr-Feier die Stadt Gerolzhofen, in der der Frankenbund eine freundliche Aufnahme für seine 63. Bundesbeiratstagung erfahren hat. Wir freuen uns, sehr geehrte Frau Bürgermeisterin Krammer, zu Gast sein zu dürfen in Ihrer Stadt, deren langer und facettenreicher Weg durch die Geschichte sich noch heute in einer ungewöhnlich geschlossenen und mit kundiger Hand gepflegten historischen Bebauung widerspiegelt. Es ist ein traditionelles Anliegen des Frankenbundes, mit der Wahl seiner Tagungsorte die große Vielfalt der fränkischen Landschaft, seiner Städte und Kulturstätten, zu zeigen und ihnen die gebührende Reverenz zu erweisen. Die Besonderheiten der Stadt Gerolzhofen kennenzulernen, bietet der Tag noch reichlich Gelegenheit.

Kulturelles Engagement im ländlichen Raum, der Einsatz für das künstlerisch-kulturelle Erbe einer Region, verlangt in Zeiten globalisierend-nivellierender Tendenzen nicht nur staatlichen Einsatz, sondern bedarf eines breiten Bündnisses vieler örtlicher Kräfte. Häufig reicht der Einsatz einzelner nicht aus, um wirksam die kulturelle Überlieferung einer Region in ihrer Sprache, ihrer Tracht und in ihrem baulichen Erbe zu schützen. Erst eine Allianz aus Heimat- und Geschichtsvereinen mit ihrer flächendeckenden Präsenz und traditionsbewußten Kommunen sichert die kulturelle Vielfalt und Verschiedenartigkeit unseres Landes. Städte und Gemeinden sowie die Heimat- und Geschichtsvereine stehen in einer Verantwortungsgemeinschaft für die Bewahrung der Heimat in all ihren Überlieferungen und Facetten. Und das gilt auch von Verfassungen wegen: Gerade die Bayerische Verfassung nimmt die Gemeinden in einem breit angelegten Pflichten-

programm in die Verantwortung für das kulturelle Erbe unserer Heimat. Neben der Förderung des kulturellen Lebens und der Kunst verpflichtet sie die Kommunen in Art. 141 Abs. 2 insbesondere auf den Schutz der künstlerischen und geschichtlichen Denkmale. Besonders wichtig erscheint unserer Verfassung die Pflicht, 'herabgewürdigte Denkmale der Kunst und Geschichte möglichst ihrer früheren Bedeutung wieder zuzuführen' oder – wie ich hinzufügen möchte – Ihnen eine zeitgemäße Nutzung zu geben.

Diesem Auftrag ist die Stadt Gerolzhofen in vielfältiger Weise nachgekommen und hat mit ihren kulturellen Aktivitäten nachhaltig wirkende Zeichen ihres Engagements für ein regionales Kulturleben gesetzt. Sie hat unter Beweis gestellt, daß ein attraktives Kulturangebot nicht nur in großen Zentren zu finden ist, sondern auch den Menschen im ländlichen Raum eine vielfältige Teilhabe in allen Sparten kulturellen Lebens bietet.

So freut es mich, daß Gerolzhofen auch mit den derzeit hier stattfindenden Unterfränkischen Kulturtagen vielfältige kulturelle Akzente setzt und heimischen Künstlern die Möglichkeit bietet, sich einem interessierten Publikum zu präsentieren. Darüber hinaus zeichnet sich das Gerolzhöfer Kulturleben durch mehrere, über die Grenzen der Stadt hinaus bekannte Museen, wie das Stadtmuseum und das erste bayerische Schulmuseum, aus. Gerade den Museen in kommunaler Trägerschaft kommt eine wichtige Bedeutung zu. Mit Fug und Recht kann man sagen: Die kommunalen Museen sind das Rückgrat der unterfränkischen Museumslandschaft. Ihr Hauptaugenmerk richtet sich auf die regionale und örtliche Geschichte. Dahinter steht die Erkenntnis: Kultur- und Geschichtsbewußtsein keimen und wachsen in ihrer ganzen Vielfalt auf dem Boden der Heimat. Kommunale Museen tragen die Verantwortung für das geschichtliche Zeugnis derjenigen Dinge, die die besondere Identität des Ortes verkörpern oder derjenigen Dinge, die des Erinnerns in der örtlichen Gemeinschaft wert sind. Hier in Gerolzhofen spürt man: Die Stadt und ihre Bürgerinnen und Bürger sind sich ihres geschichtlichen Erbes bewußt und pflegen es treuhänderisch für kommende Generationen.

Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang einige grundsätzliche Bemerkungen zur Bedeutung einer kommunalen Kulturlandschaft machen: Vom New Yorker Schauspieler und Regisseur Woody Allen wird folgender Satz berichtet: 'Ich will nicht in einer Stadt leben, deren einzige kulturelle Eigenschaft darin besteht, daß man an einer roten Ampel rechts abbiegen kann.' Menschen brauchen mehr als ein technisch geordnetes Zusammenleben. Sie brauchen Visionen, die ihnen Identität geben und immaterielle Bedürfnisse befriedigen können. Dies gilt um so mehr in einer Zeit, die durch eine immer stärkere Ökonomisierung aller Lebensbereiche gekennzeichnet ist. Parallel dazu ist die Wirkungsvielfalt der Globalisierung mitten unter uns politisch, wirtschaftlich, ethisch und natürlich auch kulturell zu spüren.

Globalisierung wird ja auch als ein sich im Tempo ständig steigender Wandel kultureller Werte wahrgenommen und kann im Zusammenwirken mit einer überbordenden Informationsfülle letztlich zu einem Bruch des eigenen kulturellen Herkommens führen. Regionale kulturelle Vielfalt wird abgelöst durch verödete und gleichmacherische globale Kulte, die den Menschen die Wurzeln ihrer kulturellen Identität rauben.

Daraus ergeben sich zwei Herausforderungen für eine kommunale Kultur:

1. Regionales Kunst- und Kulturleben muß Orientierungswissen vermitteln, um den Menschen ein eigenes kulturelles Selbstbewußtsein zu geben. Nur derjenige, der um seine eigenen kulturellen Wurzeln weiß, kann darauf aufbauend einen eigenen Standpunkt ausbilden. Dabei geht es nicht um die Überhöhung einer eigenen kulturellen Position. Vielmehr um die Erfahrung, den kulturellen Standpunkt des anderen zu achten. Denn nur im Vergleich zwischen eigener und fremder Kultur kann ein Bewußtsein dafür entwickelt werden, was über die Flut tagesmodischer Kulte hinaus Bestand haben wird und die eigene Kultur bereichern kann.

2. Regionale Kunst und Kultur muß einen positiven Heimatbegriff schaffen. Durch ihn muß ein bewußter Kontrapunkt gegen globali-

sierende Nivellierungstendenzen auch im Kulturellen gesetzt werden, ohne ‚Heimat‘ zu einem bloßen Etikett für einen touristischen Verkaufsschlager herabzuwürdigen.

Dazu bedarfes der Pflege und der steten Erneuerung eines breiten Heimat- und Geschichtsbewußtseins. Dieses kann sich aber nur dort entwickeln, wo Menschen über eine grundlegende kulturelle Bildung verfügen. Kulturelle Bildung: das meint vor allen Dingen, Menschen die Chance zur Teilhabe zu geben, zur Teilhabe an der Welt der Kunst, der Literatur und der Musik. Ich denke dabei an unsere heranwachsende Generation: Junge Menschen bekommen die Chance zur kulturellen Teilhabe üblicherweise in ihren Elternhäusern. Viele junge Menschen bekommen diese Chance aber dort gerade nicht mehr. Vor allem für sie müssen sich andere Einrichtungen und Initiativen bereit halten – ich denke in diesem Zusammenhang zuerst an die Schulen. Aber die Schulen können mit dieser Aufgabe nicht allein gelassen werden.

Hier liegt die große Chance und die große Aufgabe für außerschulische Initiativen – und darunter verstehe ich die oben bereits zitierte Allianz aus Kommunen und Heimat- und Geschichtsvereinen. In diesem Zusammenhang sehe ich auch Aufgaben und Chancen für die Bezirke, auf dem Gebiet kultureller Bildung Akzente zu setzen. Hier darf ich nochmals auf die Kulturtage des Bezirks Unterfranken verweisen, die in diesem Jahr gerade jetzt in Gerolzhofen stattfinden und die neben einer Darstellung der kulturellen Vielfalt unserer Region den für mich besonders wichtigen Auftrag einer kulturellen Volksbildung erfüllen. Ich beobachte mit großer Freude den in den letzten Jahren ständig gewachsenen Zuspruch für diese Veranstaltung durch die Menschen und beglückwünsche den Bezirk Unterfranken ausdrücklich zu diesem seit Jahren bewährten kulturellen Angebot. An dieser Stelle sei den Verantwortlichen des Bezirks ein herzliches Dankeschön gesagt, namentlich Herrn Bezirksheimatpfleger Prof. Dr. Klaus Reder, der ja auch Mitglied unserer Bundesleitung ist.

Schließlich möchte ich mich beim Historischen Verein in Gerolzhofen sehr herzlich für die kompetente und zuverlässige Vorbereitung der heutigen Veranstaltung bedanken. Ich wün-

sche uns viele neue Erkenntnisse und einen schönen, erlebnisreichen Tagungsverlauf.“

In ihrem, diesen Äußerungen folgenden Grußwort brachte die 1. Bürgermeisterin von Gerolzhofen, Frau Irmgard Krammer, im Namen der Stadt ihre Freude darüber zum Ausdruck, daß der *FRANKENBUND* seine Bundesbeiratstagung in ihrer Stadt abhalte und betonte, Gerolzhofen werte dies als Ehre und Anerkennung. Darüber hinaus passe die Tagung sehr gut in den Rahmen der Unterfränkischen Kulturtage, die derzeit in den Mauern der Stadt mit einem interessanten Programm aufwarteten. Anschließend begrüßte die 1. Vorsitzende des „Historischen Vereins Gerolzhofen e.V.“, Frau Sabine Wolf, die angereisten Gäste und Delegierten auf das Herzlichste und gab einen kurzen Einblick in die Geschichte des Vereins, der seit 1982 eine Gruppe des *FRANKENBUNDES* ist.

Anschließend hielt Herr Eike Michl M.A., Mitarbeiter am Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit an der Bamberger Otto-Friedrichs-Universität, den Festvortrag. Darin beschäftigte er sich mit den neuen Erkenntnissen, die in den letzten Jahren bei den von ihm geleiteten Grabungen auf dem Gerolzhöfer Kapellberg gewonnen werden konnten. Seine Hauptthese war dabei, daß dort einstmals ein wichtiger frühmittelalterlicher Zentralort und eine würzburgische Bischofspfalz gelegen haben könnten (vgl. dazu seinen Aufsatz im letzten Frankenland-Heft).

Nach dem Festvortrag schritt der 1. Bundesvorsitzende zur Verleihung des Kulturpreises des *FRANKENBUNDES* 2010, der von der Bundesleitung der Kunststation Oepfershausen in der thüringischen Rhön für ihre vielfältigen Aktivitäten im Bereich der Kulturpflege zuerkannt worden war. Die Laudatio dazu hielt der Kreisheimatpfleger des Landkreises Schmalkalden-Meinungen, Herr Axel Wirth. Seine lobende Ansprache kann hier im Anschluß in Gänze nachgelesen werden.

In einer zweiten Ehrung ernannte Dr. Beinhof auf Beschluß der Bundesleitung unseren früheren 1. Bundesvorsitzenden Dr. Franz Vogt, der unserer Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturpflege 18 Jahre lang vorgestanden hatte, zum Ehrenvorsitzenden

des *FRANKENBUNDES*. Herr Dr. Vogt war sichtlich überrascht von der Auszeichnung und bedankte sich mit bewegten Worten für die große Ehre, die ihm zuteil geworden war. Er schilderte vor allem seine Erfahrungen im Zusammenhang mit der deutschen Wiedervereinigung vor zwanzig Jahren und berichtete von der Wiederbegründung der südthüringischen Frankenbund-Gruppen damals.

Zum Abschluß des Festaktes bedankte sich unser 2. Bundesvorsitzender, Herr Dipl.-Ing. Heribert Haas, herzlich bei allen Beteiligten und Mitwirkenden der Veranstaltung. Mit dem gemeinsamen Singen des „Steigerwaldliedes“ durch die Handthaler Volkssänger und alle Anwesenden ging der offizielle Teil der Bundesbeiratstagung zu Ende.

Nach dem Mittagessen, das die Bundesleitung und die Delegierten im Gasthof „Tor zum Steigerwald“ gemeinsam einnahmen, gab es anschließend eine kurze Besichtigung der Altstadt Gerolzhofens, wobei wegen der widrigen Witterungsverhältnisse hauptsächlich ein Blick in die schmucke Spitalkirche geworfen wurde. Dann mußten Vorstand und Gruppenvertreter zur Delegiertenversammlung zurück in die Volksschule Lültsfelder Weg, während für die anderen Teilnehmer der Bundesbeiratstagung drei verschiedene Führungen angeboten wurden. Zum einen konnte man sich über den Bürgerwald Gerolzhofen-Rügshofen-Dingolshausen bei einer Ausstellung im Alten Rathaus informieren, zum anderen wurde unter dem Motto „Vom armen Schneiderlein zur Kleiderfabrik“ das Nähmaschinenmuseum präsentiert und zum dritten war es möglich, die Johanniskapelle mit ihrer Schau zum Thema „Kunst und Geist der Gotik“ zu betrachten.

Die Arbeitssitzung eröffnete der 1. Bundesvorsitzende, Dr. Paul Beinhofer, mit der herzlichen Begrüßung aller erschienenen Gruppendelegierten und Bundesfreunde. Sodann gab er einen Situationsbericht der Bundesleitung, der die wichtigsten Tätigkeiten des Vereinsvorstandes seit der letzten Delegiertenversammlung in Meiningen knapp umriß und nochmals die Notwendigkeit der auf dem vergangenen Bundestag beschlossenen moderaten Beitragserhöhung betonte.

In einem zweiten Tagesordnungspunkt wurden die Aktivitäten einzelner *FRANKENBUND*-Gruppen im Jubiläumsjahr 2010 vorgestellt. Sowohl die Gruppen Würzburg als auch Bamberg können wie der Gesamtbund heuer auf eine 90jährige Geschichte zurückblicken und präsentierten in einem kurzen Überblick die von ihnen in diesem Jahr jeweils durchgeführten Festveranstaltungen. Der Vorsitzende des „Heimatvereins Herzogenaurach e.V.“ (Gruppe des Frankenbundes), Bundesfreund Klaus-Peter Gäbelein, schilderte seine verschiedenen, erfolgreichen Ansätze zur Mitgliederwerbung, die in den letzten Jahren deutliche Zuwächse in seiner Gruppe hervorbracht haben. Von der Gruppe Ansbach wurde das Konzept der „Kultur-Kaffee-Kuchen-Fahrten“ erläutert, das dort zu großer Nachfrage und reger Teilnahme geführt hat. Dabei wird während einer Halbtagesfahrt der Besuch einer kulturellen Attraktion mit einem geselligen Kaffeeklatsch verbunden. Anregungen zu einer engeren Zusammenarbeit von *FRANKENBUND* und Schulen unterbreitete Bundesfreund Dr. Bernhard Wickl aus Schwabach.

Anschließend stellte die Bundesgeschäftsführerin, Frau Dr. Christina Bergerhausen, die Planungen des diesjährigen Fränkischen Seminars auf Schloß Schney/Ofr. unter der Leitung von Prof. Dr. Werner K. Blessing zum Thema „An den Wurzeln des Frankenbundes – Franken nach dem Ersten Weltkrieg“ vor. Bundesfreundin Dr. Karen Schaelow-Weber, die Vorsitzende der *FRANKENBUND*-Gruppe Bad Neustadt/Saale berichtete über den Stand der Planungen für den nächsten Bundestag im Mai 2011 in ihrer Stadt. Kurz umrissen wurden auch die Vorüberlegungen zur Bundesbeiratstagung, die im Oktober des kommenden Jahres in Coburg stattfinden wird.

Mit einigen Erläuterungen durch unseren Bundesschatzmeister, Herrn Theobald Stangl, zur Jahresrechnung 2011, die wegen der erwähnten Beitragsumstellung eine neue Form erhalten wird, ging die Delegiertenversammlung zu Ende. Der 1. Bundesvorsitzende dankte allen Delegierten für ihr Erscheinen und wünschte eine gute Heimfahrt.

FRANKENBUND-Termine 2011:

- | | |
|-------------------------|---|
| 07. Mai 2011 | 82. Bundestag in Bad Neustadt an der Saale:
Ausrichter: FRANKENBUND-Gruppe Bad Neustadt/Saale |
| 03. Oktober 2011 | 1. Fränkischer Thementag:
„Vor- und frühgeschichtliche Denkmale in Franken“
in Schwanfeld |
| 15. Oktober 2011 | 64. Bundesbeiratstagung in Coburg
Ausrichter: „Historische Gesellschaft Coburg e.V.“,
Gruppe des FRANKENBUNDES |

1. Fränkischer Thementag 2011 in Schwanfeld: „Vor- und frühgeschichtliche Denkmale in Franken“

Im nächsten Jahr möchte die *FRANKENBUND*-Bundesleitung zum erstenmal alle Gruppen und Bundesfreunde zu einem „Fränkischen Thementag“ einladen. Zu diesem neuen Thementag sollen möglichst alle Gruppen erscheinen und einen Ausflug an den jeweiligen Austragungsort unternehmen. Vor Ort werden dann verschiedenartige Angebote wie Führungen, Besichtigungen und Vorträge zu dem jeweils zu behandelnden Gegenstand im Mittelpunkt der Aktivitäten stehen. Diese neue Form der Veranstaltung wird anstelle des 2011 ausgesetzten „Fränkische Seminars“ das Jahresthema des *FRANKENBUNDES* vorbereiten, das die Gruppen dann im darauffolgenden Jahr 2012 für ihre Arbeit aufgreifen sollen.

Als Jahresthema für das kommende Jahr schlägt die Bundesleitung „Vor- und frühgeschichtliche Denkmale in Franken“ vor und hat die Gemeinde Schwanfeld im Landkreis Schweinfurt als geeigneten Ort zur Behandlung des Themas ausgewählt. Schwanfeld bezeichnet sich wegen der dort gemachten rund

7.500 Jahre zurückreichenden Funde als „das älteste Dorf Deutschlands“. So wird das neue Schwanfelder „Bandkeramik-Museum“ dabei im Mittelpunkt des Interesses stehen. In einem ersten Programmpunkt soll dieses Museum den Besuchern des Thementages präsentiert werden. Darüber hinaus wird ein wissenschaftlicher Vortrag eines ausgewiesenen Kenners der Materie den Bundesfreunden das gewählte Jahresthema näherbringen, das dann mit Hilfe einer Besichtigung vertieft werden soll. Siedlungsgeschichtliche und ausgrabungstechnische Details können während dieser Führung durch eigene Anschauung vor Ort vermittelt werden.

Der „1. Fränkische Thementag“ ist für den 3. Oktober 2011, den Tag der Deutschen Einheit, geplant. Mit dieser ersten, hier veröffentlichten Vorinformation verbindet die Bundesleitung des *FRANKENBUNDES* bereits heute die herzliche Einladung an alle Bundesfreunde zur möglichst zahlreichen Teilnahme.

PAS

Der Frankenbund ernennt Dr. Franz Vogt zum Ehrenvorsitzenden

von

Peter A. Süß

Auf der Festsitzung der 63. Bundesbeiratstagung am 16. Oktober 2010 wurde unser ehemaliger langjähriger 1. Bundesvorsitzender Regierungspräsident a.D. Dr. Franz Vogt auf Beschluß der Bundesleitung des *FRANKENBUNDES* von seinem Nachfolger in beiden Ämtern zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Diese Ehrung war aus Anlaß des 75. Geburtstages von Dr. Vogt eigentlich schon auf dem Bundestag in Meiningen geplant gewesen. Da der zu Ehrende jedoch damals an der Teilnahme verhindert war, mußte sie auf den Herbst verschoben werden.

18 Jahre lang stand Dr. Franz Vogt unserem *FRANKENBUND* vor und engagierte sich als echter Franke mit Herzblut für die Ziele und Aufgaben, die unseren Verein prägen. Mit ihm

an der Spitze wurde die Bekanntheit des Bundes gesteigert, die Mitgliederzahlen wuchsen und neue Gruppen traten bei. Entscheidendes hat Dr. Vogt auch bei der Wiederbegründung des Frankenbundes in Südthüringen nach der deutschen Wiedervereinigung 1990 geleistet. Besonders die von ihm mit angestoßene Einführung des Kulturpreises, der nun schon 19 fränkischen Künstlern, Wissenschaftlern, Kulturschaffenden und Schriftstellern verliehen werden konnte, verbesserte die Außenwirkung unserer Vereinigung nachhaltig und zeigt bis heute das Engagement des *FRANKENBUNDES* bei der Förderung heutiger fränkischer Kultur und ihrer Träger.

Dabei nahm Dr. Vogt die große Arbeitslast und den beträchtlichen Zeitaufwand, was die



Abb.: Der 1. Bundesvorsitzende (links) bei der Verlesung der Ernennungsurkunde zum Ehrenvorsitzenden des Frankenbundes für Dr. Franz Vogt (Mitte); rechts der 2. Bundesvorsitzende.

Photo: Alfred Hochstrate.

Vereinsführung zwangsläufig mit sich bringt, neben seiner umfangreichen beruflichen Belastung gerne auf sich und prägte in seiner humorvollen, auf Harmonie bedachten Art das Leben im *FRANKENBUND* entscheidend. Als Gesprächspartner aufgeschlossen, mit einem von Herzlichkeit getragenen Naturell und für seine Person gänzlich unprätentiös gewann er die Sympathie aller Bundesfreunde, aber auch weit darüber hinaus.

Für seine herausragenden Leistungen und Verdienste um unsere Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturpflege sind die „Frankenbündler“ Herrn Dr. Franz Vogt von Herzen dankbar, was mit dieser selten verliehenen, ehrenden Auszeichnung zum Ausdruck gebracht werden sollte. Möge ihn der Herrgott seiner Familie und uns noch lange bei bester Gesundheit erhalten! Gratulamur ex toto corde!

Kulturpreis des Frankenbundes 2010 für die Kunststation Oepfershausen

von
Axel Wirth

Ich beglückwünsche den Frankenbund zu seiner Tradition, jährlich einen dotierten Kulturpreis zu vergeben. Persönlichkeiten, die das kulturelle Leben im Einzugsbereich des Frankenbundes besonders bereichert haben, werden so in ihren Tätigkeiten nicht nur bestätigt und gewürdigt, sondern auch für neue Projekte motiviert. Dafür möchte ich dem Frankenbund vielen Dank sagen.

Im Jahr 2010 ist die Entscheidung zugunsten einer ganzen Einrichtung, der Kunststation Oepfershausen, gefallen. Sie wird repräsentiert durch den Vorsitzenden des Trägervereins, Herrn Peter Casper und die Geschäftsführerin der Kunststation, Frau Annette Wilde.

Oepfershausen liegt in der Rhön zwischen Meiningen und Kaltenordheim – also in dem schönen Teil Frankens, der zum Gebiet des Landkreises Schmalkalden-Meiningen im Freistaat Thüringen gehört. Dieser Landstrich kam, wie weitere Gebiete auch, 531 unter fränkische Verwaltung. In den Jahrhunderten danach entstand die Siedlungsstruktur, die noch heute das Gebiet prägt. Ab dem 11. Jahrhundert wurde die politische und wirtschaftliche Entwicklung maßgeblich durch die Grafen von Henneberg und Grafen von Neidhartshausen sowie die Bischöfe von Würzburg und von Fulda geprägt.

In dem erstmals 1183 erwähnten Ort Oepfershausen gab es in jener Zeit mehrere Adelsanwesen, die nacheinander von zwei Adelsfa-

milien bewirtschaftet wurden: den seit 1330 hier bezeugten Herren von Auerochs und den später nach Oepfershausen gekommenen Herren von Herda. Den Ort zieren eine barocke Dorfkirche von 1718, einige Fachwerkbauten sowie das sogenannte Schwarze Schloß, der ehemalige Wirtschaftshof des nahegelegenen Wohnschlosses derer von Auerochs, welches selbst jedoch nur in Fragmenten noch nachweisbar ist. Ursprünglicher Sitz der sogenannten „Auerochsen“ war die 1390 erstmals genannte Blumenburg oberhalb des Südhangs in Oepfershausen, eine mit Mauern und Graben umgebene Kemenate, die heute ebenfalls nicht mehr erhalten ist.

Blumenburg, das ist auch die heutige Adresse der Kunststation Oepfershausen. Der Begriff Kunststation taucht in Deutschland selten auf. Eine Kunststation ist, so möchte ich es einmal formulieren, eine kleine aber feine private oder vereinstragene Galerie oder Kunstschule, die an der Nahtstelle zwischen dem klassischen Bildungsangebot der Volkshochschulen und der Auseinandersetzung mit der professionellen Kunst ihr Wirkungsfeld definiert. Nicht selten stehen leidenschaftliche und legendäre Künstlerpersönlichkeiten oder Kunstliebhaber am Beginn und an der Spitze dieser Kunststationen.

In Oepfershausen stand am Anfang der Maler, Graphiker und Lehrer Hellmut Wolff. Aus seiner Heimat Oberschlesien, wo er 1933 in Koppitz geboren wurde, übersiedelte er 1947

nach Thüringen. Als Kunsterzieher und später auch als Dozent für Werkunterricht war er in Themar und ab 1960 am Institut für Lehrerbildung in Meiningen tätig.

Das malerische Rhöndorf Oepfershausen hatte bei Hellmut Wolff eine besondere Faszination ausgelöst. Nach Ende seiner Lehrtätigkeit in Meiningen verlegte er seinen Wohnsitz dorthin. Es entstand der Gedanke, ein offenes Atelier einzurichten. Frei werdende Räume einer ehemaligen Kindereinrichtung konnten als Domizil hierfür genutzt werden. Der mit Hellmut Wolff befreundete Galerist Peter Ballmeier, Leiter der seit 1979 bestehenden Kunststation Kleinsassen (Gemeinde Hofbieber, bei Fulda) riet seinerzeit, in Oepfershausen etwas ganz besonderes entstehen zu lassen – eben eine Kunststation.

Am 15. September 1993 wurde mit der Gründung des Vereins „Kunststation Oepfershausen e.V.“ der Weg dafür geebnet. Wenige Tage später konnten die Räume an der früheren Blumenburg bezogen werden. Die Gründungsmitglieder, zu denen auch der heutige Vereinsvorsitzende Peter Casper gehörte, repräsentierten einen Kreis von Kunstfreunden, Lehrern und Politikern aus der Region, teils aus dem Ort selbst. Gründungsvorsitzender war der damalige Bürgermeister Siegfried Staudt.

Schon einen Monat nach Gründung des Vereins gab es ein breites kreatives Kursangebot: Textildgestaltung, Zeichnen und Malen, Aquarellmalerei, Bauernmalerei, Arbeiten mit Ton, Grundkurs Form, Gitarrenunterricht. Die Kursleiter konnten zunächst aus dem Verein generiert werden. Genauso konsequent ging die Entwicklung weiter: Erweiterung des Kursangebotes, regelmäßige Ausstellungen, Erneuerung der Sanitärbereiche, Anbau eines Gebäudes mit Druckwerkstatt und Keramikwerkstatt sowie eines Zeichen- und Malsaals, Gestaltung der Außenanlagen, Kunstfeste, Verleihung eines Rhönkunstpreises ...

Die Kunststation Oepfershausen konnte sich dank des leidenschaftlichen Engagements Hellmut Wolffs und seines Teams, dank der Unterstützung durch Fördergeber und Spenden zu einem Kulturknotenpunkt im Dreiländereck Bayern-Hessen-Thüringen entwickeln. Kunst-

freunde und Laien aus einem weiten Umfeld fanden hier Anregungen für ihr Hobby bzw. konnten bislang nicht abgerufene Veranlagungen professionalisieren. Rasch hatte sich das außergewöhnliche Freizeit- und Kreativangebot auch im benachbarten Landkreis Rhön-Grabfeld herumgesprochen, Kursteilnehmer und Kursleiter aus diesem und anderen Gebieten sind längst eine Selbstverständlichkeit und somit ein Stück gelebte deutsche Einheit geworden.

Von Anfang an hatten Kurse und andere Veranstaltungen für Kinder in der Kunststation Oepfershausen einen besonderen Stellenwert. Dabei wurde auf die Entwicklung und Förderung von künstlerischen Fähigkeiten ebenso Wert gelegt wie auf die damit verbundene sinnliche Auseinandersetzung mit der Umgebung, mit der Heimat. Bereits 1993/94 präsentierte die Kunststation Oepfershausen eine „Galerie von Kinderkunst“. Zitat Hellmut Wolff von damals: *„Sie soll vermitteln, wozu Kinder bei behutsamer Anregung fähig sind. ... Kinderkunst ist zum einen Ausdruck kindlicher Seele und andererseits Reflexion der sozialen Umwelt.“* Lehrerinnen der Grundschule Oepfershausen und anderer Schulen sind im Verein und auch im Vorstand der Kunststation von Beginn an vertreten gewesen, eine enge Zusammenarbeit zwischen den Bildungseinrichtungen war somit vorprogrammiert und ist seither lebendiger Bestandteil der Kurs- und Ausstellungstätigkeit.

Auch außerhalb der Räume der Kunststation wurden zahlreiche Projekte mit Kindern durchgeführt. In diesem Jahr konnte beispielsweise ein Museumsführer von Kindern für Kinder für die Meininger Museen herausgegeben werden. Dieser Kindermuseumsführer entstand im Rahmen des Kurses „Kunststücke“ unter der Regie der Kunststation im Meininger Schloß Elisabethenburg. Derzeit werden im Nachfolgekurs an gleicher Stelle weitere Informationsmedien für Kinder im Museum erarbeitet.

Das kreative Programm der Kunststation Oepfershausen wurde jährlich um neue Ideen, neue Angebote und Betätigungsfelder erweitert. Ich nenne als Stichwörter: Lyrikwerkstatt, Kreativwettbewerb Rhön, Fortbildung für Lehrer und Erzieher, Kunstreisen nach Dänemark



Abb.: Der Erste Bundesvorsitzende, Dr. Paul Beinhofer, übergibt den Kulturpreis 2010 des Frankenbundes an Herrn Peter Casper und Frau Annette Wilde von der Kunststation Oepfershausen, rechts der Zweite Bundesvorsitzende, Dipl.-Ing. Heribert Haas.
Photo: Alfred Hochstrate.

und Italien, Photoausstellungen, Seminare des Jugendaufbauwerkes, Projekt- und Wandertage für Kindereinrichtungen ...

Ein sehr wichtiger und kompetenter Partner der Kunststation Oepfershausen war über alle Jahre hinweg die Verwaltungsstelle Thüringen des Biosphärenreservates Rhön. Sowohl der Leiter wie auch Mitarbeiter der Verwaltungsstelle zeigten nicht nur immer wieder Präsenz in Oepfershausen. Von der Befürwortung des Ausbaus der Kunststation über die Durchführung von Veranstaltungen bis hin zur Mitwirkung bei Kursen und Ausstellungen reichte die Palette der Zusammenarbeit zwischen beiden Einrichtungen. Als ein weiteres herausragendes Projekt dieser Kooperation sei der Rhönkulturgarten auf dem Gebaberg genannt. Dort entstand in mehrjähriger Tätigkeit aus einem ehemaligen Bunkerareal der Sowjetarmee ein Garten mit landschaftstypischen Pflan-

zen, der mit Skulpturen und Kleinbauwerken auf die keltischen Siedlungstraditionen in dieser Region Bezug nimmt und der heute ein romantischer Informations- und Veranstaltungsort ist.

Die Kunststation Oepfershausen ist nach 17 Jahren ihrer Existenz ein Markenzeichen und zugleich die bekannteste Einrichtung bzw. das bekannteste touristische Ziel Oepfershausens. Nicht sofort, aber bald hatten die touristischen Anbieter in der Region, darunter die Turmuhrnklausen in Oepfershausen, erkannt, daß die kleine Kunstschule regional und überregional ein Anziehungspunkt ist. Die Galeriebesucher und Kursteilnehmer kamen längst aus dem Umkreis von 50 bis 100 km. Sogar Besucher aus dem fernen Brasilien, die sich über die Regionalentwicklung im Biosphärenreservat Rhön informieren wollten, waren schon in der Kunststation zu Gast.

Jahrestage der Kunststation werden seit 1998 mit sogenannten Kunst- und Naturerlebnistagen, seit 2007 als „Kunstherbst“ bezeichnet, gefeiert. Diese werden gemeinsam mit der regionalen Tourismusorganisation und der bereits erwähnten Biosphärenreservatsverwaltung realisiert werden. Als langjähriger Geschäftsführer der Tourismusgemeinschaft Thüringer Rhön kann ich die Qualität dieser touristischen Zusammenarbeit mit voller Überzeugung unterstreichen. Auch im aktuellen Angebot der Kunststation finden sich unter dem Motto „Kreativzeit für Individualisten in der Weite der Rhön“ Wochenendkurse und touristisch kombinierte Angebote statt ähnlicher Reiseangebote.

Nachdem Hellmut Wolff gesundheitsbedingt die Leitung der Kunststation abgeben mußte, übernahm 2001 Maike Radelmair aus Meiningen diese Aufgabe. Es gab einige Veränderungen in der Organisation und im Kursprogramm. Die Werkstatt- und Ausstellungsbereiche wurden behindertenfreundlich gestaltet. Seit Anfang 2007 leitet Annette Wilde aus Breitenbach bei Schmalkalden als Geschäftsführerin die Einrichtung. Sie trat mit dem Ziel an, „*schlafende Ideen wieder zu wecken*“. Das

ist ihr sehr wohl gelungen. Mit 18 Künstlern und Kunstpädagogen werden jährlich ca. 120 Veranstaltungen (Kurse, Workshops, Projekte und Sonderveranstaltungen sowohl in der Kunststation als auch außerhalb) realisiert, an denen ca. 1.500 Kinder, Jugendliche und Erwachsene teilnehmen. Atelierräume, Druckwerkstatt und Graphikwerkstatt sind gut ausgelastet und bieten eine angenehme kreative Atmosphäre. Die Kunststation ist Mitglied der Landesarbeitsgemeinschaft Jugendkunstschulen Thüringen e.V. Das aktuelle Programmangebot der Kunststation ist auf der Internetseite www.kunststation-oepfershausen.de nachzulesen. Überzeugen Sie sich selbst, wie viele gute Gründe es gibt, nach Oepfershausen zu kommen.

Ich gratuliere Annette Wilde und Peter Casper stellvertretend für den gesamten Verein und das Team der Kunststation zu dieser würdevollen und nützlichen Auszeichnung, denn sie haben dies verdient! Der 2008 verstorbene Vater der Kunststation Oepfershausen, Hellmuth Wolff, kann sich leider nicht mehr mit uns gemeinsam über diese Ehrung des Frankenbundes freuen, die ihn sicher sehr glücklich und stolz gemacht hätte.

Dank an die Spender

Auch der *FRANKENBUND* ist auf Spenden angewiesen, um seine Kulturarbeit erfolgreich fortsetzen zu können.

Wir danken

Herrn Gregor Göbbel (Rothenburg),

Herrn Dieter Hirt (Bad Kissingen),

Herrn Albrecht Roder (Eckesdorf) und

Herrn Hans Wörlein (Nürnberg)

für ihre Spenden an den *FRANKENBUND*.

Möchten auch Sie spenden? Unser Spendenkonto lautet: 420 02 634 bei der Sparkasse Mainfranken, BLZ: 790 500 00. Als gemeinnütziger Verein ist der *FRANKENBUND* berechtigt, eine Spendenbescheinigung zur Vorlage beim Finanzamt auszustellen.

Das Mainviertel in Würzburg unter besonderer Berücksichtigung seiner Fischer

von
Jörg Lusin

Ich war Meeviertler, wohnte seit dem zehnten Lebensjahr in der Dreikronenstraße, hoch über dem linken Mainufer. Tiefer lag damals noch der Platz vor der Alten Mainbrücke, auf dessen provisorischer Fläche die alte, lebenswürdige Frau Rosl Rockenmayer in einer beschaulichen Bretterbude frisches Obst und Gemüse feilbot. Bei Georg Göß im Wein- und Fischhaus „Zum Silbernen Karpfen“, Spitalgasse 5, holte ich das abendliche Bier für den Vater, mit der Mutter ging's zum Fischkauf bei Seyfrieds in die Laufergasse 17; an manchen Wochenenden gab's knusprige Meefischli mit „Köpf und Schwänz“ zu knabbern, im Wein- und Fischhaus „Schiffbäuerin“, anfangs nur zum Teil wiederaufgebaut, Katzengasse 7. In der Fähre des ehemaligen Fischermeisters Peter Eisel querte ich öfters den Main. Das war von Vorteil für die erste Hausaufgabe aus dem Deutschen, vor knapp einem halben Jahrhundert war es, 1962. Ich besuchte die Klasse 6a des Realgymnasiums, somit 16 Jahre jung. Vorgegebenes Thema der Arbeit war die Charakterisierung „Eine Type“, und das las sich bei mir so:

„Der Fährmann Peter Eisel, der leider vor einem Vierteljahr gestorben ist, gilt als ausgesprochene ‚Meeviertler Type‘. Jahrzehntelang hielt er mit seinem alten Kahn, auf den er sich später einen ziemlich primitiven Motor einbaute, die Verbindung zwischen den beiden Mainufern aufrecht, von der alten Bastei auf der westlichen zum ‚Alten Kranen‘ auf der östlichen Seite. Bei jeder Witterung, die es nur einigermaßen zuließ, konnten sich die kleinen und großen Würzburger auf ihn verlassen.“

Im Sommer gegen sechs Uhr; im Winter ein wenig später, verließ Peter Eisel sein noch vom Fliegerangriff zerstörtes, inzwischen nur notdürftig hergerichtete Hüttchen am Main. Klein und untersetzt, mit ausgeprägten O-Beinen, deren Ursache wohl verschiedene Bein-

brüche waren, die ölverschmierte Cordjacke in Ziehharmonikafalten gelegt, mit großen Flickern auf dem speckigen Überzieher. Unter der Schildmütze mit verbeultem Rand blickten muntere ‚Schweinsäuglein‘ hervor. Die Nase stand weit aus dem wetterharten Gesicht. Im Mundwinkel hing immer der unvermeidliche Zigarrenstumpfen, der meist nicht angezündet war. Den Rettungsring seines Kahnes um den Hals und in der einen, auffallend derben und verschafften, fast mißgestalteten Hand eine lange Flößerstange. So schlurfte er am Mainufer entlang, dem kleinen Hafen zu, wo sein alter Kahn auf ihn wartete. Allein wie er umständlich den altmodischen Motor in Gang setzte, wie dieser knallte, rauchte und furchterlich stank, wäre des Filmens wert gewesen.

Für ein ‚Zehnerle‘ setzte er die Erwachsenen, für ein ‚Fünferle‘ die Kinder über den Main. Hatte ein Fahrgast mal das gewünschte Kleingeld nicht bei der Hand, und in der alten, verrosteten Ölbüchse des Fährmanns, die ihm als Kasse diente, war nicht genügend Kleingeld zum Herausgeben, dann war der ‚alte Kapitän‘ nicht kleinlich und brummte nur ‚scho gud‘. Bei schlechtem Wetter steckte er in einem ihm viel zu großen Ölzeug, im Sommer krönte sein Haupt ein Wagenrad von Strohhut. So fuhr er unermüdlich bis zum Einbruch der Dunkelheit. Beobachtete man ihn dann auf dem abendlichen Heimweg wieder, den Rettungsring auf den Schultern, die Stange in der Hand, kam er einem noch kleiner vor und die Beine schienen nach der Last und Arbeit des Tages noch krummer geworden zu sein. So werden alle, die ihn gekannt haben, den guten alten Fährmann Eisel in Erinnerung behalten“.

Mein damaliger Deutschlehrer, es war Werner Dettelbacher, vielen Lesern bestimmt bekannt, hatte mit roter Tinte geurteilt: „Eine Charakteristik, die gefällt, vor allem, weil sie

Herz besitzt und die Beobachtungen nicht ironisch werden läßt. "Soweit, so gut, zu dieser literarischen Jugendsünde, aber dann kam der Nackenschlag: „*Schade, daß Sie das Thema mißverstanden haben.*“ Ohne weitere Begründung. Aber so sind sie halt, die Lehrer.

Die Fischer, das lehrt auch das Beispiel Peter Eisel, fanden nach ihrer aktiven Zeit häufig zu anderen Beschäftigungen, ja, oft gingen sie parallel zu ihrem Beruf noch anderen Aktivitäten nach. Schlendern wir rund 150 Jahre zurück, mein ältestes Adreßbuch von 1859 verzeichnet für das Mainviertel, den V. Distrikt, knapp 170 Hausbesitzer, darunter 21 Fischer. Neun davon waren gleichzeitig Tuchbleicher, drei Sandschöpfer, zwei Garküchner, einer Karpfenhändler. Johann Georg Lehrmann war auch Kapitän bei der Maindampfschiffahrt, Georg Göß Steuermann auf einem Dampfschiff. Zusammen mit zehn Schiffern und zwei Schiffbauern, zwei Fischerswitwen und einer Fischerstochter waren dem Main rund 20 Prozent der Hausbesitzer verschrieben. Mieter waren noch keine verzeichnet.

Möge der Leser noch kurz trockene Zahlen verdauen: mit Abstand die meisten Fischer, nämlich elf hatten Grundbesitz in der Fischer-gasse, der späteren Dreikronenstraße. Vier waren es in der Laufergasse, drei in der Kat-zengasse, zwei in der Elstergasse, je einer in der Kasern-, Saal- und Zweiten Felsengasse. Die Familiennamen, nach der Häufigkeit ihrer Träger geordnet, klingen einem Meeviertler noch heute in den Ohren: Lehrmann, Brod, Hügel und Schön, Göß, Eisel, Geißler und Seyfried, Helmstätter, Ullrich.

80 Jahre später, 1939, listet das Adreßbuch nur noch sechs Fischer auf: Kornel Seyfried in der Laufergasse, Heinrich Brod in der Drei-kronenstraße, die Brüder Jakob und Josef Lehrmann, die legendären Betreiber der Stein-bachtalfähre, in der Elstergasse. Im Haus der Fischerzunft, Saalgasse 6, wohnten Franz Hügel, Georg und Michael Göß. Derzeit, nach weiteren gut 70 Jahren, ist mit dem Tod des Obermeisters Georg Göß am 1. April dieses Jahres der Beruf des Fischers in Würzburg ausgestorben. Eine traditionsreiche Ära ist zu Ende gegangen.

Wenden wir uns nach den Zahlenspielerereien nun einer zweiten „Type“ zu, einem weiteren Original, dem im Bruderkriegsjahr 1866 ge-borenen Fischermeister und ab Oktober 1905 Schleusenhilfsarbeiter Wilhelm Jakobus Geißler alias Goges. Er arbeitete als Gehilfe des Wehrmeisters in den Schleusen und an den Wehren zusammen mit Franz Lehrmann – ein ungleiches Paar, wie beider Personalakten des Königlich Bayerischen Straßen- und Flußbau-amtes Würzburg verraten. Das Konvolut aus-zuwerten wäre hochinteressant, hier nur ein bezeichnendes Schlaglicht. Bereits fünf Mo-nate nach seiner Einstellung ersuchte Geißler um Gehaltsaufbesserung.

Die Antwort der Regierung an das Amt im April 1906 war präzise ablehnend: „*Laut bau-amtlichem Bericht vom 12. ds. Mts. hat Geißler dem anderen Wehrfischer Franz Lehrmann bei Bedienung der Schiffahrtsschleuse und des Trommelwehrs noch keinerlei Beihilfe geleistet und besorgt auch Lehrmann allein und anstandslos die Aufschreibungen für die Schiffahrtsstatistik. Geißler hat genau dieselben Bezüge wie Lehrmann; Lehrmann ist mit diesen Bezügen zufrieden. Nach der Beilage läßt sich im Bedürfnisfall ein ganz besonders geeigneter Ersatz für Geißler beschaffen, ohne*

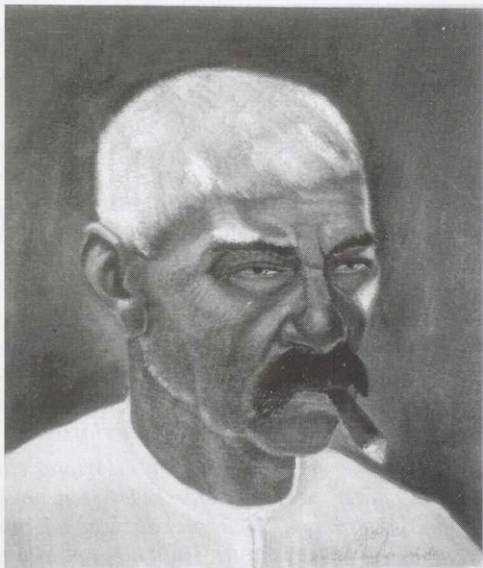


Abb. 1: Portrait des Wilhelm Geißler alias Goges: Fischer, Schleusengehilfe, Schlitzohr.

daß eine Erhöhung der bisherigen Bezüge bei der Wehrfischer notwendig wird.“ Doch der abgewiesene Geißler wäre nicht der schlitzohrige Goges gewesen, hätte er sich nicht auf andere Weise einen Ausgleich geschaffen: er war Kraft seines Amtes Lochfischer, besaß damit das Privileg, im besonders fischreichen Umlaufkanal, im Bereich oberhalb der Alten Mainbrücke bis zur Mühle und unterhalb bis etwa zur Hälfte der Floßgasse zu fischen. Jahrelang hatte er, von der Obrigkeit unbemerkt, unerlaubt Erlaubniskarten fürs Angeln im Loch ausgestellt, um sein Einkommen eigenhändig aufzubessern.

Vom Goges sollen drei Bilder entstanden sein: eines bewahrt die Fischerzunft, eines ist verschollen, ein drittes hängt beim Verfasser dieser Zeilen zuhause. Gemalt hat sie alle der Meeviertler Künstler Jörg Hartmann – er war genau zwanzig Jahre jünger als sein Modell; er ist mit den Buben der „Räuberbande“ groß geworden, mit Leonhard Frank, Oskar Hammelbacher, Ferdinand Spiegel, dem Bildhauer Dorer. Hartmann starb 1967 in Ochsenfurt, in Sommerhausen liegt er begraben. Neben den

Bildern wurde dem Goges auch ein literarisches Denkmal gesetzt, von Maya Gaßner-Hügel. In verschiedenen Mainpost-Artikeln, auch in einem Aufsatz im Franken-Kalender 1940, erzählte die blitzgescheite und bildhübsche Schriftstellerin heitere Geschichten von diesem Ur-Meeviertler, „*Erlebtes und Erlauschtes*“. Sie berichtet auch, wie aus dem Wilhelm Geißler sehr früh der „Goges“ geworden sein soll: daß er, so schreibt sie, „*kein Engel in seiner Bubenzeit war; ist sonnenklar; und als wieder einmal die blutende Nase seines heulenden Spielkameraden auf sein Konto ging, drohte ihm seine Mutter: 'Jetzt kriegst dein Toges (meeviertlerisch für Hintern) gehörig voll.' Nun war es Zeit, um gut Wetter zu bitten – und der kleine Geißler wollte sagen: Toges nit verhau. Da es aber mit seiner Aussprache etwas haperte, sagte er: Goges nit verhau.*“ Der Spitzname war geboren und blieb lebenslang haften.

Nahezu jeder Fischer hatte seinen Spitznamen weg, erfreuliche für den Träger waren die Ausnahme. Dazu gehörte beispielsweise der von Franz Eisel; er verehrte König Ludwig II.

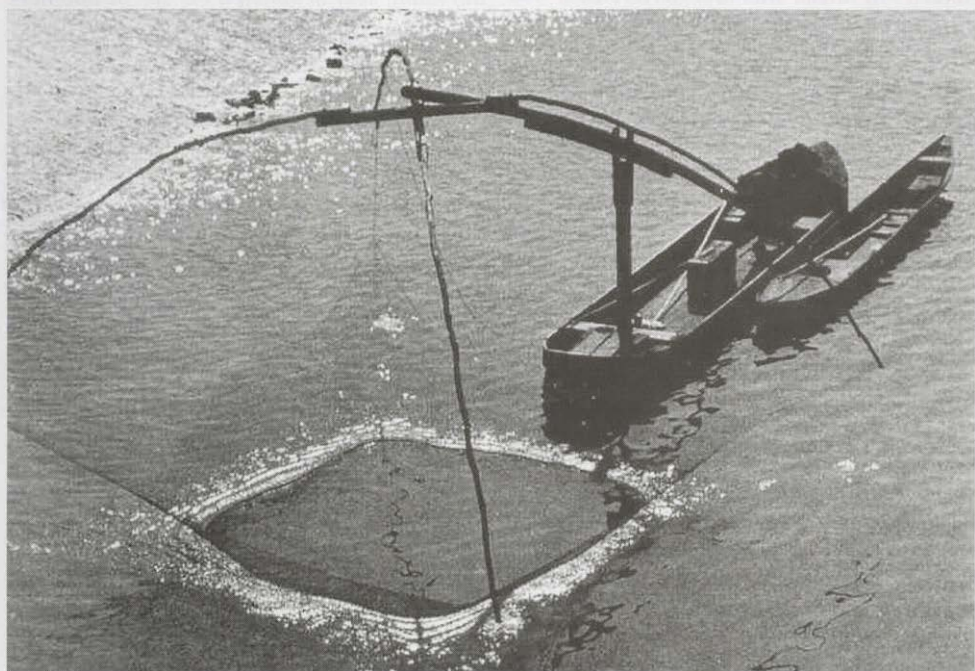


Abb. 2: Der Springhamen in Aktion – ein Schaumquadrat zeichnet das eingetauchte Netz nach.

und war der „*Altbayer*“; Peter Lehrmann war der „*Nathan*“, Philipp Lehrmann der „*Fisch*“, Johann Seyfried hörte wegen eines Vorfalls auf dem Fischmarkt auf „*Igl*“; derber mußte es sich Hans Lehrmann gefallen lassen, der nach seiner hageren Gestalt „*Ofenröhrl*“ gerufen wurde, oder gar der Lehrmanns Philipp: er war so korpulent, daß er zum Sitzen zwei Stühle brauchte und entsprechend „*Backsteersarsch*“ gerufen wurde.

Doch zurück zum Goges, Maya Gaßner schilderte den Unverwechselbaren: „*Den Ziggarrnstumpen im Mund, die Hände in den Hosentaschen, den Kittel immer offen und auf ‚gehsthintri‘ im Rücken zusammengeschoben, daß die Hände ohne Umwege die Taschen fanden, seinen Hund, den Buz, der gar nicht schöner zu seinem Herrn hätte passen können, vor sich her ... so seh' ich ihn über die Alte Mainbrücke kommen mit seinem weitausholenden, schlenkernden Gangwerk ... Ein Original? Gewiß! Aber ein massives! Ausgestattet mit einem gehörigen Maulwerk, aus dem es nur so knallte, wenn es sich aufrat ... Sacksiedegrob, wenn ihm einer unrecht in die Quere kam, aber bieder und ehrlich, unzertrennlich verbunden mit allem, was Meeviertel heißt, was mit Wasser, Schelch und Fischernetzen zu tun hat.*“

Goges und sein Hund hatten so ziemlich die gleichen Eigenschaften. Auch der Buz bleckte lieber die Zähne, als daß er freundlich wedelnd seine friedliche Stimmung kundtat ... Nie sah man den einen ohne den anderen – wo der Buz auftauchte, da war der Goges nicht mehr fern.“

Die Autorin schildert den Mischling als klugen Köter, der die Wirtschaften seines Herrn genau kannte: „*Bevor noch der Goges einschwenkte, zum ‚Bier-Fritz‘ oder sonstwo, da war der Hund schon drinnen und wartete auf seinen Herrn.*“ Welcher rührend für den Vierbeiner sorgte, „*denn wenn er sich in der Wirtschaft auf seinen Stuhl hinpflanzt hatte und die Bedienung fragte nach seinen Wünschen, brummte er in seinem dunkelsten Baß: erscht muß mei Hund sei Fresse hab ...*“ „*Wenn er ihm auch,*“ hat Maya Gaßner beobachtet, „*hundertmal am Tage das Totschlagen androhte, dem Verrecker, dem dreckerten ...*“. An anderer Stelle schildert die Chronistin den

Ablauf nach getanem Tagwerk: „*Vom Nüchtern kam er, also kam noch der Bier-Fritz, der Reichsapfel und der Dinkel. Wenn er abends dann den ‚Lochfischer‘ erreichte, dann waren es durchschnittlich 20 Schoppen, die er hinter die Binde gegossen hatte. Der Schoppen kostete damals zwar nur 15 Pfennig, aber immerhin war es ein Tagesverdienst für einen Handwerker bei zehnstündiger Arbeitszeit ... aber er war ja ledig und konnte es sich leisten.*“

Szenenwechsel, Tatort „Die Räuberbande“. Die Geschichten in Leonhard Franks Erfolgsroman spielen sich bekanntlich überwiegend im Mainviertel ab, und einer der skurrilen Nebendarsteller ist der „rote Fischer“. Der Autor läßt sein Bild vor unseren Augen lebendig werden: „*Ein Fischer mit violett angelaufener Stülpnase und rotem Schnurrbart, der erst bei den Mundwinkeln begann und zwei buschigen Eichhornschwänzchen glich*“ „*Am Sonntagnachmittag*“, bemerkt Frank, „*schritt der rote Fischer in seiner schulheftblauen Wolljacke, Kopf und Unterlippe grimmig vorgeschoben, energisch auf die ‚Altrenommierete Weinstube zu den drei Kronen‘ los. Gleich darauf klang sein Schimpfen bis zur Straße heraus.*“

Wenngleich ihm kein realer Kollege zuzuordnen ist, hat er was vom Goges, denn an anderer Stelle heißt es: „*Wütendes Schimpfen näherte sich; der rote Fischer erschien unter der Tür, in das Fell eines Bernhardiners gehüllt, dessen präparierten Kopf mit grünen Glasaugen und aufgerissenem Maul er sich übers Haupt gestülpt hatte. Die mächtige Wirtin, die eben ein Zuckerplätzchen in den Mund steckte, sah hämisch lächelnd auf ihren kleinen Mann, der interessiert zum Fischer trat, das Fell streichelte und plötzlich unter der Bräune seines Gesichtes erbleichte, denn er hatte seinen eigenen Hund an der Zeichnung erkannt. Die Wirtin hatte den Hund schlachten lassen, um zu der gewünschten Bettvorlage zu kommen. Der Fischer lachte breit. ‚Hast mein Hund umgebracht?‘, stotterte der Wirt, ‚mein Sultan‘. Die Wirtin sah den Fischer an. Die beiden hatten ein offen eingestandenes Verhältnis miteinander; auch der rasch alt gewordene Wirt wußte es, konnte aber nichts dagegen ausrichten. Plötzlich riß der kleine*



Abb. 3: Vor der malerischen Kulisse der rechtsmainischen Uferzeile trocknet das Wurfgarn.

Mann das Hundefell an sich und rannte aufheulend hinaus. Der Fischer sah ihm verblüfft nach, wandte sich um und rief erstaunt: ‚Was denn?‘ Die makabre Geschichte endet mit dem Freitod des Wirts, am Morgen zogen ihn Sandschöpfer aus dem Main. Das nasse Hundefell hielten seine Hände fest umklammert.

Ein gänzlich anderer „roter Fischer“ mit Gehrock und Zylinder, in der Hand eine brennende Kerze, nimmt an einer Wallfahrt teil. Am Abend fand er zur Normalität zurück, als er in den Drei Kronen schimpfte und seine scheinbare Frömmigkeit entschuldigte: „Ke enzigs Pfund Fisch verkäff ich’s ganze Jahr, wenn i nit mitwall! Seine Halsadern schwollen.“ Doch irgendwann passierte es doch: „der Fischer vernachlässigte den Fischfang; Tag und Nacht saß er bei der Wirtin. Niemand kaufte Fische von ihm – er hatte vergessen, am Gründonnerstag mitzuwallen.“ Leonhard Frank gönnt seinem roten Fischer ein Happy End, er ließ ihn „unter bedauerndem Achselzucken und unheilvollen Prophezeiungen der ganzen Einwohnerschaft eine nach der Bürger Meinung in gewissen Dingen allzu erfahrene,

nach seiner Meinung aber sehr hübsche Kellnerin“ ehelichen.

Werner Dettelbacher hat noch einen Nachschlag zum Goges parat, der einmal vor einer feinen Dame über die Alte Mainbrücke ging. „Da plagen den Goges die Winde und es entwischt ihm einer. Worauf die Dame bemerkt: ‚Ach, wie roh!‘ Das hört der Goges, dreht sich rum und erwidert: ‚Ja, wanner Ihnen zu roh ist, dann gehnse zum ›Nüchtern‹ und lasse ihn rausback!‘“ Nüchtern war ein Lokal an der Alten Mainbrücke an Stelle der heutigen linksmainischen Bäckerei.

Der Teil eines Gedichtes:

„Heiß wars unn der Vadder hat gschwitzt,
Da hat ihn sai Scherrari [ein flacher
Strohzyylinder] nix gnützt,
An die Weste hängt ern scheniert.
Da hat sai Glatze gegläntzt wie poliert.
Da hat der Goges sai Käßple gerückt,
Sich eweng zu main Vadder gebückt,
Sen graue Kopf gekratzt unn gsacht:
„Ja Huren und Ehebrecher wird Gott
richten,
Awer wer no schlechter iss, dem gehen die
Hoor aus!“

Dann zitiert Dettelbacher noch den Richard Göß, einen langjährigen Stubenmeister: „Wenn er aus dem Bierkrug trank, bemerkte er: ‚Hell Export! Oben rein, unten fort!‘“ Oder auch: „Da sprach der Hecht zum Barsch, dem stehts Wasser bis ... an die Knie, aber wenn der Mee erscht steigt, dann reimts sich.“ Genug schwadroniert.

Ernster ist die Frage, was nur noch alles mit dem geplagten, ja geschändeten Mainviertel geschehen soll? Welche wilden Gedanken werden da noch ausgetobt? Nun, die verqueren Planungsspielchen eines neu entstandenen Vereins unter Führung einer übereifrigen Ar-

chitektin sind utopische Spinnereien, schade eigentlich fürs verbrauchte Papier; wirre Vorstellungen haben da die Feder geführt. Ein Gastwirt hat aber Platz gegriffen, einen Biergarten am Main vor der Tivolibastion durchgeboxt, samt aller störenden, häßlichen Accessoires, Holzbuden und Metallgehäusen. Ein gräßlicher Anblick. Er hat dazu eine selbstverständliche Stellplatzforderung umgehen dürfen, weil ja nur süffelnde Radfahrer auf seinen Bänken bedient werden sollen. Der unsinnige Festungsaufzug ist verhindert, der gewaltige Neubau am „Spitäle“ steht, dessen köstliche alte Holztüre ist beim Umbau einer modischen Metallkonstruktion gewichen. Schnee von gestern, blicken wir bei sommerlichem Wetter nach vorne.

Auf Donnerstag, den 29. Juli des Jahres. An diesem Tag lud die Stadt Würzburg ein zur Aufstellung eines „Straßennamenschildes“ zwecks Benennung des Platzes „zwischen den Hausnummern Zellerstraße 11 und Zellerstraße 15“ – er soll künftig auf den Namen „Platz der Fischerzunft“ hören. Nun ist das weder ein Platz, schon gar nicht zwischen Hausnummern gelegen, und schließlich hat der bescheidene Ort bereits einen Namen: das ist seit jeher das Schmalzlerhöfflein!

Die Initiatoren hätten das nachlesen können bei Thomas Memminger, erschienen 1921, bei Carl Heffner, 1871. Findige hätten auch zurückgefunden zu Johann Peter Ludewig, 1713. Vor rund drei Jahrhunderten bereits erwähnte dieser den „hoff eines offenen wirthshauses, der Schmeltzenhoff genannt, so nahe bey den Mayn, da man zu träncken pflegt...“ Anlaß für die Beschreibung war der hinterhältige Anschlag auf Fürstbischof Melchior Zobel am 15. April 1558. Dafür steht das Denkmal auf dem Plätzchen, eines von zwei weiteren auf dem Weg zur Festung. Sie markieren die Stationen des



Abb. 4: Der Dreikronenbrunnen war früher Zentrum eines wirklichen Platzes. Rechts neben dem Fachwerkhaus ein winziger Zwickel, ehemals das Schmalzlerhöfflein, heute umbenannt in „Platz der Fischerzunft“.

schwer verwundeten Regenten bis zur Stelle seines Hinscheidens.

Also: die Zobelsäule ragt als Gedächtnismal aus dem winzigen Schmalzlerhöflein. Was brauchte es mehr? Gewiß keine Überfrachtung mit einem neuen Namen, verzeichnet auf einem „*Straßennamenschild*“, verewigt als Symbolschmuck im neuen Pflaster. So ein Blödsinn. Die ursächliche, umfänglich gefeierte 1000-Jahrfeier der Fischerzunft steht – historisch gesehen – ohnehin auf sehr tönernen Füßen: die Gründung im Jahre 1010 basiert lediglich auf „*alter Überlieferung*“. Die urkundlich erstgenannte Erwähnung einer Zunft in Deutschland ist nach Meyers Konversationslexikon von 1897 die der Schiffer zu Worms, der Zunftbrief stammt von 1106. Ihm folgt ein solcher der Schuhmacher zu Würzburg von 1128! Allgemein wird die Entstehung von Zünften nicht vor dem 12. Jahrhundert angenommen. Die erste Erwähnung der Würzburger Fischerzunft findet sich in einer Urkunde vom 17. März 1279, ausgestellt von Fürstbischof Berthold von Sternberg – Anlaß war die Gewährung von aufgehobe-

nen Rechten und Gewohnheiten aller Würzburger Zünfte.

Als Freund der Fischerzunft freue ich mich bei jedem Gang aus der Stadt über die Gruppe der Fischerbuben von Otto Sonnleitner, auf einer Säule des ehemaligen Prinzregenten-Denkmal vor dem Spital, gleichfalls auf der Leonhard Frank-Promenade über seine Bronze des Fischerstechers. Nebenbei und abschließend: unter Schmalzler ist ein Schnupftabak zu verstehen, eine Mischung von geriebenem Tabak mit Schmalz und weiteren aromatischen Zutaten. Hätte man's nur beim Schmalzlerhöflein bleiben lassen. Das klingt so schön würzig. Und jetzt wirklich zum Schluß, eine Peinlichkeit am Rande, aber nicht zu unterdrücken: die zur feierlichen Einweihung des neu ernannten „Platzes“ klammheimlich auf ein fremdes Grundstück versteckten sieben Mülltonnen standen aufgereiht am nächsten Tag schon wieder da, dominieren das Erscheinungsbild des altehrwürdigen Höfleins nach wie vor. Diese Verunstaltung endgültig zu beseitigen wäre eine wirkliche Tat gewesen.

Die Zunftstangen in der St. Jakobuskirche Bad Kissingen

von
Werner Eberth

Zunftstangen in einer Kirche beweisen, daß es in der Gemeinde Handwerkszünfte gab, die durch genügend Mitglieder reich genug waren, bei der Fronleichnamsprozession dem Allerheiligsten mit Stangen, geschmückt mit den Patronen des jeweiligen Handwerks, das Ehrengelait zu geben. So kann man im Landkreis Bad Kissingen in den Kirchen von Münnerstadt und Euerdorf reiche Zunftstangen sehen, wo sie im Chorraum aufgestellt sind. Wenig bekannt ist allerdings, daß es auch in der Stadt Bad Kissingen 18 Zunftstangen gibt, die heute nur den Gottesdienstbesuchern auf der Empore der Jakobuskirche bekannt sind.

In den „Kunstdenkmälern des Königsreichs Bayern, Dritter Band, Heft X“, erschienen 1914, sind diese Zunftstangen vom Bearbeiter Karl Gröber als „*originell, um 1577*“ erwähnt; eine Stange, die wohl älteste, ist dort auf S. 19

abgebildet. Der verstorbene Kreisarchivpfleger Franz Warmuth, der 1984 die Kissinger Zunftstangen in seinem Buch „Herz-Jesu-Pfarrei Bad Kissingen“ (S. 52) vorgestellt hat, ordnete diese teils dem 18., in der Hauptsache aber dem 19. Jahrhundert zu. Dieser zeitlichen Einordnung kann man nur beipflichten, denn die Zunftstangen stammen stilistisch nicht aus dem 16. Jahrhundert. Wie Gröber zu dieser Feststellung kam, ist nicht nachzuvollziehen, die abgebildete Stange mit dem hl. Sebastian ist nicht gotisch, sondern barock ausgeführt. Gerade diese Stange ist (heute) sogar mit „1716“ datiert. Die einzige Zunftstange aus dem 20. Jahrhundert war bei Abfassung des Buches von Warmuth noch nicht aufgestellt.

Die weißblauen Tragestangen sprechen dafür, daß sie nach der endgültigen Angliederung von Franken an Bayern 1814 entstanden

sind, vorher war Weiß-Blau in Franken unbekannt. Dabei ist allerdings unterstellt, daß ältere Tragstangen nach 1814 umgefärbt wurden, d.h., vorher evtl. rot-weiß gefärbt waren. Der Beschriftung und dem Stil nach sind ja einige Zunftstangen schon 1716 entstanden.

Alle Stangen sind von einer Heiligenfigur gekrönt, wobei weibliche Heilige, die durchaus auch Patrone von Handwerken sind, fehlen. Soweit die Heiligen an Hand ihrer Attribute zu deuten sind, hat man sich an die gängigen Vorbilder gehalten, die jeder örtliche Bildschnitzer bei Aufträgen kannte. Einige Stangen sind als Paar vorhanden. Man legte als Zunft offenbar Wert darauf, bei der Fronleichnamsprozession das Allerheiligste rechts und links begleiten zu können.

Große Verdienste um die Kissinger Zunftstangen hat sich der langjährige Rektor der Jakobuskirche P. Hermann Illig MSC erworben. Hat er doch die Renovierung der Zunftstangen aus eigener Tasche bezahlt hat.

Wagnerzunft 1716 mit St. Johannes dem Täufer

Die der Beschriftung nach älteste Stange ist die der Wagnerzunft, datiert 1716, erkennbar auch an der Formsprache des frühen 18. Jahrhunderts. Das Zunftsymbol, ein rotes Rad, ist seitlich von den Initialen „L. M.“ und „K. R.“, wohl denen der Stifter, begleitet. Die bekronende Heiligenfigur kann der Kleidung nach nur der heilige Johannes der Täufer sein, der jedoch nach den einschlägigen Fachbüchern für dieses Handwerk kein Patronat hat.

Schmiedezunft mit St. Georg

Stilistisch und in der Farbgebung paßt dazu eine nicht datierte Zunftstange, bekront von St. Georg als Drachentöter, der neben vielen anderen Patronaten auch der Schutzheilige der Schmiede ist. Das Zunftsymbol – Amboß und Hämmer – ist ziemlich eindeutig.

Gerberzunft (?) mit St. Sebastian

Zu dieser zu Beginn dargestellten Gruppe gehörte eine weitere nicht datierte Zunftstange, die nicht vom bekronenden Heiligen – eindeutig St. Sebastian –, aber auch nicht vom

Zunftsymbol zu deuten ist. Sebastian ist unter anderem Patron der Eisenhändler, Gerber, Gärtner, Kriegsinvaliden, Steinmetze, Töpfer, Tuchmacher und Zinngießer. Die (jetzt) blattförmigen Gebilde könnten Schabmesser (?) der Gerber sein. 1865 arbeiteten in Kissingen drei Gerber. Diese Zunftstange ist in den „Kunstdenkmäler 1914“ abgebildet, das Zunftsymbol hat dort deutlich erkennbar die Form eines Dreiecks, was die Identifizierung nicht erleichtert. Der jetzige Zustand wäre dann eine Verfälschung des Zunftsymbols bei einer Renovierung nach 1914. Der Rahmen mit den C- und S-Bögen ist jedenfalls nicht „um 1577“ zu datieren, sondern rund 200 Jahre später entstanden. Auftraggeber könnte auch eine Schützengilde gewesen sein. Es könnte meiner Meinung nach sein, daß für diese Zunftstange eine (spät-)gotische Figur verwendet wurde. Diese These könnte die Jahresangabe „1577“ bei Gröber erklären. Eine Differenzierung zwischen Figur und Stange wäre aber in den Kunstdenkmälern nötig gewesen.

Die weiteren Zunftstangen stammen aus dem 19. Jahrhundert. Sie sind teilweise mit Zunft und Entstehungszeit beschriftet.

Kriegerzunft 1838 mit St. Martin und St. Georg

Die ältesten davon sind die Stangen der „Kriegerzunft“ 1838, die man heute als Soldaten- und Reservistenkameradschaft bezeichnen würde. Die Kriegerzunft hat sich für ihre Stangen zwei bekannte Soldatenheilige gewählt, die heiligen Offiziere St. Martin und St. Georg.

Schneiderzunft 1860 mit St. Michael

Auch die beiden Zunftstangen der Schneider, datiert 1860, sind durch das Zunftsymbol der „Schere“ eindeutig zuzuordnen. Wie die Aufschrift auf dem Schild „Quis ut Deus“ beweist, handelte es sich um den heiligen Erzengel Michael, der als gefragter Patron auch für die Schneider zuständig ist. Der Bezug des Erzengels zur Schneiderei ist in Legenden nicht belegt, im Grunde hat ein Erzengel keinen irdischen Lebenslauf wie ein menschlicher Heiliger. Die Wahl zum Patron stammt vermutlich aus der allgemeinen Verehrung des



Abb. 1: Die Zunftstange der Kissingener Wagner mit dem hl. Johannes dem Täufer.

Schirmherrn der Deutschen. 1865 gab es in Kissingen drei Damenschneider und 13 Herrenschneider. Diese haben teilweise offenbar sehr gut verdient, wie das ehem. „Hotel Krosse“ in der Ludwigstraße und das Haus Max Kissingen am Marktplatz beweisen, die einst im Besitz von Schneidern waren.

Metzgerzunft mit St. Nikolaus

Von der Metzgerzunft, die ja zu einem zu allen Zeiten gut verdienendem Gewerbe gehört, ist nur eine Stange erhalten, die nicht datiert ist. Das Zunftsymbol – Rinderschädel mit Beil – ist jedoch eindeutig. Bekrönt wird die Zunftstange von einem heiligen Bischof, der mangels Attributen nicht namentlich festgelegt werden kann. In Betracht kommt der heilige Nikolaus von Myra, der unter seinen zahlreichen Patronaten auch für die Metzger zuständig ist. Hier kann man zu einer makabren Legende eine Beziehung herstellen, wonach er drei Knaben, die ein Metzger umgebracht und wie Schweinefleisch eingepökelt hatte, wieder zum Leben erweckt haben soll.

Büttnerzunft mit St. Nikolaus

Dagegen hatte die Büttnerzunft ein Stangenpaar, auch hier bekrönt von einem heiligen Bischof, der wiederum nur der heilige Nikolaus von Myra sein kann. Die zugrundeliegende Legende ist die gleiche wie bei der Metzgerinnung, der schurkische Metzger hatte die drei Knaben in einem Pökelfaß eingelegt, weswegen der heilige Nikolaus daher auch mit einem Pökelfaß dargestellt wurde. Daher wurde er auch Patron der Büttner. Das Zunftsymbol ist jeweils seitlich mit den Initialen der Stifter „G. K.“ und „F. W.“ begleitet.

Schuhmacherzunft 1861 mit St. Crispin und Crispinian(?)

Im Gegensatz zu den zuvor beschriebenen Zunftstangen, bei denen zwischen Patron und Handwerk manchmal nur ein eher makabrer Bezug hergestellt werden kann, haben die Schuster bzw. Schuhmacher Patrone, die der Legende nach das Handwerk tatsächlich ausübt und damit neue Christen gewonnen haben. Schutzpatrone der Schuster sind daher die heiligen (Brüder) Crispin und Crispinian, deren Name wohl von lateinisch ‚crispus‘, dem ‚Lockenkopf‘ kommt. Sie waren von



Abb. 2: Die St. Sebastians-Zunftstange.

hoher Abkunft (Patrizier) und sind der Legende nach in der Verfolgung unter Kaiser Diocletian nach Soissons geflohen. Dort erlernten sie das Schusterhandwerk, fertigten für die Armen unentgeltlich Schuhe an und sollen dadurch für das Christentum neue Anhänger gewonnen haben.

Die Kissinger Schuhmacher hatten ebenfalls Doppelstangen, datiert 1861. Beide Heilige sind fast gleich, was die These „heiliges Brüderpaar“ bestärkt. Nach dem Adreßbuch von 1865 hatte das Städtchen Kissingen 20 (!) Schuhmacher, die offenbar alle auskömmlich leben konnten, da es ja noch keine Schuhfabriken gab und die Schuhe bis zum völligen Verfall geflickt wurden. Die meisten Meister waren aber wohl eher „Flickschuster“ als wirkliche Schuhmacher.

Sattlerzunft mit St. Michael

Mit den Schuhmachern hatten die Sattler den Werkstoff, nicht aber unbedingt die Schutzpatrone gemeinsam. Nach dem Adreß-

buch von 1865 hatten in Kissingen acht Sattlerbetriebe ihr Auskommen. Durch die Blüte des Reitsports werden natürlich heute wieder Sättel und Zaumzeug (Taschen?) gebraucht, davon leben kann aber heute nur ein Sattler für eine ganze Region. Die krönende Figur der Zunftstange ist ziemlich eindeutig der heilige Michael, der Luzifer niederringt. Als Schutzpatron der Sattler ist der heilige Michael allerdings nicht belegt. Auch hier könnte die allgemeine Verehrung des Heiligen als Schutzpatron Deutschlands Motiv für die Zunftstange gewesen sein.

Kaufleute (?) mit St. Michael

Der heilige Michael als Seelenwäger bekrönt eine weitere Zunftstange, die leider kein Zunftsymbol trägt. Hier könnte der heilige Michael wegen der Waage Schutzpatron der Kaufleute sein. In seiner Waage wiegt eine goldene Krone wenig, was die Scheibe in der anderen Waagschale bedeuten soll, ist nicht ganz klar (Brot? Mühlstein?). Die Darstellung



Abb. 3 u. 4: Die beiden Stangen der Büttnerzunft mit St. Nikolaus als Parton.

sollte wohl aussagen, daß Alltägliches (vor dem Jüngsten Gericht) letztlich schwerer wiegt als eine Königskrone. Das Motiv der Seelenwägung ist offensichtlich aus dem alten Ägypten übernommen, auch die toten Pharaonen mußten sich einer Wägung ihrer guten und schlechten Taten unterziehen.

Bauhandwerkerzünfte mit St. Joseph

Die Zimmerleute brauchten bei der Wahl ihres Schutzpatrons keine abenteuerlichen Verbindungen zu einem Heiligen zu konstruieren, war doch der Nährvater Jesu Zimmermann, im weitesten Sinn also Bauhandwerker, gewesen. Damals hat ein Zimmermann nicht nur die Holzkonstruktion der Wände und des Dachs ausgeführt, sondern auch die erforderlichen Stein- und Leimarbeiten. Wie die Handwerkersymbole zeigen, haben sich für diese Zunftstange mehrere Zünfte zusammengetan, wie die Zimmerleute, die Mauer und Steinmetze und die Schlosser. 1865 arbeiteten in Kissingen vier Zimmerleute, sechs Maurer und fünf Schlosser. Bei diesen Angaben sind die selbständigen Meister gemeint, nicht die Gesellen.

Schreinerzunft mit St. Johannes Nepomuk und St. Johannes der Täufer

Die Zunftstange der Kissinger Schreinerzunft ist von einem Heiligen bekrönt, der nach der priesterlichen Kleidung mit Birett, Mozetta und Rochett sowie den Attributen Märtyrerpalm und Kreuz in den Händen eindeutig der heilige Johannes Nepomuk ist. Nach den einschlägigen Büchern ist jedoch kein Patronat für die Schreiner bekannt.

Auch die zweite Zunftstange der Schreiner zeigt einen Heiligen, der nach Kleidung und Lamm auf dem Arm der heilige Johannes der Täufer ist. Johannes der Täufer ist allerdings bei seinen zahlreichen Patronaten auch Patron der Zimmerleute.

Die beiden Zunftstangen sind zwar nicht datiert, jedoch in der Formgestaltung dem Klassizismus zuzurechnen. Dabei müssen sie nicht unbedingt in der Zeit um 1770 entstanden sein. Möglicherweise hat man noch im 19. Jahrhundert alte Formen verwendet, um so Kontinuität zu zeigen. Jedenfalls stammen sie nicht



Abb. 5: Die Zunftstange der Bauhandwerker mit dem hl. Joseph.

aus der Zeit vor 1770, wie die „Kunstdenkmäler“ behaupten.

Müllerzunft mit St. Johannes Nepomuk

Eine neue Zutat ist die Zunftstange mit dem heiligen Johannes Nepomuk, der in diesem Fall eindeutig Patron des Müllerhandwerks ist. Im 19. Jahrhundert gab es in Kissingen noch vier Mühlen im kurzen Lauf des Mühlbachs, wobei die letzte, zuletzt „Leuchs-Mühle“ genannt, erst für den Erweiterungsbau des Landratsamts um 1980 abgerissen wurde. Stifter dieser Zunftstange, die nie in Funktion war und an der Außenmauer der Empore angebracht ist, war der inzwischen verstorbene Adolf Kühnlein, der aus einer Mühle in Euerdorf stammend während seiner Dienstzeit bei der Stadt Bad Kissingen das Müllerhandwerk erlernt hatte und sich ab da selbstironisch „Mühlologe“ nannte. Die Zunftstange – eine sehr gute, fein ausgearbeitete Schnitzarbeit – müßte aus seiner Wahlheimat in Südtirol (Grödnertal?) stammen. Diese Zunftstange ist

die einzige mit einer rot-weißen Tragestange, wobei man die Farben Rot-Weiß sowohl Franken und Bad Kissingen, aber auch Tirol zuordnen kann.

Schön wäre es, wenn die Zunftstangen bei der zu beobachtenden Renaissance des Fronleichnamfestes wieder in der Prozession mitgetragen würden. Für die nicht mehr bestehenden Handwerke würden sich sicher andere Berufsgruppen finden, die sich für dieses Brauchtum verantwortlich fühlen. Bei der Karfreitagsprozession in Lohr z.B. werden die von nicht mehr vorhandenen Zünften gestifteten Figuren von modernen Berufsgruppen getragen. So entspricht der Beruf des Sattlers und des Wagners heute im weiteren Sinn dem

Kraftfahrzeughandwerk, das die Menschen unserer Tage mobil hält.

Literatur:

- Karl Gröber: Die Kunstdenkmäler von Unterfranken und Aschaffenburg. Heft X: Stadt Bad Kissingen und Bezirksamt Kissingen. München 1914,
- Helene u. Thomas Finkenstedt: Stanglsitzerheilige und Große Kerzen. Weißenhorn 1968,
- Otto Wimmer/Hartmann Melzer: Lexikon der Namen und Heiligen. Innsbruck-Wien 1984,
- Franz Warmuth: Herz-Jesu-Pfarrei Bad Kissingen. Bad Kissingen 1984,
- Werner Eberth: Zünftige Vergangenheit, in: „Saale-Zeitung“ Bad Kissingen, 19.07.2007, S. 16 (mit Farabbildung aller Stangen).

Schüler der Realschule Ebern fertigen Dokumentation über den jüdischen Friedhof in Ebern/Unterfranken an

von
Israel Schwierz

Anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Aus der jüdischen Geschichte von Altenstein“ in den Räumen des „Hauses auf dem Zeilberg“ übergaben Schüler und Lehrer der Realschule Ebern eine Dokumentation über den jüdischen Friedhof in Ebern an Codula Kappner. Dieses Werk – sechs prall gefüllte Aktenordner – hatten neun Schüler ab dem Jahre 2007 im Rahmen eines erweiterten Projekts im Fach Technisches Zeichnen/CAD mit ihren Lehrern Manfred Eller und Konrektor Christian Fackler erstellt. Die Arbeit wurde während der feierlichen Ausstellungseröffnung durch die Schüler Christian Lurz und Dominik Schunk überreicht.

Der jüdische Friedhof in Ebern – 1633 auf dem Steinberg errichtet – wurde bis 1710 immer wieder erweitert. Er diente als Bezirksfriedhof für sehr viele umliegende jüdische Gemeinden, denen lange nicht gestattet war, eigene Friedhöfe einzurichten. Früher gab es hier ca. 2.900 Grabstätten. Die Belegung des Friedhofs – die letzte Bestattung fand hier 1912 statt – ging erst zurück, nachdem ab 1832 wegen der damals drohenden Cholera-gefahr den größeren Gemeinden gestattet wurde,

eigene Begräbnisstätten anzulegen. Die Schüler berichteten, daß bereits beim Vermessen des Friedhofsareals erste Schwierigkeiten aufgetreten seien, denn ihnen hätten in dem hügeligen, mit vielen Gebüsch bewachsenen Gelände nur behelfsmäßige Hilfsmittel wie Fluchtstäbe und Meßbänder zur Verfügung gestanden. 2007 konnten auf dem Friedhofsareal noch 1.083 Grabsteine, die sie in den Friedhofsplan eingearbeitet hätten, gefunden werden. Dazu erwies sich die neue digitale Technik als äußerst große Hilfe, denn die Bilder der Grabsteine auf der 12.000 Quadratmeter großen, ummauerten Fläche sind jetzt auf einer Festplatte gespeichert und können jederzeit abgerufen werden.

Außer der digitalen Erfassung des gesamten Friedhofes befaßten sich die Realschüler zusätzlich mit den Bestattungsgebräuchen, Beerdigungs- und Traueritten, aber auch mit den Symbolen und den – soweit für sie lesbaren – Beschriftungen der Grabsteine. Auch mit dem jüdischen Verständnis von „Friedhof“ setzten sie sich im Rahmen des Religionsunterrichtes auseinander. Sie alle sehen es – so die beiden Schüler – als ihre Aufgabe an, diejeni-

gen Stätten, die an die Juden in der Region erinnern, zu erhalten und zu pflegen. Als Fazit ihrer Bemühungen stellten sie fest: „*Leider sind wir der hebräischen Sprache nicht mächtig, so daß uns die meisten Namen und Schicksale verschlossen bleiben, doch wissen wir, daß dort Menschen bestattet wurden, die genauso wie wir gelernt, geliebt, gesorgt, gehofft, gelebt und sicher ihren Glauben intensiver gelebt und erlebt haben als viele von uns heute.*“

Die sechs Aktenordner füllende Dokumentation wurde zunächst an das Haus der Bayerischen Geschichte in Augsburg gegeben, wo sie in allernächster Zeit auf einer Internetseite für alle Interessierten zugänglich gemacht werden soll. Danach kommt sie in das Jüdische Museum in Fürth.

Trotz aller Vorbehalte und Ressentiments, die es (verständlicherweise) von jüdischer Seite (und hier besonders in jüdischen Kreisen in den USA) immer noch gegen „die Deutschen“ gibt, sollte man die Leistungen der jungen Generation in Deutschland, wie im vorliegenden Beispiel dargestellt, auch entsprechend würdigen. So verdienen die ehrlichen Bemühungen der Schüler und Lehrer der Realschule Ebern, den jüdischen Friedhof der Stadt so gut wie nur möglich zu dokumentieren und damit dem sicheren Vergessen zu entreißen, die Anerkennung und den Dank aller, denen ein friedliches Miteinander aller Religionen zum Wohle der Menschheit sowie der ehrliche Umgang mit der Geschichte der eigenen Region ein aufrichtiges Anliegen ist.

Hier könnte Ihre Werbung stehen!

Bei Fragen und Interesse an einer Werbeanzeige wenden Sie sich bitte an:

Frankenbund Bundesgeschäftsstelle

z. Hd. Frau Dr. Bergerhausen
Stephanstraße 1
97070 Würzburg
Tel.: 0931/56712
email: info@frankenbund.de

Frankenbund Schriftleitung

z. Hd. Herrn Dr. Peter A. Süß
Am Galgenberg 14
97074 Würzburg
Tel.: 0931/611730
schriftleitung@frankenbund.de

Wir drucken alles für Sie!

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

halbigdruck
offset • digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Johannes Mack: Der Baumeister und Architekt Joseph Greissing. Mainfränkischer Barock vor Balthasar Neumann. Würzburg 2008 (=Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte. VIII. Reihe: Quellen und Darstellungen zur fränkischen Kunstgeschichte, Bd. 16), 797 Seiten.

Mit vorliegendem Band publiziert Johannes Mack seine von der Universität des Saarlands angenommene Dissertation. In den einleitenden Abschnitten breitet der Autor sehr ausgiebig die bisherige Literatur zu Greissing aus und geht dabei mit einigen Autoren scharf zu Gericht. Dies mag, zumindest teilweise, inhaltlich berechtigt sein, etwas weniger Suffizienz hätte der Arbeit aber gut angestanden. Die Darstellung von Greissings Werk ist naheliegenderweise dreiteilig: Dem Aufstieg unter Johann Philipp von Greiffenklau und der Rolle als dessen Hofbaumeister folgt die Tätigkeit für Stifte und Klöster, der sich wiederum die Leistungen für private Auftraggeber anschließen. Man darf davon ausgehen, daß das offensichtliche Bemühen um Vollständigkeit des Werkkatalogs von Erfolg gekrönt war.

Vorliegende Publikation ist nicht das klassische, gerundete Werk eines Emeritus, der das Reindestillat einer lebenslangen Befassung mit Joseph Greissing vorlegt. Es ist die engagierte Schrift eines Doktoranden, der erkannte, daß mit der Ära Greissing und der „Greiffenclau-Zeit“ ein brach liegendes Feld zu beackern war, das reiche Ernte versprach. Und der unter dem unter Motto antrat, seinen Protagonisten an Meister Petrini und an der noch erdrückenderen Person Balthasar Neumanns vorbei vor die Front treten zu lassen. Man muß vermuten, daß sich der Verfasser prinzipiell der Gefahr einer Überhöhung von Greissings Bedeutung als Architekt bewußt war. In einigen Punkten wird Mack seine Thesen aber wohl auch in dieser Hinsicht noch zu verteidigen haben. Das Postulat, Neumann und

seine Ära wären ohne Greissing und sein Werk nicht denkbar, fordert die Exponenten der kunstgeschichtlichen Disziplin zur Diskussion auf. Die Hypothese, Greissing sei faktisch Neumanns Lehrer gewesen, entbehrt definitiver archivalischer Belege. Bei der Zuschreibung von Entwurf und Ausführung der Barockisierung des Schlosses Walkershofen stützt sich Mack auf die Würzburger Hofkammerprotokolle. Tatsächlich ist an den Fundstellen lediglich der Rapport Neumanns zu finden, daß Meister Joseph noch eine Anzahl trockener Bretter in Walkershofen lagere. Bei einer späteren Hofkammersitzung, sechs Tage vor Greissings Tod, wird verfügt, daß ihm diese Materialien zu erstatten seien.

Daß Mack die seinerzeit durch von Freeden allzu schnell vorgenommene Zuschreibung des Zeughauses auf der Festung Marienberg an Andreas Müller angreift, ist nicht verwunderlich. Daß er aber, vor dem Hintergrund einer ebenso dürftigen Quellenlage, Greissing an dessen Stelle setzt, entbehrt allerdings der Konsequenz. Immerhin ignorierte der Autor den Pferdefuß dieser Zuweisung nicht gänzlich: Die erhebliche fortifikatorische Komponente des Bauwerks, die sich in vollem Umfang nur aus Planunterlagen erschließt, kann nicht auf einen zivilen Baumeister zurückgehen. Mack „löst“ dieses Problem, man möchte fast sagen, auf journalistische Weise, indem er das Phantom eines auswärtigen Fortifikationsexperten ins Spiel bringt. Bei dem Versuch, Müller gänzlich abzuwerten und ihn als Militär zu apostrophieren, der bestenfalls für „Schützengräben und Erdwälle“ kompetent sei, vergißt der Verfasser, daß „Ingenieur“ in der Barockzeit als das Synonym für Militärbaumeister zu gelten hat und daß überdies Schützengräben zu dieser Zeit unbekannt waren.

Das Verdienst des Autors, der Greissing-Forschung neue Impulse zu geben und sich der Kärnerarbeit einer breitbasigen und detaillierten Werkübersicht unterzogen zu haben,

bleibt von derlei kritischen Anmerkungen unberührt. Was Greissing angeht, wird man an Mack in Zukunft nicht mehr vorbei kommen. Es wird sicher spannend sein, zu beobachten, ob er das klassische Greissing-Bild, das sich bisher neueren Forschungen gegenüber als resistent erwiesen hat, nachhaltig beeinflussen wird. Die Schriftleitung der Gesellschaft für fränkische Geschichte war sicherlich gut beraten, den Titel in ihre renommierte Schriftenreihen aufzunehmen. Bleibt zu sagen, daß Johannes Mack als Ergänzung seiner Arbeit die Publikation eines Quellenbands zu Greissing vorbereitet.

Wolfgang Bühling

Andrea Dippel/Matthias Strobel/Kunstvilla im KunstKulturQuartier (Hrsg.): Gerhard Wendland: Das druckgraphische Werk. Nürnberg 2010 (Verlag für moderne Kunst), ISBN 978-3-86984-044-4, 256 Seiten, Paperback, 39 Euro.

In diesem Jahr jährt sich der Geburtstag des 1910 in Hannover geborenen und 1986 in Nürnberg verstorbenen Künstlers Gerhard Wendland. Dies war Anlaß, ein Werk wiederzuentdecken, das in großen Teilen als Druckgrafik auf uns gekommen ist. Wendland ist einer jener Künstler, die in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts zur abstrakten Kunst fanden – als Teil einer internationalen Avantgarde. 1959 stellte Wendland auf der zweiten „documenta“ aus – ein Höhepunkt in seiner Biographie. Kurz danach kam seine Berufung an die Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg, der er bis Ende der 1970er Jahre verbunden blieb.

Beim Blättern in dem jetzt erschienenen Katalog, der vor allem das druckgraphische Werk vorstellt, ist man verblüfft. Immer wieder wechselte Wendland seine künstlerische Handschrift, experimentierte mit Neuer Sachlichkeit, Op-Art, Fauvismus, Expressionismus, spirituellem, exotischem Lyrismus – Paul Klee oder auch Kandinsky nicht unähnlich. Frei war er, Richtungen zu ändern, neue Wege einzuschlagen.

Als Wendland eingeladen wurde, auf der

„documenta II“ drei Werke zu präsentieren, galt er als einer der bedeutsamsten Vertreter der Abstraktion in Deutschland. Sein Werk atmet den Geist der späten Moderne, mal deutet er Figuren an, dann findet er sein Glück in leuchtenden Farbflächen, um sich später dann kosmischen Sujets zu widmen: Am Ende seines Künstlerlebens entstehen Darstellungen von Sonnen und Monden.

Immer wieder wurde kritisiert, Wendland habe zu viel experimentiert, hätte keinen genuinen, eigenen Stil finden können. So berechtigt diese Feststellung ist, so kann ihr auch widersprochen werden. Denn in seinen immer neuen Drehungen und Wendungen wird die Lust des Künstlers spürbar, Kunst als immer neues, poetisches Erlebnis, als Poesie-Erreger zu begreifen.

Der vorliegende Katalog setzt diese Idee wunderbar um – und bietet nicht nur ein Werkverzeichnis der druckgraphischen Arbeiten, sondern auch lesenswerte Texte über Wendlands Teilnahme an der „documenta II“, über Parallelen zu Paul Klee und die Nürnberger Kunstszenen jener Zeit. Eindrucksvoll sind auch die vielen Photographien zum Leben Wendlands aus dem Nachlaß und die sehr persönlichen Texte ehemaliger Schüler wie z.B. Herbert Achternbusch.

„*Er war neben dem Bruder meiner Großmutter mein einziger Lehrer*“, so Achternbusch, „*er war der beste Lehrer, obwohl er mir nichts zugetraut hat, hat er alles von mir erwartet.*“ Der 1941 geborene ehemalige Wendland-Schüler Norbert Pfeiffer resümiert: „*Er machte aus dem Lehren eine Kunst.*“

Marc Peschke

Cordula Kappner: „Von Burgpreppach über Auschwitz in das Konzentrationslager Sachsenhausen – Der Weg des Kindes Gerhard Eckmann – Eine Spurensuche“. 2. überarbeitete u. ergänzte Aufl. Zeil 2009 (Selbstverlag der Autorin), 10,— Euro (Die Dokumentation ist bei der Autorin zuzügl. Porto zu bestellen: Cordula Kappner, Mühlenweg 5, 97475 Zeil am Main, Tel. Nr.: 09524/30 35 86).

Im Sommer 2009 gab die frühere Leiterin des Bibliotheks- und Informationszentrums in Haßfurt, Dip. Bibl. Cordula Kappner, die seit ihrer Pensionierung in Zeil/Main wohnt, eine zweite überarbeitete Auflage ihrer Arbeit über den durch die SS ermordeten jüdischen Jungen Gerhard Eckmann heraus. Nach einem kurzen Vorwort stellt sie auf 23 Seiten das kurze Leben des jüdischen Kindes aus dem unterfränkischen Burgpreppach sehr eindrucksvoll dar.

Gerhard Eckmann wurde am 7. August 1929 in Burgpreppach als Sohn des Ölhändlers Leopold Eckmann und seiner Frau Amalia geboren. Ab April 1935 besuchte er hier bis zum November 1938 die kleine jüdische Volksschule. Nach der Pogromnacht, in deren Verlauf Synagoge und jüdische Geschäfte des Ortes verwüstet und vernichtet worden waren und Vater Eckmann mit weiteren jüdischen Männern verhaftet und später ins Konzentrationslager Dachau verschleppt worden war, entschlossen sich die Eltern des kleinen Gerhard, ihren Sohn zusammen mit anderen jüdischen Kindern im Ausland in Sicherheit zu bringen. So verließ er am 20. Februar 1939 seinen Heimatort mit dem Ziel Brüssel. Hier wartete er in Anderlecht, einem Arbeiterviertel der belgischen Hauptstadt, im jüdischen Kinderheim „Home Speyer“ auf seine Ausreise in die USA, wo er bei Verwandten seiner Mutter unterkommen sollte. Doch der Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien am 10. Mai 1940 machte alle Pläne zunichte. Nun waren die jüdischen Kinder gezwungen, aus Brüssel zu fliehen. Ihr Ziel war das unbesetzte Frankreich. In einer Unterkunft in Seyre in der Nähe von Villefranche-Lorrainais wurden die Flüchtlinge aus Belgien – unter ihnen auch Gerhard Eckmann – untergebracht. Das Heim, eine zweistöckige Scheune, stand unter dem Schutz der „Organisation Secours Suisse aux Enfants“, die zum Schweizer Roten Kreuz gehörte. Im Frühjahr 1941 zogen die Kinder dann in ein auf dem Lande gelegenes verlassenes Schloß bei Foix, das Château de la Hill, um. Einigen Kindern gelang von hier aus die legale Auswanderung in die USA – für die Mehrzahl der Jugendlichen aber machte die judenfeindliche Einstellung der Beamten der amerikanischen

Einwanderungsbehörde diese letzte Rettung zunichte. Am 11. November 1942 wurde die südliche Zone Frankreichs durch deutsche und italienische Truppen besetzt. Die jüdischen Kinder saßen jetzt in der Falle. Gerhards Angehörige in den USA unternahmen alles nur Mögliche, um ihn doch noch zu retten; trotzdem hatten ihre Bemühungen keinen Erfolg. Obwohl alle Formalitäten erledigt und sogar die 523,50 Dollar für die Überfahrt bezahlt waren, scheiterte die Ausreise am Verhalten der Vichy-Regierung, die für nur ein paar Tage den örtlichen Präfekturen die Erteilung der Ausreisewilligungen entzogen hatte: das Schiff legte ohne Gerhard ab.

Gerhard – mittlerweile war der Vater gestorben und die Mutter in einem Vernichtungslager – wartete in Marseille auf eine weitere Ausreisemöglichkeit. Später war er in Nizza bei der Organisation „Œuvre du Secours aux Enfants“ (OSE) des Rabbi Zalman Schneerson untergebracht. Nachdem auch Nizza von deutschen Truppen besetzt worden war (vorher war es unter italienischer Besatzung), kam Gerhard im April 1943 nach St. Etienne-de-Crossey in das Schloß Du Manoir am See Le Dauphin, in dem der Rabbi elternlose Kinder untergebracht hatte. Hier erlebte er seine letzten glücklichen Tage. Als die Lage im Schloß nach der Kapitulation Italiens immer gefährlicher wurde, teilte der Rabbi im September 1943 die Kinder und Jugendlichen in drei Gruppen auf und brachte sie unter falschem Namen in Weilern um Voiron zwischen Lyon und Grenoble unter. Gerhard Eckmann war mit anderen Kindern in La Martellière bei Voiron im Haus Perrin versteckt. Die Gruppe wurde von einem Nachbarn bei der Gestapo denunziert. In der Nacht vom 23. zum 24. März 1944 wurden 17 Kinder von der französischen Gestapo verhaftet und in das Gestapoquartier nach Grenoble gebracht. Von hier wurde er – nach einem kurzen Aufenthalt im Durchgangs- und Sammellager Drancy bei Paris – am 16. April 1944 in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert. Da er als „arbeitsfähig“ eingestuft wurde, kam er in die sogenannte „Maurerschule“ der SS im Block 13 a. Da die russische Front immer näher rückte, wurden die 356 Kinder und Jugendlichen der „Maurer-

schule“ am 27. November 1944 in das Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht. Von hier aus kam Gerhard Eckmann in das berüchtigte Arbeitslager Lieberose in Jamlitz, das ca. 80 km von Sachsenhausen entfernt war. Hier mußte er bis zu seiner Ermordung durch die SS am 3. oder 4. Februar 1945 Sklavenarbeit beim Straßenbau verrichten. In Jamlitz endete das kurze Leben von Gerhard Eckmann aus Burgpreppach durch Mörderhand.

An der Stelle, an der der Massenmord an den jüdischen KZ-Häftlingen stattfand, wurde am 4. Mai 1971 ein Massengrab mit Toten des Arbeitslagers Lieberose entdeckt: 577 durch Genick- oder Kopfschuß Ermordete wurden exhumiert, eingäschert und in einem Urnengrab auf dem Galgenberg in Lieberose beigesetzt. Am 6. Mai 1973 wurde dann hier ein Mahnmal eingeweiht; seit 1982 ist den Opfern und der Geschichte des jüdischen Arbeitslagers Lieberose in der Nähe des Urnengrabes ein „Museum am Mahnmal“ gewidmet.

Eine Dankesliste an alle, die bei der Konzeption des Werkes geholfen haben, ein kurzes Literaturverzeichnis, eine Archivaufstellung, ein Nachwort zur 1. Auflage sowie eine 30seitige Sammlung von Kopien der wichtigsten Dokumente über Leben und Sterben des Kindes Gerhard Eckmann runden die Arbeit ab.

Hätte sich Cordula Kappner nicht der Geschichte Gerhard Eckmanns aus Burgpreppach angenommen und hätte sie nicht unglaublich viel Kraft, Mühe, Ausdauer und Zeit auf die umfangreichen Recherchen verwendet, wer – außer ganz wenigen Verwandten – hätte noch an den kleinen Jungen aus Unterfranken gedacht? Durch ihre wertvolle Arbeit hat sie das traurige Schicksal dieses Jungen dem sicheren Vergessen entrissen. Dafür gebührt ihr Anerkennung und großer Dank aller, denen der ehrliche Umgang mit der Geschichte ein Herzensanliegen ist.

Israel Schwierz

MESUSA 7: „Der Tag, an dem meine Shoa begann“. Die Geschichte des Baruch Ron. Mühlhausen 2010. (= Spuren Jüdischer Vergangenheit an Aisch, Aurach, Ebrach und Seebach), ISBN 978-3-933623-15-7, 172 S., zahlr. Abb., 15 Euro (Beim Herausgeber zuzügl. Porto zu bestellen: Johann Fleischmann, Richard-Matthes-Str.9, 96172 Mühlhausen, E-mail: Johann.Fleischmann@mesusa.de).

Im März 2010 wurde in einer bewegenden Feierstunde, an der neben den vier Kindern, zwei Neffen und einer Nichte auch zahlreiche Freunde der Hauptperson teilnahmen, die dramatische Lebensgeschichte des als Berthold Rindsberg im Dezember 1924 in Adelsdorf geborenen, heute als Baruch Ron in Yokneam (Israel) lebenden Autors der Öffentlichkeit vorgestellt. Das Werk war ursprünglich in Israel in hebräischer Sprache erschienen, wurde jedoch von Sylvia und Heribert Schmitz ins Deutsche übersetzt und ist jetzt, dank der Bemühungen des Herausgebers Johann Fleischmann vom Arbeitskreis „Jüdische Landgemeinden an Aisch, Aurach, Ebrach und Seebach“ einer breiten deutschsprachigen Leserschaft zugänglich.

Nach einem Vorwort des Herausgebers und Geleitworten von Dr. Christiane Kolbet, Dr. David Wahl (dem Sohn von Baruchs Schwester Rosi), Yoav Ron (dem Sohn von Baruchs Bruder Schlomo) und Mirya (Baruchs Tochter) folgen 76 Seiten, in denen Baruch Ron sein äußerst bewegtes Leben schildert. Diese Arbeit war auf Grund des intensiven Drängens seiner Kinder entstanden.

Nach einer den Leser sehr bewegenden Einführung berichtet der als Berthold Rindsberg geborene Baruch Ron in einem ersten Kapitel über seine Kindheit – über die Wurzeln seiner Familie, die Hochzeit seiner Eltern Felix Feist Rindsberg mit Selma, geb. Stühler, über seine Geschwister Siegfried, Rosi und Rudolf, über seine zunächst unbeschwerten Kinderjahre in Adelsdorf und Uehlfeld und ab 1933 über die Zeit ab dem Tag, „an dem meine Shoa begann“ (gemeint ist die Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933). In den beiden

nachfolgenden Abschnitten erfährt der Leser sehr viele äußerst interessante und bewegende Einzelheiten über seine Pubertät im Schatten des Antisemitismus und über die Ereignisse, die ihn letztendlich zwingen, sein Elternhaus zu verlassen und in der nächst größeren Stadt Bamberg die Schule zu besuchen. Hier erlebte er nicht nur die „Reichskristallnacht“, von hier aus bemühte er sich auch erfolgreich um die Ausreise für sich und andere Kinder. Auch seine weitere Odyssee – der geheime Aufenthalt in Köln und Hamburg wird sehr eindrucksvoll beschrieben. In einem vierten Teil wird die Situation des inzwischen jugendlichen Juden im Zweiten Weltkrieg einfühlsam aufgezeigt, zunächst wieder das gefährvolle Verweilen in Köln und dann die Flucht nach Dänemark über Berlin. Das nachfolgende fünfte Kapitel beschreibt das Schicksal des jüdischen Flüchtlings in Dänemark: die Akklimatisierung im Lande, das Leben in der Gastfamilie Dr. Nielsen, die mit großer Dankbarkeit empfundene Möglichkeit zur Teilnahme am kulturellen Leben des Landes, die Versuche, seine Familie in Deutschland doch noch zu retten, schließlich die Besetzung des Königreiches durch deutsche Truppen, die erneute Gefahr für Leib und Leben der Flüchtlinge und schließlich die Flucht ins neutrale Schweden. Hier beginnt für Berthold Rindsberg noch einmal ein neues Leben. Darüber berichtet er im sechsten Teil seiner Lebensbeschreibung. Über Stationen im Kinderheim in Falun und auf dem Hof der Familie Wallenberg gelangt er schließlich nach Uppsala, wo er nicht nur die Universität besucht, sondern wo er auch das Ende des Krieges erlebt. Danach beginnt für ihn – so kann man es den nächsten drei Abschnitten entnehmen – sein langer Weg in die Freiheit. Nach Zwischenstationen in Dänemark und Schweden sowie einer erfolgreichen Tätigkeit als begehrter Künstler macht er sich auf die beschwerliche Alijah (Einwanderung) in das damalige britische Mandatsgebiet Palästina an Deck des Auswandererschiffes „Haim Arlosoroff“, das jedoch vor der Küste gestoppt wird. Die Einwanderer werden gefangen genommen und in Zypern in Lagern interniert. Auch im Internierungslager ist Baruch Ron wieder als Künstler sehr erfolgreich. Im letzten – dem zehnten Kapitel: „Nestbau in Israel“ – be-

schreibt er sehr eindrucksvoll nicht nur die Akklimatisierung im Land, die Tätigkeiten und Schwierigkeiten im Kibbuz und den Ortswechsel und Aufbau einer neuen glücklichen und zufriedenen stellenden Existenz in der Moshawa Yokneam, er berichtet auch über seinen sehr erfolgreichen Auslandsaufenthalt im Iran. In einem Schlußwort stellt er die Verwandten vor, die die Shoa überlebt haben – seinen älteren Bruder Schlomo (Siegfried) in Israel und seine Schwester Rosi in den USA. Ein Epilog – Schluß ohne Ende – und eine Erinnerung an die zahlreichen Familienangehörigen, die in der Schoah dahingerafft wurden – unter ihnen auch seine Mutter Selma Rindsberg s.A. und sein kleiner Bruder Rudolf Rindsberg s.A. – zahlreiche Abbildungen, Erklärungen zu den Fußnoten, ein Photo des Grabsteins seines Vaters Felix Feist Rindsberg s.A. auf dem jüdischen Friedhof in Fürth (auch ein Opfer der Shoa, da er an den Folgen der im KZ Dachau erlittenen Mißhandlungen gestorben ist), Briefe von Mutter Selma an Tochter Rosi, Gedenkseiten von Yad Vashem, zahlreiche Bilder aus den Jahren 1996 und 1998, Dokumente des Arbeitskreises, ein Abbildungsverzeichnis, ein Orts-, Namens- und Begriffsverzeichnis sowie eine Danksagung runden dieses sehr beeindruckende Werk harmonisch ab.

MESUSA 7 ist ein Buch, das in der Tat einmalig ist. Die Lebensbeschreibung von Baruch Ron beeindruckt nicht nur durch die große Klarheit und die schlichte Sprache. Was vor allem Bewunderung hervorruft, ist die sehr große Ehrlichkeit, die diese Vita stets ausstrahlt. Dafür gebührt ihrem Autor höchste Anerkennung und tiefster Dank. Dank gebührt aber auch dem Herausgeber, den Übersetzern und allen, die sich um das Erscheinen dieser einmaligen Dokumentation verdient gemacht haben. Es wäre wünschenswert, wenn dieses Werk einer möglichst breiten Leserschaft zugänglich gemacht werden könnte, vor allem in den Schulen. Es sollte meiner Meinung nach in die Schulbibliotheken aller bayerischen Haupt-, Realschulen und Gymnasien aufgenommen werden.

Israel Schwierz

Stefan Weinfurter: Eichstätt im Mittelalter. Kloster-Bistum-Fürstentum. Regensburg (Verlag Friedrich Pustet) u. Eichstätt (Willibaldsverlag) 2010, ISBN 978-3-7917-2273-3 u. ISBN 978-3-9813219-3-7, 271 S., 24,90 Euro.

Wer sich mit der Geschichte Mittelfrankens, insbesondere der Historie der Landkreise Roth, Ansbach und Eichstätt beschäftigt, wird nicht umhin können, sich auch mit der Geschichte des Bistums Eichstätt zu befassen. Stefan Weinfurter, der von 1982 bis 1987 „Professor für Landesgeschichte mit besonderer Berücksichtigung Bayerns“ an der Katholischen Universität Eichstätt (heute Eichstätt-Ingolstadt) war – er hielt übrigens im Juli 2010 den Festvortrag beim Festakt zur 950-Jahrfeier der Stadt Roth –, veröffentlichte ganz aktuell eine interessante Publikation, die für die mittelalterliche Geschichte unserer Region von großer Bedeutung ist: „Eichstätt im Mittelalter. Kloster-Bistum-Fürstentum“. Das neue Buch stellt einen fundierten Abriss der mittelalterlichen Bistums-geschichte dar.

Der Begriff „Mittelalter“ umfaßt den Zeitraum von etwa 500 bis etwa 1500. Im Jahre 740 war in Eichstätt zunächst eine Klostergründung vorgesehen. Dies wird in der Willibald-Vita, die von der Nonne Hugeburc von Heidenheim wohl 778 verfaßt wurde, überliefert. Die Gründung Eichstatts gehört in den Zusammenhang der Bistumsgründungen des angelsächsischen Missionars Bonifatius (gestorben 754/755).

Nach eingehenden Erörterungen, die den Rahmen dieser Buchvorstellung sprengen würden, kommt Stefan Weinfurter zu dem Ergebnis, daß es noch unter Bonifatius ein Bistum Eichstätt gegeben habe, auch wenn sich Willibald selbst nach wie vor mehr als Mönch sah und sich 762 als „*episcopus de monasterio Achistadi*“, als „*Bischof mit Sitz im Kloster Eichstätt*“, dem großen fränkischen Gebetsbund von Attigny angeschlossen hatte.

Zwischen 741 und 748 müssen der „Ur-Nordgau“ und Eichstätt fränkisch geworden sein, schreibt Weinfurter. Der Grenzbereich

der „*parrochia*“ von Eichstätt dürfte nach Osten hin mit großer Wahrscheinlichkeit mit demjenigen der fränkischen Provinz „Nordgau“ übereingestimmt haben.

Ausführlich erörtert der Autor die karolingisch-fränkisch-eichstättischen Verbindungen. Die ottonisch-salische Zeit des 10. und 11. Jahrhunderts bezeichnet er als „*eine Glanzepoche Eichstatts*“. Eindrucksvolles Zeugnis dafür ist heute noch der „Liber Gundekarii“, ein prächtig ausgeschmücktes Buch Bischof Gundekars II. von Eichstätt (1057-1075), das zahlreiche kunstvolle Miniaturen, vorwiegend Darstellungen der Eichstätter Bischöfe, enthält. Diesem Buch, das 1071/72 angelegt wurde, wurde von der Forschung große Aufmerksamkeit zuteil. Die Reihe der Bischöfe wurde im „Gundekarianum“ immer wieder ergänzt. Die farbigen Miniaturen sind in Weinfurters Publikation alle wiedergegeben.

Im dritten Kapitel geht Stefan Weinfurter auf „Friedrich I. Barbarossa und Eichstätt“ ein. Unter anderem erinnert er an eine Streitsache mit den Grafen von Abenberg. So hatte sich Graf Wolfram II. von Abenberg in seiner Burg zwischen 1110 und 1115 eine „*cellula*“ eingerichtet, die von Abt Reginhard geleitet wurde. Der Sohn Graf Wolframs, Rapoto I., forderte, die Stiftung rückgängig zu machen, da sie ohne seine Zustimmung erfolgt sei.

Im folgenden beleuchtet Weinfurter die Bistums-geschichte um 1300, eine Zeit, die tief bewegt war von den Auseinandersetzungen zwischen Kaiser Ludwig dem Bayern und Papst Johannes XXII. in Avignon. Im Mittelpunkt der regionalen Geschichte steht die Herrschaft der Grafen von Hirschberg.

Unter Bischof Reinboto begann die Eichstätter Kirche damit, planmäßig Burgen und Befestigungen zu erwerben oder auszubauen und sie zu Mittelpunkten der bischöflichen Herrschaft und Verwaltung zu machen. Reinboto erwarb im Gebiet der unteren Rezat die Burg Wernfels (1284), die Stadt und Burg Abenberg (1296), die befestigte Stadt Spalt (1294) und die Burg Sandskron nördlich von Spalt auf dem Massenberg (1295). Damit wurden die Grundlagen für die Ämter Abenberg und Wernfels-Spalt geschaffen.

Im zweiten Teil des Buches stellt der Autor die „Viten und Verehrung des heiligen Willibald im Mittelalter“ vor. Die erste Lebensbeschreibung Willibalds wurde noch zu seinen Lebzeiten von der Nonne Hugeburc vom Kloster Heidenheim verfaßt. Die zweite Vita schrieb um 895 der Mönch Wolfhard von Herrieden, der ein „Märtyrer- und Heiligenbuch“ verfaßte. Die Vita III entstand im 10. Jahrhundert, ihr Verfasser ging als „Anonymus Haserensis“ in die Annalen ein.

Das umfangreichste Kapitel bildet ein Überblick über Leben und Wirken der Eichstätter Bischöfe. Neben Stefan Weinfurter haben diesen Part die Autoren Helmut Flachenecker, Monika Fink-Lang, Ernst Reiter und Klaus Kreitmeir verfaßt. Die Reihe der besprochenen Bischöfe geht von den Anfängen im 8. Jahrhundert bis zu Bischof Johann Euchar Schenk von Castell (1685-1697). Im Anhang finden wir die lateinischen Texte, wie sie im „Pontifikale Gundekarianum“ über jeden Bischof niedergeschrieben wurden.

Robert Unterburger

Klaus Gasseleder: Wanderleben – Aus dem Leben eines Wanderarbeiters im mittleren Europa von 1886 bis 1936. Ein historischer Roman. Erlangen (Wildleser Verlag) 2009, ISBN 983-3-923611-30-0, 234 S., zahlr. s/w Abb., ca. 20,— Euro.

Der Autor erzählt im vorgelegten Band das fiktive Leben seines Großvaters. Der biographische Roman entstand anhand von Daten, die aus dessen Arbeitsbuch stammen. Im Nachlaß seiner Eltern entdeckte Klaus Gasseleder die Unterlagen, die ihn zu weiteren Nachforschungen veranlaßten. Seinen Großvater hat er nie persönlich kennen gelernt, da dieser bereits nahezu ein Jahrzehnt vor seiner Geburt verstarb.

„Ja, so könnte es gewesen sein“, sagt Gasseleder. Das Wanderleben führt uns in die Zeit des Kaiser- und Königreichs Österreich-Ungarn zurück. Dazu hat der Autor sich intensiv mit dieser Vergangenheit auseinandergesetzt. Es ist die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg mit den umfassenden politischen Verwerfungen in Südost-Europa und dem

wirtschaftlichen Aufschwung, hier stellvertretend mit dem Eisenbahnbau, der für das Schicksal des Großvaters bestimmend war. Gasseleder war auf den Spuren von Franz Zurmann in Slowenien, der Steiermark, Niederösterreich, Südtirol, Wien und weiteren Orten. Das Ergebnis ist eine spannende Lebensgeschichte, die keineswegs einen geraden Verlauf nimmt und oftmals im alltäglichen versanden könnte. Doch dieser „Franc Zurman“ war aus anderem Holz geschnitzt. Geboren wurde er in Bosnien, Nahe Sarajewo. In sehr ärmlichen Verhältnissen hat er eine kurze Kindheit verbracht, elf Jahre in Bosnien, ein weiteres Jahr in der italienischsprachigen Provinz Trient in Südtirol. Von dort stammte sein inzwischen verstorbener Stiefvater, und die fünfköpfige Familie erhoffte sich Hilfe zum Überleben. Die italienische Familie des Stiefvaters und die Behörden am Ort mochten die „Croati“ aber nicht. Der Zwölfjährige riß aus und ging nach Wien. Dort arbeitete er als Laufbursche, bis sein Arbeitgeber in Konkurs ging.

Es folgen zahlreiche weitere Stationen im damals Österreichischen, dort findet auch noch die Hochzeit und die Familiengründung statt – meist in Begleitung des Eisenbahnbaus. Ab 1913 endet das unstete Leben durch die Festanstellung in Schweinfurt bei Höpflinger und Fries. Das war Glück gepaart mit Willen. Franz Zurmann – er hatte seinen Namen eingedeutscht – erkannte die Vorboten des Ersten Weltkriegs und war gleichzeitig von der Einberufung zum Militär bedroht. Das Glück blieb ihm nicht treu, starb er doch bereits im Alter von 50 Jahren an einer verschleppten Blinddarmentzündung.

In Schweinfurt hat Zurmann sich im gewerkschaftlichen Milieu erheblich engagiert. Es war ja auch eine aufstrebende Arbeiterstadt. Er lernte Esperanto, um sich mit Gesinnungsgenossen in ganz Europa austauschen zu können. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten schwand der politische Widerstand auch in Schweinfurt. Die Zurmanns quittierten dies mit Verbitterung, wandten sich von ihrem bisherigen Engagement ab und zogen sich zurück.

Der Enkel Klaus Gasseleder hat seinem Großvater und den einfachen Leuten ein wür-

diges Denkmal gesetzt. Das Buch ist besonders für Leser geeignet, die eine lebendige Schilderung der politischen Alltagsverhältnisse und deren wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen in der Kaiserzeit authentisch geschildert wissen wollen.

Thomas Voit

Andreas Bode/Georg Drescher/Uwe Müller/Hilla Schütze/Peter Weidisch (Hrsg.): Neuer Korb voll Allerlei – Bücher für Kinder. Ein Gang durch sechs Jahrhunderte. Neustadt an der Aisch (Verlagsdruckerei Schmidt) 2009 (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt 23, Museum Otto Schäfer, Ausstellungskatalog Neue Folge 4, Sonderpublikationen des Stadtarchivs Bad Kissingen Band 6), ISBN 978-3-87707-751-1, 259 S., zahlr. a. farb. Abb., 20,— Euro.

Mit dem vorliegenden Buch wird sowohl der Fachmann als auch der Laie eingeladen, in die Welt der Kinder- und Jugendbücher einzutauchen. Es begegnen uns „Die Häschenschule“, „Struwelpeter“ und „Münchhausen“ ebenso wie die Gebrüder Grimm. In elf mehr oder weniger chronologischen Kapiteln wird der Inhalt gegliedert. Friedrich Rückerts Kinderreime sind ebenso zu finden wie eine anschauliche Darstellung der politischen Propaganda des Nationalsozialismus.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Kinderbüchern ist vergleichsweise jung. Erst etwa ab den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wird diese Art der Literatur professionell erforscht. Zunächst glaubte man, es handle sich um ein überschaubares Forschungs- und Sammlungsgebiet, mußte aber zunehmend erkennen, daß die Tiefe der Bestände größer als erwartet war. Gleiches gilt für den Zeitraum seitdem Kinder- und Jugendbücher produziert werden. War man anfangs der Auffassung spezielle Kinder- und Jugendbücher seien erst im Laufe des 18. Jahrhunderts aufgekommen,

mußte man feststellen, daß sie seit Beginn des Buchdrucks existieren! Das älteste Ausstellungsstück stammt etwa aus dem Jahr 1476. Im 18. Jahrhundert bildete sich dann die Trennung von Lehrbüchern für den Unterricht und „Kinderbüchern“ in der heutigen Auffassung aus.

Der Band ist der Katalog zu Ausstellungen, die vom 13. März bis 12. Juli 2009 im Museum Otto Schäfer in Schweinfurt und im Alten Rathaus in Bad Kissingen stattfanden. Leihgeber der Ausstellungen waren die Stadtarchive Bad Kissingen und Schweinfurt, das Museum Otto Schäfer in Schweinfurt, die Sammlung Hilla Schütze Bad Kissingen, die Internationale Jugendbibliothek München und die Sammlung Paul Maar Bamberg. Damit sind die Ausstellungen mit einer Fülle exquisiter Exponate bestückt und das begleitende Druckwerk außergewöhnlich. Der Kinderbuchautor Paul Maar („Sams“) ist ein langjähriger und leidenschaftlicher Sammler ebenso wie Hilla Schütze. Die Bibliothek Otto Schäfer beherbergt eine private Büchersammlung von europäischem Rang und kann auch in diesem Zusammenhang mit Ausstellungsstücken glänzen.

Es ist wirklich überraschend was alles aus den Tiefen der Archive an eigentlich Bekanntem auftaucht und vom Leser wiederentdeckt werden darf. Die Einführung von Andreas Bode, der auch die jeweiligen Kapitel erläutert, und je ein Register der verwendeten Literatur und der Illustratoren bilden den Rahmen des Katalogs. Die hervorragende Reproduktion des Textes und der Abbildungen verdienen besondere Erwähnung. Ein lobenswertes Preis-Leistungs-Verhältnis liegt dem Leser in den Händen. Insgesamt ein rascher und verständlicher Zugang zu dem Thema Geschichte des Kinder- und Jugendbuches.

Thomas Voit

Kneißl, Gudrun, Geierwally – Heimatfilm im Wandel der Zeit

von
Julia Krieger

Vom 13. bis 16. Januar 2011 veranstaltet der Bezirk Mittelfranken in Kooperation mit dem Bayerischen Landesverein für Heimatpflege und dem Filmhauskino Nürnberg ein Heimatfilmsymposium. Denn Heimatfilme und Filme oder Krimis mit Regionalbezug haben Konjunktur. Anders als im klassischen Heimatfilm, der in Altbayern, im Schwarzwald oder in Norddeutschland spielt, bilden heute fast alle deutschen Regionen – auch Franken – die Kulisse für Filme mit Lokalkolorit. Dieses Phänomen in Film und Fernsehen läßt die Frage aufkommen, in welcher Traditionslinie diese Entwicklung zu sehen ist, was Heimatfilme über die Jahre so attraktiv für das Publikum machte und warum es heute ein „Revival“ regionaler Filme aller Art gibt. Die Veranstaltung geht der Frage nach, wie sich der Heimatfilm entwickelte, wie er sich verändert hat und welche zeithistorischen Ausprägungen zu erkennen sind.

Der Heimatfilm als originär in Deutschland entstandenes Filmgenre entwickelte sich aus dem Bergfilm der 1920er Jahre und erlebte seine Blütezeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als der Schrecken von Krieg und Zerstörung in der Darstellung heiler Natur, einfacher Weltbilder und glücklicher Menschen kompensiert werden sollte. Im Zusammenhang mit der 68er-Bewegung kamen dann realistische und ungeschönte Darstellungen hinzu, die stark sozialpolitisch geprägt waren. Die aktuellen Heimatfilme zeigen demgegenüber häufig einen spielerischen, humorvollen Umgang mit dem Begriff „Heimat“ und verwischen oftmals die Genre Grenzen.

Eröffnet wird das Festival am Abend des 13. Januar mit einer Festrede des ehemaligen Intendanten des Bayerischen Rundfunks und Vorstandsmitglied des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, Herrn Prof. Dr. Albert Scharf. Als Auftaktfilm wird im Beisein von Regisseur Hans W. Geißendörfer und des

Drehbuchautors Fitzgerald Kusz die Geschichte der zwölfjährigen „Gudrun“ (1991) zu sehen sein, die das Ende des Zweiten Weltkriegs im Nürnberger Umland erlebt.

In den folgenden drei Tagen schließen sich paradigmatische Heimatfilme von den 1920er Jahren bis heute an. Die Filme werden jeweils von einem Experten eingeführt und in den jeweiligen Kontext gestellt. Im Anschluß an die Vorstellungen besteht Gelegenheit zur Diskussion.

Die für den Themenkreis geradezu obligatorische „Geier-Wally“ von 1921 ist die früheste Produktion der Reihe. Der Stummfilm wird musikalisch begleitet. Die Zeit des Nationalsozialismus vertritt „Kolberg“, der 1943/44 als „Durchhaltefilm“ im Auftrag von Goebbels entstanden ist. Bereits 1945 verboten, schildert dieser sog. „Vorbehaltsfilm“ in propagandistischer und geschichtsverfälschender Weise den Widerstand der Bürger Kolbergs gegen die Franzosen.

In der Wirtschaftswunderzeit der 1950er Jahre unterstützte der Heimatfilm unter anderem die Entstehung touristischer Sehnsüchte. Das mittelfränkische Rothenburg ob der Tauber diene als Kulisse für die „Christel von der Post“ (1956). Die Stadt steht – einem filmischen Ferienprospekt gleich – im Zentrum der Handlung um einen Startrompeter und der Postbotin Christel im Konflikt mit ihrem Verlobten. Ein 50er-Jahre-Kostümwettbewerb begleitet die Filmaufführung.

Die Kategorie „sozialkritischer Heimatfilm“ repräsentieren die „Jagdszenen aus Niederbayern“ (1969) sowie ein frühe Verfilmung des Lebens von „Mathias Kneißl“ von 1971. Die „Jagdszenen aus Niederbayern“ – eine allgemeine Parabel auf die „Jagd von Menschen auf Menschen“ – begründeten die Ära des kritischen Heimatfilmes in Deutschland. Der überwiegend im mittelfränkischen Weißenburg gedrehte „Mathias Kneißl“ zeigt den

weitbekannten Räuber als sozialen Außenseiter und nicht als populären Robin-Hood.

Aktuelle Entwicklungen des Genres werden anhand von „Wer früher stirbt, ist länger tot“ (2006) sowie an „Freiwild. Ein Würzburg-Krimi“ (2008) nachvollziehbar. Der Kassenschlager „Wer früher stirbt, ist länger tot“ vereint Themen wie Tod, Religiosität, Kinderängste, Dialekt und Wandel in der ländlichen Gesellschaft und steht paradigmatisch für eine neue Art des Heimatfilms jenseits aller Klischees. Die in „Freiwild“ geschlossene Verbindung aus Spannung, Humor und regionaler Verwurzelung ist inzwischen zu einem Markenzeichen des überaus populären Genres Heimatkrimi geworden. Drehbuchautor Peter Probst und Hauptdarsteller Thomas Schmauser werden bei der Aufführung anwesend sein. Diese letzte, dezidiert fränkische Produktion beschließt das Heimatfilmfestival und bildet zusammen mit dem Eröffnungsfilm eine fränkische Klammer.

Begleitend zu den genannten Filmen präsentiert das Filmhauskino Nürnberg im Rahmen seines regulären Kinderprogramms verschiedene Heidi-Versionen, während ein

Dokumentarfilm das Thema „Heimat“ aus der Sicht von Jugendlichen behandelt. Zwei Schüler haben den eigentümlichen Brauch der „Kerwasau“ (2008) in ihrem Heimatdorf filmisch portraitiert. Während der drei Veranstaltungstage wird außerdem die Video-Installation „Silberwald“ des Künstlers Christoph Girardet zu sehen sein, die den deutschen Heimatfilm der 1950er Jahr in den Blick nimmt. Ebenso parallel zur Filmreihe thematisiert eine Ausstellung die Entwicklung des Heimatfilms von den Anfängen bis heute sowie die dazugehörigen, sich ständig wandelnden Vorstellungen, Kontinuitäten und Diskontinuitäten.

Alle Interessierten sind herzlich zu dieser Veranstaltung eingeladen!

Telephonische Kartenreservierung unter: 0911 / 231 73 40.

Veranstaltungsort: Filmhaus Nürnberg im KunstKulturQuartier (Kino und Festsaal), Königstraße 93, 90402 Nürnberg.

Das detaillierte Programm ist im Internet abrufbar unter: www.bezirk-mittelfranken.de (Kultur) oder www.heimat-bayern.de (Termine).

Goldmünze zeigt Würzburger Residenz

von
Thomas Konhäuser

Die siebente Münze einer mehrjährigen Goldmünzen-Serie von Orten des UNESCO-Weltkulturerbes in Deutschland, die das Bundesministerium der Finanzen am 7. Oktober 2010 herausgegeben hat, würdigt die Würzburger Residenz. Die großartige Palastanlage wurde von der UNESCO als Residenz mitsamt Residenzplatz und Hofgarten 1981 als eines der ersten deutschen Ensembles in die Liste des Weltkulturerbes aufgenommen.

Die Würzburger Residenz wird zu Recht als das einheitlichste und außergewöhnlichste aller Barockschlösser betrachtet. Zwischen 1720 und 1744 erbaut, bis 1780 fertig ausgestattet und zwischen 1765 und 1780 mit

prachtvollen Gärten versehen, veranschaulicht sie einen der strahlendsten Fürstenhöfe Europas. Die Würzburger Residenz ist einzigartig durch ihre Originalität, ihr ehrgeiziges Bauprogramm und die internationale Zusammensetzung der Künstler und Kunsthandwerker, die hier bei Bau und Ausstattung gewirkt haben. Die Residenz ist ein Beispiel für das Zusammenwirken von Künstlern aus den kulturell wichtigsten Ländern Europas, eine „Synthese des europäischen Barock“. Das 1779 bis 1787 rekonstruierte Spiegelkabinett, eines der Paradezimmer des Schlosses, zählt zu den vollkommensten Raumkunstwerken des Rokoko.



Abb.: Bei der Münzübergabe in der Würzburger Residenz (v.l.n.r.): Thomas Lurz, Parl. Staatssekr. Hartmut Koschyk, bayr. Finanzminister Georg Fahrenschon u. OB Georg Rosenthal.

Das architekturgeschichtliche Einzugsgebiet der Würzburger Residenz reicht von Wien bis Paris und von Genua und Venedig bis Amsterdam. Der Bau faßt die Ergebnisse der großen abendländischen Architekturströmungen jener Zeit, der französischen Schloßarchitektur, des Wiener Barock und des oberitalienischen Palast- und Sakralbaues, zu einem Gesamtkunstwerk von erstaunlicher Universalität zusammen und wurde daher zu Recht von der UNESCO als Welterbe anerkannt.

Als Franken war es dem Parlamentarischen Staatssekretär im Bundesfinanzministerium, Hartmut Koschyk MdB, eine ganz besondere Freude, die 100-Euro-Goldmünze des Jahres 2010 „UNESCO-Welterbe Würzburger Residenz und Hofgarten“ in der Würzburger Residenz vorstellen zu können und dem Bayerischen Staatsminister der Finanzen, Georg Fahrenschon, dem Würzburger Oberbürgermeister Georg Rosenthal sowie Thomas

Lurz, Weltmeister und Europameister im Langstreckenschwimmen, als ersten je ein Exemplar überreichen zu dürfen. Eine 100-Euro-Gedenkmünze in Gold gibt der Bundesfinanzminister nur einmal im Jahr heraus. Sie ist sozusagen das Premium-Produkt unter den Gedenkmünzen des Bundes. Daran kann man ermesen, welche besondere Wertschätzung der Bund dem Weltkulturerbe-Status der Würzburger Residenz beimißt.

Die Münze besticht nicht nur durch die Motivauswahl, sondern auch durch die künstlerische Motivgestaltung. Dem Berliner Künstler Dietrich Dorfstecher, von dem der Entwurf stammt, ist es in hervorragender Weise gelungen, die barocken Elemente Residenz und Hofgarten sowie den Residenzplatz mit dem 1894 errichteten Frankonia-Brunnen, der mit der Verkörperung Frankens bekrönt ist, wiederzugeben.

Autorenverband Franken (AVF) tagte in Rothenburg ob der Tauber

von

Irmi Kistenfeger-Haupt

Vom 24. bis 25. September 2010 fand die Jahrestagung des Autorenverbands Franken in Rothenburg ob der Tauber statt. Der inzwischen über hundert Mitglieder zählende Verband hält sein Jahrestreffen jedes Jahr im Herbst in einer anderen Kommune Frankens ab.

Allgemein ist zum Autorenverband Franken folgendes zu vermerken: 1963 wurde durch den Schriftsteller, Kunsthistoriker und Heimatforscher G. Harro Schaeff-Scheefen in Würzburg der „Fränkische Autorenkreis“ gegründet, 1964 entstand daraus der „Verband Fränkischer Schriftsteller“. Um dem Image eines Verbands reiner Mundartdichter entgegenzuwirken, gab sich der Verband 2001 den heutigen Namen „Autoren-Verband Franken“. Inzwischen sind im Verband längst alle Gattungen der Dichtung vertreten: von der Lyrik, der Prosa, dem Drama und Hörspiel bis hin zu Sach- und journalistischen Texten. Zum 1. Vorsitzenden des Autorenverbands Franken wurde 2008 Karl-Heinz Schreiber aus Goldbach bei Aschaffenburg, zum 2. Vorsitzenden Helmut Stauder aus Hösbach bei Aschaffenburg gewählt. Die Mitglieder des Verbands kommen aus allen Regionen Frankens, wie z.B. Coburg, Forchheim, Nürnberg, Schweinfurt, Rothenburg, Aschaffenburg, Pegnitz, Lauf, Langenzenn, um nur einige zu nennen. Doch gehören dem AVF nicht nur in Franken lebende Autoren an, sondern auch solche, die sich Franken verbunden fühlen oder die dort ihre Wurzeln haben.

In Aschaffenburg und Umgebung trifft sich regelmäßig eine Gruppe jugendlicher Dichter, die „Jungen Frank'n“, die zwischen 12 und 25 Jahre alt sind. Sie lesen v.a. in Cafés, treten bei „Poetry Slams“ auf und suchen intensiv über die Schulsprecher der fränkischen Gymnasien nach schreibenden Jugendlichen. In Nürnberg findet einmal im Monat in einem der mittelalterlichen Türme die sog. „Turmlesung“ statt, wo sich die Autoren aus dem mittel- und oberfränkischen Raum treffen, Texte lesen und sich gegenseitig konstruktiv kritisieren. Auch Gäste sind stets willkommen. Immer wieder finden

gemeinsame Leseauftritte oder Lesereihen der „Turmautoren“ statt, wie z.B. in Fürth, Wendelstein oder Katzwang bei Nürnberg. Um Einzellesungen kümmern sich die Mitglieder gerne selbst. Viele der Mitglieder haben bereits mehrere Bücher veröffentlicht oder es sind Texte in unterschiedlichen Anthologien erschienen. Einzelne Autoren waren in den letzten Jahren über ihren Verlag auf der Buchmesse Leipzig lesend vertreten.

Die Veröffentlichungen des Autorenverbands Franken sind vielfältig: Zweimal im Jahr erscheint für Mitglieder und Förderer das Journal „Literarisches Leben“. Darin werden u.a. Neumitglieder mit Texten sowie Neuerscheinungen von Mitgliedern vorgestellt, und es wird von Auszeichnungen, Projekten und Veranstaltungen berichtet. Im Abstand von mehreren Jahren veröffentlicht der Verband eine Anthologie – meist zu einem bestimmten Thema –, in die Texte von Mitgliedern aufgenommen werden. Die letzte Anthologie wurde 2006 unter dem Titel „Stimmen, die durch Wände dringen“ herausgegeben.

2008 wurde vom Autorenverband Franken zum ersten Mal der Schaeff-Scheefen-Literaturpreis ausgeschrieben. 2010 kürte der Verband die Preisträger in Kirchberg a.d. Jagst im hohenlohischen Franken, wo der Dichter Schaeff-Scheefen gelebt hatte. Die 25 besten Texte erschienen in einer gesonderten Anthologie unter dem Titel: „Höhenflüge und Abgründe. Fränkische Geschichten“. 2011 wird wieder eine Ausschreibung für den Schaeff-Scheefen-Preis erfolgen. Geplant ist zudem in der nächsten Zeit ein Lexikon, in dem alle Mitglieder des Autorenverbands Franken mit einer Vita und einem kurzen Text vorgestellt werden. Die Nürnberger Gruppe (einschließlich der Region) gibt seit einigen Jahren am Jahresende die „Turmlese“ heraus, eine kleine Anthologie, in der von jedem Autor ein Text, der im Jahr der Herausgabe beim Treffen im Turm gelesen worden ist, abgedruckt wird.

Neben den Veröffentlichungen des Verbands ist sicherlich erwähnenswert, daß viele Mit-

glieder Kontakte zu anderen Einrichtungen oder Verbänden pflegen. Zum Beispiel treten sie bei Lesungen oder Rundfunksendungen mit anderen Dichtern auf, gehen in Schreibwerkstätten oder geben selbst Kurse oder besuchen in Nürnberg das monatlich stattfindende „Literarische Café“ des Bildungszentrums. Der AVF ist somit vielfältig vernetzt und dadurch in den letzten Jahren immer bekannter geworden. In besonderer Weise trägt dazu der Internetauftritt des Autorenverbands Franken bei. Unter www.avf-autorenverband-franken.de ist es jedem Interessierten möglich, sich ein umfassendes Bild über den AVF zu machen, Genaueres über einzelne Autoren zu erfahren oder Kontakt mit dem Verband aufzunehmen.

Die Jahrestagung des Autorenverbands Franken am 24./25. September 2010

Das jährliche Treffen, das sich stets über zwei Tage erstreckt, weitet ebenfalls den Bekanntheitsgrad aus. Im September 2010 organisierte die Verfasserin dieses Artikels, Irmi Kistenfeger-Haupt (Autorin und Mitglied im AVF), das Jahrestreffen in ihrer ehemaligen Heimatstadt Rothenburg ob der Tauber. Gute und vielfältige Kontakte zu den entsprechenden Einrichtungen sowie zur Presse waren dazu notwendig.

Am Morgen des ersten Tages lasen acht Autoren in der Oskar-von-Miller-Realschule unter dem Motto „Dichter zum Anfassen“. In mehreren neunten und zehnten Klassen hatten die Schriftsteller einen Einzelauftritt, und im Anschluß daran konnten die Schülerinnen und Schüler Fragen stellen. In allen Klassen kam es zu regem Austausch. Die Autoren freuten sich über den herzlichen Empfang durch Schulleiter Dieter Schulz und die Lehrer sowie die positiven Reaktionen. Am Nachmittag gab es eine Führung durch die Altstadt, dabei auch auf die Stadtmauer, in den Klosterhof und in die Judengasse. Das jüdische und literarische Leben in Rothenburg bildete einen Schwerpunkt der Führung. Ebenso besuchte man das Haus des Lyrikers und verstorbenen Mitglieds Wilhelm Staudacher. Der Abend stand im Zeichen einer öffentlichen Lesung in der wunderbar renovierten ehemaligen Johanniterscheune (beim Kriminalmuseum), in der oft kulturelle Veranstaltungen im Rahmen des Rothenburger Kulturforums stattfinden, organisiert von dessen

Leiter, Herrn Erich Landgraf. Auch hier lasen im gut besuchten Saal acht Autoren die unterschiedlichsten Texte: experimentelle Lyrik, Kurzgeschichten, Reiseerzählungen, Mundartlyrik, Erinnerungen. Der Abend wurde umrahmt von drei Rothenburger Musikern, die Lieder und Musikstücke der 1960er Jahre spielten und eine beschwingte Stimmung mit ihren Instrumenten (Gitarren und Saxophon) und Stimmen erzeugten. Im Anschluß daran saßen viele Autoren und Freunde noch im Traditionslokal „Zur Glocke“ zusammen, wo im übrigen während der beiden Tage die Autoren, deren Ehegatten, Kinder und Freunde mit Speis’ und Trank versorgt wurden.

Am zweiten Tag empfing Bürgermeister Kurt Förster die Autoren im Rothenburger Rathaus am Marktplatz. Ausführlich stellte er die geschichtliche, kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung Rothenburgs dar. Im Anschluß daran trat der „Kellermeister“ im historischen Gewand auf – mit einem großen Humpen Frankenweins, der sodann im Saal herumgereicht wurde. Der 1. Vorsitzende des Autorenverbands Franken, Karl-Heinz Schreiber, dankte in seiner Gegenrede für die großzügige Spende der Stadt Rothenburg, mit der die Unkosten der Tagung etwas ausgeglichen werden konnten. Am Nachmittag des zweiten Tags fand die Jahreshauptversammlung des Verbands in der „Kelter“ des Gasthofs „Zur Glocke“ statt. Hier wurden die Aktivitäten des vergangenen und die Pläne für das kommende Jahr erörtert. Die Neumitglieder stellten sich – wie dies alljährlich üblich ist – mit einem Text vor. Vor und nach der Tagung würdigte die Presse die Tagung ausführlich und reich bebildert im „Fränkischen Anzeiger“ sowie im „Rotour Stadtmagazin für Rothenburg o.d.T. und Umgebung“. Im Nachhinein waren noch viele positive Stimmen von Besuchern der Abendveranstaltung, von den Lehrern der Realschule und den Teilnehmern der Tagung zu hören. Im nächsten Jahr wird das Autorentreffen in Coburg stattfinden.

Wir hoffen, daß der Autorenverband Franken auch in Zukunft eine breite Öffentlichkeit findet und daß er somit dazu beiträgt, das vielfältige Bild Frankens auf dem literarischen Sektor zu verstärken. Nicht zuletzt deshalb ist der AVF auch seit einigen Jahren Mitglied im Frankenbund, um die kulturellen Kontakte zu vertiefen.